

Ф.М.ДОСТОЕВСКИЙ
ИДИОТ·Ф.М.ДОСТОЕВСКИЙ·ИДИОТ·Ф.
Ф.М.ДОСТОЕВСКИЙ·ИДИОТ·Ф.М.ДОСТОЕВСКИЙ·ИДИОТ·Ф.

FJODOR
DOSTOJEWSKIJ
DER IDIOT

Roman
In der Neuübersetzung
von Swetlana Geier

Fischer



»Die gesamte Bewegung des Buches gleicht einem ungeheuren Krater-einsturz«, schrieb Walter Benjamin über den Roman ›Der Idiot‹, der 1868 als zweiter der großen »Romantragödien« Dostojewskijs erschien. Im Mittelpunkt steht Fürst Myschkin, ein tragischer Don Quijote, der als »wahrhaft guter Mensch« über die dünne Kruste wandelt, unter der die Themen der Zeit widerhallen: Rußland und Europa, östliche Mystik und Religiosität gegen Industrialisierung, Eisenbahnen und Nihilismus.

Myschkin kehrt von einem Sanatoriumsaufenthalt in der Schweiz nach St. Petersburg zurück. Im Zug lernt er Rogoschin kennen, der von seiner Leidenschaft zu Nastassja Filippowna erzählt, einer »gefallenen Frau«. Rogoschin zieht ihn in ein Dreieck: Aus den sich auf ihn zustürzenden Figuren kann sich Fürst Myschkin nicht mehr befreien, noch kann er Rogoschin von seinem Mord zurückhalten. Am Ende ist Myschkin wie vor dem Sanatoriumsaufenthalt ein »Idiot«, ein heiliger Narr, der dem 19. Jahrhundert und uns einen Spiegel vorhält.

›Dostojewskijs Stimmen sprechen jetzt«, urteilte die Kritik über Swetlana Geiers Neuübersetzung von ›Verbrechen und Strafe‹. Dostojewskij charakterisiert seine Figuren nicht durch lange Beschreibungen, sondern durch ihre Sprechweisen. Mit großem sprachlichen Einfühlungsvermögen gelingt es Swetlana Geier für diese Idiome deutsche Entsprechungen zu finden.

Swetlana Geier wurde 1923 in Kiew geboren und lebt in Freiburg. Sie übersetzt seit 1957 aus dem Russischen: u.a. Solschenizyn, Platonow und Sinjawskej.

Fjodor Michailowitsch Dostojewskij (1821–1881) war ursprünglich Leutnant in St. Petersburg. Er quittierte seinen Dienst 1844, um freier Schriftsteller zu werden. Seine großen Romane ›Verbrechen und Strafe‹, ›Der Idiot‹, ›Die Dämonen‹, ›Der Jüngling‹ und ›Die Brüder Karamasow‹ erschienen alle in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts.

Im Fischer Taschenbuch Verlag: ›Verbrechen und Strafe‹ (Bd. 12997) und ›Traum eines lächerlichen Menschen‹ (Bd. 12864).

Fjodor Dostojewskij

DER IDIOT

Roman

Aus dem Russischen neu übersetzt
von Swetlana Geier

Fischer Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, März 1998

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Ammann Verlags & Co., Zürich
© 1996 by Ammann Verlag & Co., Zürich
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-596-13510-9

ERSTER TEIL

I

ENDE November, bei Tauwetter, gegen neun Uhr morgens, näherte sich ein Zug der Petersburg–Warschauer-Eisenbahnlinie mit Volldampf Petersburg. Es war so feucht und neblig, daß es nur zögernd hell wurde; aus den Waggonfenstern ließ sich auf zehn Schritt rechts und links vom Bahndamm kaum etwas erkennen. Ein Teil der Reisenden kehrte aus dem Ausland zurück; aber am stärksten besetzt waren die Abteile dritter Klasse, und zwar durchweg von kleinen Leuten und Geschäftsreisenden, die nicht von sehr weit her kamen. Alle waren, verständlicherweise, müde, alle hatten nach dieser Nacht schwere Lider, alle fröstelten, alle Gesichter waren blaßgelb von der Farbe des Nebels draußen.

In einem der Waggons dritter Klasse fanden sich, als es zu tagen begann, zwei Reisende einander gegenüber, beide auf den Fensterplätzen – beide jung, beide so gut wie ohne Gepäck, beide nicht gerade elegant gekleidet, beide mit ziemlich bemerkenswerten Gesichtern und beide mit dem Wunsch, endlich miteinander ins Gespräch zu kommen. Wenn beide gewußt hätten, was an ihnen in diesem Augenblick bemerkenswert war, dann hätten sie sich natürlich gewundert, daß der Zufall sie sonderbarerweise in denselben Waggon dritter Klasse der Petersburg–Warschauer-Eisenbahnlinie einander gegenüber gesetzt hatte. Der eine war gerade noch mittelgroß, etwa siebenundzwanzig, mit krausem, beinahe schwarzem Haar und kleinen grauen, jedoch feurigen Augen. Seine Nase war breit und platt, er hatte hohe Backenknochen und schmale Lippen, die sich unentwegt zu einem dreisten, spöttischen und sogar boshaften Lächeln verzogen; aber seine Stirn war hoch, wohlgeformt und hielt der unedel entwickelten unteren Gesichtspartie die Waage. Besonders auffallend

an diesem Gesicht war seine tödliche Blässe, die der ganzen Physiognomie des jungen Mannes etwas Ausgezehrtes verlieh, ungeachtet seines ziemlich kräftigen Körperbaus, gleichzeitig aber auch etwas Leidenschaftliches, gequält Leidenschaftliches, das mit dem unverschämten, rohen Lächeln und dem scharfen, überheblichen Blick keineswegs harmonierte. Er trug einen warmen, weit geschnittenen schwarzen Tuchmantel, der mit Lammfell gefüttert war, und hatte die Nacht über nicht gefroren, während sein Gegenüber alle Wonnen einer feuchten russischen Novembernacht, mit der er offensichtlich nicht gerechnet hatte, auf seine durchfrorenen Schultern hatte nehmen müssen. Er war in einen ziemlich weiten, ärmellosen und dicken Mantel mit riesiger Kapuze gehüllt, wie sie oft von Reisenden im Winter getragen werden, irgendwo im fernen Ausland, in der Schweiz zum Beispiel oder in Norditalien, wo man nicht mit solchen Entfernung rechnen muß wie der von Eydtkuhnen bis Petersburg. Aber das, was in Italien passend war und vollkommen genügte, erwies sich nur bedingt passend in Russland. Der Besitzer des Kapuzenmantels war ein junger Mann von ebenfalls sechs- oder siebenundzwanzig Jahren, etwas mehr als mittelgroß, mit hellblondem, dichtem Haar, eingefallenen Wangen und einem leichten, spitzen, fast völlig weißen Bärtchen. Seine Augen waren groß, blau und aufmerksam; ihr Blick war sanft, aber auch schwer, mit jenem merkwürdigen Ausdruck, an dem manche Menschen sofort den Epileptiker erkennen. Das Gesicht des jungen Mannes war angenehm, feingeschnitten, schmal und trocken, aber farblos und im Augenblick sogar blau vor Kälte. Auf seinen Knien schaukelte ein dürftiges Bündel, in einen alten, verblichenen Foulard eingeschlagen, offenbar sein einziges Gepäckstück. An den Füßen trug er Schuhe mit dicken Sohlen und Gamaschen – alles nicht nach russischer Art. Der schwarzhaarige Nachbar im gedeckten Lammpelz betrachtete dies alles eingehend, zum Teil aus Langeweile, und fragte

schließlich mit jenem ungenierten Lächeln, in dem mitunter das rücksichtslose und herablassende Behagen angesichts des Mißgeschicks des Nächsten zum Ausdruck kommt:

»Kalt?«

Und er hob die Schultern.

»Sehr«, antwortete der Nachbar außerordentlich bereitwillig, »und dabei haben wir auch noch Tauwetter. Wie wäre es erst bei Frost; ich hatte nicht gedacht, daß es bei uns so kalt ist. Ich wußte es nicht mehr.«

»Sie kommen aus dem Ausland? Oder?«

»Ja, aus der Schweiz.«

»P-f-f-f-f, da hat es Sie aber weit verschlagen! ...«

Der Schwarzhaarige stieß einen kurzen Pfiff aus und lachte laut.

Die Unterhaltung kam in Gang. Die Bereitwilligkeit des blonden jungen Mannes im Schweizer Mantel, auf sämtliche Fragen seines dunklen Nachbarn einzugehen, war erstaunlich und völlig arglos, obwohl manche herablassend, deplaziert und müßig waren. Unter anderem ließ sich seinen Antworten entnehmen, daß er in der Tat lange Zeit außerhalb Rußlands verbracht hatte, über vier Jahre, und daß er krankheitsshalber ins Ausland geschickt worden war; es hatte sich um ein eigenständliches Nervenleiden gehandelt, ähnlich der Epilepsie oder dem Veitstanz, begleitet von Muskelzuckungen und Krämpfen. Der Dunkle grinste mehrmals beim Zuhören; und er lachte laut, als auf seine Frage: »Haben die's kuriert?« der Blonde antwortete: »Nein, sie haben es nicht kuriert.«

»He! Hat Sie bestimmt 'ne Menge Geld gekostet! Für nichts und wieder nichts, aber wir glauben ja denen da drüber«, bemerkte der Dunkle gehässig.

»Wahr und wahrhaftig!« mischte sich ein Mitreisender ins Gespräch, der neben ihm saß und ein in seinem Amt verkrusteter subalterner Beamter sein mochte, schlecht gekleidet, etwa vierzig Jahre alt, von kräftiger Statur, mit roter

Nase und einem Gesicht voller Mitesser. »Wahr und wahrhaftig, die ziehen nur für nichts und wieder nichts alle russische Kraft zu sich herüber.«

»Oh, in meinem Fall irren Sie sich aber«, widersprach der Patient aus der Schweiz mit sanfter und versöhnlicher Stimme. »Freilich, ich kann Ihnen nicht widersprechen, denn ich weiß nicht alles, aber mein Arzt hat mir von seinem eigenen Geld auch diese Reise bezahlt und hatte mich vorher beinahe zwei Jahre dort auf seine Kosten leben lassen.«

»Wieso, gab's denn keinen, der für Sie zahlte?« fragte der Dunkle.

»Nein, Herr Pawlistschew, der für meinen Unterhalt aufkam, ist vor zwei Jahren gestorben. Ich habe dann hierher geschrieben, an die Generalin Jepantschina, meine entfernte Verwandte, aber keine Antwort erhalten. Und so komme ich hierher.«

»Hierher? Wohin denn?«

»Sie meinen, wo ich absteige? ... Ich weiß es noch nicht, wirklich ... Ich ...«

»Sie wissen's noch nich'?«

Darauf brachen beide Zuhörer von neuem in Lachen aus.

»Und in diesem Bündel is' wohl Ihr ganzes Hab und Gut?« fragte der Dunkle.

»Wetten, daß es so ist«, fiel der rotnasige Beamte mit höchst zufriedener Miene ein, »und daß die Gepäckwagen keine weiteren Koffer mitführen, obwohl Armut keine Schande ist, was nicht unbemerkt bleiben darf.«

Es erwies sich, daß es sich wirklich so verhielt: Der blonde junge Mann hatte es ungewöhnlich eilig, es zu bestätigen.

»Trotz und alledem kommt Ihrem Bündelchen eine gewisse Bedeutung zu«, fuhr der Beamte fort, nachdem beide sich satt gelacht hatten (bemerkenswerterweise hatte auch der Besitzer des Bündelchens bei ihrem Anblick schließlich in das Lachen eingestimmt, was ihre Heiterkeit noch erhöhte), »auch, wenn man wetten kann, daß es weder Gold noch

ausländische Rollen mit Napoleons d'or, noch Friedrichs d'or oder gar holländische Dukaten enthält, worauf schon allein Ihre Gamaschen schließen lassen, die Ihre ausländischen Schuhe umhüllen, aber ... wenn man zu Ihrem Bündelchen eine solche Verwandte wie etwa die Generalin Jepantschina hinzuaddieren könnte, dann würde auch diesem Bündelchen eine andere Bedeutung zukommen, vorausgesetzt, daß die Generalin Jepantschina in der Tat Ihre Verwandte ist und Sie keinem Irrtum erlegen sind, etwa aus Zerstreutheit ... was einem Menschen sehr, sehr leicht passieren kann, aus ... sagen wir ... aus ... einem Übermaß an Phantasie.«

»O ja, Sie haben es wieder getroffen«, beeilte sich der blonde junge Mann zu bestätigen, »ich bin in der Tat fast so gut wie einem Irrtum erlegen, das heißt, sie ist fast keine Verwandte von mir; so wenig sogar, daß ich damals keineswegs erstaunt war, daß man mir nicht dorthin zurückschrieb. Ich hatte es nicht anders erwartet.«

»Sie haben das Geld für das Porto umsonst ausgegeben. Hm! ... Jedenfalls sind Sie gutherzig und aufrichtig, und solches ist lobenswert. Hm! ... General Jepantschin ist uns wohlbekannt, schon deshalb, weil er eine allgemein bekannte Persönlichkeit ist; und der selige Herr Pawlistschew, der für Ihren Unterhalt in der Schweiz aufgekommen ist, ebenfalls, das heißt, wenn es sich um Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew handelt, es gab nämlich zwei Vetttern dieses Namens. Der andere lebt heute noch auf der Krim, und Nikolaj Andrejewitsch, der Verstorbene, war ein angesehener Mann mit Beziehungen und besaß seinerzeit viertausend Seelen ...«

»Ganz richtig, er hieß Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew«, sagte der junge Mann und sah den Herrn Allwissend aufmerksam und interessiert an.

Solchen Herren Allwissend begegnet man gelegentlich, und gar nicht einmal so selten, in einer bestimmten Gesellschaftsschicht. Sie wissen alles, und ihre ganze unruhige

Wißbegier und ihre Fähigkeiten bewegen sich unaufhaltsam in einer einzigen Richtung, freilich in Ermangelung bedeutender Lebensinteressen und Anschauungen, wie ein moderner Denker sagen würde. Unter den Worten »sie wissen alles« ist eine allerdings recht eng begrenzte Sphäre zu verstehen: bei welchem Amt dieser oder jener beschäftigt ist, mit wem er verkehrt, wie groß sein Vermögen ist, wo er Gouverneur war, mit welcher Geborenen er verheiratet ist, wie hoch die Mitgift seiner Gattin war, wer sein Cousin, wer sein Cousin zweiten Grades ist und so weiter, und so weiter, alles dieser Art. Meistenteils laufen diese Herren Allwissend mit durchgescheuerten Ärmeln herum und beziehen ein Gehalt von siebzehn Rubeln monatlich. Die Menschen, über die sie bis zum Schwarzen unter dem Nagel unterrichtet sind, könnten es sich nie erklären, welches Interesse sie leitet, während für viele von ihnen selbst ihr Wissen, das einer ganzen Wissenschaft gleichkommt, ein wirkliches Vergnügen bedeutet und ihnen ein Gefühl des eigenen Wertes, ja, sogar eine höhere geistige Genugtuung verschafft. Und es ist eine in der Tat verführerische Wissenschaft. Mir sind Gelehrte, Literaten, Dichter und Politiker begegnet, die in dieser Wissenschaft ihre tiefste Erfüllung und ihre Ziele gesucht, gefunden und sogar einzig dank ihrer Karriere gemacht haben.

Während der ganzen Unterhaltung gähnte der dunkle junge Mann, starre ziellos aus dem Fenster und wartete ungeduldig auf das Ende der Reise. Er war irgendwie zerstreut, irgendwie ganz besonders zerstreut, fast wie von einer Unruhe getrieben, mitunter wirkte er sonderbar: Bald hörte er zu, ohne zu hören, bald sah er hin, ohne zu sehen, und bald lachte er, ohne es zu wissen und ohne ersichtlichen Grund.

»Gestatten Sie, mit wem habe ich die Ehre ...?« fragte plötzlich der finnige Herr den blonden jungen Mann mit dem Bündelchen.

»Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin«, antwortete dieser

augenblicklich mit größter Bereitwilligkeit.

»Fürst Myschkin? Lew Nikolajewitsch? Mir unbekannt. Sogar nie gehört«, sagte der Beamte nachdenklich, »das heißt, ich meine nicht den Familiennamen, der Name ist historisch, in Karamsins Geschichte wird man ihn finden können und müssen, sondern die Person, und auch von dem Fürstenhaus Myschkin weiß man heutzutage nichts mehr, man hört nicht einmal mehr den Namen.«

»O ja, gewiß!« Der Fürst ging sofort darauf ein. »Es gibt ja heutzutage keine Fürsten Myschkin mehr außer mir; ich bin, glaube ich, der letzte. Und was die Väter und Großväter angeht, so waren manche aus unserer Familie Freisassen. Mein Vater allerdings war bei der Armee, Second-Lieutenant, nach der Offiziersschule. Ich weiß nur nicht, wie auch die Generalin Jepantschina eine geborene Prinzessin Myschkina sein soll, ebenfalls die Letzte ihres Geschlechts ...«

»He-he! Die Letzte ihres Geschlechts! He-he! Das haben Sie gut gesagt!« kicherte der Beamte.

Auch der Dunkle mußte lächeln. Der Blonde war etwas erstaunt, daß ihm ein wenn auch ziemlichdürftiges Wortspiel gelungen war.

»Stellen Sie sich vor, ich habe das gesagt, ohne mir etwas dabei zu denken«, erklärte er schließlich verwundert.

»Versteht sich, versteht sich«, stimmte der Beamte erheitert bei.

»Sagen Sie, Fürst, hab'n Sie auch Wissenschaften gelernt, dort, bei Ihrem Professor?« fragte plötzlich der Dunkle.

»Ja ... Ich habe ... gelernt.«

»Und ich hab' nie gelernt, gar nix.«

»Ich ja auch nur so, nur wenig«, ergänzte der Fürst, fast entschuldigend. »Wegen meines Leidens hielt man es nicht für möglich, mich systematisch zu unterrichten.«

»Kennen Sie die Rogoschins?« fragte der Dunkle rasch.

»Nein, ich kenne sie nicht, ganz und gar nicht. Ich kenne ja in Rußland kaum jemand. Sie sind ein Rogoschin?«

»Ja, bin ich, Rogoschin Parfjon.«

»Parfjon? Doch nicht etwa einer von jenen Rogoschins?« begann der Beamte mit besonderem Nachdruck.

»Ja, genau einer von jenen«, unterbrach ihn rasch und mit rücksichtsloser Ungeduld der Dunkle, der sich übrigens kein einziges Mal an den finnigen Beamten gewendet, sondern von Anfang an nur zu dem Fürsten gesprochen hatte.

»Aber ... wie geht denn das nur?« Der Beamte schien vor Staunen fast zu erstarren, und seine Augen quollen ihm geradezu aus dem Kopf, während sein ganzes Gesicht einen andächtigen und unterwürfigen, ja sogar erschrockenen Ausdruck annahm. »Doch nicht von Semjon Parfjonowitsch Rogoschin, dem erblichen Ehrenbürger, der vor einem knappen Monat verschieden ist und zwei und eine halbe Million Kapital hinterließ?«

»Un' woher willst du wissen, daß er zwei und eine halbe Million Kapital in bar hinterließ?« fiel ihm der Dunkle ins Wort, ohne auch dieses Mal den Beamten eines Blickes zu würdigen. »Sieh mal an!« (er zwinkerte dem Fürsten zu). »Un' was hab'n die davon, daß sie sofort um einen herumschwänzeln? Aber stimmt, mein Alter is' tot, un' ich komme aus Pskow 'nen Monat später so gut wie ohne Stiefel nach Hause. Weder der Lump von Bruder noch meine Mutter hab'n mir Geld oder 'ne Nachricht geschickt – nix! Bin ich vielleicht 'n Hund? Ich hab' in Pskow 'nen ganzen Monat lang mit Wechselfieber im Bett gelegen! ...«

»Und nun gilt es, auf einen Schlag ein Millönchen und noch einiges darüber in Empfang zu nehmen, mindestens, o Gott!« Der Beamte schlug die Hände zusammen.

»Jetzt sag mir doch einer, was das den da angeht!« rief Rogoschin abermals gereizt mit einer wütenden Kopfbewegung in seine Richtung. »Denn du kriegst von mir nich' 'ne einzige Kopeke, un' wenn du vor mir auf den Händen läufst!«

»Mach' ich, ich lauf auf den Händen!«

»Sieh mal an! Un' ich geb' dir nix, gar nix, kannst ruhig

‘ne ganze Woche vor mir tanzen!«

»Du brauchst mir nichts zu geben! Geschieht mir recht; nichts brauchst du mir zu geben! Ich werde trotzdem tanzen. Weib und Kind werde ich verlassen, nur um vor dir zu tanzen. Gönn’s mir, gönn’s mir!«

»Pfui Teufel!« Der Dunkle spuckte aus. »Vor fünf Wochen bin ich genauso wie Sie«, er wandte sich an den Fürsten, »mit ‘nem kleinen Bündel vorm Vater nach Pskow getürmt, zur Tante: un’ dort hat mich’s hitzige Fieber umgehauen, der aber is’ ohne mich gestorben. Der Schlag hat ihn getroffen. Gott hab ihn selig, aber damals fehlte nich’ viel und er hätt’ mich totgeschlagen! Sie können’s mir glauben, Fürst, bei Gott! War’ ich damals nich’ getürmt, hätt’ er mich bestimmt totgeschlagen.«

»Haben Sie ihn irgendwie erzürnt?« fragte der Fürst, der mit ganz besonderer Neugier den Millionär im Lammpelz betrachtete. Wenn auch eine Million und eine Erbschaft schon an und für sich etwas Beachtenswertes darstellten, so war es doch noch etwas anderes, was den Fürsten in Erstaunen versetzte und sein Interesse geweckt hatte; und auch Rogoschin war aus irgendeinem Grunde besonders viel an dem Fürsten als Gesprächspartner gelegen, obwohl eine Unterhaltung ihm eher ein mechanisches als ein moralisches Bedürfnis zu sein schien; es entsprang eher einer Zerstreutheit als einer Offenherzigkeit; eher einer Erregung, einer Unruhe, bloß um jemand vor Augen zu haben und der Zunge freien Lauf zu lassen. Er machte den Eindruck, als habe er immer noch Wechselfieber, wenigstens Schüttelfrost. Und was den Beamten betraf, so verschlang er Rogoschin mit Augen, wagte kaum zu atmen, ließ sich kein Wort entgehen und wägte jedes einzelne, als suche er einen Brillanten.

»Erzürnt? Freilich hab’ ich ihn erzürnt, und vielleicht hab’ ich’s verdient«, antwortete Rogoschin, »aber den größten Ärger machte mir der Bruder. Über unsere Mutter gibt’s nix zu sagen, sie is’ ‘ne alte Frau, liest Heiligen-Leben, sitzt da,

mit ihren alten Weibern, und sagt zu allem und jedem, was Bruder Senka dünkt, ja und amen. Aber warum hat er mir nie rechtzeitig einen Wink gegeben? Das durchschauen wir, meine Herrschaften! Stimmt, ich lag damals bewußtlos da, sie sagen auch, sie hätten mir 'n Telegramm geschickt. Also kommt das Telegramm bei der Tante an. Die is' seit dreißig Jahren verwitwet und hockt von morgens bis abends mit Gottesnarren herum, 'ne richtige Nonne is' sie nich', aber was noch Schlimmeres. Also kriegt sie vor dem Telegramm 'nen Schrecken und läßt's ungeöffnet aufs Polizeirevier bringen, da liegt's bis auf den heutigen Tag. Konew, Wasilij Wasiliwitsch, war der einzige, der zu mir hielt, der hat mir alles im Brief geschrieben. Von dem Leichentuch aus Brokat, das auf Vaters Sarg lag, hat mein Bruder nachts die massiven Quasten abgeschnitten, reines Gold: »Die kosten 'nen Haufen Geld.« Schon dafür könnt' er, wenn ich will, nach Sibirien kommen, denn das is' so was wie Kirchenschändung! He, du Vogelscheuche!« wandte er sich an den Beamten. »Was sagt das Gesetz; is' das Kirchenschändung?«

»Kirchenschändung, jawohl, Kirchenschändung!« bejahte der Beamte eifertig.

»Un' dafür kommt man nach Sibirien?«

»Nach Sibirien, jawohl, nach Sibirien! Umgehend nach Sibirien!«

»Die glauben immer noch, daß ich krank bin«, fuhr Rostoschin fort, sich an den Fürsten wendend, »aber ich stieg heimlich, ohne 'n Wort zu verlieren, in die Eisenbahn und komm' nun angefahren: Mach die Türen auf, Bruder Semjon Semjonowitsch! Der hat mich beim seligen Vater schlechtgemacht, das weiß ich. Aber daß ich unsern Vater damals Nastassja Filippownas wegen in Rage gebracht habe, das stimmt. Das war ich selbst. Der Böse hat mich verleitet.«

»Wegen Nastassja Filippowna?« wiederholte der Beamte servil, während er zu überlegen schien.

»Die kennste doch nich'«, fuhr ihn Rogoschin ungeduldig an.

»Die kenn' ich doch«, trumpfte der Beamte auf.

»Von wegen! Gibt viele Nastassja Filippownas auf der Welt! Du bist 'ne gemeine Kreatur, das will ich dir sagen! Hab' doch gewußt, daß so 'ne Kreatur sich sofort an mich hängt!« fuhr er fort, sich wieder an den Fürsten wendend.

»Aber vielleicht kenne ich sie doch, mein Herr!« Der Beamte gab sich nicht geschlagen. »Lebedjew kennt sie! Und Euer Erlaucht gefällt es, mich zu schelten, wie aber, wenn ich es beweisen kann? Und wenn sie dieselbe Nastassja Filippowna ist, um derentwillen Ihr Vater Sie mit dem Krückstock belehrt hat, dann ist diese Nastassja Filippowna eine Baraschkowa, eine, wenn man so sagen will, sogar hochherrschaftliche Dame, in ihrer Art auch eine Prinzeß und hat Umgang mit einem gewissen Tozkij, Afanassij Iwanowitsch, ausschließlich mit ihm, einem Gutsbesitzer und ganz großen Kapitalisten, Mitglied verschiedener Compagnien und Gesellschaften, und aus diesem Grunde enge Beziehungen zu General Jepantschin unterhaltend ...«

»Aha, so einer bist du!« Rogoschin war nun wirklich verblüfft. »Hol's der Teufel, er kennt sie tatsächlich.«

»Er kennt alle! Lebedjew weiß alles! Ich bin, Euer Durchlaucht, zwei Monate lang mit Lichatschow, Alexaschka, herumgezogen, ebenfalls nach dem Ableben des Vaters, und kenne alle Winkel und alle Schliche, und ohne Lebedjew ging es schließlich überhaupt nicht mehr, so weit war es gekommen. Heute weilt er im Schuldturm, aber damals nutzte er die Gelegenheit, Armance und Coralie und die Fürstin Pazkaja und Nastassja Filippowna kennenzulernen, und auch sonst ließ er sich keine Gelegenheit entgehen, manches kennenzulernen.«

»Nastassja Filippowna? Hat sie was mit Lichatschow ...?« Rogoschin sah ihn grimmig an, sogar seine Lippen wurden weiß und begannen zu zittern.

»N-nichts! N-n-n-ichts! Rein gar nichts!« beteuerte der Beamte hastig, »mit seinem ganzen Geld konnte Lichatschow nicht zum Ziel kommen! Nein, die ist etwas ganz anderes als die Armance. Da gibt es nur den Tozkij. Und abends sitzt sie im Großen Theater oder im Französischen in der eigenen Loge. Da können die Offiziere untereinander reden, was sie wollen, aber nicht einmal die können etwas beweisen: ›Da sitzt ja diese bewußte Nastassja Filippowna‹, das ist alles; und weiter – nichts! Denn es gibt auch weiter nichts.«

»Stimmt alles haargenau«, bestätigte Rogoschin mit finster gerunzelter Stirn. »Saljoschew hat mir damals dasselbe gesagt. Ich lief damals in Vaters Pekesche über den Newskij, die Pekesche hatt' ich vor gut drei Jahren von ihm geerbt, da kommt sie aus 'nem Laden und steigt in ihre Equipage. Da traf's mich wie ein Blitz. Un' dann begegne ich Saljoschew, der ist 'ne ganz andere Sorte als ich, der sieht aus wie 'n Fri-sörgehilfe, trägt Monokel, wir aber hatten vom Vater aus Schmierstiefel an un' mußten Fasten-Stschi löffeln. Die da, sagt er, is' nix für dich – die is' 'ne Fürstin, un' heißen tut sie Nastassja Filippowna, mit Familiennamen Baraschkowa, un' sie lebt mit Tozkij, un' Tozkij weiß nich' mehr, wie er sie loskriegen soll, denn inzwischen is' er in die Jahre gekommen, fünfundfünfzig, un' will die erste Schönheit von ganz Petersburg heiraten. Un' weiter hör' ich von ihm, du kannst Nastassja Filippowna heute noch im Bolschoj sehen, im Ballett, in ihrer Loge, in einer Penoire. Bei uns daheim, beim Vater, da sollt' einer mal wagen, ins Ballett zu gehen – da gab's nur eins – halb totschlagen! Ich renn' trotzdem heimlich für 'ne Stunde hin und seh' Nastassja Filippowna wieder; die ganze Nacht lag ich wach. Am Morgen gibt mir der Vater, Gott hab ihn selig, zwei fünfprozentige Papiere, fünftausend Rubel jedes, ich soll, sagt er, also hingehen un' sie verkaufen, siebentausendfünfhundert zu Andrejew ins Kontor bringen und einzahlen, und den Rest von den Zehntausend ohne Umwege dem Vater abliefern: ›Ich wart' auf dich.‹ Ich

verkaufte die Papiere, steckte das Geld ein, ging aber nich' zu Andrejew ins Kontor, sondern schnurstracks in den Englischen Laden un' suchte dort ein Paar Ohrringe aus, in jedem einen Brillanten, beinahe wie 'ne Haselnuß, vierhundert Rubel bin ich schuldig geblieben, sagte meinen Namen und kriegte Kredit. Mit den Ohrringen zu Saljoschew: So un' so, Freund, laß uns zu Nastassja Filippowna gehen. Wir machten uns auf den Weg. Was damals unter meinen Füßen war, was vor mir, was links und rechts – nix weiß ich mehr und kann mich an nix mehr erinnern. Traten einfach bei ihr in den Salon ein, sie erschien. Ich gab mich damals sozusagen nich' zu erkennen, daß ich's bin; sondern ›von Parfjon Rogoschin‹, sagte Saljoschew, ›für Sie als Erinnerung an die Begegnung von gestern; haben Sie die Güte, dies anzunehmend Sie machte auf, guckte, lächelte: ›Überbringen Sie Ihrem Freund Herrn Rogoschin meinen Dank für seine liebenswürdige Aufmerksamkeit‹, verneigte sich und ging. Warum bin ich damals nich' auf der Stelle tot umgefallen! Bin ja nur hingegangen, weil ich dachte: ›Egal, lebend überstehst du's nich'!‹ Schlimmer als alles andere war mir damals, daß dieses Rindvieh Saljoschew sich in den Vordergrund gespielt hat. Bin nich' groß, angezogen wie ein Knecht, stehe da, schweige, starr' sie an, genier' mich, aber er is' nach der letzten Mode, Pomade im Haar, gebrannte Locken, rote Backen, karierte Krawatte – scharwenzelt, ein Kratzfuß nach dem anderen, bestimmt hält sie ihn für mich! ›Also,‹ sag ich, kaum daß wir draußen sind, ›daß du mir jetzt auch nich' mal irgendwas zu denken wagst, verstanden?‹ Der lacht: ›Aber wie willst du jetzt mit Semjon Parfjonytsch abrechnen?‹ Ich wollt', ehrlich, damals sofort ins Wasser gehen statt nach Hause, dacht' aber: ›Jetzt is' doch alles egal!‹ un' ging wie 'n Verdammter heim ...«

»Au!« Der Beamte hatte immer wieder das Gesicht verzogen und sogar geschaudert. »Dabei konnte der Selige nicht erst wegen zehntausend, sondern wegen eines bloßen Zeh-

ners Menschen ins Jenseits befördern«, erklärte er dem Fürsten. Der Fürst beobachtete Rogoschin interessiert; in diesem Augenblick schien dieser noch bleicher.

»Ins Jenseits befördern!« äffte Rogoschin nach, »was willst du schon wissen! Der hatte«, wandte er sich wieder an den Fürsten, »schon alles gehört, un' auch Saljoschew schwatzte davon mit jedem, der ihm über den Weg lief. Mein Vater schloß sich mit mir oben ein un' belehrte mich 'ne ganze Stunde lang. ›Das is' erst der Vorgeschnack. Ich komme später noch mal, um dir Gute Nacht zu sagen.‹ Und was glaubste wohl? Fuhr der doch mit seinem weißen Haar zu Nastassja Filippowna, verneigte sich vor ihr bis zur Erde, beschwore sie un' greinte; schließlich brachte sie ihm das Kästchen und warf's ihm vor die Füße: ›Hier, du alter Geizhals, deine Ohrringe! Jetzt sind sie mir zehnmal so teuer, da Parfjon Semjonytsch sie trotz solcher Gefahr erstanden hat. Grüß ihn«, sagte sie, »und richt ihm meinen Dank aus.‹ Nun, und ich hab' mir währenddessen mit Mutters Segen zwanzig Rubel geliehen von Serjoschka Protuschin, un' bin mit der Eisenbahn nach Pskow, aber als ich dort ankam, hatt' ich das Fieber; die alten Weiber beteten über mir, un' ich sitze da, wie betrunken, un' dann zog ich mit meinem letzten Geld durch die Kneipen und lag besinnungslos die ganze Nacht auf der Straße, gegen Morgen hatt' ich das Wechselfieber, un' nachts haben mich auch noch die Hunde angenagt, bin kaum hochgekommen.«

»Ja, ja, jetzt wird Nastassja Filippowna uns ein anderes Liedchen singen«, kicherte händereibend der Beamte, »was sind jetzt schon Ohrringe! Jetzt werden die Ohrringe so vergütet, daß ...«

»... daß ich dich mit dem Stock, bei Gott, durchprügle, wenn du ein einziges Wort von Nastassja Filippowna sagst, merk's dir, ob du mit Lichatschow rumgezogen bist oder nich'!« fuhr ihn Rogoschin an und packte ihn fest am Arm.

»Wenn du mich prügelst, heißt das, daß du mich nicht

davonjagst! Du kannst mich ruhig prügeln! Geprügelt ist besiegt ... Und jetzt sind wir da!«

Der Zug fuhr tatsächlich in den Bahnhof ein. Obwohl Rogoschin gesagt hatte, er wäre heimlich abgereist, wurde er schon von mehreren Personen erwartet. Sie riefen und schwenkten ihre Mützen.

»Sieh mal an, der Saljoschew is' auch dabei!« murmelte Rogoschin, indem er sie mit einem triumphierenden, sogar irgendwie hämischen Lächeln musterte, und drehte sich plötzlich nach dem Fürsten um. »Ich weiß nich', warum ich dich gern hab'. Vielleicht, weil ich dir in so 'nem Augenblick begegnet bin. Aber dem da« (er wies auf Lebedjew) »bin ich auch begegnet un' hab' ihn doch nich' gern. Du mußt zu mir kommen, Fürst. Wir woll'n dir diese komischen Gamaschen ausziehen, un' ich werd' dir 'nen Marderpelz kaufen, den allerbesten; dann lass' ich dir den allerbesten Frack schniedern un' 'ne Weste, 'ne weiße, oder sonst 'ne nach deinem Geschmack, dann stopf ich dir die Taschen voll mit Scheinen, un' dann ... machen wir 'nen Besuch bei Nastassja Filippowna. Kommste oder nich'?«

»Merken Sie auf, Fürst Lew Nikolajewitsch!« ließ sich Lebedjew eindringlich und feierlich vernehmen. »Lassen Sie sich solches nicht entgehen! Lassen Sie es sich nicht entgehen! ...«

Fürst Myschkin erhob sich kurz von seinem Platz, bot Rogoschin höflich die Hand und sagte liebenswürdig:

»Es wird mir das größte Vergnügen sein, zu kommen, und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie mich gern haben. Vielleicht werde ich sogar heute schon kommen, falls meine Zeit es erlaubt. Weil Sie mir, ich gestehe es aufrichtig, ebenfalls sehr gefallen haben, ganz besonders, als Sie von den Brillantohrringen erzählten. Sie haben mir sogar vor den Ohrringen schon gefallen, obwohl Ihr Gesicht düster ist. Ich danke gleichfalls für die versprochenen Kleider und den Pelz, denn ich werde in der Tat sehr bald andere Kleidung und

einen Pelz benötigen. Geld aber habe ich augenblicklich so gut wie keines.«

»An Geld soll's nich' fehlen, gegen Abend is' es da, komm nur!«

»Soll's nicht fehlen, soll's nicht fehlen!« fiel der Beamte ein. »Gegen Abend, noch vor Sonnenuntergang!«

»Un' sind Sie 'n Liebhaber vom weiblichen Geschlecht, Fürst? Sagen Sie's gleich!«

»Ich, n-n-nein! Ich bin ja ... Sie wissen es vielleicht nicht, ich kenne bei meiner angeborenen Krankheit die Frauen sogar überhaupt nicht.«

»Nun, wenn's so is'!« rief Rogoschin aus, »dann biste ja ganz und gar 'n Gottesnarr, und solche wie dich hat Gott der Herr lieb!«

»Solche hat Gott der Herr lieb!« wiederholte der Beamte.

»Und du kommst mit, du Tintenklexer«, sagte Rogoschin zu Lebedjew, und sie stiegen zusammen aus.

Lebedjew hatte sein Ziel erreicht. Es dauerte nicht lange, und die ganze lärmende Gesellschaft setzte sich in Richtung des Wosnesenskij-Prospekts in Bewegung. Der Fürst mußte in die Litejnaja. Es war feucht und regnerisch; der Fürst erkundigte sich bei Passanten nach dem Weg – bis zu seinem Ziel hätte er drei Werst zurücklegen müssen, und so beschloß er, eine Droschke zu nehmen.

II

GENERAL Jepantschin wohnte im eigenen Haus, in der Nähe der Litejnaja, in der Richtung der Kirche Christi Verklärung. Außer diesem ausgezeichneten, zu fünf Sechsteln vermieteten Haus besaß General Jepantschin ein weiteres, riesiges Haus in der Sadowaja, das ebenfalls außerordentlich einträglich war. Außer diesen beiden Häusern nannte er einen sehr ge-

winnbringenden und bedeutenden Landbesitz unmittelbar vor den Toren Petersburgs sein eigen; im Bezirk von Petersburg gehörte ihm eine Fabrik. Früher einmal hatte sich der General, wie allgemein bekannt war, an der Branntweinpacht beteiligt. Inzwischen jedoch war er Aktionär einiger solider Compagnien geworden, auf dessen Stimme gehört wurde. Er galt als ein Mann mit großem Vermögen, großem Wirkungskreis und großen Konnexions. An manchen Stellen hatte er es verstanden, sich absolut unentbehrlich zu machen, unter anderem auch in seinem Amt. Indes war ebenso wohlbekannt, daß Iwan Fjodorowitsch Jepantschin ein Mann von geringer Bildung und der Sohn eines einfachen Soldaten war; letzterer Umstand hätte ihm zweifellos nur zur Ehre gereichen können, aber der General, sonst ein kluger Kopf, hatte seine kleinen, durchaus verzeihlichen Schwächen und reagierte empfindlich auf gewisse Anspielungen. Aber ein kluger Kopf und geschickt war er zweifellos. Er befleißigte sich zum Beispiel mit System einer besonderen Zurückhaltung, trat gegebenenfalls völlig in den Hintergrund und wurde von vielen gerade wegen seines unkomplizierten Wesens geschätzt, insbesondere deshalb, weil er immer seinen Platz kannte. Hätten diese Richter doch nur geahnt, was im Herzen Iwan Fjodorowitschs, der angeblich so gut seinen Platz kannte, manchmal vorging! Obwohl er wirklich ein Praktiker war, über Lebenserfahrung verfügte und gewisse, durchaus bemerkenswerte Fähigkeiten besaß, zog er es dennoch vor, eher als Ausführender einer fremden Idee aufzutreten denn als ein eigenwilliger Kopf, als »ehrliche Haut«, als »ergeben, ohne zu schmeicheln« und sogar – man geht eben mit der Zeit – als ein echter, herzlicher Russe. Was das letztere angeht, erzählte man sich sogar einige amüsante Anekdoten; aber der General gab sich nie geschlagen, nicht einmal bei den amüsantesten Anekdoten; außerdem hatte er immer Glück, sogar beim Kartenspiel – und er spielte außerordentlich hoch, wobei er sogar absichtlich kein Hehl aus dieser

kleinen scheinbaren Schwäche machte, die ihm bei manchen Gelegenheiten so entscheidend zustatten kam, vielmehr frönte er ihr gleichsam mit Nachdruck. Die Menschen, mit denen er verkehrte, waren zwar recht verschieden, aber in jedem Fall, wie sich von selbst versteht, lauter »Asse«. Aber alles lag noch vor ihm, die Zeit drängte nicht, die Zeit drängte überhaupt nicht, alles würde im rechten Augenblick und bei rechter Gelegenheit eintreten. Zumal General Jepantschin, was das Alter anging, noch, wie man so sagt, in vollem Saft stand, das heißtt, er war sechsundfünfzig, kein bißchen älter, was in jedem Fall ein blühendes Alter genannt werden kann, in dem das *wirkliche* Leben recht eigentlich erst beginnt. Gesundheit, frisches Aussehen, kräftige, wenn auch schwarze Zähne, stämmige, korpulente Figur, ein besorgter Gesichtsausdruck vormittags im Dienst, ein heiterer abends am Kartentisch oder bei Seiner Erlaucht – all das förderte die gegenwärtigen und künftigen Erfolge und streute Rosen auf den Lebensweg Seiner Exzellenz.

Den General umgab eine blühende Familie. Freilich gab es da nicht nur Rosen, sondern auch manches andere, worauf sich schon seit geraumer Zeit die größten Hoffnungen und Absichten seiner Exzellenz mit zunehmendem Ernst und Hingabe konzentrierten. Was sonst, welche Absichten könnten bedeutender und heiliger genannt werden, als die elterlichen? Wo könnte man Anker werfen, wenn nicht in der Familie? Die Familie des Generals bestand aus seiner Gattin und drei erwachsenen Töchtern. Geheiratet hatte der General schon vor sehr langer Zeit, noch im Range eines Leutnants, und zwar eine junge, fast gleichaltrige Dame, die sich weder durch besondere Schönheit noch durch Bildung auszeichnete und nur fünfzig Seelen in die Ehe mitbrachte – welche allerdings die Grundlage seiner späteren Fortune werden sollten. Aber der General haderte in der Folge nicht mit seinem Schicksal wegen der frühen Ehe, tat sie niemals als eine Verwirrung der unüberlegten Jugend ab und achtete

seine Gemahlin so hoch und fürchtete sie bisweilen so sehr, daß er sie sogar liebte. Die Generalin entstammte dem fürstlichen Haus der Myschkins, einem zwar nicht besonders glanzvollen, dafür aber sehr alten Geschlecht, und tat sich auf ihre Herkunft nicht wenig zugute. Eine der damals einflußreichen Persönlichkeiten, einer von jenen Protektoren, denen das Protegieren keinerlei Unkosten verursacht, hatte sich bereitgefunden, der Heirat der jungen Prinzeß ein gewisses Interesse entgegenzubringen. Er öffnete dem jungen Offizier ein Türchen und wies ihm den Weg; dieser aber bedurfte nicht einmal eines Anstoßes, ihm genügte schon ein einziger Blick – er wäre nicht vergeblich gewesen! Von wenigen Ausnahmen abgesehen, hatten die Ehegatten während der vielen Jahre in Eintracht gelebt. Bereits in ihrer Jugend war es der Generalin gelungen, als Prinzeß von Geblüt und Letzte ihres Geschlechts, vielleicht auch dank ihrer persönlichen Eigenchaften, einige sehr hochgestellte Gönnerinnen zu finden. Später, als ihr Gatte zu Geld und Ansehen gekommen war, fühlte sie sich in diesem höchsten Kreise sogar einigermaßen heimisch.

In diesen letzten Jahren waren alle drei Generalstöchter – Alexandra, Adelaida und Aglaja – herangewachsen und herangereift. Alle drei freilich nur geborene Jepantschins, aber mütterlicherseits aus fürstlichem Geschlecht, mit einer nicht unbedeutenden Mitgift und einem Vater, der vielleicht auf einen sehr hohen Posten prätendierte – und alle drei sahen sie, was ebenfalls nicht ganz unwesentlich ist, bemerkenswert gut aus, die Älteste, Alexandra, die bereits die Fünfundzwanzig überschritten hatte, nicht ausgenommen. Die Mittlere war dreiundzwanzig und die Jüngste, Aglaja, gerade zwanzig Jahre alt. Diese Jüngste war sogar eine wirkliche Schönheit und begann in der Gesellschaft allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Aber auch das war noch nicht alles: Alle drei zeichneten sich durch ihre Bildung, ihren Verstand und ihre Talente aus. Es war bekannt, daß sie mit ganz besonderer

Liebe aneinander hingen und zueinander hielten. Man sprach sogar von gewissen Opfern der beiden Älteren zu gunsten des Abgotts der ganzen Familie – der Jüngsten. In Gesellschaft vermieden sie es nicht nur, sich aufzuspielen, sondern gaben sich sogar auffallend bescheiden. Niemand konnte ihnen Hochmut oder Dünkel vorwerfen, indes war bekannt, daß sie stolz und sich ihres Wertes bewußt waren. Die Älteste widmete sich der Musik, die Mittlere war eine vorzügliche Malerin; aber jahrelang hatte fast niemand etwas davon gewußt, erst in der allerletzten Zeit war es bekanntgeworden, und auch nur rein zufällig. Mit einem Wort, es wurde von ihnen außergewöhnlich viel Lobenswertes erzählt. Aber es gab auch Mißgünstige. Es wurde mit Entsetzen davon gesprochen, wie viele Bücher sie gelesen hätten. Mit dem Heiraten hatten sie es nicht eilig, auf einen bestimmten gesellschaftlichen Umgang legten sie zwar Wert, aber mit Maßen. Das war um so bemerkenswerter, als alle die Absichten, den Charakter, die Ziele und Wünsche ihres Vaters kannten.

Es war bereits elf Uhr, als der Fürst an der Wohnungstür des Generals läutete. Der General bewohnte den zweiten Stock und war betont prunklos, wenn auch seiner Stellung angemessen eingerichtet. Ein Diener in Livree öffnete, und der Fürst mußte ziemlich lange mit ihm verhandeln, weil dieser Mann nach einem Blick auf ihn und sein Bündel mißtrauisch geworden war. Endlich, nach wiederholter, ausdrücklicher Versicherung, er sei in der Tat ein Fürst Myschkin und müsse den General unbedingt in einer dringenden Angelegenheit sprechen, geleitete der immer noch befremdete Diener ihn weiter, in einen kleinen Vorraum, der zu dem Empfangszimmer vor dem Kabinett führte, und übergab ihn der Obhut eines zweiten Dieners, der sich vormittags in diesem Vorzimmer aufzuhalten und dem General die Besucher zu melden hatte. Dieser zweite Diener trug einen Frack, mochte die Vierzig überschritten haben, und seine besorgte Miene ließ darauf schließen, daß er, der spezielle Kabinetts-

und Meldediener Seiner Exzellenz, sich seiner besonderen Würde bewußt war.

»Bitte warten Sie im Empfangszimmer. Das Bündelchen können Sie hier ablegen«, sagte er, indem er sich würdevoll und ohne Eile in seinem Sessel niederließ und mit strenger Verwunderung den Fürsten betrachtete, der, das Bündel immer noch in der Hand, direkt neben ihm auf einem Stuhl Platz genommen hatte.

»Wenn Sie gestatten«, sagte der Fürst, »würde ich lieber hier warten, bei Ihnen, was soll ich dort ganz allein?«

»Das Vorzimmer ist für Sie nicht angemessen, denn Sie sind ein Besucher, das heißt, ein Guest. Möchten Sie zum General persönlich?«

Der Diener konnte sich offenbar mit der Vorstellung nicht abfinden, diesen Besucher anmelden zu müssen, und beschloß, sich noch einmal zu vergewissern.

»Ja, ich habe ein Anliegen, das ...«, begann der Fürst.

»Ich frage Sie nicht nach Ihrem Anliegen – meine Pflicht ist, Sie nur anzumelden, und ohne den Sekretär kann ich Sie nicht anmelden, wie schon gesagt.«

Das Mißtrauen des Mannes schien zuzunehmen; der Fürst paßte kaum in die Kategorie der üblichen Besucher, und obwohl der General ziemlich oft, beinahe täglich, zur festgesetzten Stunde, vorwiegend *geschäftlich* die unterschiedlichsten Besucher zu empfangen pflegte und der Kammerdiener allerlei gewohnt und im Besitz recht umfassender Instruktionen war, fühlte er sich nun ausgesprochen ratlos; ohne Befürwortung des Sekretärs durfte er diesen Besucher nicht anmelden.

»Sind Sie denn wirklich ... aus dem Ausland gekommen?« fragte er schließlich fast unwillkürlich – und stockte; er hatte wahrscheinlich fragen wollen: »Sind Sie denn wirklich ein Fürst Myschkin?«

»Ja, ich komme direkt von der Bahn. Ich glaube, Sie wollten mich fragen: Sind Sie denn wirklich ein Fürst Myschkin?«

Aber Sie haben es aus Höflichkeit nicht gesagt.«

»Hm! ...«, räusperte sich der verblüffte Diener.

»Ich versichere Ihnen, daß ich Sie nicht belüge und daß Sie meinetwegen keinen Ärger haben werden. Und über meinen Aufzug und das Bündel braucht man sich nicht zu wundern; im Augenblick sind meine Verhältnisse nicht gerade glänzend.«

»Hm. Ich fürchte etwas anderes, wissen Sie. Es ist meine Pflicht, Sie anzumelden, und dann holt Sie hier der Sekretär ab, wenn man Sie ... Das ist es ja eben, dieses ›wenn man Sie ...‹ Sie haben doch nicht etwa vor, den General um eine Unterstützung zu bitten, wenn ich das fragen darf?«

»O nein, da können Sie ganz ohne Sorge sein. Ich habe ein anderes Anliegen.«

»Sie müssen schon entschuldigen, ich habe es ja nur so gefragt, Ihrem Aussehen nach. Warten Sie, bis der Sekretär kommt; beim General ist jetzt der Oberst, dann kommt auch der Sekretär ... der von der Compagnie.«

»Nun, da ich länger warten muß, möchte ich Sie fragen, ob ich hier nicht irgendwo rauchen darf? Pfeife und Tabak habe ich bei mir.«

»Rauchen?« Der Kammerdiener riß mit verächtlichem Staunen die Augen auf, als traute er seinen Ohren nicht. »Rauchen? Nein, hier darf man nicht rauchen, und außerdem sollten Sie sich schämen, auch nur einen Gedanken darauf zu verschwenden. Hm! ... Komisch!«

»Oh, ich habe doch nicht an dieses Zimmer gedacht; so etwas weiß ich doch; ich wäre hinausgegangen, wohin Sie mich gewiesen hätten, denn ich bin sehr daran gewöhnt und habe seit gut drei Stunden nicht mehr geraucht. Aber das macht nichts, wie Sie meinen, wissen Sie, nach dem Sprichwort: Im fremden Kloster ...«

»Aber wie kann ich jemanden wie Sie anmelden?« murmelte der Kammerdiener beinahe fassungslos. »Erstens sollten Sie sich überhaupt nicht hier aufhalten, sondern im

Empfangszimmer Platz nehmen, denn Sie gelten als Besucher, also als Gast, und ich werde Rede und Antwort stehen müssen ... Und wie ist es, haben Sie die Absicht, bei uns abzusteigen?« fragte er und schielte abermals nach dem Bündel des Fürsten, das ihm offenbar keine Ruhe ließ.

»Nein, das habe ich nicht vor. Ich werde nicht bleiben, sogar wenn man mich dazu auffordern sollte. Ich bin nur gekommen, damit wir uns kennenlernen, das ist alles.«

»Wie? Kennenlernen?« fragte der Kammerdiener verblüfft und dreifach mißtrauisch. »Aber wieso sagten Sie vorhin, Sie hätten ein Anliegen?«

»Ach, das ist fast gar kein Anliegen! Das heißt, es gibt da ein Anliegen, und ich will nur um Rat fragen, aber eigentlich wollte ich mich nur vorstellen, das ist der Hauptgrund, weil ich ein Fürst Myschkin bin und die Generalin Jepantschina gleichfalls die letzte Prinzeß Myschkin ist, und außer uns beiden gibt es keine Myschkins mehr.«

»Dann sind Sie auch noch ein Verwandter?« Der inzwischen fast endgültig erschreckte Diener fuhr in die Höhe.

»Auch das trifft kaum zu. Freilich, wenn man es großzügig nimmt, sind wir verwandt, aber so entfernt, daß man es eigentlich kaum gelten lassen kann. Ich hatte einmal aus dem Ausland an die Generalin geschrieben, aber sie hat mir nicht geantwortet. Ich habe dennoch beschlossen, nach meiner Rückkehr in Verbindung mit ihr zu treten. Ich erkläre Ihnen das so genau, damit Sie nicht länger zweifeln, weil ich sehe, daß Sie sich noch immer Sorgen machen: Melden Sie den Fürsten Myschkin, schon aus der Anmeldung ist der Grund meines Besuches zu erkennen. Werde ich empfangen – gut, werde ich nicht empfangen – auch gut, vielleicht sogar sehr gut. Aber es ist doch wohl ausgeschlossen, daß sie mich nicht empfangen: Die Generalin wird natürlich wünschen, den ältesten und einzigen Nachfahren ihres Geschlechts zu sehen, sie legt großen Wert auf ihre Abstammung, wie ich gehört habe.«

Es schien, als wäre alles, was der Fürst sagte, ganz einfach; aber je einfacher es schien, desto absurd klang es bei dieser Gelegenheit, und der erfahrene Kammerdiener konnte nicht umhin, etwas zu empfinden, was von Mensch zu Mensch durchaus schicklich, aber zwischen einem Besucher und einem *Domestiken* völlig unschicklich ist. Und da die *Domestiken* in der Regel wesentlich klüger sind, als ihre Herrschaften es von ihnen annehmen, befand auch dieser Kammerdiener, daß hier mit zwei Möglichkeiten zu rechnen sei: Entweder ist der Fürst ein Herumtreiber und gekommen, um zu betteln, oder er ist einfach ein Narr ohne alle Ambitionen, denn ein gescheiter Fürst mit Ambitionen würde niemals im Vorzimmer sitzen und vor einem Lakaien die eigenen Bewandtnisse ausbreiten, wonach zu befürchten stand, daß man sich in beiden Fällen zu rechtfertigen hätte.

»Sie möchten sich aber trotzdem in das Empfangszimmer bemühen«, bemerkte er mit denkbar größtem Nachdruck.

»Aber wenn ich dort gesessen hätte, dann hätte ich Ihnen ja nichts erklären können.« Der Fürst lachte vergnügt. »Folglich wären Sie beim Anblick meines Mantels und meines Bündels immer noch besorgt. Vielleicht brauchen wir gar nicht mehr auf den Sekretär zu warten, Sie gehen hinein und melden mich selbst.«

»Nein, einen solchen Besucher wie Sie darf ich ohne den Sekretär nicht melden. Und außerdem haben Exzellenz persönlich uns vorhin befohlen, Exzellenz unter keinen Umständen zu inkommunizieren, solange der Oberst dort ist, Gawrila Ardalionytsch aber darf jetzt eintreten.«

»Ein Beamter?«

»Gawrila Ardalionytsch? Er hat eine Stellung bei der Compagnie. Legen Sie wenigstens Ihr Bündel hier ab.«

»Ich habe schon daran gedacht, wenn Sie erlauben. Wissen Sie, könnte ich nicht auch den Mantel ablegen?«

»Selbstverständlich, Sie können doch nicht im Mantel bei Exzellenz eintreten.«

Der Fürst stand auf, legte schnell seinen Mantel ab und stand nun in einem durchaus ansehnlichen und gut geschnittenen, wenn auch schon abgetragenen Rock da. Über der Weste hing eine Stahlkette. Zu dieser Kette gehörte, wie sich später herausstellte, eine silberne Genfer Uhr.

Auch wenn der Fürst ein Narr war (das stand für ihn bereits fest), so schien es dem Kammerdiener des Generals schließlich doch ungehörig, das Gespräch mit dem Besucher weiter fortzusetzen, obwohl ihm der Fürst aus irgendeinem Grund gefiel, natürlich auf seine Art. Andererseits jedoch erregte er seinen entschiedenen und unverhohlenen Unwillen.

»Und wann empfängt die Generalin?« fragte der Fürst, indem er sich wieder auf seinen alten Platz setzte.

»Das ist nun nicht mein Bereich. Ganz verschieden, je nach Person. Die Modistin wird schon um elf vorgelassen. Gawrila Ardalionytsch wird gleichfalls früher als die anderen vorgelassen. Sogar schon zum ersten Frühstück wird er vorgelassen.«

»Hier, bei Ihnen, ist es in den Zimmern wärmer als im Ausland während der Wintermonate«, bemerkte der Fürst. »Dort ist es draußen wärmer als bei uns, aber in den Häusern ist es im Winter so, daß ein Russe, der nicht daran gewöhnt ist, es nicht aushalten kann.«

»Heizen die denn nicht?«

»Doch, aber die Häuser sind anders gebaut, das heißt, die Öfen und die Fenster.«

»Hm! Und sind Sie dort lange gereist?«

»Ganze vier Jahre. Allerdings bin ich fast die ganze Zeit im selben Ort geblieben, auf dem Lande.«

»Sie haben wohl vergessen, wie es bei uns ist?«

»Auch das ist wahr. Wissen Sie, ich wundere mich selber, daß ich das Russische nicht verlernt habe. Ich unterhalte mich jetzt mit Ihnen und denke dabei im stillen: ›Aber ich spreche ja gut‹ – vielleicht spreche ich deshalb so viel. Wirk-

lich, seit gestern möchte ich nichts anderes, als immerzu russisch sprechen.«

»Hm, hm. Haben Sie früher Gelegenheit gehabt, in Petersburg zu wohnen?« (Wie sehr sich der Lakai auch beherrschte, es ging doch über seine Kraft, eine derart höfliche und umgängliche Unterhaltung abzubrechen.)

»In Petersburg? So gut wie überhaupt nicht, nur auf der Durchreise. Ich habe mich früher hier gar nicht ausgekannt, und jetzt soll es ja, wie man hört, so viel Neues geben, daß man sagt, auch jene, die sich hier ausgekannt haben, müßten umlernen. Jetzt soll hier viel von den Gerichten die Rede sein.«

»Hm! ... Von den Gerichten. Gerichte, das ist wahr, sind eben Gerichte. Und wie ist es dort, geht es in den Gerichten gerechter zu oder nicht?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe viel Gutes über die unseren gehört. Bei uns gibt es ja auch keine Todesstrafe.«

»Und dort gibt's Hinrichtungen?«

»Ja. Ich habe es in Frankreich gesehen, in Lyon. Schneider hatte mich mitgenommen.«

»Gehängt?«

»Nein, in Frankreich wird nur geköpft.«

»Und wie ist das, schreit der?«

»Woher! Es ist ein einziger Augenblick. Sie legen den Menschen hin, und schon fällt so ein breites Messer herab, in einer Maschine, sie nennen sie Guillotine, es ist schwer und stark ... Der Kopf springt ganz schnell weg, einfach in einem Nu. Die Vorbereitungen sind qualvoll. Wenn das Urteil verlesen wird, wenn die Arme gefesselt werden und es auf das Schafott hinaufgeht, das ist entsetzlich! Das Volk läuft zusammen, sogar Frauen, obwohl es dort nicht gern gesehen wird, wenn Frauen zuschauen.«

»Ist auch nicht ihre Sache.«

»Natürlich! Natürlich! Diese Qual! ... Der Verbrecher war ein kluger Mann, furchtlos, stark, nicht mehr ganz jung, er

hieß Legros. Und nun will ich Ihnen sagen, Sie mögen mir glauben oder nicht, als er auf das Schafott stieg – da weinte er und war weiß wie ein Blatt Papier. Ist so etwas möglich? Ist so etwas nicht grauenhaft? Wer wird schon vor Angst weinen? Ich hätte nie gedacht, daß man vor Angst weinen kann, und zwar nicht als Kind, sondern als ein Mann, der noch nie geweint hat, ein Mann von fünfundvierzig Jahren. Was geschieht in diesem Augenblick mit seiner Seele, was tut man ihr an? Die Seele wird verhöhnt, das ist es! Es steht geschrieben: ›Du sollst nicht töten‹, darf man denn jemanden, weil er getötet hat, gleichfalls töten? Nein, das darf man nicht. Jetzt ist es einen Monat her, daß ich das gesehen habe, aber noch immer steht mir alles vor Augen. Bestimmt fünfmal habe ich davon geträumt.«

Der Fürst hatte sich sogar in Eifer geredet, eine leichte Röte zeigte sich auf seinem blassen Gesicht, obwohl er nach wie vor ruhig sprach. Der Kammerdiener hatte ihm mit teilnahmsvollem Interesse zugehört, als könne er nicht genug bekommen; vielleicht war er auch ein Mensch mit Vorstellungskraft, der zu denken versuchte.

»Es ist nur gut, daß die Qual kurz ist«, bemerkte er, »wenn der Kopf wegfliegt.«

»Wissen Sie was?« fiel der Fürst eifrig ein. »Sie denken daran, und genau wie Sie denken alle daran, und die Maschine ist in diesem Sinne konstruiert, die Guillotine. Mir aber kam damals sofort ein Gedanke: Wie, wenn es sogar noch schlimmer ist? Sie finden das komisch, Sie finden das unsinnig, aber bei einiger Einbildungskraft kann einem sogar dieser Gedanke kommen. Stellen Sie sich einmal vor: Zum Beispiel die Folter; also Leiden und Wunden, körperliche Pein, das alles lenkt von der seelischen Qual ab, so daß man nur seine Schmerzen und Wunden spürt, bis der Tod eintritt. Aber der eigentliche, der allerstärkste Schmerz röhrt vielleicht gar nicht von den Wunden her, sondern von der Gewißheit, daß in einer Stunde, und dann in zehn Minuten, und dann in einer halben

Minute, und dann jetzt, gleich – die Seele den Körper verläßt, daß man dann nicht mehr Mensch ist, und daß dies gewiß ist; die Hauptsache ist, daß es *gewiß* ist. Wenn man den Kopf unter das Messer legt und hört, wie es über dem Kopf saust, diese Viertelsekunde muß das Furchtbarste sein. Und wissen Sie, daß das gar nicht meine Phantasie ist, sondern daß viele dasselbe gesagt haben? Ich glaube so unerschütterlich daran, daß ich Ihnen meine Meinung offen sagen möchte. Töten für Töten ist eine Strafe, die zu dem begangenen Verbrechen in keinem Verhältnis steht. Das Töten nach einem Gerichtsurteil ist unverhältnismäßig schrecklicher als der Tod von Räuberhand. Jemand, den die Räuber töten, dem sie nachts die Kehle durchschneiden, mitten im Wald oder sonst irgendwo, hofft immer noch auf Rettung, bis zum allerletzten Augenblick. Man kennt Beispiele, daß jemand mit durchgeschnitterner Kehle immer noch hofft und flieht oder um Gnade fleht. Hier aber wird diese letzte Hoffnung, mit der es sich zehnmal leichter sterben läßt, diese Hoffnung wird einem mit *Gewißheit* genommen; hier gibt es das Urteil, und in dieser Gewißheit, daß man ihm nicht entgehen kann, liegt die ganze entsetzliche Qual, und es gibt nichts Schrecklicheres auf der Welt als diese Qual. Nehmen Sie einen Soldaten und stellen Sie ihn während der Schlacht genau vor ein Geschütz und geben Sie Feuerbefehl, er wird immer noch hoffen, aber wenn Sie denselben Soldaten sein Todesurteil vorlesen, dann wird er den Verstand verlieren oder in Tränen ausbrechen. Wer kann behaupten, daß die menschliche Natur imstande ist, so etwas zu ertragen, ohne in Wahnsinn zu verfallen? Weshalb diese Verhöhnung, so sinnlos, überflüssig und zwecklos? Vielleicht gibt es irgendwo einen Menschen, dem man das Urteil vorgelesen, ihm die Qual gegönnt hat, um dann zu sagen: ›Du kannst gehen, du bist begnadigte Dieser Mensch könnte wohl manches erzählen. Von dieser Qual und diesem Grauen hat auch Christus gesprochen. Nein, so darf man den Menschen nicht behandeln.‹

Obwohl der Kammerdiener dies alles selbst nicht hätte ausdrücken können, hatte er zwar nicht alles, aber das Wichtigste verstanden, wie sogar seine ergriffene Miene erkennen ließ.

»Wenn Sie so dringend zu rauchen wünschen, so ließe sich das wohl machen, nur möglichst schnell. Weil er plötzlich nach Ihnen fragt, und dann sind Sie nicht da. Sehen Sie, hier, unter dem Treppchen, diese Tür. Gehen Sie rein, rechter Hand ist eine Kammer, dort geht es, Sie müssen nur das Klappfenster öffnen, denn es ist gegen die Ordnung ...«

Aber der Fürst fand keine Zeit mehr zu rauchen. Plötzlich trat ein junger Mann mit Papieren in der Hand in das Vorzimmer. Der Kammerdiener half ihm aus dem Pelz. Der junge Mann schielte nach dem Fürsten.

»Hier, Gawila Ardalionytsch«, begann der Kammerdiener vertraulich, beinahe familiär, »der Herr lassen sich melden als Fürst Myschkin und Verwandter der Gnädigen, Sie sind soeben mit der Eisenbahn aus dem Ausland hier eingetroffen und haben ein Bündel als Reisegepäck, nur ...«

Das weitere konnte der Fürst nicht verstehen, weil der Kammerdiener zu flüstern begann. Gawila Ardalionytsch hörte ihn aufmerksam an und musterte den Fürsten mit großer Neugier, nach einer Weile hatte er genug gehört und trat ungeduldig auf den Fürsten zu.

»Sie sind Fürst Myschkin?« fragte er äußerst liebenswürdig und höflich. Er war ein sehr gut aussehender junger Mann, schlank und blond, ebenfalls um die Achtundzwanzig, mittelgroß, mit einem Bärtchen à la Napoleon und einem intelligenten, sehr schönen Gesicht. Nur sein Lächeln war bei aller Liebenswürdigkeit zu fein; seine Zähne bildeten eine zu gleichmäßige Perlenreihe; sein Blick, ungeachtet aller Heiterkeit und scheinbaren Offenherzigkeit, war irgendwie zu aufmerksam und prüfend. „Wenn er allein ist, hat er vermutlich einen ganz anderen Blick und lacht möglicherweise niemals“, spürte der Fürst.

Der Fürst erklärte alles, so gut es ging, beinahe Wort für Wort dasselbe, was er vorher dem Kammerdiener und noch früher Rogoschin erklärt hatte. Gawrila Ardalionytsch schien sich währenddessen an etwas zu erinnern.

»Waren Sie es etwa«, fragte er, »der vor ungefähr einem Jahr, oder sogar später, einen Brief gesandt hat, ich glaube, aus der Schweiz, an Jelisaweta Prokofjewna?«

»Jawohl.«

»Dann sind Sie hier bekannt, und man wird sich Ihrer erinnern. Sie möchten zu Seiner Exzellenz? Ich werde Sie umgehend anmelden ... Er wird gleich zu sprechen sein. Sie hätten jedoch ... einstweilen im Empfangszimmer warten sollen ... Wieso wartet der Fürst hier?« wandte er sich streng an den Kammerdiener.

»Hab' ich doch gesagt, der Fürst wollten es nicht anders ...«

In diesem Augenblick ging plötzlich die Tür zum Kabinett auf, und ein Offizier, ein Portefeuille unter dem Arm, kam laut redend und sich verbeugend heraus.

»Bist du da, Ganja?« rief eine Stimme aus dem Kabinett.
»Bitte komm rein!«

Gawrila Ardalionytsch nickte dem Fürsten zu und ging mit schnellen Schritten ins Kabinett.

Nach etwa zwei Minuten ging die Tür abermals auf, und man hörte die helle und freundliche Stimme Gawrila Ardalionytschs: »Darf ich bitten, Fürst?«

III

GENERAL Iwan Fjodorowitsch Jepantschin stand in der Mitte seines Kabinetts und betrachtete den eintretenden Fürsten mit außerordentlichem Interesse, er kam ihm sogar zwei Schritte entgegen. Der Fürst ging auf ihn zu und stellte sich vor.

»Also«, sagte darauf der General, »womit kann ich dienen?«

»Ich habe kein dringliches Anliegen; ich hatte nur die Absicht, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich möchte Ihre Zeit nicht weiter in Anspruch nehmen, aber ich kenne weder Ihren jour fix noch überhaupt Ihre Gepflogenheiten ... Ich komme ja direkt von der Bahn ... aus der Schweiz ...«

Der General wollte schon lächeln, überlegte aber und hielt inne; er überlegte weiter, kniff die Augen zusammen, musterte noch einmal seinen Besucher, und zwar von Kopf bis Fuß, deutete schnell auf einen Stuhl, nahm selbst ihm schräg gegenüber Platz und wandte sich mit ungeduldiger Erwartung dem Fürsten zu. Ganja stand in der Ecke am Pult und ordnete Papiere.

»Für Bekanntschaften habe ich im allgemeinen sehr wenig Zeit. Da Sie aber gewiß eine bestimmte Absicht haben, bitte ich ...«

»Genau das habe ich geahnt«, unterbrach ihn der Fürst, »daß Sie unbedingt bei mir eine besondere Absicht vermuten werden. Aber ich habe, bei Gott, keine besondere Absicht, außer dem Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Das Vergnügen ist natürlich auch meinerseits ein außergewöhnliches, aber es geht nicht immer um den Spaß, gelegentlich, wissen Sie, muß man auch etwas tun ... Außerdem will es mir immer noch nicht gelingen, das uns beide Verbindende zu erkennen ... den Grund, sozusagen, Ihres ...«

»Einen Grund gibt es nicht, unstreitig, und natürlich auch nicht viel Verbindendes, denn der Umstand, daß ich ein Fürst Myschkin bin und Ihre Gattin unserem Geschlecht angehört, kann selbstredend kein hinlänglicher Grund sein. Das verstehе ich sehr gut. Aber dennoch dient es mir zum einzigen Anlaß. Ich bin seit gut vier Jahren nicht mehr in Rußland gewesen, sogar länger; und wie habe ich Rußland verlassen: beinahe geistesgestört! Damals wußte ich nichts, und jetzt weiß ich noch weniger. Ich bin auf gute Menschen

angewiesen; ich habe sogar ein bestimmtes Anliegen, weiß aber nicht, wo ich damit anfangen soll. Noch in Berlin dachte ich: "Sie sind beinahe Verwandte, ich will bei ihnen anfangen; vielleicht haben wir einander etwas zu sagen, sie mir und ich ihnen – wenn sie gute Menschen sind." – Und ich habe gehört, daß Sie gute Menschen sind.«

»Verbindlichsten Dank«, sagte der General verwundert.
»Darf ich fragen, wo Sie abgestiegen sind?«

»Ich bin noch nirgendwo abgestiegen.«

»Sie kommen also direkt zu mir von der Bahn? Und ... mit Gepäck?«

»Mein Gepäck besteht nur aus einem kleinen Bündel mit Wäsche, das ist alles; ich habe es bei mir. Ich kann ja am Abend ein Hotelzimmer nehmen.«

»Sie haben also immer noch die Absicht, ein Hotelzimmer zu nehmen?«

»O ja, freilich.«

»Ihren Worten glaubte ich entnehmen zu können, daß Sie auf mich rechneten.«

»Das wäre möglich gewesen, aber nicht ohne Ihre Einladung. Aber ich würde, muß ich gestehen, auch auf Ihre Einladung hin nicht bleiben, zwar ohne bestimmten Grund, einfach ... weil es mein Charakter ist.«

»Dann trifft es sich ja ausgezeichnet, daß ich Sie nicht eingeladen habe und auch jetzt nicht einlade. Gestatten Sie, Fürst, wir wollen die Lage klären: Da wir beide soeben übereingekommen sind, daß von verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen uns kaum die Rede sein kann, obwohl ich solche, versteht sich, als schmeichelhaft empfinden würde ...«

»... habe ich mich jetzt zu erheben und Adieu zu sagen?« Der Fürst erhob sich mit einem sogar fröhlichen Lachen, ungeachtet der offenkundig peinlichen Situation. »Obwohl ich praktisch weder mit den hiesigen Sitten noch mit der hiesigen Lebensweise vertraut bin, hatte ich mir unsere Begegnung genau so vorgestellt, wie sie jetzt stattgefunden hat.

Nun, vielleicht mußte das so sein ... Und Sie haben mir ja auch damals auf meinen Brief nicht geantwortet ... So leben Sie denn wohl, und entschuldigen Sie, daß ich Sie aufgehalten habe.«

Die Augen des Fürsten blickten in diesem Moment so freundlich, sein Lächeln war so frei von jeder unterdrückten feindseligen Empfindung, daß der General plötzlich innehielt und seinen Gast plötzlich mit anderen Augen betrachtete; diese Wandlung vollzog sich in einem einzigen Augenblick.

»Wissen Sie, Fürst«, sagte er mit einer fast völlig veränderten Stimme, »ich kenne Sie eigentlich gar nicht, und auch Lisaweta Prokofjewna möchte vielleicht einen Träger ihres Namens kennenlernen ... Bleiben Sie doch, wenn Ihre Zeit es erlaubt.«

»Oh, meine Zeit erlaubt es durchaus; meine Zeit steht mir völlig zur Verfügung«, (und der Fürst legte seinen weichen runden Hut sofort auf den Tisch). »Ich gestehe, daß ich darauf rechnete, Lisaweta Prokofjewna könnte sich vielleicht daran erinnern, daß ich ihr geschrieben habe. Vorhin befürchtete Ihr Kammerdiener, während ich bei ihm wartete, ich könnte Sie anbetteln; das fiel mir auf, bei Ihnen muß es für solche Fälle strenge Vorschriften geben; aber ich hatte wirklich an so etwas nicht gedacht, es war mir wirklich nur daran gelegen, Menschen kennenzulernen. Aber ich muß immer daran denken, daß ich Sie gestört habe, und das bekümmert mich.«

»Wissen Sie, Fürst«, sagte der General mit einem heiteren Lächeln, »wenn Sie in der Tat so sind, wie Sie scheinen, dann wird es ein Vergnügen sein, Sie näher kennenzulernen; nur – sehen Sie, ich habe immer viel zu tun, ich muß sofort wieder an den Schreibtisch, dies und jenes überfliegen und unterschreiben, mich dann zu Seiner Erlaucht begeben, anschließend in mein Amt, und so kommt es, daß ich, obwohl ich gern mit Menschen zusammen bin ... mit guten Menschen,

natürlich ... übrigens bin ich so fest davon überzeugt, daß Sie ausgezeichnete Manieren haben, daß ... Wie alt sind Sie, Fürst?«

»Sechsundzwanzig.«

»Ach nein! Ich hielt Sie für bedeutend jünger.«

»Ja, man sagt, ich sähe jünger aus. Ich werde lernen, Sie nicht zu stören und es mir schnell merken, weil ich selbst nicht gerne störe ... Und schließlich sind wir, wie mir scheint, so verschiedene Menschen ... aus verschiedenen Gründen, daß es zwischen uns möglicherweise nicht allzu viele Berührungspunkte geben kann; aber dieser letzten Idee glaube ich selbst nicht, wissen Sie, denn sehr oft scheint es nur so, daß es keine Berührungspunkte gibt, während sie durchaus vorhanden sind ... Das liegt an der menschlichen Trägheit, weil die Menschen einer den anderen nach dem bloßen Augenschein sortieren und keine finden ... Aber vielleicht langweile ich Sie? Ich glaube, Sie möchten ...«

»Zwei Worte: Besitzen Sie ein vielleicht auch nur unbedeutendes Vermögen? Oder haben Sie die Absicht, sich eine Beschäftigung zu suchen? Verzeihung, daß ich ...«

»Aber bitte, ich verstehe Ihre Frage sehr gut und weiß sie zu schätzen. Vermögen besitze ich einstweilen nicht, und eine Beschäftigung habe ich einstweilen auch nicht, obwohl es nötig wäre. Das Geld, das ich zuletzt hatte, gehörte mir nicht, Schneider hatte es mir gegeben, mein Professor, der mich in der Schweiz behandelt und unterrichtet hat, für die Reise, und zwar sehr knapp, so daß jetzt nur noch ein paar Kopeken übrig sind. Allerdings habe ich ein bestimmtes Anliegen und benötige Rat, aber ...«

»Können Sie mir sagen, wie Sie einstweilen Ihren Unterhalt zu bestreiten gedenken und welches Ihre Absichten wären?« unterbrach ihn der General.

»Ich wollte irgend etwas arbeiten.«

»Aha, Sie sind ja ein Philosoph; übrigens ... verfügen Sie denn über irgendwelche Fähigkeiten, Talente, auch geringe,

jedenfalls solche, mit denen man sein täglich Brot verdienen kann? Entschuldigen Sie noch einmal, daß ...«

»Oh, Sie haben sich nicht zu entschuldigen. Nein, ich glaube, daß ich weder Talente noch besondere Fähigkeiten habe; sogar eher im Gegenteil, denn ich bin ein kranker Mensch und habe nichts Ordentliches gelernt. Was das tägliche Brot angeht, so glaube ich«

Der General unterbrach ihn abermals und fragte ihn weiter aus. Der Fürst erzählte noch einmal alles, was bereits erzählt wurde. Es stellte sich heraus, daß der General von dem verstorbenen Pawlistschew gehört hatte und sogar mit ihm persönlich bekannt gewesen war. Den Grund, weshalb Pawlistschew sich für seine Erziehung interessiert hatte, kannte der Fürst selbst nicht – möglicherweise einfach aus alter Freundschaft für seinen verstorbenen Vater. Nach dem Tode seiner Eltern war der Fürst als ein noch kleines Kind zurückgeblieben, sein ganzes Leben hatte er auf verschiedenen Landgütern verbracht, denn seine Gesundheit erforderte die Landluft. Pawlistschew hatte ihn irgendwelchen betagten Gutsbesitzerinnen, seinen Verwandten, anvertraut; anfangs wurde für ihn eine Gouvernante engagiert, dann ein Hauslehrer. Er schickte übrigens voraus, daß er sich zwar an alles erinnere, jedoch nur wenig zufriedenstellend erklären könne, weil er sich über vieles damals keine Rechenschaft geben hätte. Die häufigen Anfälle seiner Krankheit hätten aus ihm fast einen richtigen Idioten gemacht (der Fürst sagte wörtlich: einen Idioten). Zum Schluß erzählte er, daß Pawlistschew eines Tages in Berlin den erwähnten Professor Schneider kennengelernt hätte, einen Schweizer, der sich speziell mit solchen Krankheiten beschäftigte, eine Heilanstalt in der Schweiz, im Kanton Wallis, besäße, nach seiner eigenen Methode mit kalten Güssen und Gymnastik behandelte, Idiotismus und psychische Krankheiten, wobei er gleichzeitig die Patienten unterrichtete und für die gesamte geistige Entwicklung Sorge trüge; daß Pawlistschew ihn vor

etwa fünf Jahren in die Schweiz geschickt hätte, jedoch vor zwei Jahren verstorben wäre, ganz plötzlich, ohne irgendwelche Verfügungen getroffen zu haben; daß Schneider ihn zwei weitere Jahre behalten und behandelt, ihn zwar nicht geheilt, ihm jedoch sehr geholfen und ihn jetzt auf seinen eigenen Wunsch und auf Grund eines unerwartet eingetretenen Umstands nach Rußland zurückgeschickt hätte. Der General wunderte sich sehr.

»Und Sie haben in Rußland niemanden, wirklich niemanden?« fragte er.

»Im Augenblick niemanden ... aber ich hoffe ... ich erhielt nämlich einen Brief ...«

»Aber Sie haben doch«, unterbrach ihn der General, ohne die Erwähnung des Briefes zu beachten, »wenigstens irgend etwas gelernt, und Ihre Krankheit wird Sie nicht daran hindern, einen, sagen wir, nicht allzu anstrengenden Posten irgendwo in einer Behörde zu übernehmen?«

»Oh, ganz sicher nicht. Eine Stelle würde ich sogar sehr gerne antreten, weil ich selber wissen möchte, was ich leisten kann. Gelernt habe ich die ganzen vier Jahre ununterbrochen, wenn auch nicht ganz so, wie es üblich ist, sondern anders, nach seinem besonderen System. Und dabei hatte ich auch Gelegenheit, sehr viele russische Bücher zu lesen.«

»Russische Bücher? Das heißtt, daß Sie lesen und ohne Fehler schreiben können?«

»O ja, durchaus.«

»Ausgezeichnet; und die Handschrift?«

»Die Handschrift ist exzellent. Hier habe ich vielleicht ein gewisses Talent; ich bin einfach ein Kalligraph. Lassen Sie mich Ihnen zur Probe etwas schreiben«, sagte der Fürst eifrig.

»Tun Sie mir den Gefallen. Das ist sogar erforderlich ... Mir gefällt Ihre Bereitwilligkeit, Fürst, Sie sind wirklich ganz reizend.«

»Sie haben eine so wunderbare Schreibgarnitur und so viele Bleistifte, so viele Federn und so dickes wunderbares Pa-

pier ... Und wie wunderbar Ihr Kabinett eingerichtet ist! Diese Landschaft kenne ich, das ist eine Ansicht aus der Schweiz. Ich bin sicher, daß der Maler nach der Natur gemalt hat, und ich bin sicher, daß ich diese Stelle gesehen habe: Das ist im Kanton Uri ...«

»Kann gut sein, obwohl ich das Bild hier gekauft habe. Ganja, geben Sie dem Fürsten Papier; hier, Federn und Papier, ich bitte, an diesem kleinen Tisch Platz zu nehmen. Was ist das?« fragte der General Ganja, der unterdessen seinem Portefeuille ein photographisches Portrait großen Formats entnommen hatte und es ihm hinihielt. »Oho! Nastassja Filippowna! Hat sie es dir selbst geschickt?« drang er lebhaft und sehr neugierig in Ganja.

»Sie hat es mir vorhin gegeben, als ich ihr gratulierte. Ich hatte sie schon lange darum gebeten. Ich weiß nicht, ob es nicht ein Wink ihrerseits ist, weil ich mit leeren Händen, ohne ein Geschenk, an einem solchen Tag bei ihr erschien«, fügte Ganja unangenehm lächelnd hinzu.

»Ach was!« unterbrach ihn der General überzeugt. »Was hast du nur für Gedanken! Die gibt doch keinen Wink ... und habgierig ist sie schon gar nicht. Und außerdem, was willst du ihr auch schenken: Da braucht man doch Tausende! Vielleicht ein Portrait? Übrigens, hat sie dich schon um ein Bild von dir gebeten?«

»Nein, sie hat mich noch nicht darum gebeten; und vielleicht wird sie mich auch nie darum bitten. Sie denken doch gewiß an den heutigen Abend, Iwan Fjodorowitsch? Sie gehören doch zu den ausdrücklich Eingeladenen.«

»Ich denke daran, ich denke daran und komme bestimmt. Selbstverständlich, ihr Geburtstag, sie wird fünfundzwanzig! Hm ... Weißt du, Ganja, sei's drum, ich möchte dir etwas anvertrauen. Halt dich bereit. Sie hat Afanassij Iwanowitsch und mir versprochen, daß sie heute Abend bei sich das letzte Wort sagen will: Sein oder Nichtsein! Also denk dran und paß auf.«

Ganja wurde plötzlich so verlegen, daß er sogar leicht erblaßte.

»Hat sie das ernst gemeint?« fragte er, und seine Stimme klang irgendwie unsicher.

»Vorgestern hat sie uns ihr Wort darauf gegeben. Wir beide haben ihr so zugesetzt, daß sie nachgeben mußte. Sie hat nur gebeten, es dir nicht vor der Zeit weiterzusagen.«

Der General sah Ganja aufmerksam an; Ganjas Verlegenheit schien ihm offensichtlich zu mißfallen.

»Sie erinnern sich doch, Iwan Fjodorowitsch«, begann Ganja unruhig und unsicher, »daß sie mir uneingeschränkte Entscheidungsfreiheit bis zu dem Augenblick zugesichert hat, da ihr Entschluß feststeht, aber auch dann kann ich immer noch mein Wort dazu sagen ...«

»Willst du dann etwa ... willst du etwa ...«, der General schien plötzlich erschrocken.

»Ich will gar nichts.«

»Ich bitte dich, was tust du uns eigentlich an?«

»Ich lehne doch nicht ab. Ich habe mich vielleicht nicht richtig ausgedrückt ...«

»Das fehlte gerade noch, daß du ablehnst!« sagte der General verärgert und sogar ohne seinen Ärger zu zügeln. »Jetzt handelt es sich nicht mehr darum, daß du *nicht* ablehnst, sondern um deine Bereitschaft, um die Lust, um die Freude, mit der du ihre Worte entgegennimmst ... Wie sieht es bei dir zu Hause aus?«

»Wie soll es schon zu Hause aussehen? Zu Hause geht alles nach meinem Willen, nur der Vater benimmt sich wie gewöhnlich närrisch, aber inzwischen hat er jeden Anstand verloren; ich spreche überhaupt nicht mehr mit ihm, halte ihn aber an der Kandare und hätte ihn schon längst vor die Tür gesetzt, wenn meine Mutter nicht wäre. Meine Mutter weint natürlich ununterbrochen; die Schwester ist böse, aber ich habe ihnen jetzt ins Gesicht gesagt, daß ich Herr meines Schicksals bin und wünsche, daß man mir in meinem Hause

... aufs Wort gehorcht. Meiner Schwester jedenfalls habe ich es unmöglich verständlich klar gemacht, in Gegenwart meiner Mutter.«

»Und ich, mein Lieber, kann es immer noch nicht begreifen«, bemerkte der General nachdenklich, indem er die Schultern leicht anhob und die Arme spreizte, »daß Nina Alexandrowna, als sie hier war, weißt du noch, stöhnte und jammerte. ›Was haben Sie denn?‹ frage ich. Und es stellt sich heraus, daß sie es als *Schande* empfinden. Was soll denn das für eine Schande sein, wenn man fragen darf? Wer könnte Nastassja Filippowna etwas vorwerfen oder ihr etwas nachsagen? Doch nicht das mit Tozkij? Aber das ist doch wirklich Unsinn, und ganz besonders unter den bewußtesten Umständen! ›Würden Sie es dulden, daß sie mit Ihren Töchtern verkehrt?‹ Aber! So was! Ei, ei, ei, diese Nina Alexandrowna! Nein, wie kann man nur so uneinsichtig sein, so uneinsichtig ...«

»... Angesichts der eigenen Situation?« ergänzte Ganja, als der General stockte. »Sie ist nicht uneinsichtig; Sie dürfen es ihr nicht übelnehmen. Ich habe ihr übrigens anschließend den Kopf gewaschen, damit die sich nicht in fremde Angelegenheit einmischen. Allerdings nehmen sie sich bei uns zu Hause nur solange zusammen, bis das letzte Wort gesagt ist, aber das Gewitter wird unvermeidlich losbrechen. Und wenn heute das letzte Wort gesagt wird, dann wird auch alles andere gesagt.«

Der Fürst hatte dieses ganze Gespräch mit angehört, während er in der Ecke über seiner kalligraphischen Probe saß. Als er fertig war, trat er an den Tisch und reichte dem General sein Blatt.

»Das ist also Nastassja Filippowna?« fragte er, wobei er das Portrait mit einem aufmerksamen und neugierigen Blick betrachtete. »Sie ist ja unglaublich schön!« rief er im gleichen Atemzug begeistert aus. Es war das Portrait einer in der Tat ungewöhnlich schönen Frau. Sie hatte sich in einem schwar-

zen Seidenkleid von außerordentlich einfachem und elegantem Schnitt photographieren lassen; das Haar, dem Anschein nach dunkelblond, war ganz schlicht aufgesteckt; die Augen waren dunkel, tief, die Stirn nachdenklich; der Ausdruck des Gesichts leidenschaftlich und irgendwie hochmütig. Es war ein wenig mager, vielleicht auch blaß ... Ganja und der General warfen dem Fürsten einen erstaunten Blick zu ...

»Wieso Nastassja Filippowna? Kennen Sie Nastassja Filippowna etwa schon?« fragte der General.

»Ja; ich bin noch keine vierundzwanzig Stunden in Russland und kenne schon eine solche Schönheit«, antwortete der Fürst und erzählte sogleich von seiner Begegnung mit Rogoschin, wobei er dessen Erzählung ausführlich wiedergab.

»Das sind mir schöne Neuigkeiten!« meinte der General, von neuem beunruhigt, nachdem er der Erzählung aufmerksam zugehört und Ganja einen forschenden Blick zugeworfen hatte.

»Vermutlich nichts als Unfug«, murmelte der ebenfalls unsicher gewordene Ganja. »Ein Kaufmannssöhnchen schlägt über die Stränge. Ich habe schon einiges über ihn gehört.«

»Ich habe auch schon einiges gehört, mein Bester«, fiel der General ein. »Damals, gleich nach den Ohrringen, hat Nastassja Filippowna die ganze Geschichte erzählt. Jetzt aber sieht es anders aus. Heute steckt vielleicht wirklich eine Million dahinter und ... Leidenschaft, eine gräßliche Leidenschaft, zugegeben, aber wie auch immer, es riecht nach Leidenschaft, und man weiß ja, wozu solche Herrschaften fähig sind, wenn's ihnen zu Kopfe steigt! ... Hm! ... Wenn das nur keine Überraschung gibt«, schloß der General nachdenklich.

»Haben Sie Angst vor der Million?« grinste Ganja.

»Du etwa nicht?«

»Was hatten Sie für einen Eindruck, Fürst?« wandte sich Ganja plötzlich an diesen. »Ist das ein einigermaßen ernstzunehmender Mensch oder einfach so ein Randalierer? Wie ist

Ihre persönliche Meinung?«

In Ganja ging etwas Besonderes vor, als er diese Frage stellte. Eine neue, eine besondere Idee schien in seinem Kopf aufzuleuchten und funkelte ungeduldig in seinen Augen. Auch der General, der aufrichtig und ehrlich besorgt zu sein schien, warf einen Seitenblick auf den Fürsten, aber offenbar, ohne von seiner Antwort viel zu erwarten.

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll«, antwortete der Fürst. »Aber ich hatte den Eindruck, daß in ihm viel Leidenschaft ist, sogar krankhafte Leidenschaft. Und er wirkt überhaupt noch ganz krank. Es kann sehr gut sein, daß er in den ersten Tagen in Petersburg wieder zusammenbricht, besonders, wenn er Feste feiert.«

»So? Das war Ihr Eindruck?« Der General schien sich an diese Idee zu klammern.

»Ja, das war mein Eindruck.«

»Und Überraschungen dieser Art brauchen nicht erst in den nächsten Tagen, sondern können noch vor Abend desselben Tages eintreten, vielleicht ändert sich heute noch etwas«, sagte Ganja lächelnd zu dem General.

»Hm! ... Natürlich ... Könnte sein, aber dann kommt es nur darauf an, was ihr gerade durch den Kopf geht«, bemerkte der General.

»Sie wissen doch, wie sie zuweilen ist?«

»Wie denn?« Der General, der außerordentlich bedrückt schien, belebte sich wieder. »Hör mal, Ganja, du solltest ihr heute – ich bitte dich – möglichst nicht widersprechen, und gib dir Mühe, so ... du weißt schon ... so zu sein ... mit einem Wort ... daß du ihr gefällst ... Was machst du für ein Gesicht? Hör mal zu, Gawrla Ardalionytsch: Es ist jetzt sogar höchste Zeit, es in aller Deutlichkeit auszusprechen: Warum machen wir uns eigentlich diese Mühe? Du weißt, daß mein eigener Vorteil, der darin steckt, mir schon längst sicher ist; so oder so, aber ich mache aus jeder Entscheidung das Beste. Tozkij hat einen unerschütterlichen Entschluß gefaßt, folg-

lich kann auch ich völlig sicher sein. Also, wenn ich mir jetzt überhaupt noch etwas wünsche, so habe ich einzig und allein deinen Nutzen im Auge. Überlege doch selbst; vertraust du mir etwa nicht? Du bist doch ein Mensch ... ein Mensch ... mit einem Wort, ein kluger Mensch, und ich habe auf dich gerechnet ... und das ist im vorliegenden Fall, das ist ... das ist ...«

»Das ist das Wichtigste«, kam Ganja dem ins Stocken geratenen General abermals zur Hilfe, wobei er seine Lippen zu einem giftigen Lächeln verzog, das er nun nicht mehr unterdrücken mochte. Er sah dem General mit brennendem Blick direkt in die Augen, als wünsche er sogar, dieser möge in seinen Augen seine Gedanken lesen. Der General lief dunkelrot an und brauste auf.

»Jawohl, die Klugheit – das ist das Wichtigste«, bekräftigte er, indem er Ganja scharf fixierte. »Du bist ein komischer Kauz, Gawrila Ardalionytsch! Du scheinst dich über dieses Kaufmannssöhnchen zu freuen, ich merke es wohl, als sähest du einen Ausweg. Dabei gilt es gerade hier, sich von Anfang an von der Klugheit leiten zu lassen; gerade hier gilt es, zu verstehen und ... und auf beiden Seiten ehrlich und mit offenen Karten zu spielen, oder beizeiten Farbe zu bekennen, um andere nicht zu kompromittieren, um so mehr, als man ausreichend Zeit hatte und sogar jetzt noch Zeit genug hat«, (der General hob bedeutsam die Brauen), »obwohl es nur noch wenige Stunden sind ... Du verstehst? Du verstehst? Willst du oder willst du nicht, wie ist es eigentlich? Wenn du nicht willst, brauchst du es nur zu sagen, und – bitte schön, niemand zwingt Sie, Gawrila Ardalionytsch, niemand treibt Sie mit Gewalt in die Falle, wenn Sie hier überhaupt eine Falle sehen.«

»Ich will«, sagte Ganja halblaut, aber mit fester Stimme, blickte zu Boden und verstummte finster.

Dem General genügte das. Der General war ein wenig in Hitze geraten, bedauerte nun aber sichtlich, daß er so weit

gegangen war. Plötzlich wandte er sich dem Fürsten zu, und auf seinem Gesicht schien sich flüchtig der unbehagliche Gedanke zu spiegeln, daß der Fürst zugegen gewesen war und doch wohl einiges mitbekommen hatte. Aber er beruhigte sich sofort: Ein einziger Blick auf den Fürsten genügte, um ihn vollständig zu beruhigen.

»Oho!« rief der General aus, als er die Schriftprobe sah, die der Fürst ihm hinhielt. »Das ist ja reine Kalligraphie, und zwar von der seltensten Art! Sieh dir das mal an, Ganja, was für ein Talent!«

Auf einem Bogen dicken Velin-Papiers hatte der Fürst in mittelalterlicher russischer Schrift den Satz geschrieben: »apt Pafnutij hat dis in demuth mit eigner hant unterzaichnet.«

»Das ist«, erläuterte der Fürst mit außerordentlichem Vergnügen und Begeisterung, »die eigenhändige Unterschrift des Abtes Pafnutij aus dem 14. Jahrhundert nach einem Faksimile. Sie haben wunderschön unterschrieben, diese alten Äbte und Metropoliten. Und gelegentlich mit vorzüglichem Geschmack, und mit welcher Sorgfalt! Besitzen Sie, General, nicht einmal den Pogodin? Und hier eine andere Schrift: die runde, große französische Schrift des letzten Jahrhunderts, verschiedene Buchstaben schrieb man damals sogar anders; hier die profane Handschrift, hier die Handschrift der öffentlichen Schreibstuben nach ihren Vorlagen (ich besaß ein solches Musterblatt) – Sie werden zugeben, daß sie ihre Vorteile hat. Beachten Sie diese gerundeten ›d‹ und ›a‹. Ich habe den französischen Charakter auf die russischen Buchstaben übertragen, das war durchaus nicht einfach, aber es ist gelückt. Und hier eine wunderschöne und originelle Schrift, dieser Satz: ›Der Fleiß siegt über alles.‹ Das ist die typisch russische Schrift, die Schrift der Amtsschreiber, oder, genaugenommen, der Regimentsschreiber. So werden Amtsbriefe an Vorgesetzte geschrieben, ebenfalls gerundete Buchstaben, eine prächtige *schwarze* Schrift mit starkem Druck, aber von vorzülichem Geschmack. Ein Kalligraph würde diesen

Schnörkel hier, oder, besser gesagt, diese Ansätze zu großzügigen Schnörkeln nicht dulden, diese nicht ausgeführten Halbschwänzchen – hier, sehen Sie –, aber im ganzen machen sie den eigentlichen Charakter aus, und die Seele eines Regimentsschreibers kommt hier wirklich zum Vorschein: Ausleben möchte er sich, das Talent drängt nach außen, aber der steife Uniformkragen schnürt ihm den Hals zu, und die Disziplin prägt auch die Handschrift, einfach entzückend! Erst kürzlich hat es mir bei einem solchen Musterblatt fast die Sprache verschlagen, ich hatte es zufällig aufgestöbert, und wo? In der Schweiz! Nun, und hier die einfache schlichte englische Schrift: Hier kann die Eleganz nicht weiter gesteigert werden, hier ist alles entzückend, grains de verre, Perlen, Vollendung. Und hier eine weitere Variation, abermals französischer Herkunft, ich habe sie von einem französischen Commis-voyageur übernommen: Dieselbe englische Schrift, aber der schwarze Strich ist eine Spur schwärzer und dicker als bei der englischen – und schon ist die Proportion von Hell und Dunkel gestört; und außerdem: Das Oval ist verändert, es ist ein bißchen runder, und dazu gönnt man sich einen Schlußschnörkel, der Schnörkel jedoch ist eine höchst riskante Sache! Der Schnörkel setzt einen außerordentlichen Geschmack voraus; aber wenn er gelingt, wenn die richtige Proportion getroffen ist, dann ist diese Schrift unvergleichlich, man könnte sich sogar in sie verlieben.«

»Oho! Das sind ja Feinheiten, in die Sie sich da vertiefen«, lachte der General, »Sie sind ja nicht einfach Kalligraph, mein Lieber, sondern Künstler, nicht wahr? Was meinst du, Ganja?«

»Erstaunlich«, sagte Ganja, »und sogar mit Sendungsbewußtsein«, fügte er mit spöttischem Lächeln hinzu.

»Lache nur, lache, aber damit macht man Karriere«, sagte der General. »Wissen Sie auch, Fürst, an welche Persönlichkeit wir Sie jetzt schreiben lassen? Man kann Ihnen ja ohne weiteres fünfunddreißig Rubel monatlich zahlen, für den

Anfang. Aber inzwischen ist es halb eins«, schloß er mit einem Blick auf die Uhr, »zur Sache, Fürst, denn ich muß mich beeilen, und heute werden wir uns wahrscheinlich kaum noch einmal sehen! Nehmen Sie doch einen Augenblick Platz; ich habe Ihnen bereits erklärt, daß ich mich nicht in der Lage sehe, Sie sehr oft zu empfangen, aber ich habe den aufrichtigen Wunsch, Ihnen ein bißchen zu helfen, selbstverständlich nur ein bißchen, das heißt mit dem Allernötigsten, und alles Weitere steht in Ihrem Belieben. Eine Beschäftigung in einer Kanzlei, die nicht besonders anstrengend ist, aber Sorgfalt verlangt, werde ich Ihnen verschaffen. Und nun das Weitere: Im Hause, das heißt in der Familie von Gawrila Ardalionytsch Iwolgin – hier mein junger Freund, darf ich bekannt machen –, haben seine Frau Mutter und Fräulein Schwester zwei oder drei Zimmer ihrer Wohnung als möblierte Zimmer eingerichtet, um sie an bestens empfohlene Gäste zu vermieten, mit Kost und Bedienung. Meine Empfehlung – ich bin dessen sicher – wird Nina Alexandrowna freundlich gelten lassen. Für Sie, Fürst, würde das sogar ein unschätzbarer Glücksfall sein, weil Sie, erstens, nicht allein, sondern sozusagen im Schoß einer Familie leben würden, denn Sie sollten, meiner Ansicht nach, in einer solchen Metropole, wie Petersburg eine ist, auf keinen Fall Ihre ersten Schritte alleine tun. Nina Alexandrowna, die Mutter, und Warwara Ardalionowna, die Schwester Gawrila Ardalionytschs, sind zwei Damen, die ich ungemein schätze. Nina Alexandrowna ist die Gattin Ardalion Alexandrowitschs, eines verabschiedeten Generals, meines ehemaligen Regimentskameraden aus jungen Jahren, mit dem ich allerdings aus gewissen zwingenden Gründen den Verkehr habe abbrechen müssen, was mich allerdings keineswegs daran hindert, ihm eine Wertschätzung eigener Art entgegenzu bringen. Dies alles erkläre ich Ihnen, Fürst, um deutlich zu machen, daß ich Sie sozusagen persönlich empfehle, also für Sie bürgen. Der Preis ist denkbar mäßig, und ich hoffe, daß

Ihr Gehalt alsbald dafür ausreichen wird. Der Mensch braucht natürlich auch etwas Taschengeld. Aber nehmen Sie es mir nicht übel, Fürst, wenn ich Ihnen rate, in Ihrem eigenen Interesse auf das Taschengeld zu verzichten, jedenfalls niemals Geld in der Tasche zu haben. Ich lasse mich nur von dem Eindruck leiten, den Sie auf mich machen. Aber da Ihr Geldbeutel im Augenblick ohnehin leer ist, werden Sie mir gestatten, Ihnen für den Anfang diese fünfundzwanzig Rubel anzubieten. Wir können irgendwann später abrechnen, und wenn Sie in der Tat der aufrichtige und gemütvolle Mensch sind, der Sie Ihren Worten nach zu sein scheinen, dann wird es auch in diesem Punkt zwischen uns niemals Schwierigkeiten geben. Mein Interesse für Sie röhrt daher, daß ich mit Ihnen etwas Spezielles vor habe. Sie sollen später davon hören. Wie Sie sehen, bin ich Ihnen gegenüber völlig offen; hoffentlich hast du, Ganja, nichts gegen die Unterbringung des Fürsten in eurer Wohnung einzuwenden?«

»Oh, ganz im Gegenteil! Auch meine Mutter wird sich sehr freuen«, versicherte Ganja artig und zuvorkommend.

»Bei euch ist doch, glaube ich, erst ein Zimmer vermietet. An diesen, wie heißt er doch, Fer ... Fer ...«

»Ferdystschenko.«

»Ja; euer Ferdystschenko gefällt mir nicht: ein schmieriger Possenreißer, und ich kann nicht begreifen, warum Nastassja Filippowna ihn so protegiert? Stimmt das wirklich, daß er mit ihr verwandt ist?«

»O nein, alles nur Spaß! Keine Spur von Verwandtschaft.«

»Dann hol' ihn der Teufel! Also, wie steht es, Fürst, ist es Ihnen recht oder nicht?«

»Ich danke Ihnen, General, Sie haben sich mir gegenüber als ein außerordentlich guter Mensch gezeigt, zumal ich Sie gar nicht um etwas gebeten habe; das sage ich nicht aus Stolz; ich wußte tatsächlich nicht, wohin ich mein Haupt legen sollte. Allerdings hat mich vorhin Rogoschin zu sich eingeladen.«

»Rogoschin? O nein; ich möchte Ihnen den väterlichen oder, wenn Sie lieber wollen, freundschaftlichen Rat geben, diesen Herrn Rogoschin gänzlich zu vergessen. Und überhaupt, ich rate Ihnen, sich der Familie anzuschließen, die Sie bei sich aufnimmt.«

»Wenn Sie so gütig sein wollen«, begann der Fürst, »ich habe ein bestimmtes Anliegen. Ich erhielt eine Benachrichtigung, daß ...«

»Entschuldigung«, unterbrach ihn der General, »aber ich habe keine Minute länger Zeit. Ich werde umgehend Lisaweta Prokofjewna von Ihnen berichten: Sollte sie wünschen, Sie sogleich zu empfangen (und ich werde mich bemühen, Sie entsprechend zu empfehlen), rate ich Ihnen, die Gelegenheit zu ergreifen und einen guten Eindruck zu machen, denn Lisaweta Prokofjewna kann für Sie sehr viel tun, und Sie tragen ja denselben Namen. Sollte sie es nicht wünschen, nichts für ungut, dann eben ein andermal. Und du, Ganja, geh doch inzwischen diese Rechnungen durch, Fedosejew und ich haben uns vorhin damit geplagt. Wir dürfen nicht vergessen, sie mitzunehmen ...«

Der General ging hinaus, und der Fürst kam nun nicht mehr dazu, ihm von seinem Anliegen zu erzählen, obgleich er wohl schon vier Mal damit angefangen hatte. Ganja steckte sich eine Zigarette an und bot dem Fürsten ebenfalls eine an; der Fürst nahm sie, blieb aber stumm, da er nicht stören wollte, und sah sich im Kabinett um; aber Ganja warf kaum einen Blick auf den mit Zahlen bedeckten Bogen, den der General ihm gewiesen hatte. Er war zerstreut: Sein Lächeln, sein Blick, seine Nachdenklichkeit kamen dem Fürsten, seit sie alleine waren, noch bedrückter vor. Plötzlich trat Ganja neben den Fürsten; in diesem Augenblick stand der Fürst vor dem Portrait Nastassja Filippownas und betrachtete es.

»Eine solche Frau gefällt Ihnen also, Fürst?« fragte er ihn plötzlich und sah ihn durchdringend an. Er schien dabei eine ganz besondere Absicht zu haben.

»Ein erstaunliches Gesicht!« antwortete der Fürst, »und ich bin überzeugt, daß ihr Schicksal ungewöhnlich ist. Das Gesicht ist heiter, aber sie muß doch entsetzlich gelitten haben, nicht wahr? Die Augen verraten es, und diese beiden Knochen, diese beiden Punkte unter den Augen, hier, wo die Wangen beginnen. Es ist ein stolzes Gesicht, ein furchtbar stolzes, und ich weiß nicht: ob sie gut ist? Ach wäre sie doch gut! Dann wäre alles gerettet!«

»Würden *Sie* solch eine Frau heiraten?« fuhr Ganja fort, ohne seinen brennenden Blick von ihm abzuwenden.

»Ich kann niemand heiraten, ich bin nicht gesund«, sagte der Fürst.

»Würde Rogoschin sie heiraten? Was denken Sie?«

»Warum nicht, heiraten würde er sie, denke ich, am liebsten gleich morgen; er würde sie heiraten, aber eine Woche später ihr die Kehle durchschneiden.«

Der Fürst hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da zuckte Ganja plötzlich so heftig zusammen, daß der Fürst beinahe aufgeschrien hätte.

»Was ist Ihnen?« fragte er und griff nach seiner Hand.

»Euer Erlaucht! Seine Exzellenz lassen bitten, sich zu Ihrer Exzellenz bemühen zu wollen«, meldete der Diener, der in diesem Augenblick in der Tür erschien. Der Fürst folgte dem Diener.

IV

ALLE drei Töchter Jepantschin waren gesunde, blühende, stattliche junge Damen, mit bewunderungswürdigen Schultern, vollen Busen und starken, fast männlichen Händen, die verständlicherweise infolge ihrer kräftigen und gesunden Konstitution gute und reichliche Mahlzeiten durchaus zu schätzen wußten und auch daraus kein Hehl zu machen

gewillt waren. Ihre Mutter, Generalin Lisaweta Prokofjewna, blickte gelegentlich mißbilligend, wenn sie in aller Unbefangenheit ihrem Appetit nachgaben, aber da manche ihrer Ansichten, unbeschadet aller von den Töchtern erwiesenen Ehrerbietung, die ursprüngliche und unwidersprochene Autorität schon längst eingebüßt hatten, und zwar so sehr, daß das einmütige Konklave, zu dem die drei jungen Damen sich zusammenschlossen, sie immer wieder überstimmte, hatte die Generalin zur Wahrung der eigenen Würde beschlossen, den bequemeren Weg einzuschlagen, nämlich nicht mehr zu streiten, sondern nachzugeben. Freilich, ihr Charakter erwies sich häufig als nicht eben willfährig und weigerte sich, den Beschlüssen der Einsicht Folge zu leisten. Lisaweta Prokofjewna wurde von Jahr zu Jahr launischer und ungeduldiger, sie wurde sogar ein Original, aber da sich ein durchaus fügssamer und gutgezogener Ehegatte stets in Reichweite befand, ergoß sich alles, was sich in ihrem Herzen angesammelt hatte, gewöhnlich über sein Haupt, worauf die Harmonie im Hause wieder hergestellt war und alles den denkbar günstigsten Verlauf nahm.

Übrigens hatte auch die Generalin den Appetit keineswegs verloren und nahm gewöhnlich um halb eins an der Seite ihrer Töchter an dem üppigen Frühstück teil, das beinahe einer Mittagstafel glich. Eine Tasse Kaffee pflegten die jungen Damen früher zu trinken, Punkt zehn, noch im Bett, gleich nach dem Aufwachen. Das behagte ihnen und war zur lieben Gewohnheit geworden. Um halb eins wurde im kleinen Speisezimmer gedeckt, neben den Räumen vor mamans Zimmer, und zu diesem intimen Familienfrühstück erschien auch der General, soweit seine Zeit es erlaubte. Außer Tee, Kaffee, Käse, Honig, Butter, speziellen Pfannkuchen, die die Generalin persönlich bevorzugte, Koteletts und ähnlichem wurde sogar starke heiße Bouillon gereicht. An dem Vormittag, an dem unsere Erzählung beginnt, hatte sich die Familie im Speisezimmer versammelt und wartete auf den General,

der sich auf halb eins angesagt hatte. Hätte er sich auch nur um eine Minute verspätet, wäre er augenblicklich geholt worden, aber er erschien pünktlich. Als er sich seiner Gattin näherte, um sie zu begrüßen und ihr die Hand zu küssen, bemerkte er in ihrem Gesicht einen Ausdruck, der diesmal Ungewöhnliches verhieß. Und obwohl er bereits am Vortage geahnt hatte, daß dies heute in Zusammenhang mit einer gewissen »Geschichte« (wie er sich auszudrücken pflegte) eintreten würde, und obwohl er gestern kurz vor dem Einschlafen sich eben deswegen gesorgt hatte, fuhr ihm von neuem der Schreck in die Glieder. Die Töchter kamen ihm entgegen, um ihn mit einem Kuß zu begrüßen; hier wurde ihm nichts verübelt, aber auch hier schien etwas Besonderes vorzuliegen. Allerdings war der General, gewissen Umständen zufolge, übermäßig mißtrauisch geworden; aber als erfahrener und geschickter Vater und Gatte traf er umgehend die entsprechenden Gegenmaßnahmen. Vielleicht nimmt die Eindrücklichkeit unserer Erzählung keinen sonderlichen Schaden, wenn wir an dieser Stelle unterbrechen und einige Erläuterungen einfügen, um diejenigen Beziehungen und Umstände klar und deutlich darzulegen, in denen wir die Familie des Generals Jepantschin zu Beginn unserer Geschichte antreffen. Wir erwähnten bereits, daß der General ein zwar nicht besonders gebildeter Mensch, vielmehr, nach seinen eigenen Worten, ein Autodidakt war, sich jedoch als erfahrener Gatte und umsichtiger Vater bewährte. Unter anderem bekannte er sich zu dem System, die Töchter nicht zum Heiraten zu drängen, das heißt »ihnen nicht auf der Seele zu knien« und ihnen mit ungeduldiger elterlicher Sorge um ihr Glück nicht zuzusetzen, wie es unbeabsichtigt und ganz natürlich auf Schritt und Tritt geschieht, sogar in den aufgeklärtesten Familien, wenn sie mit erwachsenen Töchtern gesegnet sind. Er hatte es sogar fertiggebracht, auch Lisaweta Prokofjewna für sein System zu gewinnen, obwohl dies ein sehr schwieriges Unterfangen gewesen war – schwie-

rig, weil unnatürlich; aber die Argumente des Generals waren von außerordentlichem Gewicht und beruhten auf unbestreitbaren Fakten. Die Bräute, die selbst entscheiden können und gar ihrem eigenen Willen gänzlich überlassen bleiben, werden schließlich dazu übergehen, aus eigener Initiative zu handeln, sogleich kommt die Sache ins Rollen, denn nun liegt ihnen selbst daran, und alle Launen und alles überflüssige Mäkeln sind vergessen; die Eltern haben dann nichts weiter zu tun, als möglichst unermüdlich und unauffällig darüber zu wachen, eine ausgefallene Wahl oder eine unnatürliche Abweichung zu verhindern und im richtigen Moment mit voller Kraft einzugreifen und durch ihren Einfluß die Angelegenheit in die gewünschten Bahnen zu lenken. Und schließlich war schon der Umstand nicht zu unterschätzen, daß ihr Vermögen wie auch ihr gesellschaftlicher Einfluß von Jahr zu Jahr in geometrischer Progression wuchsen und folglich die Töchter desto mehr gewannen, je mehr Zeit verstrich, sogar schon im mannbaren Alter. Aber zu all diesen Fakten war noch ein weiteres hinzugereten: Die Älteste feierte plötzlich und beinahe unversehens (wie es immer geschieht) ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag. Fast zur selben Zeit kam Afanassij Iwanowitsch Tozkij, ein Mann von Welt, mit besten Konnexionen und außerordentlichem Vermögen auf einen alten Wunsch zurück – nämlich zu heiraten. Er war ein Mann um die fünfundfünfzig, von verbindlichem Wesen und außerordentlich distinguiertem Geschmack. Er wünschte sich eine gute Ehe; Schönheit schätzte er über die Maßen. Da er seit einiger Zeit besonders rege Beziehungen zu General Jepantschin unterhielt, die durch gemeinsame Beteiligung an verschiedenen finanziellen Unternehmungen noch gefestigt wurden, ließ er ihn, verbunden mit der Bitte um einen freundschaftlichen Rat und Wink, seinen Wunsch wissen: läge das eheliche Bündnis mit einer seiner Töchter im Bereich des Denkbaren oder nicht? In dem ruhigen und schönen Gang des Familienlebens im Hause

Jepantschin kündigte sich eine unvermeidliche Veränderung an.

Die gefeierte Schönheit der Familie war, wie bereits erwähnt, die Jüngste, Aglaja. Aber sogar Tozkij, ein Mensch von ungeheurem Egoismus, begriff, daß er hier nichts zu erwarten habe und daß Aglaja nicht für ihn bestimmt sei. Möglicherweise übertrieb die etwas blinde Liebe und allzu-heiße Freundschaft der Schwestern, aber sie stellten sich Aglajas Schicksal nicht als ein einfaches Schicksal, sondern als Ideal eines irdischen Paradieses vor. Aglajas künftiger Gatte mußte im Besitz sämtlicher Vorzüge und allgemeinen Ansehens sein, von Vermögen ganz zu schweigen. Die Schwestern hatten sogar im stillen und ohne viele Worte die Möglichkeit erwogen, zugunsten Aglajas auf ihre Mitgift zu verzichten. Aglajas Mitgift sollte kolossal und über allem Vergleich sein. Die Eltern waren von dieser Übereinkunft der beiden älteren Schwestern unterrichtet, und deshalb stand es für sie, als Tozkij um Rat bat, so gut wie außer allem Zweifel, daß eine der beiden älteren Schwestern sicherlich ihre Wünsche krönen würde, um so mehr, da Afanassij Iwanowitsch sich mit der Frage der Mitgift bestimmt nicht lange aufhalten würde. Dem Antrag Tozkijs hatte der General sogleich mit der ihm eigenen Lebenserfahrung eine außerordentliche Bedeutung beigemessen. Da Tozkij selbst auf Grund ganz besonderer Umstände außerordentlich vorsichtig vorging und die Verhältnisse einstweilen bloß sondierte, stellten auch die Eltern ihren Töchtern einstweilen nur die allerentferntesten Möglichkeiten in Aussicht. Zur Antwort darauf erhielten sie die, wenn auch noch nicht gänzlich bestimmte, aber doch wenigstens beruhigende Erklärung, daß die Älteste, Alexandra, unter Umständen nicht abgeneigt sein würde. Sie war ein junges Mädchen von zwar festem Charakter, aber mit gutem Herzen, vernünftig und außerordentlich umgänglich, imstande, Tozkij nicht einmal ungern zu heiraten und ihr einmal gegebenes Wort treu zu halten. Allem Glanz abhold,

versprach sie das Leben ihres Gatten nicht nur mit keinerlei Umtrieb und jähen Veränderungen zu bedrohen, sondern es sogar zu versüßen und angenehm zu machen. Sie war eine sehr schöne, wenn auch gerade keine auffällige Erscheinung. Konnte es für Tozkij etwas Besseres geben?

Dennoch entwickelten sich die Dinge gleichsam tastend. In vollem Einverständnis hatten Tozkij und der General vereinbart, vorderhand jeden formellen und irreversiblen Schritt zu vermeiden. Die Eltern unterließen es sogar, mit ihren Töchtern offen zu sprechen; eine Verstimmung kündigte sich an; die Generalin Jepantschina, die Mutter der Familie, schien aus irgendeinem Grunde verstimmt, und das hatte viel zu bedeuten. Es gab da einen Hinderungsgrund, eine verwinkelte und mühselige Geschichte, die den ganzen Plan endgültig zum Scheitern bringen konnte.

Diese verwinkelte und mühselige »Geschichte« (Tozkijs eigener Ausdruck) hatte schon vor geraumer Zeit begonnen, etwa vor achtzehn Jahren. In der Nachbarschaft eines der reichsten Güter von Afanassij Iwanowitsch, in einem der Zentralgouvernements, lebte in äußerst beschränkten Verhältnissen ein kleiner, verarmter Gutsbesitzer. Er war ein Mann, der sich durch ein beinahe ununterbrochenes und sprichwörtliches Mißgeschick auszeichnete – Offizier im Ruhestand, aus einer guten adeligen Familie und in dieser Beziehung Tozkij sogar überlegen, ein gewisser Filipp Alexandrowitsch Baraschkow. Obwohl er hoffnungslos verschuldet und verpfändet war, gelang es ihm schließlich doch nach jahrelanger harter, beinahe bäuerlicher Arbeit, sich auf seinem kleinen Gut einigermaßen zufriedenstellend einzurichten. Schon immer hatte er den leisesten Erfolg als eine außerordentliche Ermunterung empfunden. Ermutigt und hoffnungsstrahlend reiste er für einige Tage in die Kreisstadt, um dort einen seiner wichtigsten Geldgeber zu treffen und nach Möglichkeit neue Konditionen auszuhandeln. Am dritten Tag nach seinem Eintreffen in der Stadt erschien der

Dorfälteste aus seinem Güttchen, zu Pferd, mit versengter Wange, und meldete, daß »das Stammgut niedergebrannt sei, gestern, gerade zur Mittagszeit, wobei auch die Gattin geruhte, mit zu verbrennen, während den Kinderchen kein Schaden geschah«. Einer solchen Überraschung war sogar ein Baraschkow, der an die »blauen Flecken von der Hand der Fortuna« gewöhnt war, nicht gewachsen: Das niedergebrannte Gut samt auseinandergelaufenen Bauern wurde verkauft, um die Schulden zu bezahlen, die beiden kleinen Mädchen, sechs und sieben Jahre alt, die Kinder Baraschkows, übernahm großherzig Afanassij Iwanowitsch Tozkij. Sie wurden in der großen Familie seines Gutsverwalters erzogen, eines ehemaligen Beamten, der noch dazu ein Deutscher war. Bald war es nur noch ein Mädchen, Nastja, die Jüngste starb an Keuchhusten; Tozkij hatte beide inzwischen völlig vergessen, zumal er sich im Ausland aufhielt. Etwa fünf Jahre später besuchte Afanassij Iwanowitsch auf der Durchfahrt sein Gut und entdeckte plötzlich in seinem Gutshaus, in der Familie seines Deutschen, ein reizendes Kind, ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, lebhaft, liebenswert, gescheit, das eine ausnehmende Schönheit zu werden versprach; in diesem Punkt war Afanassij Iwanowitsch ein unbestrittener Kenner. Diesmal blieb er nur wenige Tage auf seinem Gut, aber er fand Zeit, die erforderlichen Anordnungen zu treffen; in der Erziehung des Mädchens trat eine bedeutsame Wende ein: Es wurde eine achtbare ältere Gouvernante bestellt, eine Schweizerin, erfahren in der feinsten Erziehung junger Damen, sehr gebildet und befugt, außer in der französischen Sprache auch in verschiedenen anderen Wissenschaften zu unterrichten. Sie zog in dem Gutshaus ein, und die Erziehung der kleinen Nastassja erfolgte in ungewöhnlicher Weise. Nach genau vier Jahren war dieser Kursus beendet; die Gouvernante reiste ab, und bald darauf wurde Nastassja von einer anderen Dame abgeholt, ebenfalls einer Gutsbesitzerin und Nachbarin des Herrn Tozkij, aber in einem anderen, weit entlegenen Gou-

vernemant. Sie reiste ab und nahm Nastja mit, laut Instruktionen und Vollmacht von Afanassij Iwanowitsch. Auf diesem kleinen Gut befand sich ebenfalls ein Gutshaus, zwar nicht sehr groß, dafür aber neu erbaut, aus Holz; seine Einrichtung war ganz besonders elegant, und das kleine Dorf trug ausgerechnet den Namen Otradnoje. Die Nachbarin brachte Nastassja geradewegs in dieses stille Häuschen und zog, da sie, selbst eine kinderlose Witwe, nur eine Werst entfernt wohnte, zu Nastja. Eine alte Beschließerin und ein junges erfahrenes Kammermädchen standen Nastassja zu Diensten. Im Hause fanden sich Muskinstrumente, eine ausgesuchte Bibliothek für junge Damen, Bilder, Stiche, Stifte, Pinsel, Farben, ein wunderschöner Windhund, und zwei Wochen später traf Afanassij Iwanowitsch persönlich ein ... Aus dieser Zeit stammte seine ganz besondere Vorliebe für dieses weit abgelegene Steppendörfchen, er besuchte es jeden Sommer, jeweils für zwei oder sogar drei Monate, und so verstrich eine ziemlich lange Zeit, etwa vier Jahre, friedlich und glücklich, geschmackvoll und elegant.

Da geschah es, daß eines Tages, gleich zu Anfang des Winters, etwa vier Monate nach dem Sommeraufenthalt von Afanassij Iwanowitsch in Otradnoje, der dieses Mal nur zwei Wochen dort geblieben war, ein Gerücht auftauchte, oder besser gesagt, Nastassja Filippowna zu Ohren kam, Afanassij Iwanowitsch beabsichtige sich in Petersburg zu verehelichen, mit einer Schönheit, einer reichen, einer vornehmen jungen Dame, kurz, eine solide und glänzende Partie zu machen. Dieses Gerücht wollte sich später als nicht in allen Einzelheiten zutreffend erweisen; eine Heirat war auch damals erst ein vages Projekt und alles höchst unbestimmt, aber in Nastassja Filippownas Schicksal trat zu diesem Zeitpunkt eine entscheidende Wendung ein. Plötzlich bewies sie ungemeine Entschlossenheit und zeigte den unberechenbarsten Charakter. Ohne lange zu überlegen, verließ sie ihr ländliches Häuschen und erschien plötzlich in Petersburg, wo sie sich gera-

dewegs zu Tozkij begab, mutterseelenallein. Dieser, verblüfft wie er war, begann sich zu erklären, aber plötzlich stellte sich heraus, beinahe nach dem ersten Wort, daß er seinen Stil ändern müsse, den Ton seiner Stimme, die vertrauten Themen der angenehmen und erlesenen Konversationen, die sich bis jetzt so erfolgreich bewährt hatten, die Logik, alles, alles, alles! Ihm gegenüber saß eine völlig andere Frau, die nicht das geringste mit jener gemein hatte, die er bis jetzt gekannt und erst im Monat Juli in dem Dörfchen Otradnoje verlassen hatte.

Es stellte sich heraus, daß diese neue Frau, erstens, ungemein viel wußte und so viel begriff, daß man nur staunen mußte, wo sie solches Wissen erworben hatte, wie sie zu derart klaren Begriffen gekommen war. (Etwa aus ihrer Jungmädchenbibliothek?) Nicht genug damit, sie verfügte sogar über juristische Fachkenntnisse und hatte positive Vorstellungen wenn nicht von der Welt, so doch davon, welchen Lauf gewisse Angelegenheiten auf dieser Welt zu nehmen pflegen; und daß, zweitens, Tozkij einen völlig anderen Charakter vor sich hatte, das heißt nicht mehr etwas Schüchternes, schulmädchenhaft Unbestimmtes, bald in seiner Originalität, Heiterkeit und Naivität Bezauberndes, Melancholisches, Nachdenkliches, Überraschtes, Mißtrauisches, Weinendes und Unruhiges. Nein: Nun lachte vor ihm und stichelte mit den giftigsten Sarkasmen ein ungewöhnliches und unerwartetes Wesen, das ihm ins Gesicht hinein erklärte, es habe für ihn in seinem Herzen nie etwas anderes empfunden als tiefste Verachtung, eine Verachtung bis zur Übelkeit, die sich unmittelbar nach der ersten Überraschung eingestellt habe. Diese neue Frau ließ ihn wissen, daß es ihr völlig gleichgültig sei, ob er sogleich und wen auch immer heiraten wolle, daß sie aber gekommen sei, um ihm diese Ehe zu untersagen, rein aus Bosheit, nur weil sie es wolle, und daß es, folglich, zu geschehen habe, »und wenn auch nur, um mich nach Herzenslust über dich zu amüsieren, weil jetzt

auch ich mich endlich einmal amüsieren möchte». So drückte sie sich wenigstens aus; vielleicht sprach sie nicht alles aus, was sie im Sinne hatte. Aber während die neue Nastassja Filippowna lachte und dies alles darlegte, begann Afanassij Iwanowitsch im stillen Überlegungen über diese Geschichte anzustellen und zu versuchen, seine einigermaßen aus der Ordnung geratenen Gedanken nach Möglichkeit wieder zu sammeln. Diese Überlegungen nahmen nicht wenig Zeit in Anspruch; er brauchte fast zwei Wochen, um sich zurechtzufinden und sich endgültig zu entscheiden: Aber nach zwei Wochen war sein Entschluß gefaßt. Es war an dem, daß Afanassij Iwanowitsch damals die Fünfzig bereits überschritten hatte und ein Mann von höchst solider und gefestigter Lebensart war. Seine Position in der großen Welt und in der Gesellschaft ruhte seit unausdenklichen Zeiten auf den dauerhaftesten Fundamenten. Seine eigene Person, seine Ruhe und seine Bequemlichkeit liebte und schätzte er höher als alles auf der Welt, wie es sich für einen durch und durch anständigen Menschen nicht anders gehört. Nicht die geringste Störung, nicht das leiseste Schwanken durfte dort gestattet werden, wo das Leben selbst sich gefestigt und eine so wundervolle Form angenommen hatte. Andererseits sagten Erfahrung und Einsicht in den Lauf der Dinge Tozkij sehr bald und völlig zutreffend, daß er es gegenwärtig mit einem ganz und gar exzentrischen Wesen zu tun habe, mit einem Geschöpf, das nicht nur drohe, sondern zweifellos seine Drohung in die Tat umsetzen würde, und dem überdies nichts auf der Welt teuer sei, so daß man es sogar auf keine Weise bestechen könne. Hier lag offensichtlich etwas anderes vor, hier handelte es sich um ein Herz und Seele füllendes Gebräu, etwas wie eine romantische Entrüstung, Gott weiß, warum und gegen wen – um eine Art unersättliches Gefühl von Verachtung, das jedes Maß überstieg –, kurz, etwas im höchsten Grade Lächerliches und in anständiger Gesellschaft Verwerfliches, das jeder anständige Mensch, wenn er ihm

begegnete, als die reinste Strafe Gottes ansehen mußte. Es versteht sich von selbst, daß es bei Tozkis Vermögen und Beziehungen durchaus möglich war, mittels einer kleinen und völlig unschuldigen Schurkerei sich unverzüglich eines solchen Ärgernisses zu entledigen. Andererseits lag es auf der Hand, daß Nastassja Filippowna selbst kaum imstande war, Schaden anzurichten, zum Beispiel im juristischen Sinne; nicht einmal einen aufsehenerregenden Skandal könnte sie entfesseln, denn es würde ein leichtes sein, sie jederzeit in die Schranken zu weisen. Aber das alles würde nur dann zutreffen, wenn Nastassja Filippowna beabsichtigte, so vorzugehen, wie von allen anderen, wie überhaupt in vergleichbaren Fällen vorgegangen wird, ohne sich allzu exzentrisch über jedes Maß hinwegzusetzen. Und hier kam Tozkij sein sicherer Blick zustatten: Er durchschaute, daß Nastassja Filippowna selbst nur allzugut wußte, wie harmlos sie im juristischen Sinne war, daß sie aber anderes im Kopf hatte ... was aus ihren Augen blitzte. Da ihr nichts mehr teuer war, und sie sich selbst am wenigsten (es gehörte nicht wenig Klugheit und Intuition dazu, um in diesem Augenblick zu begreifen, daß sie sich selbst schon lange nicht mehr teuer war, und um als Skeptiker und mondäner Zyniker wie er an die Aufrichtigkeit ihres Gefühls zu glauben), war Nastassja Filippowna imstande, sich selbst zugrunde zu richten, endgültig und schaudererregend, Sibirien und Zuchthaus in Kauf zu nehmen, nur um den Mann zu verhöhnen, gegen den sie einen so unmenschlichen Widerwillen empfand. Afanassij Iwanowitsch hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß er ein klein wenig feige oder, besser gesagt, äußerst konservativ war. Wenn er zum Beispiel erfahren würde, daß er vor dem Traualtar ermordet werden sollte oder ihm sonst etwas Derartiges, ausnehmend Unschickliches, Lächerliches, gesellschaftlich Ungebührliches bevorstünde, dann würde er natürlich erschrecken, aber weniger, weil man ihn tötete, verwundete oder ihm öffentlich ins Gesicht spuckte und so weiter, und

so weiter, sondern weil ihm dies in einer so unmöglichen und unüblichen Form zustieße. Und gerade das schien ihm Nastassja Filippowna zu prophezeien, auch wenn sie noch Schweigen darüber bewahrte; er wußte, daß sie ihn durchschaute, daß sie ihn kannte, folglich auch wußte, womit sie ihn treffen konnte. Und da die Heirat noch nicht viel mehr war als seine Bereitschaft dazu, fügte sich Afanassij Iwanowitsch und gab Nastassja Filippowna nach.

Sein Entschluß wurde durch einen weiteren Umstand begünstigt: Man konnte sich kaum vorstellen, wie wenig diese neue Nastassja Filippowna der früheren glich. Früher war sie nur ein sehr hübsches junges Mädchen gewesen. Jetzt aber ... Tozkij konnte es sich lange Zeit nicht verzeihen, daß er vier Jahre hindurch etwas gesehen und doch nichts gesehen hatte. Freilich blieb zu berücksichtigen, daß auf beiden Seiten, innerlich und unversehens, eine grundlegende Wandlung stattgefunden hatte. Er erinnerte sich übrigens, daß es auch früher schon Momente gegeben hatte, da ihm seltsame Gedanken durch den Kopf gegangen waren, etwa beim Anblick dieser Augen: In ihnen war ein tiefes und geheimnisvolles Dunkel zu ahnen. Ihr Blick – gab ein Rätsel auf. In den letzten zwei Jahren hatte er sich oft über die Veränderung ihrer Gesichtsfarbe gewundert; Nastassja Filippowna wurde allmählich furchtbar bleich und – seltsam – gerade dadurch noch schöner. Tozkij, der sich anfangs wie alle Gentlemen, die ihr Leben in vollen Zügen genießen, nicht ohne Geringsschätzung gewundert hatte, wie billig ihn diese kaum zum Leben erwachte Seele zu stehen kam, war sich in der letzten Zeit seiner Meinung nicht mehr ganz so sicher. Wie dem auch sei, er hatte sich noch im letzten Frühling vorgenommen, Nastassja Filippowna so schnell wie möglich wohlversorgt mit einem einsichtigen und anständigen Herrn, einem Beamten in einem anderen Gouvernement, zu verheiraten. (Oh, wie furchtbar und wie boshaf machte sich jetzt Nastassja Filippowna darüber lustig!) Und nun überlegte

Afanassij Iwanowitsch, durch die neue Wendung gereizt, wie ihm diese Frau sogar von neuem nützlich werden könnte. Er beschloß, für Nastassja Filippowna eine Wohnung in Petersburg zu nehmen und sie mit Luxus zu umgeben. Wenn nicht das eine, dann doch das andere: Mit Nastassja Filippowna konnte man sich in gewissen Kreisen zeigen und sogar renommieren. Und Afanassij Iwanowitsch legte auf diese Art von Renommee großen Wert.

Inzwischen waren schon fünf Jahre dieses Petersburger Lebens vergangen, und vieles hatte sich, wie sich versteht, in dieser Zeit geklärt. Afanassij Iwanowitschs Lage war trostlos; das Schlimmste war, daß er, einmal erschreckt, nicht mehr zur Ruhe kam. Er hatte Angst – sogar ohne selbst zu wissen, warum –, er hatte einfach Angst vor Nastassja Filippowna. Eine Zeit lang, die ersten zwei Jahre, hatte er schon vermutet, daß Nastassja Filippowna selbst von ihm geheiratet zu werden wünsche, aber aus unmäßiger Eitelkeit schweige und beharrlich auf seinen Antrag warte. Eine solche Prätention wäre seltsam gewesen; Afanassij Iwanowitsch hatte die Stirn in Falten gelegt und war in tiefe Gedanken versunken. Zu seiner großen und (so ist eben das menschliche Herz!) unangenehmen Verblüffung mußte er sich plötzlich bei Gelegenheit davon überzeugen, daß er, sogar wenn er ihr einen Antrag gemacht hätte, zweifellos abgewiesen worden wäre. Lange Zeit konnte er es gar nicht begreifen. Schließlich blieb nur die einzige Erklärung, daß der Stolz einer »beleidigten Phantastin« sich bis zu einer solchen Raserei steigern könnte, daß sie eher bereit wäre, ihre Verachtung in einer Absage auszudrücken, als ihre Position auf die Dauer zu sichern und damit einen unerreichten Gipfel zu erklimmen. Das Schlimmste war, daß Nastassja Filippowna in erschreckendem Maße die Oberhand gewonnen hatte. Mit Geld war ihr nicht beizukommen, nicht einmal mit großen Summen, und wenn sie sich auch den ihr gebotenen Komfort gefallen ließ, so lebte sie doch sehr bescheiden und hatte in diesen fünf

Jahren fast nichts zurückgelegt. Afanassij Iwanowitsch ging schließlich ein Risiko ein, um mit List seine Ketten zu zerreißen: Unauffällig und raffiniert suchte er sie, mit geschickter Hilfe, verschiedenen idealen Verlockungen auszusetzen; aber die verkörperten Ideale: Fürsten, Husaren, Botschaftssekreträre, Dichter, Romanschreiber, sogar Sozialisten machten nicht den geringsten Eindruck auf Nastassja Filippowna, ganz so, als trüge sie anstelle des Herzens einen Stein in der Brust und als wären ihre Gefühle verdorrt und für immer abgestorben. Sie lebte im allgemeinen zurückgezogen, las viel, lernte sogar einiges, hörte Musik. Ihr Bekanntenkreis war beschränkt; sie verkehrte mit irgendwelchen verarmten komischen Beamtenfrauen, mit zwei Schauspielerinnen, mit irgendwelchen alten Mütterchen, hing sehr an der vielköpfigen Familie eines achtbaren Lehrers und wurde in dieser Familie ebenfalls sehr geliebt und gern gesehen. Ziemlich oft trafen sich abends bei ihr fünf oder sechs Bekannte, niemals mehr. Tozkij besuchte sie oft und regelmäßig. Kürzlich war es auch General Jepantschin, wenn auch nicht ohne Mühe, gelungen, Nastassja Filippownas Bekanntschaft zu machen. Zur selben Zeit, und zwar völlig ohne Mühe und ganz selbstverständlich, hatte bei ihr ein junger Beamter namens Ferdystschenko Einlaß gefunden, ein sehr ordinärer und schmieriger Possenreißer, der sich einbildete, amüsant zu sein, und sich gelegentlich betrank. Ferner empfing sie einen eigenartigen jungen Mann namens Ptizyn, der, bescheiden, korrekt und äußerst gepflegt, aus ärmlichsten Verhältnissen stammte und sich nun als Pfandleiher betätigte. Und eines Tages tauchte auch Gawrilà Ardalionowitsch auf ... Schließlich erfreute sich Nastassja Filippowna eines eigentümlichen Rufs: Ihre Schönheit wurde allgemein gerühmt, aber das war auch alles; niemand durfte sich mit einem Erfolg brüsten, niemand ihr etwas nachsagen. Diese Reputation, ihre Bildung, ihr elegantes Auftreten, ihre geistreiche Art – dies alles bestärkte Afanassij Iwanowitsch endgültig in seinem einmal gefaßten Plan. Und gerade das

war der Augenblick, da General Jepantschin persönlich begann, ein so reges und außerordentliches Interesse an dieser Geschichte zu nehmen.

Als Tozkij sich so verbindlich an ihn wandte und ihn um freundschaftlichen Rat wegen einer seiner Töchter bat, hatte er im gleichen Atemzug und in vornehmster Weise vor ihm das erschöpfendste und aufrichtigste Geständnis abgelegt. Er eröffnete ihm, daß er nun entschlossen sei, *vor keinen Mitteln* zurückzuschrecken, um seine Freiheit wiederzuerlangen; daß er sich sogar dann nicht zufriedengeben würde, wenn Nastassja Filippowna ihm von sich aus versichern sollte, ihn künftig völlig in Ruhe zu lassen; daß er sich nicht mit bloßen Worten begnügen, daß er eine volle Garantie verlangen würde. Man war sich bald einig und beschloß, gemeinsam zu handeln. Man nahm sich vor, zunächst möglichst milde zu verfahren und lediglich die sogenannten »edlen Saiten« ihres Herzens zu berühren. Sie statteten gemeinsam einen Besuch bei Nastassja Filippowna ab, und Tozkij begann ohne alle Umschweife, sie auf seine unerträgliche, entsetzliche Lage aufmerksam zu machen, er nahm alle Schuld auf sich; gestand offenherzig, er könne sein anfängliches Verhalten ihr gegenüber nicht bereuen, denn er sei ein eingefleischter Lüstling und somit nicht Herr seiner selbst, jetzt aber beabsichtigte er zu heiraten, und das Schicksal dieser im höchsten Maße ehrenhaften und gesellschaftlich hoch angesehenen Verbindung liege in ihren Händen. Kurz, er verlasse sich auf ihr edles Herz. Darauf ergriff General Jepantschin das Wort, in seiner Eigenschaft als Vater, und appellierte an ihre Vernunft, vermied jede Rührseligkeit, erwähnte lediglich, daß er ihr Recht, über das Schicksal Afanassij Iwanowitschs zu entscheiden, uneingeschränkt anerkenne, spielte geschickt auf seine eigene Ergebenheit an, indem er zu bedenken gab, daß das Schicksal einer seiner Töchter und möglicherweise auch der beiden anderen nur von ihrer Entscheidung abhänge. Auf Nastassja Filippownas Frage: »Was erwartet man eigentlich

von mir?« gestand Tozkij mit derselben, gänzlich unverhüllten Offenheit, er habe sich vor fünf Jahren dermaßen erschrocken, daß er sogar heute noch seine Ruhe nicht wiedergefunden habe und sie nicht eher wiederfinden werde, bis Nastassja Filippowna selbst heiraten würde. Im gleichen Atemzug fügte er hinzu, daß eine solche Bitte von seiner Seite natürlich ungereimt wäre, wenn er sich nicht aus gewissen Gründen dazu berechtigt fühlte. Es sei ihm aufgefallen und positiv bestätigt worden, daß ein junger Mann aus sehr gutem Hause, der hier im Kreise seiner achtbaren Familie lebe, nämlich Gawrila Ardalionowitsch Iwolgin, den sie doch kenne und empfange, schon lange die glühendste Leidenschaft für sie empfinde und selbstverständlich sein halbes Leben um den Preis der bloßen Hoffnung auf ihre Zuneigung opfern würde. Diese Geständnisse habe Gawrila Ardalionowitsch persönlich ihm, Afanassij Iwanowitsch, schon vor längerer Zeit in Freundschaft und aus der Fülle eines reinen jungen Herzens gemacht, und ebenso lange sei darüber auch Iwan Fjodorowitsch unterrichtet, der diesen jungen Mann protegiere. Und schließlich müsse die Liebe dieses jungen Menschen, wenn er, Afanassij Iwanowitsch, sich nicht täusche, doch schon lange Nastassja Filippowna selbst aufgefallen sein, und er habe sogar den Eindruck gewonnen, daß ihr diese Liebe nicht unwillkommen sei. Natürlich falle es ihm schwerer als allen anderen, darüber zu sprechen. Aber wenn Nastassja Filippowna bereit wäre, ihm, Tozkij, außer Egoismus und dem Wunsch, sein eigenes Leben zu ordnen, die wenn auch nur noch so leise Absicht zugestehe, auch ihr etwas Gutes zu gönnen, dann würde sie verstehen, daß es ihn schon seit langem befremde und sogar bedrücke, sie so einsam zu sehen: daß hier nur eine unbestimmte Düsternis vorliege, ein gänzlicher Unglaube an die Erneuerung des Lebens, das in der Liebe und im Schoße der Familie so schön erweckt werde und damit ein neues Ziel finde; daß hier Talente, vielleicht glänzende, zugrunde gingen, und sie sich im

eigenen Schmerz genüßlich spiegele, mit einem Wort, daß dies sogar etwas Romantisches sei, das weder Nastassja Filippownas gesunder menschlicher Vernunft noch ihrem edlen Herzen entspräche. Nachdem er wiederholt hatte, daß es ihm schwerer als allen anderen falle, mit ihr darüber zu sprechen, brachte er seine Hoffnung zum Ausdruck, die sich zu versagen ihm unmöglich wäre, daß Nastassja Filippowna ihn nicht mit Verachtung abweisen möge, wenn er sie seines aufrichtigen Wunsches, für ihr künftiges Los zu sorgen, versichere und ihr eine Summe von fünfsiebzigtausend Rubel zur Verfügung stelle. Er fügte erläuternd hinzu, daß diese Summe ihr ohnedies testamentarisch zugeschrieben sei; mit einem Wort, daß es sich dabei keineswegs um eine Entschädigung handele ... Und daß man schließlich auch in seinem Falle den rein menschlichen Wunsch voraussetzen und entschuldigen dürfe, das eigene Gewissen wenigstens auf irgend eine Weise zu entlasten, und so weiter, und so weiter, alles das, was bei ähnlichen Gelegenheiten zu diesem Thema gesagt zu werden pflegt. Afanassij Iwanowitsch redete lange und eloquent, wobei er en passant den bemerkenswerten Hinweis einfließen ließ, daß er diese Fünfsiebzigtausend zum ersten Mal erwähne und daß sogar Iwan Fjodorowitsch, der gerade neben ihm sitze, noch nichts davon wisse, mit einem Wort, daß *niemand* davon wisse.

Die Antwort Nastassja Filippownas versetzte beide Freunde in fassungsloses Erstaunen.

Sie ließ nicht nur nicht die leiseste Spur ihres früheren Hohns, der früheren Feindseligkeit und des früheren Hasses erkennen, des früheren Gelächters, bei dessen bloßer Erinnerung es Tozkij kalt den Rücken hinunterließ, ganz im Gegenteil, sie schien erfreut über die Gelegenheit, endlich unumwunden und freundschaftlich mit jemandem reden zu können. Sie gestand, daß sie schon längst um freundschaftlichen Rat habe bitten wollen, daß nur ihr Stolz sie davon abgehalten habe, daß aber nun, da das Eis einmal gebrochen

sei, sie sich nichts Besseres wünschen könne. Sie gestand, erst mit wehmütigem Lächeln, dann vergnügt lachend, daß ein Sturm wie früher auf keinen Fall zu fürchten sei; daß sie schon längst ihre Ansicht der Dinge zu einem Teil geändert habe und sich, obwohl in ihrem Inneren unverändert, immerhin genötigt sähe, vieles als vollendete Tatsache hinzunehmen; geschehen sei geschehen, und vorbei sei vorbei, es mute sie sogar wunderlich an, daß Afanassij Iwanowitsch sich immer noch eingeschüchtert fühle. Bei diesen Worten wandte sie sich Iwan Fjodorowitsch zu und ließ ihn mit dem Ausdruck höchster Verehrung wissen, daß sie schon sehr oft von seinen Töchtern gehört habe und daß aufrichtige und tiefe Achtung vor diesen eine liebe Gewohnheit für sie geworden sei. Der bloße Gedanke, sich ihnen auf irgendeine Weise nützlich erweisen zu dürfen, würde sie vermutlich glücklich und stolz machen. Es entspreche der Wahrheit, daß sie ihr gegenwärtiges Dasein als bedrückend und öde, sehr öde, empfände; Afanassij Iwanowitsch habe ihre geheimen Träume erahnt; sie sehne sich danach, aufzuerstehen, wenn nicht in der Liebe, so doch in einer Familie, die ihrem Leben einen neuen Sinn geben könne; über Gawrila Ardalionowitsch allerdings möchte sie sich nicht äußern. Es könnte wahr sein, daß er etwas für sie empfinde; und sie selbst fühle, daß sie ihn lieben könne, wenn sie nur von der Beständigkeit seiner Zuneigung überzeugt sein dürfe; aber er sei sehr jung, selbst wenn er es gegenwärtig aufrichtig meine, es sei keine leichte Entscheidung. Am meisten übrigens gefalle ihr, daß er arbeite, fleißig sei und ganz allein für alle seine Angehörigen aufkomme. Sie habe gehört, daß er energisch sei, stolz, entschlossen, Karriere zu machen, entschlossen, Großes zu erreichen. Sie habe gehört, daß Nina Alexandrowna Iwolginia, Gawrila Ardalionowitschs Mutter, eine wunderbare, hoch zu verehrende Frau und seine Schwester, Warwara Ardalionowna, eine sehr bemerkenswerte und energische junge Dame sei; sie habe viel von Ptizyn über sie gehört. Sie habe

gehört, daß sie den Schicksalsschlägen ungebrochen standhielten; sie wünsche, ihre Bekanntschaft zu machen, aber man müsse sich fragen, ob sie in dieser Familie willkommen sei? Grundsätzlich habe sie gegen die Möglichkeit dieser Verbindung nichts einzuwenden, aber alles müsse reiflich überlegt sein; sie wünsche, nicht gedrängt zu werden. Und was die Fünfundsiebzigtausend angehe – Afanassij Iwanowitschs Hemmungen seien gegenstandslos: Sie wisse sehr wohl, was Geld bedeute, und werde es natürlich annehmen. Sie bedanke sich bei Afanassij Iwanowitsch für seinen Takt, daß er nicht einmal bei dem General, geschweige denn bei Gawrila Ardalionowitsch etwas habe davon verlauten lassen, aber warum eigentlich sollte ausgerechnet der nicht im voraus davon erfahren? Sie habe keinen Grund, sich dieses Geldes zu schämen, wenn sie in seine Familie aufgenommen werde. Jedenfalls liege ihr nichts so fern wie die Absicht, vor wem auch immer Abbitte zu tun, wofür auch immer, und sie wünsche ausdrücklich, daß man dies zur Kenntnis nähme. Sie werde Gawrila Ardalionowitsch nicht eher heiraten, bis sie überzeugt sei, daß weder er noch seine Angehörigen sich im stillen Gedanken über sie machten. Jedenfalls halte sie sich nicht für schuldig, und es sei vielleicht günstiger, wenn Gawrila Ardalionowitsch beizeiten erfuhré, aus welchem Anlaß sie ganze fünf Jahre in Petersburg gelebt hätte, welcher Art ihre Beziehungen zu Afanassij Iwanowitsch gewesen wären und ob sie während dieser Zeit etwas auf die Seite gelegt hätte. Und schließlich, wenn sie jetzt das Kapital annähme, so keineswegs als Preis für den Verlust ihrer Mädchenehre, woran sie keine Schuld treffe, sondern als eine Entschädigung für ihr zerstörtes Leben.

Zum Schluß war sie sogar so sehr in Feuer geraten und hatte sich so erregt (was übrigens ganz natürlich war), daß General Jepantschin höchst zufrieden schien und die Angelegenheit für erledigt hielt; Tozkij dagegen, ein für alle Male eingeschüchtert, mochte ihr auch jetzt nicht uneingeschränkt

vertrauen und fürchtete die Schlange unter den Blumen. Immerhin war man in Verhandlungen eingetreten; der Punkt, der dem ganzen Manöver der beiden Freunde zugrunde lag, nämlich die Möglichkeit, daß Nastassja Filippowna ihre Gunst Ganja schenken könnte, begann allmählich Gestalt anzunehmen und sich zu bestätigen, so daß sogar Tozkij zeitweilig an einen möglichen Erfolg zu glauben geneigt war. Inzwischen hatte sich Nastassja Filippowna mit Ganja ausgesprochen; dabei waren nur wenige Worte gefallen, ganz so, als empfände sie es als unkeusch und litte darunter. Immerhin gestattete sie ihm, sie zu lieben, und ließ sich seine Liebe gefallen, erklärte jedoch mit aller Bestimmtheit, daß sie sich in keiner Weise gebunden fühle; daß sie sich bis zur Hochzeit (falls es bis zur Hochzeit kommen sollte) das Recht vorbehalte, »nein« zu sagen, und sei es auch in der allerletzten Stunde; eben dasselbe Recht räume sie auch Ganja ein. Kurz darauf sollte Ganja dank eines dienstlichen Zufalls positiv erfahren, daß die ablehnende Haltung seiner ganzen Familie gegen diese Ehe und gegen Nastassja Filippowna persönlich, die sich in häuslichen Szenen entlud, dieser schon kein Geheimnis mehr und bis in die letzten Einzelheiten bekannt war; sie selbst erwähnte es nie, obwohl er täglich damit rechnete. Übrigens gäbe es noch manches von allen Geschichten und Umständen zu erzählen, das im Zusammenhang mit diesem Werben und diesen Verhandlungen zutage trat; aber wir haben ohnedies vorgegriffen, um so mehr, da manche Ereignisse nur als allzu vage Gerüchte existierten. Diesen zufolge solle Tozkij irgendwoher erfahren haben, daß Nastassja Filippowna vage und heimliche Beziehungen zu den Töchtern der Familie Jepantschin angeknüpft hätte – ein gänzlich unglaubwürdiges Gerücht. Einem anderen soll er unwillkürlich Glauben geschenkt und es wie einen schrecklichen Alptraum gefürchtet haben: Man hatte ihm als glaubwürdig versichert, Nastassja Filippowna sei unumstößlich überzeugt, daß Ganja sie nur wegen ihres Geldes heira-

ten wolle, daß Ganja eine schwarze, habgierige, ungeduldige, neidische Seele und überdies maßlos selbstsüchtig sei; daß Ganja, obwohl er früher in der Tat leidenschaftlich um Nastassja Filippownas Neigung gerungen hätte, sie aber jetzt, da die beiden Freunde beschlossen hätten, mit dieser auf beiden Seiten aufkeimenden Leidenschaft ein Geschäft zu machen und Ganja zu kaufen, indem sie Nastassja Filippowna ihm als legitime Ehefrau verkauften, wie seinen bösen Geist hasse. In seiner Seele seien Haß und Leidenschaft eine absonderliche Verbindung eingegangen, und obwohl er nach qualvollem Schwanken sich schließlich bereit erklärt habe, dieses »üble Frauenzimmer« zu heiraten, habe er sich im stillen geschworen, sie es später bitter büßen zu lassen und sie, so seine eigenen Worte, »an die Kandare« zu nehmen. Nastassja Filippowna sei über all dies unterrichtet und treffe insgeheim ihre Maßnahmen. Tozkij geriet abermals in solche Ängste, daß er sogar Jepantschin mit keinem Wort über seine Sorgen unterrichtete; dennoch ergaben sich immer wieder Augenblicke, in denen er, wie jeder schwache Mensch, alle Bedenken fallen ließ, neuen Mut schöpfte und mit einem Schlag wieder auflebte: Er lebte zum Beispiel ungemein auf, als Nastassja Filippowna den beiden Freunden endlich das Wort gab, am Abend ihres Geburtstages das letzte Wort zu sagen. Dafür erwies sich das allerselbstsamste und alle-runglaubwürdigste Gerücht, das den hoch zu verehrenden Iwan Fjodorowitsch betraf, leider!, immer mehr als begründet.

Auf den ersten Blick schien dieses Gerücht der reinste Unsinn. Es fiel schwer zu glauben, daß sogar Iwan Fjodorowitsch in seinem ehrwürdigen Alter, bei seinem ausgezeichneten Verstand und seiner positiven Lebenserfahrung und so weiter, und so weiter, Nastassja Filippowna nicht habe widerstehen können – und zwar in solchem Maße, daß diese Laune beinahe zur Leidenschaft geworden sei. Welche Hoffnungen er sich in diesem Falle mache – das läßt sich schwer

sagen; möglicherweise hoffte er sogar auf Ganjas eigenen Beistand, Tozkij jedenfalls argwöhnte etwas dieser Art, er argwöhnte einen wortlosen Pakt zwischen dem General und Ganja, die einander vollkommen durchschauten. Übrigens weiß man ja, daß ein Mann, der in übermäßiger Leidenschaft entbrennt, zumal wenn er schon ein gewisses Alter erreicht hat, völlig mit Blindheit geschlagen und bereit ist, auch dort eine Hoffnung zu nähren, wo nicht die geringste zu finden ist; mehr noch, er verliert den Verstand und benimmt sich wie ein törichtes Kind, selbst wenn seine Stirn sieben Spannen hoch ist. Es war bekannt, daß der General Nastassja Filippowna zu ihrem Geburtstag einen Perlenschmuck zugebracht und dafür eine ungeheure Summe ausgegeben hatte, von diesem Geschenk erwartete er sich sehr viel, obwohl er wußte, daß Nastassja Filippowna ganz und gar nicht habösüchtig war. Den Vorabend von Nastassja Filippownas Geburtstag hatte er wie im Fieber verbracht, obwohl er sich geschickt zu verstellen wußte. Die Kunde von ebendiesen Perlen war der Generalin Jepantschina zu Ohren gekommen. Freilich hatte Lisaweta Prokofjewna schon lange Gelegenheit gehabt, den Leichtsinn ihres Gatten zu beklagen, und sich sogar einigermaßen damit abgefunden; aber eine solche Kunde konnte sie unmöglich unbeachtet vorübergehen lassen: Das Gerücht von den Perlen interessierte sie ungemein. Der General hatte dies rechtzeitig erspäht; schon tags zuvor waren manche Andeutungen gefallen; er ahnte eine grundsätzliche Aussprache und fürchtete sie. Dies war der Grund, warum er an dem Vormittag, an dem wir unseren Bericht begonnen haben, nicht die geringste Lust verspürte, sich zum Frühstück in den Schoß seiner Familie zu begeben. Um dem zu entgehen, hatte er sich vorgenommen, sich geschäftehalber zu entschuldigen, noch bevor der Fürst bei ihm erschienen war. Entgehen hieß jedoch für den General nichts anderes als entfliehen. Es lag ihm so sehr daran, wenigstens diesen einen Tag, vor allem den heutigen Abend ohne Verdruß zu

verbringen. Und plötzlich, wie gerufen, war der Fürst erschienen. „Wie von Gott gesandt!“ dachte der General im stillen, als er das Zimmer seiner Gattin betrat.

V

DIE Generalin war eifernd auf ihre Herkunft bedacht. Wie mußte ihr zumute sein, als ihr ohne Umschweife und ohne Vorbereitung eröffnet wurde, daß dieser Fürst Myschkin, der Letzte seines Geschlechts, von dem sie schon einmal etwas gehört hatte, nicht viel mehr als ein bedauernswerter Idiot, beinahe ein Bettler sei und in seiner Armut Almosen annähme. Der General hatte nämlich alles auf großen Effekt angelegt, um mit einem Schlag ihr Interesse zu wecken und alles andere von sich abzuwenden.

Bei außergewöhnlichen Anlässen pflegte die Generalin die Augen übermäßig aufzureißen, den Oberkörper zurückzulehnen und mit einem unbestimmten Ausdruck vor sich hinzustarren, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Sie war hochgewachsen, hager, desselben Alters wie ihr Gatte, mit dunklem, stark ergrautem, aber immer noch dichtem Haar, mit leicht höckriger Nase, gelben, eingefallenen Wangen und dünnen, schmalen Lippen. Ihre Stirn war hoch, aber schmal; die grauen, ziemlich großen Augen blickten gelegentlich mit einem völlig unerwarteten Ausdruck. Früher einmal hatte sie die Schwäche gehabt zu glauben, ihr Blick sei besonders eindrucksvoll; diese Überzeugung war ihr unauslöschlich geblieben.

»Empfangen? Sie sagen, ich soll ihn empfangen, jetzt sofort?« Die Generalin riß die Augen, so weit sie konnte, auf und starrte den sichtlich verlegenen Iwan Fjodorowitsch an.

»Oh, in dieser Beziehung bedarf es keiner besonderen Umstände, falls du, meine Liebe, überhaupt Wert darauf

legst, ihn zu sehen«, erklärte der General dienstwillig. »Er ist ganz wie ein Kind und erweckt sogar Mitleid; er leidet an irgendwelchen Anfällen und kommt soeben aus der Schweiz, direkt von der Bahn, irgendwie sonderbar gekleidet, vielleicht die deutsche Art, und hat außerdem nicht eine einzige Kopeke in der Tasche, buchstäblich; er war den Tränen nahe. Ich habe ihm fünfundzwanzig Rubel geschenkt und möchte ihm die Stelle eines Schreibers in einer unserer Kanzleien verschaffen. Und euch, mesdames, bitte ich, ihn zum Zugreifen zu ermutigen, denn ich glaube, er hat Hunger ...«

»Ich muß mich wundern!« fuhr die Generalin in ihrem bisherigen Ton fort, »er hat Hunger, und er hat Anfälle! Was für Anfälle?«

»Oh, Sie sind nicht so häufig, außerdem ist er fast noch ein Kind, allerdings sehr gebildet. Ich möchte euch bitten, mesdames«, wandte sich der General nochmals an seine Töchter, »ihn ein wenig zu examinieren, es wäre doch ganz schön festzustellen, was er alles kann.«

»E-xa-mi-nie-ren?« sprach die Generalin ihm langsam nach und ließ von neuem in größter Verwunderung ihre Augen zwischen ihren Töchtern und ihrem Mann hin- und herrollen.

»Oh, meine Liebe, du mußt es nicht mißverstehen ... übrigens ganz, wie du willst: Ich wollte ihm nur eine Freundlichkeit erweisen und ihm unser Haus öffnen, denn das wäre beinahe ein gutes Werk.«

»Unser Haus? Aus der Schweiz?«

»Die Schweiz ändert nichts an der Sache; übrigens, ganz wie du willst. Für mich ist er erstens ein Namensvetter, vielleicht sogar ein Verwandter, und zweitens jemand, der nicht weiß, wohin er sein Haupt legen soll. Ich habe sogar angenommen, er könnte dich in gewisser Weise interessieren, er trägt trotz allem unseren Namen.«

»Aber das ist doch selbstverständlich, maman, wenn es mit ihm keiner Umstände bedarf; außerdem hat er nach der

Reise Hunger, warum soll er nicht bei uns essen, wenn er nicht weiß, wohin?« sagte die Älteste, Alexandra.

»Und wenn er außerdem ein richtiges Kind ist, kann man mit ihm noch Blindekuh spielen.«

»Blindekuh? Spielen? Wie das?«

»Ach, maman, stellen Sie sich doch nicht so an, bitte!« mischte sich Aglaja ärgerlich ein.

Die Mittlere, die lachlustige Adelaida, konnte sich nicht länger beherrschen und brach in Lachen aus.

»Lassen Sie ihn kommen, Papa. Maman ist es recht«, entschied Aglaja.

Der General läutete und ließ den Fürsten bitten.

»Aber nur, wenn ihm bei Tisch eine Serviette umgebunden wird«, entschied die Generalin. »Fjodor soll kommen, oder Mawra ... Jemand muß hinter seinem Stuhl stehen und auf ihn aufpassen, wenn er ißt. Verhält er sich wenigstens ruhig, wenn er seine Anfälle bekommt? Gestikuliert er irgendwie?«

»Ganz im Gegenteil, er ist sogar sehr wohlzogen und hat vorzügliche Manieren. Ein wenig zu naiv mitunter. Aber da ist er ja! Also, ich empfehle Euch Fürst Myschkin, den Letzten seines Geschlechts, Namensvetter und vielleicht sogar Verwandten, nehmt Euch seiner freundlichst an. Bei uns wird sogleich gefrühstückt werden, Fürst, erweisen Sie uns die Ehre ... Ich aber muß mich leider entschuldigen, ich komme schon zu spät und muß eilen ...«

»Man weiß, wohin Sie eilen«, sagte die Generalin mit Würde.

»Ich eile, ich eile, meine Liebe. Ich komme schon zu spät! Ihr müßt ihm Eure Poesiealben vorlegen, mesdames, er soll euch etwas hineinschreiben, er ist nämlich ein Kalligraph, wie es nur wenige gibt. Ein wahres Talent; vorhin hat er bei mir in der alten Schrift unterzeichnet: ›apt Pafnutij hat dis mit eigner hant unterzaichnet‹ ... Und nun auf Wiedersehen.«

»Pafnutij? Abt? Warten Sie doch, warten Sie! Wo wollen Sie denn hin? Und was ist das für ein Pafnutij?« rief die Generalin hartnäckig, gereizt und fast beunruhigt ihrem enteilenden Gatten nach.

»Doch, doch, meine Liebe, in alten Zeiten gab es einen solchen Abt ... ich muß zum Grafen, er erwartet mich, schon seit einer Weile, und das Schlimmste, ich habe mich selbst bei ihm angemeldet ... Fürst, meine Empfehlung!«

Der General entfernte sich mit raschen Schritten.

»Ich weiß, zu welchem Grafen er muß!« sagte Jelisaweta Prokofjewna schneidend und richtete einen verdrossenen Blick auf den Fürsten. »Worüber sprachen wir eigentlich?« begann sie verärgert und mißfällig. »Was war das noch? Ach ja: Also was ist mit diesem Abt?«

»Maman«, fing Alexandra an, und Aglaja stampfte sogar auf.

»Reden Sie nicht dazwischen, Alexandra Iwanowna«, wies die Generalin ihre Tochter zurecht. »Ich will es wissen. Nehmen Sie Platz, Fürst, hier, in diesem Sessel, mir gegenüber, nein, nicht hierher, setzen Sie sich in die Sonne, ins Licht, damit ich Sie sehen kann. Also, was ist das für ein Abt?«

»Der Abt Pafnutij«, antwortete der Fürst aufmerksam und ernst.

»Pafnutij? Interessant; was ist mit ihm?«

Die Generalin fragte ungeduldig, rasch, schroff, ohne den Fürsten aus den Augen zu lassen, und nickte, wenn der Fürst antwortete, nach jedem seiner Worte.

»Der Abt Pafnutij, vierzehntes Jahrhundert«, begann der Fürst, »stand einem Kloster an der Wolga vor, im heutigen Gouvernement Kostroma. Er war berühmt für sein heilig-mäßiges Leben, reiste wiederholt in die Orda, wirkte bei den damaligen Verhandlungen mit und unterzeichnete eine Urkunde, die Kopie seiner Unterschrift habe ich einmal gesehen. Seine Handschrift gefiel mir, und ich übte sie. Als der

General vorhin eine Probe meiner Handschrift sehen wollte, um mir eine Stellung zu verschaffen, schrieb ich verschiedene Sätze als Beispiele, unter anderem ›Apt Pafnutij hat dis mit eigner hant unterzaichnet in des Abts Pafnutij eigenen Schriftzügen. Dem General gefiel dies sehr gut, deshalb hat er sich jetzt daran erinnert.«

»Aglaja,« sagte die Generalin, »merk dir das: Pafnutij, oder besser, notiere den Namen, so etwas vergesse ich immer. Ich dachte übrigens, das wäre interessanter. Wo ist denn diese Unterschrift?«

»Sie blieb, glaube ich, im Arbeitszimmer des Generals liegen, auf dem Tisch.«

»Sofort holen lassen.«

»Aber ich könnte es Ihnen noch einmal schreiben, wenn Sie es wünschen.«

»Aber natürlich, maman«, sagte Alexandra, »jetzt wollen wir lieber frühstücken; wir haben alle Hunger.«

»Meinethalben«, entschied die Generalin, »kommen Sie, Fürst; sind Sie sehr hungrig?«

»Ja, jetzt spüre ich sehr großen Hunger und bin Ihnen sehr dankbar.«

»Sie sind so höflich, das ist sehr gut, und ich stelle fest, daß Sie keineswegs ein solcher ... Sonderling sind, wie man Sie zu empfehlen geruhte. Gehen wir. Nehmen Sie Platz, hier, mir gegenüber.« Sie wies ihm lebhaft einen Platz an, sobald sie das Speisezimmer betreten hatten. »Ich möchte Sie sehen, Alexandra, Adelaida, ihr müßt für den Fürsten sorgen. Er ist überhaupt nicht so ... krank, nicht wahr? Vielleicht braucht er überhaupt keine Serviette. Hat man Ihnen beim Essen eine Serviette umgebunden, Fürst?«

»Früher, als ich vielleicht sieben war, da hat man mir wohl eine Serviette umgebunden, jetzt lege ich mir die Serviette gewöhnlich auf die Knie, wenn ich esse.«

»So ist es richtig. Und die Anfälle?«

»Anfälle?« Der Fürst schien ein wenig verwundert. »Ich

bekomme die Anfälle jetzt ziemlich selten. Allerdings weiß ich es nicht so recht; man sagt, das hiesige Klima werde mir schlecht bekommen.«

»Er spricht gut«, bemerkte die Generalin zu ihren Töchtern; nach wie vor nickte sie zu jedem Wort des Fürsten mit dem Kopf. »Das hatte ich gar nicht erwartet. Also alles Unsinn und Schwindel; wie üblich. Bitte greifen Sie zu, Fürst, und erzählen Sie: Wo sind Sie geboren? Wo wurden Sie erzogen? Ich will alles wissen. Sie interessieren mich außerordentlich.«

Der Fürst dankte und wiederholte, während er es sich gut schmecken ließ, noch einmal alles, was er an diesem Vormittag bereits mehrfach hatte erzählen müssen. Die Generalin schien immer zufriedener. Die jungen Damen hörten ebenfalls recht aufmerksam zu. Man unterhielt sich über die Vorfahren; es zeigte sich, daß der Fürst seinen Stammbaum ziemlich genau kannte; aber trotz aller Bemühungen wollte sich zwischen ihm und der Generalin keine Verwandtschaft finden lassen. Allenfalls die Großväter und die Großmütter hätten als entfernte Verwandte gelten können. An dieser trockenen Materie fand die Generalin, die sonst kaum Gelegenheit hatte, über ihren Stammbaum zu sprechen, so gern sie es auch tat, einen ganz besonderen Gefallen und hob in angeregter Stimmung die Tafel auf.

»Jetzt gehen wir in das Zimmer, wo wir uns immer alle versammeln«, sagte sie, »der Kaffee wird dort serviert. Wir haben nämlich ein solches gemeinsames Zimmer«, erklärte sie dem Fürsten, der ihr folgte. »Eigentlich ist es mein kleiner Salon, in dem wir, wenn wir unter uns sind, alle zusammen sitzen und jede ihrer eigenen Beschäftigung nachgeht: Alexandra, diese hier, meine Älteste, spielt Klavier oder liest oder näht; Adelaida – sie malt Landschaften und Portraits (und malt nie ein Bild zu Ende), und Aglaja sitzt einfach da und tut nichts. Und auch mir fällt jede Arbeit aus den Händen: Ich bringe nichts zustande. So, jetzt sind wir da; nehmen Sie

Platz, Fürst, hier am Kamin, und erzählen Sie. Ich will wissen, wie Sie erzählen. Ich will alles über Sie wissen, und wenn ich die Fürstin Belokonskaja sehe, diese Alte, werde ich ihr alles von Ihnen erzählen. Ich will, daß auch alle anderen sich für Sie interessieren. Also, reden Sie.«

»Maman, aber wie kann man so erzählen, das ist doch unmöglich!« bemerkte Adelaida, die inzwischen ihre Staffelei zurechtgerückt, Pinsel und Palette genommen und begonnen hatte, eine schon vor langem angefangene Landschaft nach einem Stich zu kopieren. Alexandra und Aglaja hatten nebeneinander auf einem kleinen Sofa Platz genommen und warteten mit gefalteten Händen auf die Erzählung. Dem Fürsten konnte die besondere Aufmerksamkeit, die von allen Seiten auf ihn gerichtet war, nicht entgehen.

»Ich würde überhaupt nichts erzählen, wenn ich auf diese Weise aufgefordert würde«, bemerkte Aglaja.

»Wieso? Was ist denn dabei? Warum soll er nicht erzählen? Er hat doch eine Zunge im Mund. Ich will wissen, wie er spricht. Egal, was. Erzählen Sie doch davon, wie Ihnen die Schweiz gefallen hat, von Ihrem allerersten Eindruck. Ihr werdet gleich sehen, daß er sofort beginnen und zwar ausgezeichnet beginnen wird.«

»Es war ein starker Eindruck ...«, fing der Fürst an.

»Also bitte«, unterbrach ihn die ungeduldige Lisaweta Prokofjewna, sich an ihre Töchter wendend, »er hat begonnen.«

»Dann lassen Sie ihn doch wenigstens reden, maman«, mahnte Alexandra. »Dieser Fürst ist vielleicht ein großer Filou, und überhaupt kein Idiot«, flüsterte sie Aglaja ins Ohr.

»Wahrscheinlich, ja. Ich bemerke das schon die ganze Zeit«, antwortete Aglaja. »Es ist eine Gemeinheit von ihm, diese Rolle zu spielen. Was will er dadurch erreichen?«

»Der erste Eindruck war sehr stark«, wiederholte der Fürst. »Auf der Reise von Rußland, durch verschiedene deutsche Städte, blickte ich nur schweigend um mich und stellte sogar,

soweit ich mich erinnere, keine einzige Frage. Das war die Folge der heftigen und qualvollen Anfälle meiner Krankheit, und ich versank jedesmal, wenn die Krankheit eine ungünstige Wendung nahm und die Anfälle sich mehrmals hintereinander wiederholten, in eine Stumpfheit, verlor ganz und gar das Gedächtnis, und obwohl mein Verstand weiterarbeitete, riß der logische Fluß der Gedanken gleichsam ab. Ich war nicht imstande, mehr als zwei oder drei Gedanken miteinander zu verbinden. So glaube ich wenigstens. Sobald die Anfälle nachließen, wurde ich wieder gesund und kräftig wie jetzt. Ich erinnere mich: Meine Traurigkeit war unerträglich. Ich war sogar dem Weinen nahe. Ich wunderte mich immerfort und war unruhig: Am schlimmsten wirkte auf mich, daß alles etwas *Fremdes* war; soviel hatte ich begriffen. Das Fremde tötete mich. Ich tauchte aus diesem Dunkel eines Abends auf, in Basel, wie ich mich erinnere, gleich nach der Ankunft in der Schweiz. Mich weckte der Schrei eines Esels auf dem Marktplatz. Der Esel frappierte mich ungeheuer, er gefiel mir aus irgendeinem Grunde ganz außerordentlich, und zugleich schien sich in meinem Kopf alles zu klären.«

»Ein Esel? Sonderbar«, meinte die Generalin, »übrigens ist es vielleicht überhaupt nicht sonderbar. Manch eine von uns bringt es fertig, sich in einen Esel zu verlieben«, fügte sie mit einem zornigen Blick auf die lachenden jungen Damen hinzu. »Das kommt schon in der Mythologie vor. Fahren Sie fort, Fürst.«

»Seitdem liebe ich die Esel sehr. Ich empfinde sogar eine Art von Sympathie. Ich erkundigte mich nach ihnen, wollte alles über sie wissen, weil ich früher nie einen Esel gesehen hatte, und konnte mich bald selbst davon überzeugen, daß sie überaus nützliche Tiere sind, arbeitswillig, stark, geduldig, billig, unempfindlich; und dank dieses Esels begann mir plötzlich die ganze Schweiz zu gefallen, und meine anfängliche Traurigkeit verschwand.«

»Das alles ist sehr sonderbar, aber den Esel können wir

beiseite lassen; wir wollen zu anderen Themen übergehen. Warum lachst du, Aglaja? Und du, Adelaida? Der Fürst hat vom Esel ganz wunderbar erzählt. Er hat ihn selbst gesehen, und was hast du gesehen? Bist du etwa im Ausland gewesen?«

»Ich habe einen Esel gesehen, maman«, sagte Adelaida.

»Und ich gehört«, fiel Aglaja ein. Und alle drei lachten von neuem. Der Fürst lachte mit.

»Das ist sehr häßlich von euch«, tadelte die Generalin. »Sie dürfen es ihnen nicht übelnehmen, Fürst, die haben ein gutes Herz. Ich muß sie ewig tadeln, aber ich liebe sie. Sie sind flatterhaft, leichtsinnig, närrisch.«

»Aber warum?« Der Fürst lachte immer noch. »Ich an ihrer Stelle würde ebenfalls keine Gelegenheit dazu versäumen. Ich bin für den Esel, trotz allem: Der Esel ist ein guter und nützlicher Mensch.«

»Und sind Sie ein guter Mensch, Fürst? Ich frage aus Neugier«, sagte die Generalin.

Wieder lachten alle.

»Schon wieder dieser verdammte Esel, ich hatte nicht im geringsten an ihn gedacht!« rief die Generalin. »Glauben Sie mir, Fürst, ich bitte Sie, es sollte keine ...«

»Anspielung sein? Oh, das glaube ich, ganz gewiß!«

Der Fürst wollte gar nicht aufhören zu lachen.

»Das ist sehr gut, daß Sie lachen. Ich sehe, daß Sie ein sehr guter junger Mann sind«, sagte die Generalin.

»Manchmal bin ich das nicht«, antwortete der Fürst.

»Aber ich bin gut«, erklärte die Generalin überraschend, »ich bin immer gut, wenn Sie es wissen wollen, und das ist mein einziger Fehler, denn man soll nicht immer gut sein. Ich bin oft böse, diesen da, und Iwan Fjodorowitsch bin ich ganz besonders böse, aber es ist schlimm, daß ich, wenn ich jemandem böse bin, in meinem Herzen erst recht gut bin. Ich hatte mich vorhin, bevor Sie eintraten, geärgert und so getan, als verstünde ich nichts und könnte nichts verstehen. So was kommt bei mir vor; wie bei einem kleinen Kind;«

Aglaja hat mir eine Lektion erteilt; ich danke dir, Aglaja. Das ist übrigens alles Unsinn. Ich bin doch nicht so dumm, wie es den Anschein hat und wie meine Töchter es demonstrieren. Ich habe meinen Charakter und brauche mich nicht zu schämen. Ich meine das übrigens nicht böse. Komm her, Aglaja, gib mir einen Kuß, so ... und jetzt genug der Zärtlichkeiten», schloß sie, als Aglaja ihr einen zärtlichen Kuß auf den Mund und auf die Hand gedrückt hatte. »Fahren Sie fort, Fürst. Vielleicht wird Ihnen etwas Interessanteres einfallen als ein Esel.«

»Ich begreife immer noch nicht, wie man so auf Befehl erzählen kann», wandte Adelaida abermals ein. »Ich wüßte nie, womit ich anfangen sollte.«

»Der Fürst aber weiß es, weil der Fürst außerordentlich klug ist, mindestens zehn-, wenn nicht zwölftmal klüger als du. Ich hoffe, daß du es jetzt selbst einsiehst. Beweisen Sie es ihnen, Fürst. Fahren Sie fort. Den Esel kann man wirklich übergehen. Also was haben Sie sonst, außer dem Esel, im Ausland noch gesehen?«

»Aber auch das mit dem Esel war sehr gescheit«, bemerkte Alexandra. »Der Fürst hat sehr interessant von seinem krankhaften Zustand erzählt und auch, wie ihm durch einen äußeren Anstoß auf einmal alles gefiel. Mich hat es schon immer interessiert, wie Menschen den Verstand verlieren und irgendwann wieder genesen, besonders, wenn es plötzlich geschieht.«

»Nicht wahr? Nicht wahr?« fragte die Generalin lebhaft, »ich sehe, daß du zuweilen sehr gescheit bist; aber jetzt habt ihr genug gelacht. Sie sind, glaube ich, bei der Schweizer Natur stehengeblieben, Fürst, bitte, weiter!«

»Wir kamen nach Luzern und fuhren über den See. Ich empfand, wie schön er ist, aber ich war furchtbar bedrückt«, sagte der Fürst.

»Warum?« fragte Alexandra.

»Ich verstehe es nicht. Aber ich bin immer bedrückt und

beunruhigt, wenn ich einer solchen Natur zum ersten Mal gegenüberstehe, schön und beunruhigend zugleich; übrigens war das noch während meiner Krankheit.«

»Ach, nein, ich wünsche mir so sehr, das alles zu sehen!« sagte Adelaida. »Und ich weiß nicht, warum wir nicht ins Ausland reisen. Ich finde schon seit zwei Jahren kein Sujet für ein Bild: ›Ost und Süd sind längst beschrieben ...‹ Bitte, schlagen Sie mir ein Sujet für ein Bild vor, Fürst.«

»Ich verstehe nichts davon. Ich glaube: Man sieht und malt.«

»Aber ich kann nicht sehen.«

»Was soll denn das, warum spreicht ihr in Rätseln? Ich verstehe überhaupt nichts!« unterbrach die Generalin. »Was heißt das ›Ich kann nicht sehen? Du hast Augen, damit siehst du genug. Und wenn du hier nicht sehen kannst, wirst du es auch im Ausland nicht lernen. Erzählen Sie uns lieber, wie Sie selbst gesehen haben.«

»Ja, das wird besser sein«, pflichtete Adelaida bei. »Der Fürst hat ja im Ausland sehen gelernt.«

»Das weiß ich nicht; dort hat sich nur meine Gesundheit gebessert; ich weiß nicht, ob ich dort wirklich sehen gelernt habe. Ich war dort im übrigen sehr glücklich, fast die ganze Zeit.«

»Glücklich? Sie sind imstande, glücklich zu sein?« rief Aglaja. »Wieso sagen Sie dann, daß Sie nicht gelernt hätten zu sehen? Sie können es uns noch lehren.«

»Bringen Sie es uns bei, bitte!« lachte Adelaida.

»Ich kann Ihnen gar nichts beibringen«, sagte der Fürst, ebenfalls lachend, »ich habe im Ausland fast die ganze Zeit in diesem Schweizer Dorf gelebt; ganz selten führte mich eine Reise in die nächste Umgebung; was kann ich Ihnen also beibringen? Am Anfang empfand ich nichts als Langeweile; meine Gesundheit besserte sich bald; dann wurde mir jeder Tag teuer, je länger desto teurer, ich merkte es schließlich selbst. Ich ging sehr zufrieden ins Bett und erhob mich am

nächsten Morgen noch glücklicher. Warum das alles so war – das ist ziemlich schwer zu erzählen.«

»Dann haben Sie sich also niemals anderswohin gewünscht? Es hat Sie niemals anderswohin gelockt?« fragte Alexandra.

»Am Anfang, ganz am Anfang, ja, da lockte mich die Ferne, und ich verfiel in große Unruhe. Ich mußte immerfort denken, wie ich künftig leben würde; ich wollte mein Schicksal erkennen, und es gab immer wieder Augenblicke, in denen ich unruhig wurde. Wissen Sie, solche Augenblicke gibt es, besonders in der Einsamkeit. Wir hatten dort einen Staubbach, nicht besonders groß, der stürzte von einem hohen Berg herab, in einem dünnen Faden, beinahe senkrecht, weiß, rauschend, schäumend; er stürzte aus großer Höhe herab, man glaubte aber, es sei nicht so hoch, er war eine halbe Werst vom Dorf entfernt, schien aber nicht weiter als fünfzig Schritt entfernt. Nachts lauschte ich gern seinem Rauschen; in solchen Augenblicken überkam mich manchmal eine große Unruhe. Ebenso mittags im Gebirge, irgendwo allein auf halber Höhe, rings von Tannen umgeben, von alten, hohen, harzigen Tannen; oben auf einem Felsen eine alte Burg aus dem Mittelalter, eine Ruine; tief unten, kaum noch sichtbar, unser Dörfchen; grelles Sonnenlicht, blauer Himmel, unheimliche Stille. Da kam es mir vor, als riefe mich jemand irgendwohin, da glaubte ich immerfort, daß, wenn ich immer geradeaus, lange, lange geradeaus gehen und hinter die Linie, jene Linie, wo sich Himmel und Erde berühren, kommen würde, ich die Lösung aller Rätsel und sofort ein neues Leben finden müßte, tausendmal mächtiger und rauschender als bei uns; von einer Stadt träumte es mir sogar, groß wie Neapel, voll von Palästen, Lärm und brodelndem Leben ... Ach, wovon es mir nicht alles träumte! Aber dann glaubte ich, daß man auch im Kerker ein unermessliches Leben finden könnte.«

»Letzteren lobenswerten Gedanken habe ich schon mit

zwölf Jahren in meinem Lesebuch entdeckt«, sagte Aglaja.

»Das ist alles Philosophie«, bemerkte Adelaida, »Sie sind ein Philosoph und sind hier, um uns zu belehren.«

»Sie haben möglicherweise recht«, sagte der Fürst lächelnd, »vielleicht bin ich wirklich ein Philosoph und habe wirklich die Absicht zu belehren, wer will das wissen ... Es ist möglich, es ist in der Tat möglich.«

»Und ihre Philosophie ist ganz genau dieselbe wie die von Jewlampia Nikolajewna«, fiel Aglaja abermals ein. »Das ist eine Beamtenwitwe, die oft zu uns ins Haus kommt, sie verzehrt bei uns eine Art Gnadenbrot. Sie hat ein einziges Lebensziel – es darf nicht viel kosten, nur möglichst billig durchkommen, und sie redet auch nur über Kopeken, und dabei – man denke! – hat sie Geld, sie ist eine Schwindlerin. Genauso verhält es sich mit Ihrem unermesslichen Leben im Kerker und vielleicht auch mit Ihrem vierjährigen Dorfglück, das Sie gegen Ihre Stadt Neapel eingetauscht haben, anscheinend mit Gewinn, wenn auch nur von Kopeken.«

»Auf das Leben im Kerker braucht es nicht unbedingt zuzutreffen«, sagte der Fürst, »ich habe einen Mann erzählen hören, der ungefähr zwölf Jahre im Gefängnis verbracht hatte; er war Patient meines Professors und machte dort eine Kur. Er litt unter Anfällen, war manchmal unruhig, weinte und versuchte sogar einmal, sich das Leben zu nehmen. Im Gefängnis hatte er ein sehr trostloses Leben geführt, Sie können mir glauben, aber dabei ging es natürlich nicht nur um Kopeken. Sein ganzer Bekanntenkreis beschränkte sich auf eine Spinne und auf einen jungen Baum, der unter dem Fenster wuchs ... Aber ich möchte Ihnen lieber von einer anderen Begegnung erzählen, die ich voriges Jahr mit einem Menschen hatte. Dabei ging es um einen höchst merkwürdigen Fall – merkwürdig, weil solche Fälle sehr selten sind. Dieser Mann hatte, zusammen mit einigen anderen Menschen, das Schafott besteigen und sein Todesurteil verlesen hören müssen: Tod durch Erschießen für ein politisches

Verbrechen. Etwa zwanzig Minuten später wurde ihnen ihre Begnadigung und die Verhängung einer milderen Strafe verkündigt; aber in den zwanzig Minuten, oder jedenfalls der Viertelstunde zwischen den beiden Urteilsverkündigungen hatte er in der unbestreitbaren Überzeugung gelebt, daß er wenige Minuten später plötzlich tot sein würde. Ich hörte jedesmal begierig zu, wenn er sich manchmal an seine damaligen Eindrücke erinnerte, und fragte ihn immer wieder aus. Er erinnerte sich an alles mit außerordentlicher Klarheit und meinte, er werde niemals auch nur die geringste Einzelheit während dieser Minuten vergessen können. Etwa zwanzig Schritt vom Schafott, das von viel Volk und von Soldaten umstellt war, waren drei Pfähle in die Erde gerammt, weil es mehrere Verbrecher waren. Die drei ersten wurden vor die Pfähle geführt, angebunden, die Totenhemden (lange, weiße Kittel) wurden ihnen übergezogen und weiße Kapuzen über Kopf und Augen gestülpt, damit sie nicht in die Gewehre sähen; darauf nahm vor jedem Pfahl ein Kommando von mehreren Soldaten Aufstellung. Mein Bekannter stand als Achter in der Reihe, folglich sollte er mit der dritten Gruppe vor die Pfähle geführt werden. Ein Geistlicher ging die Reihe entlang und reichte jedem das Kreuz. Nun hatte er noch fünf Minuten zu leben, nicht länger. Er erzählte, daß diese fünf Minuten ihm wie eine unendlich lange Zeit vorgekommen wären, wie ein unermeßlicher Reichtum; er glaubte, daß er in diesen fünf Minuten noch so viele Leben durchleben würde, daß er in diesem Moment nicht an seinen letzten Augenblick zu denken brauchte und sich diese Zeit einteilen könnte: Er überschlug die Zeit für den Abschied von den Kameraden, etwa zwei Minuten, weitere zwei Minuten wollte er zum letzten Mal über sich selbst nachdenken und dann zum letzten Mal den Blick umherwandern lassen. Er erinnerte sich sehr genau, daß er eben diese drei Verfügungen getroffen und es sich gerade so ausgerechnet hatte. Er sollte mit siebenundzwanzig Jahren sterben, gesund und kräftig; als er von

seinen Genossen Abschied nahm, richtete er eine ziemlich entlegene Frage an einen von ihnen und war an seiner Antwort sehr interessiert. Darauf, nach dem Abschied von seinen Freunden, folgten jene zwei Minuten, die er dazu bestimmt hatte, *über sich selbst nachzudenken*. Er wußte schon im voraus, was er denken würde: Er wünschte, so bald und so deutlich wie nur möglich sich vorzustellen, was das denn eigentlich sei: Jetzt ist er und lebt, aber bereits drei Minuten später wird er ein *Etwas* sein, ein Jemand oder Irgendetwas – was denn? Er glaubte, dies alles in jenen zwei Minuten entscheiden zu können! Eine Kirche war dort in der Nähe, und ihr oberer Teil mit der vergoldeten Kuppel leuchtete in der grellen Sonne. Er erinnerte sich, daß er furchtbar hartnäckig diese Kuppel und die sie umleuchtenden Strahlen fixiert hatte; er konnte den Blick nicht von den Strahlen lösen; ihm schien, daß diese Strahlen seine neue Natur wären, daß er in drei Minuten auf irgendeine Weise, irgendwie in sie eingehen würde ... Die Ungewißheit und der Widerwille vor diesem Neuen, das ihn erwartete und im nächsten Augenblick eintreten mußte, waren furchtbar; er sagte aber, daß nichts in diesem Augenblick für ihn qualvoller gewesen sei, als der unausgesetzte Gedanke: ›Wenn ich doch nicht sterben müßte! Wenn das Leben zurückkehren könnte! Welch eine Unendlichkeit! Und alles wäre mein! Dann würde ich jeden Augenblick in eine Ewigkeit verwandeln, ich würde nichts vergeuden, mit jeder Minute geizen und ganz gewiß keine umsonst verstreichen lassen!‹ Er sagte, daß dieser Gedanke sich schließlich in einen solchen Grimm verwandelt hätte, daß er sich geradezu gewünscht hätte, schneller erschossen zu werden.«

Der Fürst verstummte plötzlich; alle warteten darauf, daß er fortfahren und zum Schluß kommen würde.

»Ist Ihre Erzählung zu Ende?« fragte Aglaja.

»Wie bitte? Ja, sie ist zu Ende«, sagte der Fürst, wie aus einer kurzen Versunkenheit aufwachend.

»Wozu haben Sie uns das alles eigentlich erzählt?«

»Einfach so ... Es fiel mir gerade ein ... Es ergab sich so ...«

»Sie sind sehr sprunghaft«, bemerkte Alexandra. »Sie wollten wahrscheinlich damit sagen, daß kein einziger Augenblick als wertlos angesehen werden darf und daß fünf Minuten mitunter kostbarer sind als ein Schatz. Das ist lobenswert, aber erlauben Sie, Fürst, wie ging es mit Ihrem Bekannten weiter, der Ihnen diese Leidensgeschichte erzählt hat? ... Er wurde doch begnadigt? Folglich wurde ihm dieses ›unendliche Leben‹ geschenkt. Nun, was hat er mit diesem Reichtum angestellt? Hat er wirklich ›mit jedem Augenblick gegeizt‹?«

»O nein, er hat es mir selbst erzählt – ich hatte ihn danach gefragt –, er hat keineswegs so gelebt und viele, sehr viele Augenblicke vergeudet.«

»Nun, dann haben Sie also den Beweis, daß es nicht möglich ist, so zu leben und in der Wirklichkeit ›mit jedem Augenblick zu geizen‹. Aus welchem Grunde auch immer, aber es ist nicht möglich.«

»O ja, aus welchem Grunde auch immer«, wiederholte der Fürst, »das schien mir auch so ... Und trotzdem möchte man es nicht glauben ...«

»Sie denken also, daß Sie vernünftiger als andere leben werden?« fragte Aglaja.

»Ja, zuweilen dachte ich auch das.«

»Und auch heute noch?«

»Und ... auch heute noch«, antwortete der Fürst, der mit einem stillen und sogar schüchternen Lächeln Aglaja unverwandt angesehen hatte; aber im gleichen Augenblick lachte er von neuem und sah sie mit heiterer Miene an.

»Ausgesprochen bescheiden!« sagte Aglaja beinahe gereizt.

»Aber wie tapfer Sie alle sind, Sie lachen, mich aber hat alles in seinem Bericht so erschüttert, daß ich später davon träumte, ich träumte gerade von diesen fünf Minuten ...«

Und wieder richtete er einen ernsten und forschenden

Blick auf seine Zuhörerinnen.

»Nehmen Sie mir vielleicht etwas übel?« fragte er plötzlich, gleichsam unsicher, sah ihnen aber dabei fest in die Augen.

»Aber was denn?« riefen alle drei jungen Damen erstaunt aus.

»Vielleicht, weil es so aussieht, als wollte ich Sie belehren ...«

Alle lachten.

»Wenn Sie mir etwas übelnehmen, dann nehmen Sie es mir nicht übel«, sagte er, »ich weiß ja selbst, daß ich weniger als andere gelebt habe und weniger als alle vom Leben verstehe. Ich rede vielleicht manchmal sehr eigenartig ...«

Und er wurde endgültig verlegen.

»Wenn Sie sagen, Sie wären glücklich gewesen, dann haben Sie nicht weniger, sondern mehr gelebt; warum reden Sie wider besseres Wissen und entschuldigen sich immerfort?« fragte Aglaja streng und streitsüchtig. »Und machen Sie sich bitte keine Sorgen, Sie hätten uns belehrt, da brauchen Sie nicht zu triumphieren. Ihr Quietismus reicht für hundert Jahre Glück. Ob man Ihnen eine Hinrichtung zeigt oder den kleinen Finger – Sie werden hier und dort einen lobenswerten Schluß ziehen und sich in Zufriedenheit wiegen. So kann man leben.«

»Worüber ärgerst du dich eigentlich, ich versteh das nicht«, mischte sich die Generalin ein, die schon lange die Gesichter der Sprechenden beobachtet hatte, »und wovon ihr redet, versteh ich ebensowenig. Was soll der kleine Finger und dieser ganze Unsinn? Der Fürst spricht hervorragend, nur ein wenig traurig. Warum willst du ihn entmutigen? Als er anfing, hat er gelacht, und jetzt läßt er den Kopf hängen.«

»Das ist nicht schlimm, maman. Schade, Fürst, daß Sie keine Hinrichtung gesehen haben. Ich hätte Sie gern etwas gefragt.«

»Ich habe eine Hinrichtung gesehen«, antwortete der Fürst.

»Wirklich?« rief Aglaja, »das hätte ich mir denken können.

Die Krönung des Ganzen. Wenn Sie so etwas gesehen haben, wie können Sie dann behaupten, daß Sie die ganze Zeit glücklich gelebt hätten; hatte ich nicht recht?«

»Finden etwa in Ihrem Dorf Hinrichtungen statt?« fragte Adelaida.

»Ich habe eine Hinrichtung in Lyon gesehen, ich war dort mit Schneider, er hatte mich mitgenommen. Ich war kaum angekommen, als man damit anfing.«

»Und wie war es, hat es Ihnen gefallen? War es lehrreich? Nützlich?« fragte Aglaja.

»Es hat mir überhaupt nicht gefallen, und ich bin danach auch erkrankt, aber ich muß gestehen, daß ich wie gebannt zusah und kein Auge abwenden konnte.«

»Ich hätte auch kein Auge abwenden können«, sagte Aglaja.

»Dort sieht man es nicht gern, wenn Frauen dabei zuschauen, sogar in den Zeitungen schreibt man hinterher über solche Frauen.«

»Das heißt, wenn man meint, das ist nichts für Frauen, will man damit sagen (und folglich rechtfertigen), das ist etwas für Männer. Eine schöne Logik! Und Sie denken natürlich auch so?«

»Erzählen Sie von der Hinrichtung«, unterbrach sie Adelaida.

»Ich möchte es jetzt lieber nicht ...«, der Fürst schien verlegen und irgendwie bedrückt.

»Sie wollen uns Ihre Erzählung wohl nicht gönnen?« stichelte Aglaja.

»Nein, nur deshalb, weil ich von dieser Hinrichtung schon vorhin erzählt habe.«

»Wem haben Sie davon erzählt?«

»Ihrem Kammerdiener, als ich wartete ...«

»Welchem Kammerdiener?« ertönte es von allen Seiten.

»Der dort im Vorraum sitzt, mit ergrautem Haar und gerötetem Gesicht; ich saß im Vorraum, um bei Iwan Fjodo-

rowitsch vorgelassen zu werden.«

»Sonderbar«, bemerkte die Generalin.

»Der Fürst ist ein Demokrat«, beehrte sie Aglaja. »Also, wenn Sie es Alexej erzählt haben, können Sie es uns nicht abschlagen.«

»Ich möchte es unbedingt hören«, beharrte Adelaida.

»Vorhin«, antwortete ihr der Fürst, der sich wieder ein wenig belebte (er schien sich sehr schnell und voller Vertrauen zu beleben), »vorhin, als Sie mich nach einem Sujet für ein Gemälde fragten, hatte ich in der Tat die Idee, Ihnen ein Sujet vorzuschlagen: Das Gesicht eines zum Tode Verurteilten, eine Minute, bevor das Eisen niedersaust, während er noch auf dem Schafott steht und den Kopf gleich auf dieses Brett legen wird.«

»Wieso das Gesicht? Nur das Gesicht?« fragte Adelaida.

»Ein eigenartiges Sujet, wie soll das ein Bild geben?«

»Ich weiß nicht, warum nicht?« beharrte der Fürst voller Eifer, »ich habe vor kurzem in Basel ein solches Bild gesehen. Ich möchte Ihnen sehr gern davon erzählen ... Irgendwann werde ich Ihnen davon erzählen ... Es hat mich sehr getroffen.«

»Von diesem Bild müssen Sie uns später unbedingt erzählen«, sagte Adelaida. »Jetzt aber sollen Sie mir diese Hinrichtung als Bild schildern. Können Sie alles so wiedergeben, wie Sie es sich vorstellen? Wie kann man ein solches Gesicht malen? Einfach nur das Gesicht? Wie ist denn ein solches Gesicht?«

»Genau eine Minute vor dem Tode«, begann der Fürst bereitwillig, im Bann der Erinnerung und offensichtlich sofort alles andere vergessend, »genau in dem Augenblick, als er das Treppchen hinaufgestiegen war und den Fuß auf das Schafott setzte, da blickte er nach meiner Seite; ich sah sein Gesicht und begriff alles ... Aber wie soll man das erzählen! Ich wünsche mir schrecklich, ganz schrecklich, daß Sie oder sonst jemand es malen würde, am liebsten Sie! Ich habe da-

mals sofort gedacht, ein solches Bild könnte nützlich sein. Wissen Sie, man müßte sich dabei alles vorstellen, was vorausgegangen war, alles, alles. Er lebte im Gefängnis, und die Hinrichtung wurde frühestens in einer Woche erwartet; er rechnete mit den üblichen Formalitäten, er verließ sich darauf, daß die Akten ihre Wege machen müssen und erst in einer Woche rechtskräftig werden würden. Und nun, plötzlich, wurde aus irgendeinem Grunde das Verfahren beschleunigt. Um fünf Uhr morgens schließt er noch. Es war Ende Oktober; um fünf Uhr war es noch kalt und dunkel. Der Aufseher trat ein, ganz leise, in Begleitung der Wache, und berührte ihn vorsichtig an der Schulter. Er richtete sich auf, stützte sich auf den Ellbogen – und sah das Licht: ›Was ist los?‹ – ›Um zehn Uhr findet die Hinrichtung statt.‹ Jäh erwacht, wollte er es zuerst nicht glauben, protestierte, beharrte darauf, daß das Urteil erst in einer Woche bestätigt werden könne, aber sobald er völlig zu sich gekommen war, protestierte er nicht mehr, verstummte (so wurde erzählt) und sagte nur nach einer Weile: ›Es ist doch schwer, so plötzlich ...‹, verstummte wieder und wollte nicht mehr sprechen. Die folgenden drei, vier Stunden vergehen mit den üblichen Vorbereitungen: der Geistliche, das Frühstück mit Wein, Kaffee und Rindfleisch (ist das nicht der blanke Hohn? Wenn man darüber nachdenkt, ist es sehr grausam, aber andererseits meinen diese bei Gott unschuldigen Menschen es herzlich gut und sind überzeugt, es sei nichts anderes als Nächstenliebe), dann wird Toilette gemacht (wissen Sie, worin die Toilette eines Verbrechers besteht?), und schließlich fahren sie ihn durch die Stadt zum Schafott ... Ich denke, daß er, solange er gefahren wird, glauben muß, er hätte noch unendlich lange zu leben. Mir scheint, er hat unterwegs bestimmt gedacht: „Es dauert noch lange, noch drei Straßen habe ich zu leben; wenn diese hier zu Ende ist, bleibt noch die zweite und dann noch die nächste, mit dem Bäckerladen auf der rechten Seite ... Und wer weiß, wie lange wir bis zum

Bäcker brauchen!" Ringsum die Menge, Geschrei, Lärm, zehntausend Gesichter, zehntausend Augenpaare, das muß alles überstanden werden, und vor allem der Gedanke: "Da sind Zehntausend, und keiner von ihnen wird hingerichtet, aber ich werde hingerichtet!" Dieses alles war also vorausgegangen. Zum Schafott hinauf führt ein Treppchen; am Fuße dieses Treppchens brach er plötzlich in Tränen aus, und er war ein starker und mutiger Mann, ein großer Bösewicht, wie man hörte. Der Geistliche wich keinen Augenblick von seiner Seite, er hatte auch auf dem Karren neben ihm gesessen und ihm unausgesetzt zugesprochen – aber er hatte kaum etwas gehört: Wieder und wieder hörte er hin, verstand aber nach dem dritten Wort nichts mehr. Das muß so sein. Schließlich begann er, das Treppchen hinaufzusteigen; seine Füße waren gefesselt, und er konnte sich nur mit kleinen Schritten vorwärts bewegen. Der Geistliche, offenbar ein kluger Mann, redete nicht mehr und hielt ihm immer wieder das Kreuz zum Küssen hin. Am Fuß des Treppchens war er sehr bleich gewesen, aber als er oben angelangt war und auf dem Schafott stand, wurde er plötzlich weiß wie Papier, ganz genau wie weißes Schreibpapier. Seine Beine müssen schwach und fühllos geworden sein, und es wurde ihm übel – als drücke und kitzle einen etwas in der Kehle –, kennen Sie dieses Gefühl, wenn man sehr erschreckt oder in jenen entsetzlichen Minuten, wenn man noch völlig bei Verstand ist, dieser aber nichts mehr ausrichten kann. Mir scheint, daß angesichts einer unabwendbaren Katastrophe, wenn zum Beispiel das Haus über einem zusammenstürzt, man plötzlich den unbezwingbaren Wunsch hat, sich einfach hinzusetzen, die Augen fest zu schließen und zu warten – komme, was kommen will! ... Damals drückte ihm der Geistliche, sobald ihn diese Schwäche überkam, sofort mit einer so entschiedenen raschen Gebärde schweigend das Kreuz an die Lippen, plötzlich, ein kleines Kreuz aus Silber, mit vier Armen – er hielt es ihm sehr oft hin, jeden Augenblick. Und sobald das Kreuz seine Lippen

Kreuz seine Lippen berührte, öffnete er die Augen, schien sich für einige Sekunden zu beleben, und seine Beine gehorchten ihm wieder. Das Kreuz küßte er gierig, eilig, als fürchtete er, etwas zu versäumen und einen Notvorrat zu vergessen, für alle Fälle, aber er hing in diesem Augenblick wohl kaum irgendwelchen religiösen Vorstellungen nach. Und so war es bis zum Brett ... Es ist seltsam, daß in diesen allerletzten Sekunden kaum jemand ohnmächtig wird! Im Gegenteil, der Kopf ist unheimlich lebendig und tätig, vermutlich arbeitet er stark, stark, stark, wie eine Maschine in vollem Gang; ich stelle mir vor, daß die verschiedensten Gedanken nur so hämmern, lauter abgerissene, vielleicht auch lächerliche, abseitige Gedanken: "Da guckt einer – er hat eine Warze mitten auf der Stirn, beim Henker ist der untere Knopf rostig ..." , gleichzeitig aber weiß man alles und denkt an alles; es gibt da einen Punkt, den kann man unter keinen Umständen vergessen, und man kann darüber nicht ohnmächtig werden, und alles dreht sich um ihn und kreist um diesen Punkt. Und wenn man sich vorstellt, so ist es bis zur letzten Viertelsekunde, wenn der Kopf schon auf dem Block liegt, und wartet und ... weiß, und plötzlich das Eisen über sich sausen hört! Denn das hört man unbedingt! Ich, wenn ich dort liegen würde, würde absichtlich hinhören und würde es hören! Es dauert vielleicht nur das Zehntel eines Augenblicks, aber man hört es unbedingt! Denken Sie, es wird bis heute darüber gestritten, ob nicht vielleicht der Kopf, wenn er schon abgetrennt ist, noch eine Sekunde lang vielleicht weiß, daß er abgetrennt ist – was für eine Vorstellung! Und wenn es fünf Sekunden wären! ... Malen Sie das Schafott so, daß nur die letzte Stufe deutlich und ganz nahe zu sehen ist; der Verbrecher setzt den Fuß darauf: Der Kopf, das Gesicht weiß wie ein Blatt Papier, der Geistliche hält ihm das Kreuz hin, er sucht es gierig mit seinen blauen Lippen und schaut und – weiß alles. Das Kreuz und der Kopf, das ist das Bild, das Gesicht des Geistlichen, des Henkers, seiner

beiden Gehilfen und einige Köpfe und Augen unten – das kann alles gleichsam als Hintergrund, in einem Nebel, als Accessoire gemalt werden ... So stelle ich mir das Gemälde vor.«

»Das sieht freilich nicht nach Quietismus aus«, sagte Alexandra vor sich hin.

»So, und jetzt erzählen Sie, wie Sie verliebt waren«, sagte Adelaida.

Der Fürst sah sie erstaunt an.

»Wissen Sie«, Adelaida schien es eilig zu haben, »Sie sind uns die Beschreibung des Basler Bildes schuldig, aber jetzt möchte ich hören, wie Sie sich verliebt haben; leugnen Sie nicht, Sie waren verliebt. Und außerdem hören Sie auf zu philosophieren, sobald Sie ins Erzählen kommen.«

»Wenn Sie zu Ende erzählt haben, werden Sie sofort verlegen, weil Sie erzählt haben«, bemerkte Aglaja plötzlich, »warum?«

»Das ist doch ganz einfach dumm«, sagte die Generalin scharf und sah zornig Aglaja an.

»Nicht besonders klug«, bestätigte Alexandra.

»Glauben Sie ihr nicht, Fürst«, wandte sich die Generalin an ihn, »sie führt sich aus irgendeiner Laune so auf; sie ist keineswegs so töricht erzogen; machen Sie sich nichts daraus, daß die drei keine Ruhe geben. Sie führen sicher irgend etwas im Schilde, aber sie haben Sie schon ins Herz geschlossen. Ich kenne ihre Gesichter.«

»Und auch ich kenne ihre Gesichter«, sagte der Fürst mit besonderem Nachdruck.

»Wie denn das?« fragte Adelaida neugierig.

»Was kennen Sie von unseren Gesichtern?« Die beiden anderen wurden ebenfalls neugierig.

Der Fürst schwieg jedoch und blieb ernst; alle warteten auf seine Antwort.

»Das werde ich Ihnen später sagen«, antwortete er ernst und leise.

»Sie haben es entschieden darauf angelegt, uns neugierig zu machen!« rief Aglaja. »Und diese Feierlichkeit!«

»Schön«, Adelaida hatte es schon wieder eilig, »wenn Sie so viel von Gesichtern verstehen, dann müssen Sie auch verliebt gewesen sein; ich habe also richtig geraten. Sie müssen erzählen!«

»Ich war nicht verliebt«, antwortete der Fürst ebenso ernst, still und leise, »ich war ... auf eine andere Weise glücklich.«

»Wie denn? Wodurch denn?«

»Gut, ich werde es Ihnen erzählen«, sprach der Fürst, tief in Gedanken versunken.

VI

»SIE alle«, begann der Fürst, »sehen mich jetzt mit solcher Neugier an, daß Sie es mir übel nehmen würden, wenn ich sie nicht befriedigte. Nein, ich scherze«, fügte er eilig mit einem Lächeln hinzu. »Dort ... Dort waren lauter Kinder, und dort war ich die ganze Zeit mit Kindern, nur mit Kindern. Das waren die Kinder aus diesem Dorf, eine ganze Schar, die die Schule besuchten. Ich habe sie nicht etwa gelehrt; o nein, dazu war dort ein Schullehrer, Jules Thibaut; ich habe sie vielleicht doch etwas gelehrt, aber eigentlich war ich einfach mit ihnen zusammen, und so sind meine vier Jahre vergangen. Ich brauchte auch gar nichts anderes. Ich sagte ihnen alles, ich verschwieg ihnen nichts. Ihre Väter und alle Verwandten nahmen es mir übel, weil die Kinder mich schließlich nicht mehr missen mochten und sich immerzu um mich scharten, und der Schullehrer wurde schließlich sogar mein schlimmster Feind. Ich bekam dort viele Feinde, und immer wegen der Kinder. Sogar Schneider machte mir Vorhaltungen. Und was fürchteten sie so sehr? Einem Kind darf man alles sagen – alles; mich hat immer der Gedanke

verblüfft, daß die Großen die Kinder so wenig kennen, sogar die Eltern ihre eigenen Kinder nicht. Vor Kindern braucht man nichts zu verschweigen unter dem Vorwand, sie seien noch zu klein und es sei noch zu früh für sie zu wissen. Was für ein trauriger und unglücklicher Gedanke! Und wie gut merken Kinder, daß ihre Eltern sie für viel zu klein und unverständlich halten, während sie doch alles verstehen! Die Großen wissen nicht, daß ein Kind sogar in dem schwierigsten Fall einen außerordentlich bedeutsamen Rat geben kann. Mein Gott! Wenn so ein hübsches Vögelchen einen ansieht, zutraulich und glücklich, dann muß man sich doch schämen, es zu belügen! Ich nenne sie Vögelchen, weil es auf der Welt nichts Schöneres gibt als ein Vögelchen. Übrigens war es eine ganz besondere Begebenheit, die das ganze Dorf mir übelgenommen hat ... Thibaut aber war einfach neidisch; anfangs schüttelte er nur den Kopf und wunderte sich, wieso die Kinder mich immer verstanden und ihn fast gar nicht, dann machte er sich über mich lustig, als ich ihm sagte, wir beide könnten die Kinder nichts lehren, wir sollten vielmehr von ihnen lernen. Wie konnte er mich nur beneiden und mich verleumden, da er doch selbst mit Kindern lebte! Kinder können die Seele gesund machen ... Ein Patient in der Anstalt von Schneider war ein sehr unglücklicher Mensch. Sein Unglück war so schrecklich, daß man sich kaum etwas Vergleichbares denken kann. Er wurde dort als Geisteskranker eingeliefert, um geheilt zu werden; aber meiner Meinung nach war er überhaupt nicht geisteskrank, sondern hatte nur entsetzlich gelitten – das war seine ganze Krankheit. Und wenn Sie nur wüßten, was ihm schließlich unsere Kinder bedeuteten ... Aber von diesem Patienten möchte ich später erzählen; jetzt will ich erzählen, wie das alles damals begann. Zuerst mochten die Kinder mich gar nicht. Ich war so groß, und ich bin immer so ungeschickt; ich weiß, daß ich nicht gut aussehe ... und dann war ich auch noch ein Ausländer. Die Kinder machten sich zuerst über mich lustig, dann war-

fen sie sogar mit Steinen nach mir, nachdem sie gesehen hatten, wie ich Marie küßte. Und ich habe sie ja nur ein einziges Mal geküßt ... O nein, lachen Sie nicht«, sagte der Fürst hastig, als seine Zuhörerinnen lächelten, »es war überhaupt keine Liebe, es hatte überhaupt nichts mit Liebe zu tun. Wenn Sie nur wüßten, wie unglücklich dieses Geschöpf war, dann täte sie Ihnen ebenso sehr leid wie mir. Sie stammte aus unserem Dorf. Ihre Mutter war eine alte Frau, in ihrem kleinen, baufälligen Haus mit nur zwei Fenstern wurde mit Genehmigung der Dorfbörigkeit ein Fenster abgeteilt; aus diesem Fenster durfte sie mit Schnürenkeln, Garn, Tabak und Seife handeln, nur mit dem Billigsten, davon lebte sie. Sie war leidend, ihre Beine waren dick geschwollen, deshalb mußte sie immer sitzen. Marie war ihre Tochter, vielleicht zwanzig Jahre alt, schwächlich und mager; sie litt schon seit langem an Schwindsucht, aber sie ging als Tagelöhnerin zu fremden Leuten und verrichtete die schwerste Arbeit: scheuerte die Fußböden, besorgte die Wäsche, kehrte die Höfe und mistete die Ställe aus. Ein französischer Commis-voyageur verführte sie und nahm sie mit sich, verließ sie irgendwo eine Woche später und machte sich heimlich davon. Sie bettelte sich durch und kam schmutzig, völlig abgerissen, mit durchgelaufenen Stiefeln in ihrem Heimatdorf an; sie war eine ganze Woche lang zu Fuß gegangen, hatte im freien Feld übernachtet und sich dabei stark verkühlt; die Füße waren wund, die Hände geschwollen und aufgerissen. Sie war auch früher nicht eigentlich hübsch gewesen; nur ihre Augen waren sanft, gut, unschuldig. Schweigsam war sie über die Maßen. Einmal, noch vorher, hatte sie bei der Arbeit plötzlich angefangen zu singen, und ich weiß noch, daß alle sich wunderten und lachten: ›Marie singt! Wie? Marie singt!‹, sie aber schrecklich verlegen wurde und bald darauf für immer verstummte. Damals waren sie noch freundlich zu ihr, aber als sie zurückkehrte, krank, zerschunden, da hatte niemand auch nur das geringste Mitleid mit ihr! Wie grau-

sam sie in solchen Fällen sind! Wie starr sind ihre Begriffe! Die Mutter, als erste, empfing sie zornig und mit Verachtung: »Jetzt hast du mich um meine Ehre gebracht!« Sie war die erste, die sie ächtete: Aber als es sich im Dorf herumgesprochen hatte, daß Marie wieder da sei, rannten alle herzu, um Marie zu sehen, fast das ganze Dorf drängte sich in dem Häuschen der Alten: Greise, Kinder, Frauen, junge Mädchen, alle, eine hastige und gierige Menge. Marie kniete auf dem Boden, zu Füßen der Alten, ausgezehrt, abgerissen, und weinte. Als sie alle hereinstürmten, verhüllte sie das Gesicht mit dem gelösten Haar und warf sich flach auf die Dielen. Alle Umstehenden starrten sie an wie ein Reptil; die Alten verdammt und beschimpften sie, die Jungen lachten sogar, die Frauen beschimpften und verdammt sie und sahen mit einer solchen Verachtung auf sie herab, als wäre sie eine Spinne. Die Mutter ließ das alles geschehen, sie saß dabei und nickte beifällig mit dem Kopf. Die Mutter war damals schon sehr elend und mehr tot als lebendig; und wirklich, zwei Monate später starb sie. Sie wußte, daß es mit ihr zu Ende ging, aber es kam ihr nicht in den Sinn, bis zur Todesstunde nicht, sich mit ihrer Tochter zu versöhnen, sie würdigte sie sogar nicht einmal eines einzigen Wortes, jagte sie zum Schlafen in den Flur und gab ihr sogar kaum etwas zu essen. Sie mußte ihre kranken Beine oft in warmes Wasser stellen; Marie machte ihr täglich das Fußbad und pflegte sie; die Alte ließ sich alles schweigend gefallen und dankte der Tochter nicht mit einem einzigen freundlichen Wort. Marie ertrug alles, und als ich sie später näher kennenlernte, bemerkte ich, daß sie das alles guthieß und sich selbst für das verworfenste Geschöpf hielt. Als die Mutter das Bett nicht mehr verlassen konnte, wurde sie von den alten Frauen aus dem Dorf gepflegt, die abwechselnd, eine nach der anderen, ins Haus kamen, wie es dort der Brauch ist. Von nun an bekam Marie überhaupt nichts mehr zu essen; im Dorf aber wurde sie von allen verscheucht, und keiner wollte ihr eine

Arbeit geben, wie sie es früher getan hatten. Es war, als spuckten alle sie an, und für die Männer war sie sogar nicht einmal mehr eine Frau, solche Gemeinheiten sagten sie ihr ins Gesicht. Hin und wieder, sehr selten, wenn sie sonntags betrunken waren, warfen sie ihr zum Spaß einige Münzen hin, einfach so, auf die Erde; Marie hob sie schweigend auf. Schon damals hustete sie Blut. Schließlich wurden ihre abgerissenen Kleider vollends zu Lumpen, so daß sie sich schämte, sich im Dorf zu zeigen; seit ihrer Rückkehr war sie auch nie mehr anders als barfuß gegangen. Da fingen auch noch die Kinder an, die ganze Schar – es waren über vierzig Kinder –, sie zu necken und sogar mit Dreck zu bewerfen. Sie fragte den Hirten, ob sie die Kühe hüten dürfe, aber der Hirt jagte sie davon. Darauf ging sie eigenmächtig, ohne seine Einwilligung, mit der Herde für den ganzen Tag fort. Da sie sich auf diese Weise dem Hirten nützlich machte und er das auch merkte, jagte er sie nicht mehr davon, sondern überließ ihr zuweilen sogar die Reste seines Mittagsmahls, Käse und Brot. Das hielt er für eine große Gnade seinerseits. Als aber die Mutter gestorben war, schämte sich der Pfarrer in der Kirche nicht, Marie vor der ganzen Gemeinde anzuprangern. Marie stand am Sarg, in ihren Lumpen, wie immer, und weinte. Viele Menschen waren gekommen, um zu sehen, wie sie weinen und hinter dem Sarg gehen würde; und dann wandte sich der Pfarrer – er war ein noch junger Mann und hatte Ambitionen, ein großer Prediger zu werden – an die Gemeinde und zeigte auf Marie: »Sehet, da steht sie, die die Schuld am Tode dieser ehrbaren Frau trägt« (das war nicht die Wahrheit, denn die Mutter war volle zwei Jahre krank gewesen), »sehet, da steht sie vor euch und wagt es nicht, die Augen zu heben, denn der Finger Gottes hat sie gezeichnet; sehet, sie geht barfuß und in Lumpen, ein wandelndes Beispiel für alle jene, die den Pfad der Tugend verlassen! Und wer ist sie? Ihre leibliche Tochter!« Und so fort. Nun stellen Sie sich vor, daß diese Niedertracht fast der ganzen Gemein-

de gefiel, aber ... da ereignete sich etwas ganz Merkwürdiges; da traten die Kinder für sie ein, weil die Kinder damals inzwischen alle auf meiner Seite waren und Marie liebgewonnen hatten. Das war folgendermaßen gekommen: Ich hatte mir gewünscht, für Marie etwas zu tun; sie sollte unbedingt etwas Geld haben, aber dort hatte ich nie Geld, keine einzige Kopeke. Ich besaß eine kleine Krawattennadel mit Brillanten, die verkaufte ich einem fliegenden Händler; er zog von Dorf zu Dorf und handelte mit gebrauchten Kleidern. Er gab mir acht Franken dafür, sie war aber gewiß vierzig wert. Ich wartete lange auf eine Gelegenheit, Marie allein zu treffen; endlich traf ich sie vor dem Dorf, an der Hecke, auf einem abgelegenen Pfad, der auf den Berg hinaufführte, hinter einem Baum. Hier gab ich ihr die acht Franken und sagte, sie müsse das Geld gut verwahren, denn ich würde ihr nichts mehr geben können, dann küßte ich sie und sagte, sie dürfte nicht denken, daß ich eine böse Absicht hätte, ich sagte, daß ich sie nicht deshalb küßte, weil ich in sie verliebt wäre, sondern weil sie mir leid täte und weil ich sie von Anfang an nicht für schuldig, sondern nur für bedauernswert gehalten hätte. Ich wünschte mir sehr, sie augenblicklich zu trösten und ihr zu versichern, daß sie keinen Grund hätte, sich für niedriger als alle anderen zu halten, aber sie konnte mich, glaube ich, nicht verstehen. Ich hatte das sofort bemerkt, obwohl sie die ganze Zeit kaum ein Wort sagte und mit gesenktem Blick und furchtbar verlegen vor mir stand. Als ich zu Ende gesprochen hatte, küßte sie mir die Hand, worauf ich die ihre ergriff und sie ebenfalls küssen wollte, aber sie entriß sie mir hastig. In diesem Augenblick tauchten plötzlich die Kinder auf, die ganze Schar; später sollte ich erfahren, daß sie mir schon lange aufgelauert hatten. Nun pfiffen sie, klatschten in die Hände und lachten, und Marie stürzte davon. Ich wollte ihnen etwas sagen, aber da flogen schon die ersten Steine. Noch am selben Tag wußten schon alle davon, das ganze Dorf; und wieder war Marie an allem schuld: Sie

wurde noch mehr gehaßt. Ich hörte sogar, sie sollte gezüchtigt werden, aber es kam, Gott sei Dank, nicht soweit; dafür ließen die Kinder sie überhaupt nicht mehr in Ruhe, sie neckten sie ärger denn je, bewarfen sie mit Dreck: sie rennen ihr nach, sie flieht, trotz ihrer schwachen Brust, keucht, die immer hinter ihr her, schreiend und schimpfend. Einmal geriet ich mit ihnen sogar in ein Handgemenge. Dann versuchte ich, mit ihnen zu reden. Ich sprach mit ihnen jeden Tag, sobald sich die Gelegenheit bot, sooft ich nur konnte. Manchmal blieben sie stehen und hörten zu, schimpften aber immer noch. Ich erzählte ihnen, wie unglücklich Marie wäre; bald hörten sie auf zu schimpfen und gingen schweigend ihres Weges. Nach und nach begannen wir, wieder miteinander zu sprechen, ich verschwieg ihnen nichts; ich habe ihnen alles erzählt. Sie hörten mir neugierig zu und zeigten bald Mitleid mit Marie. Einige fingen an, sie freundlich zu grüßen, wenn sie ihnen begegnete; dort ist es Sitte, beim Begegnen einander zu grüßen und ›Grüß Gott‹ zu sagen, gleichviel, ob man sich kennt oder nicht. Ich kann mir vorstellen, wie sehr sich Marie darüber wunderte! Zwei Mädchen hatten sich eines Tages etwas Eßbares verschafft, das brachten sie ihr, dann kamen sie und erzählten es mir. Sie sagten, Marie hätte geweint, und sie hätten Marie jetzt sehr lieb. Bald liebten sie auch die anderen, und von da an liebten sie plötzlich auch mich. Sie kamen oft zu mir und bat mich jedesmal, ich möchte ihnen doch etwas erzählen; ich muß wohl gut erzählt haben, denn sie hörten mir gerne zu. Später studierte und las ich nur noch, um ihnen etwas zu erzählen, und so habe ich ihnen die ganzen drei Jahre erzählt. Später, als alle – selbst Schneider – mir Vorwürfe machten, daß ich mit ihnen wie mit Erwachsenen redete und nichts vor ihnen verheimlichte, antwortete ich ihnen, daß man sich schämen sollte, die Kinder zu belügen, daß sie ohnehin alles wüßten, soviel man auch verheimlichen wollte, und daß sie es vielleicht häßlich erfahren würden, von mir jedoch niemals

Häßliches hören würden. Jeder sollte sich doch an seine eigene Kindheit erinnern ... Ich hatte Marie vierzehn Tage vor dem Hinscheiden ihrer Mutter geküßt; und als der Pfarrer über dem Sarg predigte, waren alle Kinder schon auf meiner Seite. Ich sprach mit ihnen gleich darauf und machte ihnen das Verhalten des Pfarrers begreiflich; alle waren sehr böse auf ihn, einige so sehr, daß sie ihm mit Steinen die Fenster einwarfen. Ich hielt sie zurück, denn das war doch schlimm, aber im Dorf hatten sogleich alle alles erfahren, und da beschuldigten sie mich, ich hätte die Kinder verdorben. Jetzt erfuhren alle, daß die Kinder Marie lieb gewonnen hatten, und alle erschraken fürchterlich; Marie aber war schon glücklich. Den Kindern wurde eingeschärft, Marie aus dem Weg zu gehen, aber sie besuchten sie heimlich bei der Herde, ziemlich weit, beinahe eine halbe Werst vom Dorf entfernt; sie brachten ihr Geschenke, manche kamen gelaufen, nur um sie zu umarmen, zu küssen, zu sagen: »Je vous aime, Maries und gleich darauf schnell wieder weg zu laufen. Marie war fast wie von Sinnen vor solchem plötzlichem Glück; sie hatte davon nicht einmal geträumt; sie war verlegen und freute sich doch, und vor allem freuten sich die Kinder, besonders die Mädchen, wenn sie rasch zu ihr laufen und ihr sagen konnten, daß ich sie liebte und mit ihnen sehr viel über sie spräche. Sie erzählten ihr, daß ich ihnen alles gesagt hätte und daß sie sie jetzt liebten und daß sie ihnen leid tätte und daß es fortan so bleiben sollte. Darauf kamen sie zu mir gelaufen und berichteten mit freudigen, vor Glück strahlenden Gesichtchen, daß sie Marie gerade gesehen hätten und daß Marie mich grüßen ließe. Abends ging ich zum Wasserfall; dort war ein gegen das Dorf völlig abgeschirmter Platz, ringsum von Pappeln umstanden, dorthin kamen sie allabendlich zu mir gelaufen, manche sogar heimlich. Ich glaube, daß meine Liebe zu Marie ihnen ein ganz großes Vergnügen bereitete, und das ist das einzige während meiner ganzen Zeit dort, worin ich sie getäuscht habe. Ich habe sie

nie darüber aufgeklärt, daß ich Marie keineswegs liebte, das heißtt, nicht in sie verliebt wäre, daß ich nur großes Mitleid mit ihr hätte; ich konnte an allem merken, daß sie es sich am liebsten so wünschten, wie sie es sich ausgedacht und untereinander abgesprochen hatten, deshalb habe ich geschwiegen und so getan, als hätten sie es erraten. Und so fein, so zart-fühlend waren diese kleinen Herzen: Ihnen kam es unter anderem ungehörig vor, daß ihr guter Léon seine Marie so sehr liebte, Marie aber so schlecht gekleidet war und keine Schuhe hatte. Stellen Sie sich vor, sie verschafften ihr Schuhe und Strümpfe und Unterwäsche und sogar ein Kleid; auf welche Weise sie es fertigbrachten, ist mir unbegreiflich; sie müssen alle zusammen dafür gearbeitet haben. Wenn ich sie danach fragte, lachten sie bloß, und die kleinen Mädchen klatschten in die Hände und küßten mich. Auch ich besuchte Marie dann und wann, ebenfalls heimlich. Sie war schon sehr krank und konnte kaum noch gehen, schließlich konnte sie dem Hirten überhaupt nicht mehr nützen, zog aber jeden Morgen mit der Herde hinaus. Sie ließ sich irgendwo abseits nieder; ein steiler, beinahe senkrechter Felsen bildete dort einen Vorsprung; sie setzte sich genau in den Winkel, der vor allen Blicken geschützt war, auf einen Stein und saß dort beinahe reglos den ganzen Tag, vom Morgen bis zu der Stunde, da die Herde zurückkehrte. Sie war bereits von der Schwindsucht so geschwächt, daß sie meistens mit geschlossenen Augen dasaß, den Kopf an den Felsen gelehnt, und schwer atmend dahindämmerte; ihr abgezehrtes Gesicht sah wie ein Totenkopf aus, und auf Stirn und Wangen perlte der Schweiß. So fand ich sie jedesmal. Ich blieb nur einen Augenblick, denn auch ich wünschte, nicht gesehen zu werden. Sobald ich auftauchte, fuhr Marie auf, öffnete die Augen und griff nach meinen Händen, um sie zu küssen. Ich zog sie nicht zurück, weil es für sie Glück bedeutete; solange ich bei ihr saß, zitterte sie und weinte; freilich, einige Male begann sie zu sprechen, aber es war kaum möglich, sie zu verstehen.

Sie war manchmal wie von Sinnen, in furchtbarer Erregung und Verzückung. Hin und wieder begleiteten mich die Kinder. Sie blieben dann gewöhnlich in der Nähe stehen und bewachten uns vor irgendwem und irgendwas, und das bereitete ihnen ein außerordentliches Vergnügen. Wenn wir gingen, blieb Marie wieder allein, wieder reglos wie vorher, mit geschlossenen Augen, den Kopf an den Felsen gelehnt; vielleicht träumte sie. Eines Morgens konnte sie nicht mehr zu der Herde hinausgehen und mußte in ihrem leeren Haus zurückbleiben. Die Kinder hatten davon erfahren und besuchten sie an diesem Tag fast alle; mutterseelenallein lag sie in ihrem Bett. Zwei Tage lang wurde sie ausschließlich von den Kindern gepflegt, die sie alle der Reihe nach kurz besuchten, aber als es sich im Dorf herumgesprochen hatte, daß Marie im Sterben liege, kamen die alten Frauen, um bei ihr Wache zu halten. Im Dorf schien man Marie inzwischen zu bedauern, wenigstens versuchte man nicht mehr, die Kinder von ihr fernzuhalten und schalt sie nicht mehr wie früher. Marie dämmerte die ganze Zeit vor sich hin, war aber im Schlaf unruhig: Sie mußte schrecklich husten. Die alten Frauen scheuchten die Kinder fort, nun kamen sie ans Fenster gelaufen, manchmal nur für einen Augenblick, um zu sagen:

›Bonjour, notre bonne Marie!‹ Und Marie lebte auf, sobald sie sie sah oder hörte, versuchte, ohne auf die alten Frauen zu hören, sich aufzurichten, ihnen zuzunicken und zu danken. Sie brachten ihr immer noch kleine Geschenke mit, aber sie konnte kaum noch einen Bissen zu sich nehmen. Dank den Kindern, ich versichere es Ihnen, war sie, als sie starb, beinahe glücklich. Dank den Kindern vergaß sie ihr schwarzes Unheil, als hätte sie von ihnen Vergebung erhalten, denn sie hielt sich bis zum letzten Atemzug für eine große Verbrecherin. Wie Vögelchen mit ihren Flügeln schlügen sie an ihre Fenster und riefen ihr jeden Morgen zu: ›Nous t'aimons, Marie!‹ Sie starb sehr bald. Ich dachte, sie

würde viel länger leben. Am Tag vor ihrem Tod, vor Sonnenuntergang, besuchte ich sie; ich glaube, sie erkannte mich, und ich drückte ihr zum letzten Mal die Hand; wie ausgedorrt ihre Hand war! Und plötzlich kommt man am nächsten Morgen und sagt, daß Marie gestorben ist. Da waren die Kinder nicht zu halten: Sie schmückten ihren Sarg über und über mit Blumen und setzten ihr einen Kranz auf. In der Kirche schmähte der Pfarrer die Verstorbene nicht mehr, es waren auch sehr wenige zum Begräbnis gekommen, nur ein paar Neugierige; aber als der Sarg hinausgetragen werden sollte, stürzten alle Kinder herbei, um ihn selbst zu tragen. Weil sie ihn aber nicht tragen konnten, faßten sie mit an, alle liefen hinter dem Sarg her, und alle weinten. Seitdem wurde Maries Grab von den Kindern in hohen Ehren gehalten: Sie schmückten es alljährlich mit Blumen und pflanzten ringsum Rosenstöcke. Aber nach dieser Beerdigung wandte sich das ganze Dorf gegen mich, wegen der Kinder. Die Hauptanstifter waren der Pfarrer und der Schulmeister. Den Kindern wurde strengstens untersagt, sich mit mir auch nur zu treffen, und Schneider verpflichtete sich sogar, darüber zu wachen. Aber wir sahen uns dennoch, von ferne, und machten uns Zeichen. Sie ließen mir kleine Briefchen zukommen. Mit der Zeit kam alles wieder ins Lot, aber damals war es sehr schön: Meine Beziehung zu den Kindern wurde durch diese Kampagne noch tiefer. Im letzten Jahr haben wir uns, Thibaut, der Pfarrer und ich, so gut wie versöhnt. Schneider aber hat oft auf mich eingeredet und sich mit mir über mein »schädliches System« unterhalten. Aber was habe ich schon für ein System! Und schließlich äußerte Schneider eine ganz eigentümliche Idee (unmittelbar vor meiner Abreise), er sagte mir, daß er absolut davon überzeugt sei, ich sei wirklich ein Kind, das heißt, in jeder Beziehung ein Kind, daß ich nur an Größe und Gesicht einem Erwachsenen ähnele, aber an Entwicklung, Herz, Charakter und möglicherweise auch an Verstand kein Erwachsener sei und auch nie ein Erwachsener

werden würde, selbst wenn ich das sechzigste Jahr erreichte. Ich mußte darüber sehr lachen: Natürlich hat er nicht recht, denn was bin ich schon für ein Kind? Nur eines ist richtig, ich bin tatsächlich nicht gern unter Erwachsenen, unter Großen, unter Menschen – das ist mir schon längst aufgefallen –, ich bin es nicht gern, weil ich es nicht kann. Worüber sie auch mit mir sprechen, wie freundlich sie auch zu mir sein mögen – es fällt mir immer schwer, in ihrer Gesellschaft zu sein, und ich bin über die Maßen froh, wenn ich mich möglichst schnell zu meinen Freunden zurückziehen kann, und meine Freunde waren immer die Kinder, aber nicht etwa deshalb, weil ich selbst ein Kind wäre, sondern weil ich mich einfach zu Kindern hingezogen fühle. Schon damals, in der ersten Zeit meines Dorflebens – als ich ganz alleine mit meiner Sehnsucht in die Berge floh, als ich auf meinen einsamen Streifzügen manchmal um die Mittagszeit, wenn der Unterricht in der Schule aus war, dieser ganzen Schar begegnete, die lärmend, rufend, lachend, spielend, mit ihren Ränzchen und Schiefertafeln nach Hause strebte –, da drängte es mich plötzlich aus tiefstem Herzen zu ihnen. Ich weiß nicht, aber bei jeder Begegnung mit ihnen überkam mich plötzlich eine außerordentlich starke und beseligende Empfindung. Ich blieb stehen, und ich lachte vor Glück beim Anblick der kleinen, flinken, ewig sich bewegenden Beinchen dieser Jungen und Mädchen, die nebeneinander herliefen, dieser Freude und dieser Tränen (denn manche fanden auf dem Heimweg von der Schule bereits Zeit zu raufen, in Tränen auszubrechen, sich zu versöhnen und wieder miteinander zu spielen), und dann vergaß ich meinen Gram. Später aber, in den drei folgenden Jahren, konnte ich überhaupt nicht mehr verstehen, wieso und weshalb die Menschen sich grämen. Mein ganzes Schicksal sollten sie bestimmen. Ich rechnete nicht im entferntesten damit, das Dorf zu verlassen, und dachte mit keinem Gedanken daran, je wieder hierher nach Rußland zu kommen. Ich glaubte, daß ich ewig dort bleiben

sollte, aber endlich sah ich ein, daß Schneider doch nicht ewig für mich aufkommen könnte, und es trat auch ein Umstand ein, der anscheinend so wichtig ist, daß Schneider selbst zur unverzüglichen Abreise drängte und in meinem Namen hierher zurückschrieb. Nun will ich sehen, worum es sich handelt, und auch irgendwen um Rat fragen. Es ist möglich, daß mein Los sich gänzlich ändert, aber darum geht es nicht, das ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß mein ganzes Leben sich bereits geändert hat. Ich habe dort viel zurückgelassen, viel zu viel. Alles ist entchwunden. Ich saß im Eisenbahnwaggon und dachte: "Jetzt gehe ich zu den Menschen; es ist möglich, daß ich nichts weiß, aber das neue Leben hat begonnen." Ich nahm mir vor, mein Teil ehrlich und getreu zu erfüllen. Es ist möglich, daß das Leben unter den Menschen mir langweilig sein und schwerfallen wird. Ich habe mir als erstes vorgenommen, gegen alle höflich und aufrichtig zu sein; mehr wird doch niemand von mir verlangen. Es ist möglich, daß man mich auch hier für ein Kind hält – meinetwegen! Alle halten mich aus irgendeinem Grund auch für einen Idioten, ich war ja tatsächlich einmal krank, so krank, daß ich damals wie ein Idiot war; aber wie soll ich jetzt ein Idiot sein, da ich doch selbst weiß, daß man mich für einen Idioten hält? Ich trete ein und denke: "Da, sie halten mich für einen Idioten, dabei bin ich bei vollem Verstand, sie aber kommen nicht darauf ..." Diesen Gedanken habe ich häufig. Als ich in Berlin einige kleine Briefe von dort bekam, die die Kinder mir bereits geschrieben hatten, begriff ich erst, wie sehr ich sie liebte. Es ist sehr schwer, den ersten Brief zu bekommen! Wie sehr haben sie getrauert, als sie von mir Abschied nahmen! Schon einen Monat vorher begann dieser Abschied: ›Leon s'en va, Leon s'en va, pour toujours!‹ Wir versammelten uns jeden Abend wie immer am Wasserfall und sprachen davon, wie wir uns trennen würden. Manchmal waren wir beinahe heiter wie früher; nur wenn wir uns für die Nacht trennten, umarmten sie mich fest und

ungestüm, was sie früher nie getan hatten. Einige suchten mich heimlich vor den anderen auf, für einen Augenblick, einzeln, nur um mich zu umarmen und mir einen Kuß zu geben, unter vier Augen, nicht vor den anderen. Und als ich dann meine Reise antreten mußte, haben mich alle, die ganze Schar, bis zur Bahnstation begleitet. Die Bahnstation lag etwa eine Werst von unserem Dorf entfernt. Sie versuchten, ihre Tränen zu unterdrücken, aber viele konnten es nicht und weinten laut, vor allem die Mädchen. Wir mußten uns beeilen, um uns nicht zu verspätten, aber unterwegs sprang immer wieder ein Kind aus der Schar heraus, umklammerte mich mit seinen Ärmchen und küßte mich, wobei es die ganze Schar aufhielt; denn alle blieben stehen, obwohl wir sehr in Eile waren, und warteten, bis das Kind Abschied genommen hatte. Als ich in meinen Waggon gestiegen war und der Waggon sich in Bewegung setzte, riefen sie alle ›Hurra!‹ und blieben so lange stehen, bis der Waggon nicht mehr zu sehen war. Auch ich sah zurück ... Wissen Sie, als ich vorhin bei Ihnen eintrat und Ihre lieben Gesichter sah – jetzt betrachte ich Gesichter sehr genau – und Ihre ersten Worte hörte, da wurde es mir zum ersten Mal seit damals leicht ums Herz. Ich dachte vorhin schon, daß ich vielleicht wirklich Glück habe. Weiß ich doch, daß man Menschen, die man sofort liebgewinnt, nicht so bald trifft, und ich habe Sie doch, kaum daß ich meinen Waggon verließ, sogleich getroffen. Ich weiß sehr wohl, daß man sich schämen soll, zu anderen von seinen Gefühlen zu sprechen. Aber Ihnen spreche ich davon, und vor Ihnen schäme ich mich nicht. Ich bin menschenscheu und werde vielleicht nicht so bald wieder zu Ihnen kommen. Aber halten Sie das ja nicht für etwas Ungutes: Das habe ich nicht gesagt, weil ich Sie nicht schätzte, und denken Sie auch nicht, ich fühlte mich irgendwie gekränkt. Sie fragten mich nach Ihren Gesichtern und was mir daran auffällt. Ich sage es Ihnen sehr gern. Sie, Adelaida Iwanowna, haben ein glückliches Gesicht, von allen drei Gesich-

tern das sympathischste. Sie sind nicht nur sehr schön, sondern bei Ihrem Anblick möchte man sagen: ›Sie hat das Gesicht einer guten Schwester.‹ Sie treten dem Menschen heiter und einfach entgegen, aber Sie erkennen auch sehr bald sein Herz. Das glaube ich in Ihrem Gesicht zu lesen. Sie, Alexandra Iwanowna, haben ein wunderschönes und sehr liebes Gesicht, aber vielleicht sind Sie insgeheim traurig. Sie haben ein sehr, sehr gutes Herz, zweifellos, aber Sie sind nicht fröhlich. Ihr Gesicht hat einen besonderen Zug, er erinnert an die Dresdner Madonna von Holbein. Das lese ich also in Ihrem Gesicht; habe ich nun richtig geraten? Sie haben doch gesagt, ich müßte ein Kenner von Gesichtern sein! Und was Ihr Gesicht angeht, Lisaweta Prokofjewna«, er wandte sich plötzlich an die Generalin, »so glaube ich nicht nur, sondern bin fest davon überzeugt, daß sie ein vollkommenes Kind sind, in allem, in allem Guten und in allem Bösen, ungeachtet Ihres Alters. Sie nehmen es mir doch nicht übel, daß ich das sage? Sie wissen doch, wie ich über Kinder denke? Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen das alles aus purer Einfalt so offen über Ihre Gesichter sagte; o nein, keineswegs! Vielleicht hatte auch ich einen besonderen Gedanken.«

VII

ALS der Fürst verstummte, betrachteten ihn alle mit heiteren Mienen, sogar Aglaja, ganz besonders aber Lisaweta Prokofjewna.

»Ihr wolltet ihn ja examinieren!« rief sie aus. »Da seht ihr, meine Damen, Ihr hattet wohl gedacht, Ihr würdet ihn protegieren müssen, aus Mitleid, dabei ist er gerade noch bereit, Euch seiner Bekanntschaft zu würdigen, und auch das nur mit dem Vorbehalt, daß er uns nur selten beeilen wird. Nun sind wir hereingefallen, das freut mich; und am schlimmsten

ist Iwan Fjodorowitsch hereingefallen. Bravo, Fürst, wir wurden nämlich vorhin aufgefordert, Sie zu examinieren. Was Sie vorhin über mein Gesicht gesagt haben, das ist die reinste Wahrheit: Ich bin ein Kind, und ich weiß es. Ich wußte es auch schon früher, vor Ihnen, aber Sie waren es, der meinen Gedanken treffend ausgedrückt hat. Ihren Charakter finde ich dem meinen vollkommen ähnlich, und ich freue mich sehr darüber; wie zwei Tropfen Wasser. Nur sind Sie ein Mann, und ich bin eine Frau und noch nie in der Schweiz gewesen; das ist der einzige Unterschied.«

»Nicht so eilig, maman«, rief Aglaja, »der Fürst sagt doch, daß er bei seinen ganzen Bekenntnissen einen besonderen Gedanken hat und alles nicht ohne Grund sagt.«

»O ja, O ja!« lachten die anderen.

»Ihr braucht euch gar nicht darüber lustig zu machen, meine Lieben, vielleicht ist er schlauer, als Ihr alle drei zusammen. Ihr werdet es sehen! Aber wieso haben Sie nichts über Aglaja gesagt, mein lieber Fürst? Aglaja wartet, und ich warte auch.«

»Ich kann jetzt nichts sagen; ich sage es später.«

»Wieso? Sie fällt doch auf?«

»O doch, sogar sehr; Sie sind eine außerordentliche Schönheit, Aglaja Iwanowna. Sie sind so schön, daß man Angst hat, Sie anzusehen.«

»Ist das alles? Und ihre Eigenschaften?« beharrte die Generalin.

»Schönheit ist schwer zu beurteilen; ich bin nicht darauf vorbereitet. Schönheit – das ist ein Rätsel.«

»Das heißtt, daß Sie unserer Aglaja ein Rätsel aufgeben«, sagte Adelaida, »und du, Aglaja, du mußt es lösen. Aber sie ist doch schön, Fürst, schön, nicht wahr?«

»Außerordentlich«, antwortete der Fürst begeistert und sah Aglaja bewundernd an, »beinahe wie Nastassja Filippowna, obwohl ihr Gesicht ganz anders ist! ...«

Alle wechselten erstaunte Blicke.

»We-e-er? Wie we-e-er?« fragte die Generalin. »Wie Nastassja Filippowna? Aber wo haben Sie Nastassja Filippowna gesehen? Welche Nastassja Filippowna?«

»Gawrila Ardalionowitsch hat vorhin Iwan Fjodorowitsch das Portrait gezeigt.«

»Wie bitte? Er hat Iwan Fjodorowitsch ein Portrait gebracht?«

»Um es ihm zu zeigen. Nastassja Filippowna hat heute Gawrila Ardalionowitsch ihr Portrait geschenkt, und er brachte es mit, um es ihm zu zeigen.«

»Ich muß es sehen!« Die Generalin fuhr geradezu in die Höhe. »Wo ist dieses Portrait? Wenn sie es ihm geschenkt hat, hat er es bei sich, und es ist bestimmt noch im Kabinett. Er kommt jeden Mittwoch zum Arbeiten und verläßt das Haus niemals vor vier. Holt sofort Gawrila Ardalionowitsch! Nein, mein Wunsch, ihn zu sehen, ist nicht übermäßig groß. Tun Sie mir den Gefallen, mein lieber Fürst, und gehen Sie in das Arbeitszimmer meines Mannes, lassen Sie sich das Portrait geben, und bringen Sie es her. Sagen Sie, wir wünschen es zu sehen. Ich bitte darum.«

»Angenehm, aber irgendwie zu naiv«, sagte Adelaida, als der Fürst hinausgegangen war.

»Ja, viel zu naiv«, pflichtete ihr Alexandra bei, »so sehr, daß er sogar ein wenig komisch wirkt.«

Die eine wie die andere schien ihren Gedanken nicht ganz auszusprechen.

»Er hat sich übrigens mit unseren Gesichtern sehr geschickt aus der Affaire gezogen«, sagte Aglaja, »er hat uns allen geschmeichelt, sogar maman.«

»Unterlaß deine Scherze, ich bitte!« rief die Generalin. »Er hat nicht geschmeichelt, sondern ich fühle mich geschmeichelt.«

»Glaubst du, daß er sich aus der Affaire ziehen wollte?« fragte Adelaida.

»Ich glaube, daß er durchaus nicht so naiv ist.«

»Immer das alte Lied.« Die Generalin ärgerte sich. »Meiner Meinung nach seid ihr drei noch komischer als er. Er ist naiv, aber mit eigenen Ideen, selbstverständlich von der allervornehmsten Art. Genau wie ich.«

„Natürlich ist es schlimm, daß ich mich mit dem Portrait verplappert habe“, dachte der Fürst, der auf dem Weg ins Kabinett ein leises Unbehagen verspürte. „Aber ... vielleicht habe ich sogar recht getan, daß ich mich verplappert habe ...“ Eine eigentümliche Idee kam ihm immer wieder in den Sinn, die ihm jedoch nicht deutlich werde wollte.

Gawrla Ardalionowitsch saß noch im Arbeitszimmer und war in seine Papiere vertieft. Offenbar bezog er sein Gehalt von der Compagnie keineswegs gratis. Er wurde furchtbar verlegen, als der Fürst nach dem Portrait fragte und erzählte, auf welche Weise man von dem Portrait Kenntnis erhalten hatte.

»Wa-a-as? Mußten Sie denn unbedingt schwatzen!« rief er ärgerlich und erbost aus. »Sie wissen ja gar nichts ... Idiot!« murmelte er.

»Entschuldigen Sie, ich habe mir nichts dabei gedacht; es hat sich so ergeben. Ich hatte gesagt, daß Aglaja fast ebenso schön ist wie Nastassja Filippowna.«

Ganja bat ihn, alles ausführlich zu erzählen; der Fürst erzählte. Ganja sah ihn wieder spöttisch an.

»Was haben Sie nur mit Nastassja Filippowna ...« murmelte er, brach aber ab und versank in Nachdenken.

Er war sichtlich beunruhigt. Der Fürst erinnerte an das Portrait.

»Hören Sie, Fürst«, sagte Ganja plötzlich, als hätte er einen überraschenden Einfall. »Ich habe eine riesige Bitte an Sie ... Aber ich weiß wirklich nicht, wie ...«

Er wurde verlegen und verstummte; er schien einen Entschluß fassen zu wollen und mit sich zu ringen. Der Fürst wartete schweigend. Ganja musterte ihn noch einmal mit einem prüfenden, aufmerksamen Blick.

»Fürst«, fing er wieder an, »dort ist man mir im Augenblick ... wegen eines ganz und gar außergewöhnlichen Umstands ... und eines lächerlichen ... und an dem ich keine Schuld trage ... mit einem Wort, das gehört alles nicht zur Sache ... man ist mir dort ein wenig böse, scheint es, so daß ich eine Zeitlang vermeiden möchte, dort unaufgefordert zu erscheinen. Aber ich muß jetzt dringend Aglaja Iwanowna sprechen. Ich habe für jeden Fall ein paar Worte geschrieben«, (in seinen Händen war plötzlich ein klein zusammengefalteter Zettel), »weiß aber nicht, wie ich sie ihr zukommen lassen soll. Wären Sie bereit, sie Aglaja Iwanowna zu überbringen, sogleich, aber nur Aglaja Iwanowna persönlich, das heißt so, daß niemand es sieht, verstehen Sie? Es ist bei Gott kein Geheimnis, nichts von der Art ... aber ... wollen Sie das tun?«

»Es ist mir nicht besonders angenehm«, antwortete der Fürst.

»Ach, ich bitte Sie, Fürst, für mich ist es äußerst wichtig«, bat Ganja, »vielleicht wird sie mir antworten ... Glauben Sie mir, daß ich mich nur im äußersten Fall mit einer solchen Bitte an Sie wende ... Wem anders könnte ich so etwas auftragen? ... Es ist sehr wichtig ... Schrecklich wichtig für mich ...«

Ganja zitterte beinahe vor Angst, der Fürst könnte seine Bitte abschlagen, und suchte feige bettelnd seinen Blick.

»Also gut, ich werde es überbringen.«

»Aber daß es nur ja niemand merkt«, beschwore ihn Ganja hocherfreut, »und außerdem, Fürst ... ich kann mich doch auf Ihr Ehrenwort verlassen, nicht wahr?«

»Ich werde es keinem Menschen zeigen.«

»Der Brief ist nicht versiegelt, aber ...« begann Ganja fahrig und verstummte verlegen.

»Oh, ich werde ihn nicht lesen«, sagte darauf der Fürst ganz einfach, nahm das Portrait an sich und verließ das Kabinett.

Sobald Ganja allein war, griff er sich mit beiden Händen an den Kopf.

»Ein einziges Wort von ihr, und ich ... wirklich, ich mache vielleicht Schluß! ...«

Es war ihm unmöglich, sich weiter mit seinen Papieren zu beschäftigen, und er lief erregt und voller Erwartung im Kabinett auf und ab.

Der Fürst ging zurück, tief in Gedanken; er war unangenehm berührt von dem Auftrag und ebenso unangenehm berührt von dem Gedanken an Ganjas Brief an Aglaja. Aber plötzlich, zwei Zimmer vor dem Salon, blieb er stehen, als erinnerte er sich an etwas, sah sich nach allen Seiten um, trat vor ein Fenster, ans Licht, und betrachtete das Portrait Nastassja Filippownas.

Ihm war, als müßte er entratseln, was sich hinter diesem Antlitz verbarg und ihn vorhin so getroffen hatte. Der erste Eindruck war ihm fast ständig gegenwärtig geblieben, und er beeilte sich nun, irgend etwas gleichsam nachzuprüfen. Dieses Gesicht, außerordentlich durch seine Schönheit und durch noch etwas anderes, traf ihn jetzt noch stärker. Unermeßlicher Stolz und Hochmut, beinahe Haß, schienen aus diesem Gesicht zu sprechen, zugleich aber auch ein Zutrauen und eine erstaunliche Gutherzigkeit; dieser Kontrast erweckte beim Anblick dieser Züge sogar etwas wie Mitgefühl. Diese blendende Schönheit war sogar unerträglich, die Schönheit der Blässe, der leicht eingefallenen Wangen, der brennenden Augen; eine eigentümliche Schönheit! Der Fürst schaute vielleicht eine Minute lang hin, fuhr plötzlich auf, drückte das Portrait hastig an seine Lippen und küßte es. Eine Minute später trat er mit vollkommen ruhigem Gesicht in den Salon.

Aber als er gerade das Speisezimmer (das durch einen weiteren Raum von dem Salon getrennt war) betreten hatte, war er in der Tür beinahe mit Aglaja zusammengeprallt, die gerade hinausgehen wollte. Sie war allein.

»Gawrla Ardalionowitsch bat mich, Ihnen dies zu überbringen«, hatte der Fürst gesagt, indem er ihr den Brief reichte.

Aglaja war stehengeblieben, hatte den Brief genommen und dem Fürsten einen eigentümlichen Blick zugeworfen. Nicht die leiseste Verlegenheit lag in diesem Blick, allenfalls eine gewisse Verwunderung, doch auch sie schien nur dem Fürsten zu gelten. Es war, als forderte Aglaja durch ihren Blick Rechenschaft von ihm – wieso nahm er in dieser Angelegenheit Ganjas Partei? –, und zwar gelassen und von oben herab. Sie hatten zwei, drei Augenblicke einander gegenüber gestanden; schließlich zeigte sich so etwas wie Spott auf ihrem Gesicht. Sie hatte kurz gelächelt und war an ihm vorübergegangen.

Schweigend und mit einem Anflug von Geringschätzung betrachtete die Generalin eine Zeitlang Nastassja Filippownas Portrait, das sie betont und sehr wirkungsvoll auf Armeslänge vor sich hielt.

»Ja, sie ist schön«, sagte sie endlich, »sehr schön sogar. Ich habe sie zweimal gesehen, aber nur von weitem. Sie schätzen also diese Art von Schönheit?« wandte sie sich plötzlich an den Fürsten.

»Ja ... diese Art ...«, antwortete der Fürst mit einiger Überwindung.

»Also gerade diese?«

»Gerade diese.«

»Warum?«

»In diesem Gesicht ist ... großes Leid ...«, sagte der Fürst, gleichsam unwillkürlich, wie zu sich selbst und nicht als Antwort auf eine Frage.

»Es ist allerdings möglich, daß Sie phantasieren«, meinte die Generalin und warf das Portrait mit einer stolzen Geste auf den Tisch.

Alexandra nahm es, Adelaida trat hinzu, und beide betrachteten es eingehend. In diesem Augenblick kehrte Aglaja

in den Salon zurück.

»Was für eine Kraft!« rief plötzlich Adelaida aus, die über die Schulter der Schwester hinweg das Bild fast gierig mit den Augen verschlang.

»Wo? Was für eine Kraft?« fragte die Generalin schroff.

»Eine solche Schönheit – das ist eine Kraft«, sagte Adelaida feurig, »mit einer solchen Schönheit kann man die Welt ändern!«

Nachdenklich ging sie zu ihrer Staffelei zurück. Aglaja warf nur einen flüchtigen Blick auf das Portrait, kniff die Augen zusammen, schob die Unterlippe vor, trat zur Seite, setzte sich in einiger Entfernung und faltete die Hände im Schoß.

Die Generalin klingelte. »Holen Sie Gawrila Ardalionowitsch, er ist im Kabinett«, befahl sie dem eintretenden Diener.

»Maman!« rief Alexandra mit besonderem Nachdruck.

»Ich möchte ihm nur ein paar Worte sagen – das ist alles!« entgegnete die Generalin rasch und schnitt damit jeden weiteren Einwand ab. Sie war sichtlich gereizt. »Bei uns gibt es nichts als Geheimnisse, Fürst. Nichts als Geheimnisse. Das gehört sich so, das verlangt die Etikette, sehr dumm. Und das bei einer Angelegenheit, die größte Offenheit, Klarheit und Aufrichtigkeit erfordert. Ehen sollen geschlossen werden, Ehen, die nicht nach meinem Geschmack sind ...«

»Maman, was haben Sie bloß?« Alexandra versuchte noch einmal, rasch einzugreifen.

»Was willst du, liebe Tochter? Sind die etwa nach deinem Geschmack? Es macht nichts, daß der Fürst zuhört, er ist doch unser Freund, jedenfalls mein Freund. Gott sucht die Seinigen, das heißt, die Guten, die Bösen und Launischen braucht Er nicht, am wenigsten die Launischen, die heute ›hü‹ und morgen ›hott‹ sagen. Verstehen wir uns, Alexandra Iwanowna? Die da behaupten, Fürst, ich sei eine Schrulle, aber ich kann unterscheiden. Denn auf das Herz kommt es

an, alles andere ist dummes Zeug. Verstand braucht man auch, natürlich ... vielleicht kommt es vor allem auf den Verstand an. Du brauchst nicht zu lächeln, Aglaja, ich widerspreche mir nicht: Eine dumme Gans mit Herz und ohne Verstand ist eine ebenso unglückliche Gans wie eine dumme Gans mit Verstand und ohne Herz. Das ist eine alte Weisheit. Ich bin eine dumme Gans mit Herz und ohne Verstand, und du bist eine Gans mit Verstand und ohne Herz; wir sind beide unglücklich, und wir müssen beide leiden.«

»Aber was macht Sie denn so unglücklich, maman?« Adelaida konnte nicht länger an sich halten, sie war offensichtlich die einzige in dieser Gesellschaft, die ihre gute Laune nicht verloren hatte.

»Erstens meine überschlauen Töchter«, parierte die Generalin, »und da das schon mehr als genug ist, brauchen wir uns über Weiteres nicht auszulassen. Genug der Beredsamkeit! Wollen wir sehen, wie ihr beide (Aglaja zähle ich nicht mit) euch mit Verstand und Beredsamkeit aus der Affaire zieht und ob Sie, hochverehrte Alexandra Iwanowna, Ihr Glück an der Seite Ihres ehrenwerten Gatten finden werden ... Aha! ...« rief sie aus, als sie den eintretenden Ganja erblickte, »da kommt noch ein Eheanwärter! Guten Tag!« sagte sie, als Ganja sich verbeugte, ohne ihm einen Platz anzubieten, »Sie beabsichtigen also, in den Stand der Ehe zu treten?«

»Stand der Ehe ...? Wie bitte ...? Welche Ehe ...?« murmelte Gawrila Ardalionowitsch verdutzt. Er war schrecklich verlegen.

»Sie beabsichtigen zu heiraten, frage ich, wenn Ihnen dieser Ausdruck besser gefällt?«

»N-nein ... Ich ... N-nein.« Gawrila Ardalionowitsch log, und die Schamröte stieg ihm ins Gesicht. Er warf einen raschen Blick auf die abseits sitzende Aglaja und wandte ebenso schnell die Augen wieder ab. Aglaja musterte ihn kühl, aufmerksam und gelassen, ohne die Augen abzuwenden, und

beobachtete seine Verlegenheit.

»Nein? Sie sagen: nein?« beharrte Lisaweta Prokofjewna unerbittlich. »Gut, ich werde mir merken, daß Sie heute, Mittwoch vormittag, meine Frage mit einem ›Nein‹ beantwortet haben. Was haben wir heute? Mittwoch?«

»Ich glaube, Mittwoch, maman«, antwortete Adelaida.

»Die wissen nie, welchen Wochentag wir haben. Welches Datum?«

»Der siebenundzwanzigste«, antwortete Ganja.

»Der siebenundzwanzigste? In gewisser Beziehung sehr günstig. Adieu. Ich glaube, Sie haben viel zu tun, und ich muß mich umkleiden und ausfahren; vergessen Sie Ihr Portrait nicht. Richten Sie der unglücklichen Nina Alexandrowna einen Gruß von mir aus. Auf Wiedersehen, mein lieber Fürst! Besuche mich, so oft du kannst, und ich werde bei der alten Belokonskaja vorbeischauen, nur um von dir zu erzählen. Und hören Sie gut zu, mein Lieber: Ich glaube, daß Gott Sie vor allem um meinetwillen aus der Schweiz nach Petersburg geführt hat. Vielleicht werden Sie hier auch noch anderes zu tun haben, aber vor allem um meinetwillen. Das ist gewiß Gottes Ratschluß. Auf Wiedersehen, meine Lieben. Alexandra, kommst du bitte mit, mein Kind!«

Die Generalin verließ den Salon. Ganja, völlig niedergeschlagen, hilflos und wütend, nahm das auf dem Tisch liegende Portrait an sich und wandte sich mit gezwungenem Lächeln an den Fürsten:

»Fürst, ich gehe jetzt nach Hause. Wenn Sie Ihre Absicht, bei uns zu wohnen, nicht aufgegeben haben, bringe ich Sie hin, denn Sie kennen ja nicht einmal die Adresse.«

»Einen Augenblick, Fürst«, sagte Aglaja, die sich plötzlich aus ihrem Sessel erhob, »Sie müssen mir noch etwas in mein Album schreiben, Papa sagte, Sie wären ein Kalligraph. Ich hole es sofort.«

Mit diesen Worten ging sie hinaus.

»Auf Wiedersehen, Fürst, ich möchte auch gehen«, sagte Adelaida.

Sie drückte ihm fest die Hand, lächelte ihm heiter und freundlich zu und ging. Ganja würdigte sie keines Blickes.

»Sie waren es«, fuhr Ganja den Fürsten zähneknirschend an, sobald sie allein im Zimmer waren, »Sie haben hier erzählt, daß ich heiraten würde!« Er flüsterte hastig, mit vor Wut entstelltem Gesicht und böse funkeln den Augen. »Sie sind ein schamloser Schwätzer!«

»Ich versichere Ihnen, daß Sie sich täuschen«, antwortete der Fürst ruhig und höflich. »Ich wußte überhaupt nicht, daß Sie heiraten würden.«

»Sie haben doch vorhin gehört, wie Iwan Fjodorowitsch sagte, daß sich heute abend bei Nastassja Filippowna alles entscheiden müßte, und das haben Sie weitererzählt! Sie lügen! Woher sonst könnten sie das erfahren haben? Wer sonst in Teufels Namen hätte ihnen das zutragen können? Die Alte hat doch darauf angespielt!«

»Sie werden besser wissen, wer etwas zugetragen haben könnte, wenn Sie wirklich glauben, daß man Ihnen gegenüber darauf angespielt hat, ich jedenfalls habe kein Wort gesagt.«

»Haben Sie den Brief abgegeben? ... Und die Antwort?« fiel ihm Ganja mit fieberhafter Unruhe ins Wort. Aber in diesem Augenblick kam Aglaja zurück, und der Fürst konnte nicht mehr antworten.

»Hier«, sagte Aglaja und legte ihr Poesiealbum auf ein Tischchen. »Suchen Sie sich eine Seite aus, und schreiben Sie mir etwas hinein. Hier ist die Feder, sie ist noch unbenutzt. Macht es Ihnen etwas aus, daß es eine Stahlfeder ist? Ich habe gehört, daß die Kalligraphen nie Stahlfedern benutzen.«

Während sie mit dem Fürsten sprach, schien sie Ganjas Anwesenheit einfach zu übersehen. Aber als der Fürst die Feder prüfte, eine Seite auswählte und sich zum Schreiben bereitmachte, trat Ganja an den Kamin, vor dem Aglaja

stand, unmittelbar rechts neben den Fürsten, und sprach mit zitternder, versagender Stimme ihr beinahe ins Ohr:

»Ein Wort, nur ein einziges Wort von Ihnen – und ich bin gerettet.«

Der Fürst wandte sich rasch um und sah beide an. Ganjas Gesicht drückte echte Verzweiflung aus; es schien, als wären ihm diese Worte irgendwie unbeabsichtigt, unüberlegt entflogen. Aglaja ließ ihren Blick einige Sekunden lang auf ihm ruhen, mit derselben ruhigen Verwunderung wie vorhin auf dem Fürsten, und diese ruhige Verwunderung, diese Verblüffung, diese absolute Verständnislosigkeit für das soeben Gehörte waren für Ganja in diesem Augenblick schrecklicher als die schlimmste Verachtung.

»Was soll ich denn schreiben?« fragte der Fürst.

»Ich werde es Ihnen gleich diktieren«, sagte Aglaja, wobei sie sich zu ihm umwandte. »Sind Sie bereit? Also, schreiben Sie: ›Ich lasse nicht mit mir handeln.‹ Darunter Tag und Monat. Zeigen Sie es mir.«

Der Fürst reichte ihr das Album.

»Ausgezeichnet! Erstaunlich, Sie haben ja eine wunderbare Handschrift! Ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen, Fürst ... Einen Augenblick noch«, fügte sie hinzu, als fiele ihr etwas ein. »Kommen Sie mit, ich möchte Ihnen etwas zur Erinnerung schenken.«

Der Fürst folgte ihr; aber schon im Speisezimmer blieb Aglaja stehen.

»Lesen Sie das«, sagte sie und reichte ihm Ganjas Brief.

Der Fürst nahm den Brief, sah Aglaja jedoch verständnislos an.

»Ich weiß ja, daß Sie ihn nicht gelesen haben und niemals der Vertraute dieses Menschen sein können. Lesen Sie, ich wünsche, daß Sie ihn lesen.«

Der Brief war augenscheinlich in höchster Eile geschrieben worden.

»Heute wird sich mein Schicksal entscheiden, Sie wissen, wie. Heute werde ich unwiderruflich mein Wort geben müssen. Ich habe nicht das geringste Anrecht auf Ihre Teilnahme und wage nicht, mir die geringsten Hoffnungen zu machen; aber irgendwann einmal haben Sie ein Wort fallen lassen, nur ein einziges Wort, und dieses Wort brachte Licht in die ganze schwarze Nacht meines Lebens und wurde für mich zu einem Leuchtturm. Sagen Sie jetzt noch einmal ein solches Wort – und Sie werden mich vor dem Untergang retten! Sagen Sie mir nur: *Brich mit allem* – und ich werde noch heute mit allem brechen. Oh, was kostet es Sie, das zu sagen! Ich bettle um dieses Wort als ein Zeichen Ihrer Teilnahme und Ihres Mitgefühls – nur, *nur* ein Zeichen! Und weiter nichts, *nichts*. Ich wage nicht, auch nur die leiseste Hoffnung zu hegen, weil ich dessen nicht würdig bin. Aber auf Ihr Wort hin werde ich meine Armut wieder bejahen und meine hoffnungslose Lage mit Freuden ertragen. Ich werde mich stellen, ich werde freudig in den Kampf treten, neue Kräfte gewinnen und auferstehen!

Gönnen Sie mir doch dieses Wort des Mitleids (*einzig* und *allein* des Mitleids, ich schwöre es Ihnen!). Zürnen Sie nicht dem Mut eines Verzweifelten, eines Ertrinkenden bei seinem letzten Versuch, sich vor dem Untergang zu retten.

G. J.«

»Dieser Mann will mich glauben machen«, sagte Aglaja schneidend, als der Fürst den Brief zu Ende gelesen hatte, »daß das Wort *Brechen Sie mit allem* mich nicht kompromittieren und mich nicht verpflichten würde, und gibt mir unaufgefordert eine schriftliche Garantie in Form dieses Briefes, wie Sie sehen. Beachten Sie, wie naiv er verschiedene Worte unterstreicht und wie plump seine geheime Absicht überall zutage tritt. Er weiß übrigens, daß ich, falls er mit allem bräche, und zwar von sich aus, aus eigenem Antrieb, ohne mein Wort abzuwarten und sogar ohne mit mir dar-

über zu sprechen, ohne die leiseste Hoffnung damit zu verknüpfen, daß ich dann möglicherweise meine Gefühle für ihn ändern und sein Freund werden könnte. Er weiß das ganz genau! Aber er hat eine schmutzige Seele: Er weiß es und kann sich doch nicht entscheiden; er weiß es und bittet dennoch um eine Garantie. Er ist unfähig, sich für den Glauben zu entscheiden. Er will, daß ich ihm statt hunderttausend Rubel die Hoffnung auf mich gebe. Und was das früher einmal ausgesprochene Wort betrifft, von dem er schreibt, es habe Licht in sein Leben gebracht, so ist das eine unverschämte Lüge. Er hat mir irgendwann einmal leid getan. Aber er ist dreist und schamlos: Er sah damals sofort die Möglichkeit einer Hoffnung; das war mir sofort klar. Seitdem begann er, seine Netze auszuwerfen; das tut er auch jetzt. Genug davon; nehmen Sie diesen Brief und geben Sie ihn ihm zurück, wenn Sie unser Haus verlassen haben, selbstverständlich. Nicht früher.«

»Und was darf ich ihm als Antwort sagen? ...«

»Nichts, versteht sich. Das ist die beste Antwort. Und Sie haben vor, bei ihm zu logieren?«

»Auf Empfehlung von Iwan Fjodorowitsch persönlich«, sagte der Fürst.

»Dann nehmen Sie sich vor ihm in acht! Ich warne Sie; er wird es Ihnen nie verzeihen, daß Sie ihm diesen Brief zurückgegeben haben.«

Aglaja drückte dem Fürsten flüchtig die Hand und ging. Ihr Gesicht war ernst und mißmutig, sie lächelte nicht einmal, als sie dem Fürsten zum Abschied zunickte.

»Ich bin sofort wieder da, ich muß nur mein Bündel holen«, sagte der Fürst zu Ganja, »dann können wir gehen.«

Ganja stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß auf. Er war so wütend, daß sein Gesicht sogar dunkel anlief. Endlich traten sie beide auf die Straße hinaus, der Fürst mit seinem Bündel in der Hand.

»Und die Antwort? Die Antwort?« überfiel Ganja den

Fürsten. »Was hat sie gesagt? Haben Sie ihr den Brief gegeben?«

Der Fürst reichte ihm schweigend den Brief. Ganja erstarrte.

»Was! Mein Brief!« rief er aus. »Der hat ihr den Brief überhaupt nicht gegeben! Das hätte ich mir ja denken können! Verfluchter ... Jetzt ist mir klar, warum sie vorhin nichts verstanden hat! Aber wie, wie konnten Sie ihr nur diesen Brief nicht geben, Sie verfluchter ...!«

»Entschuldigen Sie, ganz im Gegenteil, ich hatte sogleich die Gelegenheit, Ihren Brief zu überreichen, unmittelbar nachdem Sie ihn mir gegeben hatten, und zwar genau in der Weise, wie Sie es wünschten. Er ist wieder in meinen Händen, weil Aglaja Iwanowna ihn mir vorhin zurückgegeben hat.«

»Wann war das, wann?«

»Als ich mit meiner Eintragung in das Album fertig war und sie mich aufforderte, ihr zu folgen. (Sie haben es doch gehört?) Wir traten ins Speisezimmer, sie reichte mir den Brief, befahl mir, ihn zu lesen und anschließend Ihnen zurückzugeben.«

»Le-e-sen?!« schrie Ganja fast aus vollem Halse. »Lesen? Sie haben den Brief gelesen?«

Wieder blieb er, wie erstarrt, mitten auf dem Gehweg stehen, aber diesmal riß er vor Staunen sogar den Mund auf.

»Ja, ich habe ihn gelesen, vorhin.«

»Und sie, sie selbst, hat ihn Ihnen zu lesen gegeben? Persönlich?«

»Sie selbst, und seien Sie versichert, daß ich ihn niemals ohne Ihre Aufforderung gelesen hätte.«

Ganja schwieg eine gute Minute lang, schien angestrengt und qualvoll zu überlegen, rief aber plötzlich: »Ausgeschlossen! Sie kann Ihnen unmöglich befohlen haben, den Brief zu lesen. Sie lügen! Sie haben ihn eigenmächtig gelesen!«

»Ich sage die reinste Wahrheit«, antwortete der Fürst in

demselben unerschütterlich ruhigen Ton. »Und glauben Sie mir, ich bedauere sehr, daß es einen derart unangenehmen Eindruck auf Sie macht.«

»Aber sie hat Ihnen dabei doch wenigstens etwas gesagt, Sie Unglücksmensch? Sie muß doch darauf geantwortet haben?«

»Ja, selbstverständlich.«

»Dann reden Sie doch, reden Sie! Verflucht! ...«

Und Ganja stampfte zweimal mit dem rechten Fuß, der in einer Galosche stak, auf das Trottoir.

»Ich hatte kaum zu Ende gelesen, da sagte sie, daß Sie sie umgarnen, daß Sie sie kompromittieren wollen, um ihr eine Hoffnung abzunötigen und dann, mit dieser Hoffnung als Rückhalt, die andere Hoffnung auf hunderttausend Rubel ohne Verlust aufzugeben. Daß Sie, wenn Sie völlig aus eigenem Antrieb, ohne zu feilschen, ohne irgendwelche Garantien als Vorschuß von ihr zu erbetteln, gehandelt hätten, möglicherweise ihr Freund geworden wäre. Ich glaube, das war alles. Ja, noch eines: Als ich, den Brief bereits in der Hand, sie nach einer Antwort fragte, sagte sie, keine Antwort sei die beste Antwort – ich glaube, so sagte sie; ich bitte um Entschuldigung, falls ich den genauen Wortlaut vergessen haben sollte und den Sinn so wiedergebe, wie ich ihn verstand.«

Maßlose Wut bemächtigte sich Ganjas, er raste hemmungslos. »Aha! So ist das also!« knirschte er mit den Zähnen. »Meine Briefe schmeißt man einfach aus dem Fenster! Aha! Sie läßt sich auf keinen Handel ein – aber ich, ich werde es tun! Das werden wir noch erleben! Ich habe noch manches ... Das werden wir noch erleben! Der mache ich noch einen Knoten in die Beine! ...«

Er zuckte, die Farbe wich aus seinem Gesicht, er schäumte; er drohte mit der Faust. So gingen sie einige Schritte. Vor dem Fürsten nahm er sich, als wäre er allein in seinem Zimmer, nicht im mindesten zusammen, er hielt ihn für ein ab-

solutes Nichts. Aber plötzlich fiel ihm etwas ein, und er kam augenblicklich zu sich.

»Aber wieso«, wandte er sich plötzlich an den Fürsten, »wieso wurden Sie«, („ein Idiot!“ fügte er im stillen hinzu), »so plötzlich eines solchen Vertrauens gewürdigt, zwei Stunden nach der ersten Bekanntschaft? Wie das?«

Bei all seiner Qual hatte der Neid noch gefehlt. Jetzt stach er ihn mitten ins Herz.

»Das kann ich Ihnen nicht erklären«, antwortete der Fürst. Ganja sah ihn böse an.

»Wollte sie Ihnen vielleicht ihr Vertrauen schenken, als Sie ihr ins Speizerimmer folgten? Sie hatte doch vor, Ihnen etwas zu schenken?«

»Ich fasse es auch nicht anders auf.«

»Aber womit haben Sie das verdient, zum Teufel!? Was haben Sie eigentlich Besonderes getan? Womit ihr Wohlwollen erweckt? Hören Sie!« Er redete überstürzt, als beeilte er sich mit letzter Kraft (in diesem Augenblick ging in seinem Innern alles durcheinander, brodelte und kochte über, so daß er nicht einmal seine Gedanken sammeln konnte) – »hören Sie, können Sie sich nicht einmal zusammennehmen und sich an alles in der richtigen Folge erinnern, an alles, worüber Sie dort gesprochen haben, an jedes Wort, von Anfang an? Ist Ihnen denn nichts aufgefallen? Können Sie sich an nichts Besonderes erinnern?«

»Oh, das kann ich sehr wohl«, antwortete der Fürst, »ganz zu Anfang, nachdem ich eingetreten war und mich vorgestellt hatte, sprachen wir von der Schweiz.«

»Ach was, zum Teufel mit der Schweiz!«

»Und dann von der Todesstrafe.«

»Von der Todesstrafe?«

»Ja; es ergab sich einfach so ... Und dann erzählte ich ihnen, wie ich dort drei Jahre lang gelebt habe, und die Geschichte eines armen Landmädchen.«

»Ach was, zum Teufel mit dem armen Landmädchen!«

Weiter!« drängte Ganja ungeduldig.

»Und dann von Schneider und von seiner Meinung über meinen Charakter, und wie er mich veranlaßte ...«

»Zur Hölle mit Schneider und seiner Meinung! Weiter!«

»Weiter ergab es sich, daß ich auf ihre Gesichter zu sprechen kam, das heißt, auf den Gesichtsausdruck, und sagte, Aglaja Iwanowna sei beinahe ebenso schön wie Nastassja Filippowna. Und da habe ich beiläufig das Portrait erwähnt ...«

»Aber Sie haben doch nichts, nichts von dem erzählt, was Sie vorher im Kabinett mitgehört hatten? Nein? Nein?«

»Ich wiederhole es – nein.«

»Aber woher, zum Teufel ... Oh! hat Aglaja den Brief vielleicht der Alten gezeigt?«

»Ich kann dafür garantieren, daß sie es nicht getan hat. Ich war die ganze Zeit zugegen; sie hatte gar keine Gelegenheit dazu.«

»Aber vielleicht liegt es doch an Ihnen, und Ihnen ist etwas entgangen ... Ver-r-dammter Idiot!« rief er, völlig außer sich. »Er kann nicht einmal ordentlich erzählen!«

Ganja, der einmal zu fluchen begonnen hatte und auf keinen Widerstand gestoßen war, verlor nach und nach jede Beherrschung, wie es bei vielen Menschen der Fall ist. Es fehlte nur wenig, und er hätte den Fürsten angespuckt, so wütend war er geworden. Aber gerade diese Wut machte ihn blind; sonst wäre ihm längst aufgefallen, daß dieser »Idiot«, den er so übel behandelte, zu schnell und viel zu fein manches durchschaute und außerordentlich befriedigend wiederzugeben verstand. Und plötzlich geschah etwas Unerwartetes.

»Ich muß Ihnen zu bedenken geben, Gawrla Ardalionowitsch«, sagte plötzlich der Fürst, »daß ich früher tatsächlich so krank war, daß man mich wirklich fast für einen Idioten halten konnte; aber inzwischen bin ich schon lange geheilt und empfinde es deshalb als ziemlich unangenehm, wenn man mich ins Gesicht einen Idioten nennt. Obwohl man in

Anbetracht Ihrer mißlichen Lage Nachsicht mit Ihnen haben muß, haben Sie mich beleidigt, sogar zweimal. Das habe ich gar nicht gern, besonders so plötzlich, nachdem wir uns gerade erst kennengelernt haben; und da wir uns jetzt an einer Straßkreuzung befinden, wäre es vielleicht besser, wenn wir uns trennten: Sie rechts, nach Hause, und ich links. Ich habe fünfundzwanzig Rubel, und ich werde zweifellos in irgendeinem Hotel garni unterkommen.«

Ganja wurde furchtbar verlegen und errötete sogar vor Scham. »Ich bitte um Entschuldigung, Fürst!« rief er vehement, indem er plötzlich seinen beleidigenden Ton mit ausgesuchter Höflichkeit vertauschte. »Nehmen Sie es mir um Gottes willen nicht übel! Sie sehen doch, in welcher Not ich bin! Noch wissen Sie ja fast gar nichts, aber wenn Sie alles wüßten, dann würden Sie mir wenigstens einiges verzeihen; obwohl ich mich unverzeihlich ...«

»Oh, ich wünsche keine so großen Entschuldigungen«, beeilte sich der Fürst zu antworten, »ich begreife doch, daß Ihnen das alles unangenehm ist und daß Sie deshalb ausfällig werden. Also, gehen wir zu Ihnen. Es wird mir ein Vergnügen sein ...«

»Nein, so kann ich ihn nicht fortgehen lassen«, sagte Ganja zu sich selbst, während er dem Fürsten im Gehen haßerfüllte Seitenblicke zuwarf. »Dieser Schwindler hat alles aus mir herausgeholt, um dann plötzlich die Maske fallenzulassen ... Das hat etwas zu bedeuten. Wir werden ja sehen! Alles wird sich entscheiden, alles! Alles! Und zwar noch heute!“

Sie standen unmittelbar vor seinem Haus.

VIII

GANETSCHKAS Wohnung lag im dritten Stock neben einem sehr sauberen, hellen und geräumigen Treppenhaus und

bestand aus sechs oder sieben Zimmern und Zimmerchen, die zwar völlig durchschnittlich, aber für einen Beamten mit Familie in jedem Falle zu kostspielig waren, sogar wenn er zweitausend Rubel Gehalt bezogen hätte. Aber sie sollte Untermieter mit Kost und Bedienung aufnehmen und war von Ganja und seinen Angehörigen vor knapp zwei Monaten bezogen worden, zum großen Verdruß Ganjas, aber auf Drängen und Bitten Nina Alexandrownas und Warwara Ardalionownas, die den Wunsch hatten, sich ihrerseits nützlich zu machen und die Einkünfte der Familie nach Kräften zu erhöhen. Ganja grollte und nannte das Zimmervermieten einen Skandal; er fühlte sich daraufhin irgendwie geniert in der Gesellschaft, wo er für einen jungen Mann von gewissermaßen glänzendem Auftreten und gesicherter Zukunft zu gelten gewohnt war. Alle diese Konzessionen an das Schicksal und alle diese ärgerliche Beengtheit – all das war für ihn eine tiefe seelische Wunde. Seit einiger Zeit regte er sich über jede Bagatelle maßlos und unverhältnismäßig auf, und wenn er auch bereit war, vorübergehend nachzugeben oder zu dulden, so nur deshalb, weil er den Entschluß gefaßt hatte, alles zu verändern und binnen kürzester Zeit umzuwandeln. Indes stellte diese Veränderung, dieser Ausweg, auf den er verfallen war, eine keineswegs geringe Aufgabe dar – eine Aufgabe, deren bevorstehende Lösung mühsamer und quälender zu werden drohte als alles Vorhergehende.

Durch die Wohnung zog sich ein Korridor, der gleich im Vorraum begann. Auf der einen Seite des Korridors lagen jene drei Zimmer, die vermietet werden sollten, und zwar an »bestens empfohlene« Personen; außerdem lag an dieser Seite des Korridors, ganz hinten, neben der Küche, ein vierter Raum, enger als alle anderen, mit einem breiten Diwan als Schlafgelegenheit, den General a. D. Iwolgin, der Vater der Familie, bewohnte, mit der Auflage, nur durch die Küche und über die Hintertreppe ein und aus zu gehen. In demselben Kämmerchen wohnte auch der dreizehnjährige Bruder

von Gawrila Ardalionowitsch, der Gymnasiast Kolja; auch er mußte sich hier aufhalten, Schulaufgaben machen, auf einem zweiten, ziemlich mitgenommenen, schmalen und kurzen Sofa in schadhafter Bettwäsche schlafen, aber vor allem dem Vater, der von Tag zu Tag mehr darauf angewiesen war, behilflich sein und *nach ihm sehen*. Der Fürst durfte das mittlere der drei Zimmer beziehen; das Zimmer rechts von dem seinen bewohnte ein gewisser Ferdystschenko, das Zimmer links war noch unbewohnt. Aber vorher führte Ganja den Fürsten in die private Hälfte der Wohnung. Die private Hälfte bestand aus einem Salon, der nach Bedarf als Speisezimmer diente, aus einem Wohnzimmer, das allerdings nur tagsüber ein Wohnzimmer war und sich abends in Ganjas Kabinett und Schlafzimmer verwandelte, und schließlich aus einem dritten Raum, sehr klein und immer abgeschlossen, dem Schlafzimmer Nina Alexandrownas und Warwara Ardalionownas. Kurz, alle in dieser Wohnung waren beengt und traten einander auf die Füße; Ganja knirschte im stillen mit den Zähnen: Er wollte ehrerbietig zu seiner Mutter sein, und er war es auch, aber man sah auf den ersten Blick, daß er ein Despot war.

Nina Alexandrowna war im Wohnzimmer nicht allein, Warwara Ardalionowna war bei ihr; die Damen häkelten und unterhielten sich mit einem Besucher, Iwan Petrowitsch Ptizyn. Nina Alexandrowna mochte um die Fünfzig sein, hatte ein hageres, ausgemergeltes Gesicht mit tiefen Schatten unter den Augen. Sie sah kränklich und ein wenig vergrämmt aus, jedoch waren Gesicht und Blick recht angenehm; schon ihre ersten Worte ließen auf einen ernsten Charakter und echte Würde schließen. Trotz ihrer vergrämten Miene ahnte man Festigkeit und sogar Entschlossenheit. Sie war außerordentlich bescheiden gekleidet, in etwas Dunkles, wie eine alte Frau, aber ihre Haltung, ihre Ausdrucksweise, ihre Manieren verrieten eine Dame, die sich in besserer Gesellschaft bewegt hatte.

Warwara Ardalionowna war ein junges Mädchen von etwa dreiundzwanzig Jahren, mittelgroß, ziemlich schlank, mit einem Gesicht, das vielleicht nicht besonders schön war, aber das Geheimnis in sich barg, auch ohne Schönheit zu gefallen, anzuziehen und Leidenschaft zu wecken. Sie sah der Mutter sehr ähnlich und kleidete sich sogar wie die Mutter, so wenig lag ihr daran, sich zu putzen. Der Ausdruck ihrer grauen Augen konnte sehr heiter und freundlich sein, wenn er nicht, wie meist, ernst und nachdenklich war, manchmal sogar viel zu nachdenklich, besonders in letzter Zeit. Auch ihr Gesicht verriet Charakterfestigkeit und Entschlossenheit, aber es war zu ahnen, daß diese Festigkeit sogar tatkräftiger und unternehmender sein würde als die der Mutter. Warwara Ardalionowna war ziemlich jähzornig, und der Herr Bruder hatte manchmal sogar Respekt vor ihrem Jähzorn. Diesen Respekt zollte ihr auch der Besucher, der den beiden gerade Gesellschaft leistete, Iwan Petrowitsch Ptizyn. Er war ein noch ziemlich junger Mann, etwa um die Dreißig, unauffällig, aber elegant gekleidet, mit angenehmen, wenn auch irgendwie betont gesetzten Manieren. Ein kurzer dunkelblonder Bart zeigte, daß er kein Beamter war. Er konnte sich gescheit und interessant unterhalten, aber meistens war er schweigsam. Alles in allem machte er sogar einen angenehmen Eindruck. Warwara Ardalionowna war ihm offensichtlich nicht gleichgültig, und er verbarg seine Gefühle nicht. Warwara Ardalionowna behandelte ihn freundschaftlich, zögerte aber immer noch, gewisse Fragen zu beantworten und mochte sie nicht einmal hören; Ptizyn aber ließ sich keineswegs entmutigen. Nina Alexandrowna war ihm zugetan und hatte in letzter Zeit sogar großes Vertrauen zu ihm gefaßt. Es war übrigens allgemein bekannt, daß er sich professionell mit seinem anwachsenden Kapital befaßte, indem er Geld verlieh, gegen hohe Zinsen und mehr oder weniger sichere Pfänder. Mit Ganja verstand er sich ausgezeichnet.

Auf die ausführlich, aber abgehackt vorgebrachte Empfehl-

lung Ganjas (der seine Mutter ziemlich trocken, seine Schwester gar nicht begrüßt und sofort mit Ptizyn das Zimmer verlassen hatte) sagte Nina Alexandrowna dem Fürsten einige freundliche Worte und bat Kolja, der gerade den Kopf durch den Türspalt steckte, ihn in das mittlere Zimmer zu führen. Kolja war ein Junge mit einem ziemlich fröhlichen und recht hübschen Gesicht und gab sich ungekünstelt und vertrauensvoll.

»Wo haben Sie denn Ihr Gepäck?« fragte er, als er mit dem Fürsten dessen Zimmer betrat.

»Ich habe ein kleines Bündel bei mir; ich habe es im Vorraum liegen lassen.«

»Ich werde sofort alles holen. Unsere Bedienung besteht aus der Köchin und Matrjona, deshalb muß ich mithelfen. Warja überwacht alles und ärgert sich. Ganja sagt, Sie kommen heute aus der Schweiz?«

»Ja.«

»Und ist es schön in der Schweiz?«

»Sehr.«

»Berge?«

»Ja.«

»Ich hole sofort Ihr Bündel.«

Warwara Ardalionowna trat herein.

»Matrjona wird gleich Ihr Bett beziehen. Haben Sie einen Koffer?«

»Nein, ein kleines Bündel. Ihr Bruder holt es; es liegt im Vorraum.«

»Dort ist kein Bündel außer diesem Bündelchen; wo haben Sie es denn abgelegt?« fragte der zurückkommende Kolja.

»Aber außer diesem Bündelchen ist nichts anderes da«, erklärte der Fürst, indem er das Bündel entgegennahm.

»Ach so, ich dachte schon, Ferdystschenko hätte sich daran vergriffen.«

»Mach keine dummen Witze«, sagte Warja streng, die

auch mit dem Fürsten sehr trocken und gerade noch höflich gesprochen hatte.

»Chere Babette, mich darf man ruhig zarter behandeln, ich bin ja nicht Ptizyn.«

»Dir darf man ruhig die Ohren langziehen, Kolja, so dumm bist du noch. Wenn Sie Wünsche haben, so wenden Sie sich an Matrjona. Gegessen wird um halb fünf. Sie können mit uns zusammen speisen oder auf Ihrem Zimmer, ganz wie Sie wünschen. Geh, Kolja, du sollst nicht stören.«

»Also gehen wir, du starke Persönlichkeit!«

In der Tür stießen sie mit Ganja zusammen.

»Ist Vater zu Hause?« fragte er Kolja und flüsterte ihm, als dieser bejahte, leise etwas ins Ohr.

Kolja nickte und folgte Warwara Ardalionowna.

»Noch ein paar Worte, Fürst. Ich war so beschäftigt mit diesen ... Dingen, daß ich vergessen habe ... Ihnen etwas zu sagen. Tun Sie mir den Gefallen, wenn es nicht gerade über ihre Kräfte geht, und reden Sie weder hier davon, was sich vorhin zwischen Aglaja und mir abgespielt hat, noch *dort* davon, was Sie hier vorfinden werden; denn auch hier ist Unordnung genug. Zum Teufel ... Nehmen Sie sich wenigstens heute zusammen.«

»Ich versichere Ihnen, daß ich viel weniger gesagt habe, als Sie glauben«, sagte der Fürst, durch Ganjas Vorhaltungen ein wenig gereizt. Die Beziehungen zwischen ihnen verschlechterten sich offensichtlich.

»Na, ich habe heute Ihretwegen schon genug ausgestanden. Mit einem Wort – ich bitte Sie.«

»Sie sollten berücksichtigen, Gawila Ardalionowitsch, daß ich vorhin überhaupt nicht gebunden war und keinen Grund hatte, dieses Portrait nicht zu erwähnen. Hatten Sie mich etwa darum gebeten?«

»Pfui, was für ein scheußliches Zimmer!« bemerkte Ganja, nachdem er sich verächtlich im Zimmer umgesehen hatte.

»Dunkel, und die Fenster zum Hof. Sie ziehen in jeder Hin-

sicht zur Unzeit bei uns ein. Na ja, das ist nicht meine Sache; ich habe mit dem Untervermieten nichts zu tun.«

Ptizyn steckte den Kopf herein und rief Ganja; dieser ließ den Fürsten augenblicklich stehen, obwohl er offensichtlich noch etwas sagen wollte, es aber nicht wagte oder sich vielleicht auch genierte, davon anzufangen; auch als er über das Zimmer schimpfte, schien er verlegen.

Kaum hatte der Fürst sich gewaschen und seine Kleider, so gut es ging, in Ordnung gebracht, als die Tür sich von neuem öffnete und ein neues Gesicht erschien.

Es war ein Mann in den Dreißigern, nicht gerade klein, breitschultrig, mit einem großen Kopf voll rötlicher Locken. Sein Gesicht war fleischig und rotwangig, die Nase breit und platt, die Lippen waren wulstig, die Augen klein und zugequollen, als würde ihr Besitzer unentwegt spöttisch zwinkern. Alles in allem wirkte er ziemlich unverfroren. Seine Kleidung war schmuddelig.

Zuerst hatte er die Tür nur so weit geöffnet, daß er den Kopf hindurchstecken konnte. Der Kopf sah sich gut fünf Sekunden lang im Zimmer um, dann ging die Tür sachte auf und gab den Blick auf die ganze Gestalt frei, aber der Besucher blieb immer noch an der Schwelle stehen und fuhr fort, von der Schwelle aus den Fürsten mit zusammengekniffenen Augen zu betrachten. Schließlich zog er die Tür hinter sich zu, kam näher, setzte sich auf einen Stuhl, nahm den Fürsten fest bei der Hand und nötigte ihn schräg gegenüber auf das Sofa.

»Ferdystschenko«, sprach er und heftete einen prüfenden und forschenden Blick auf das Gesicht des Fürsten.

»Und was noch?« fragte der Fürst, fast lachend.

»Untermieter«, sprach Ferdystschenko weiter, ohne den Blick abzuwenden.

»Wünschen Sie, daß wir miteinander bekanntwerden?«

»Ach«, sagte der Besucher, wobei er sich mit den Fingern durch das Haar fuhr, und richtete den Blick in die entgegen-

gesetzte Ecke. »Haben Sie Geld?« fragte er den Fürsten plötzlich.

»Wenig.«

»Wieviel?«

»Fünfundzwanzig Rubel.«

»Zeigen Sie!«

Der Fürst zog aus der Westentasche den Fünfundzwanzig-Rubel-Schein und reichte ihn Ferdystschenko. Dieser faltete ihn auseinander, betrachtete ihn, drehte ihn um und hielt ihn dann gegen das Licht.

»Recht sonderbar«, sprach er wie in Gedanken. »Warum werden sie braun? Diese Fünfundzwanzig-Rubel-Scheine werden manchmal ganz braun, während die anderen im Gegenteil ausbleichen. Nehmen Sie.«

Der Fürst nahm seinen Schein zurück. Ferdystschenko erhob sich.

»Ich bin gekommen, um Sie zu warnen. Erstens, leihen Sie mir kein Geld, denn ich werde Sie bestimmt anpumpen.«

»Gut.«

»Haben Sie vor, das hier zu bezahlen?«

»Ich habe es vor.«

»Ich habe es nicht vor; verbindlichen Dank. Ich bin die nächste Tür rechts, haben Sie gesehen? Es ist nicht nötig, mich allzuoft zu beeilen, ich werde Sie schon aufsuchen, keine Sorge. Den General haben Sie gesehen?«

»Nein.«

»Und auch nicht gehört?«

»Natürlich nicht.«

»Dann werden Sie ihn noch sehen und hören; der ist fähig, sogar mich anzupumpen! Avis au lecteur. Leben Sie wohl. Kann man denn mit einem solchen Namen wie Ferdystschenko leben? Wie?«

»Warum nicht?«

»Leben Sie wohl.«

Und er ging zur Tür. Später sollte der Fürst erfahren, daß

dieser Herr es sich gewissermaßen zur Pflicht gemacht hatte, jedermann durch Originalität und Lustigkeit in Erstaunen zu setzen, was ihm jedoch nie recht gelingen wollte. Auf manche machte er sogar einen unangenehmen Eindruck, was er aufrichtig bedauerte, aber keineswegs zum Anlaß nahm, auf sein selbstgestecktes Ziel zu verzichten. In der Tür glaubte er die Chance eines effektvollen Abgangs zu haben, da er auf einen eintretenden Herrn stieß; während er diesen neuen, dem Fürsten unbekannten Besucher an sich vorübergehen ließ, zwinkerte er hinter dessen Rücken dem Fürsten mehrmals vertraulich zu und konnte sich auf diese Weise nicht ohne einen gewissen Aplobm zurückziehen.

Der neue Besucher war hochgewachsen, etwa Fünfundfünfzig oder sogar älter, ziemlich korpulent, mit einem blau-roten, fleischigen und aufgedunsenen Gesicht, umrahmt von einem dichten, grauen Backenbart, trug einen Schnurrbart und hatte große, ziemlich hervorquellende Augen. Seine ganze Erscheinung hätte ziemlich imposant gewirkt, wenn sie nicht irgendwie heruntergekommen, verwahrlöst, ja sogar schmutzig gewesen wäre. Gekleidet war er in einen fadenscheinigen Surtout mit fast durchgescheuerten Ärmeln, darunter ebenso speckige Wäsche – wie chez soi. In seiner unmittelbaren Nähe roch es leicht nach Wodka; aber sein Gebaren war imposant, ein wenig manieriert und ließ den heftigen Wunsch erkennen, durch Würde sein Gegenüber zu beeindrucken. Der Herr näherte sich dem Fürsten, faßte mit freundschaftlichem Blick gemessen seine Hand und betrachtete schweigend eine Zeitlang sein Gesicht, als wollte er bekannte Züge entdecken.

»Er! Er ist es!« sprach er leise, aber feierlich. »Er, wie er leibt und lebt! Ich hörte, da wird der vertraute und meinem Herzen teure Name wiederholt, und ich mußte der unwiederbringlichen Vergangenheit gedenken ... Fürst Myschkin?«

»Jawohl.«

»Iwolgin, General a. D. und unglücklich. Und Ihr Vor-

und Vatersname, wenn ich fragen darf?«

»Lew Nikolajewitsch.«

»Jawohl, jawohl! Der Sohn meines Freundes und Gefährten, man könnte sagen, aus meinen Kindertagen, der Sohn von Nikolaj Petrowitsch?«

»Mein Vater hieß Nikolaj Lwowitsch.«

»Lwowitsch«, korrigierte sich der General, aber ohne unziemliche Eile, mit vollkommener Sicherheit, als hätte er keineswegs etwas vergessen, sondern sich nur zufällig versprochen. Er setzte sich und zog den Fürsten, dessen Hand er ergriff, ebenfalls neben sich auf das Sofa. »Ich habe Sie auf meinen Armen getragen.«

»Ist das möglich? Mein Vater ist schon vor zwanzig Jahren verstorben.«

»Richtig; vor zwanzig Jahren, vor zwanzig Jahren und drei Monaten. Wir drückten zusammen die Schulbank; dann wurde ich gleich Soldat.«

»Mein Vater war auch Soldat, Second-Lieutenant beim Wassilkowskij-Regiment.«

»Beim Belomirskij. Die Versetzung zum Belomirskij-Regiment traf fast einen Tag vor seinem Tode ein. Ich war zugegen und segnete ihn, als er in die Ewigkeit einging. Ihre Frau Mutter ...« Der General hielt inne, wie von einer traurigen Erinnerung übermannt.

»Ja, auch sie ist ein halbes Jahr später an einer Verkühlung gestorben«, sagte der Fürst.

»Nein, keine Verkühlung. Glauben Sie einem alten Mann, es war keine Verkühlung. Ich war zugegen, ich habe auch sie zur ewigen Ruhe geleitet. Der Gram um ihren Fürsten war es und keine Verkühlung. Ja, ja, auch die Fürstin bleibt mir ewig in Erinnerung! Oh, unsere Jugend! Ihretwegen wären der Fürst und ich, Freunde seit Kindertagen, beinahe aneinander zu Mördern geworden.«

Der Fürst hörte zu, nun mit einigem Mißtrauen.

»Ich war leidenschaftlich in Ihre Frau Mutter verliebt,

immer noch, als sie schon Braut war – die Braut meines Freundes. Der Fürst bemerkte es und war frappé. An einem frühen Morgen kommt er zu mir, es war noch nicht sieben, und weckt mich. Ich kleide mich an und wundere mich; Schweigen auf beiden Seiten; ich begreife alles. Er zieht zwei Pistolen aus der Tasche. Durch das Schnupftuch. Ohne Zeugen. Wozu Zeugen, wenn wir uns fünf Minuten später gegenseitig in die Ewigkeit befördern? Wir laden, spannen das Schnupftuch, nehmen Position, drücken einander die Pistolenmündung gegen das Herz und sehen uns in die Augen. Plötzlich rollen dicke Tränen aus unser beider Augen, und unsere Hände sinken. Unser beider, unser beider Hände zugleich! Und dann, natürlich, die Umarmung und das Ringen mit dem Großmut des anderen. Der Fürst ruft: »Sie ist dein!« Ich rufe: »Sie ist dein!« Mit einem Wort ... mit einem Wort ... Sie werden bei uns logieren ... logieren?«

»Ja, einige Zeit, vielleicht«, antwortete der Fürst, beinahe ein wenig stotternd.

»Fürst, maman läßt bitten!« rief Kolja, der seinen Kopf durch die Tür steckte. Der Fürst erhob sich und wollte gehen, aber der General legte ihm die Rechte auf die Schulter und drückte ihn freundschaftlich wieder auf das Sofa nieder.

»Als aufrichtiger Freund Ihres Vaters muß ich Sie warnen«, sagte der General, »ich bin, wie Sie sehen, Opfer einer tragischen Katastrophe; aber ohne Prozeß! Ohne Prozeß! Nina Alexandrowna – eine seltene Frau. Warwara Ardalionowna, meine Tochter – eine seltene Tochter! Die Verhältnisse zwingen uns, möblierte Zimmer zu vermieten – ein unerhörter Absturz! ... Und dies mir, der ich nur noch Generalgouverneur werden konnte! ... Aber Sie sind uns stets willkommen. Indes, in meinem Hause spielt sich eine Tragödie ab!«

Der Fürst sah ihn fragend und sehr interessiert an.

»Es geht um eine Eheschließung, um eine sehr ungewöhnliche Eheschließung. Um die Ehe einer zweideutigen Frau-

ensperson und eines jungen Herrn, der ohne weiteres Kammerjunker sein könnte. Und diese Frau soll in das Haus eingeführt werden, in dem meine Tochter und meine Gattin leben! Aber solange ich nicht meinen letzten Atemzug getan habe, wird sie dieses Haus nicht betreten. Ich werfe mich auf die Schwelle, mag sie den Fuß über meine Leiche setzen! ... Mit Ganja spreche ich inzwischen kaum mehr und gehe ihm sogar aus dem Wege. Ich warne Sie mit Vorbedacht; wenn Sie bei uns logieren, werden Sie ohnehin Zeuge davon werden. Aber Sie sind der Sohn meines Freundes, und ich darf mit Recht erwarten, daß«

»Seien Sie so freundlich, Fürst, und kommen Sie zu mir in den Salon«, rief Nina Alexandrowna, die nun persönlich in der Tür erschien.

»Stell dir vor, meine Liebe!« rief der General, »es erweist sich, daß ich den Fürsten auf meinen Armen in den Schlaf gewiegt habe!«

Nina Alexandrowna warf dem General einen vorwurfsvollen und dem Fürsten einen forschenden Blick zu, sagte aber kein Wort. Der Fürst folgte ihr; aber kaum hatten sie im Salon Platz genommen, kaum hatte Nina Alexandrowna hastig und mit gesenkter Stimme zu sprechen begonnen, als es dem General plötzlich gefiel, ebenfalls im Salon zu erscheinen. Nina Alexandrowna verstummte sofort und beugte sich sichtlich verärgert über ihr Strickzeug. Möglicherweise bemerkte der General ihre Verstimmung, ließ sich aber dadurch seine wunderbare Laune nicht verderben.

»Der Sohn meines Freundes!« rief er Nina Alexandrowna zu, »und so unerwartet! Ich hatte schon längst jede Hoffnung aufgegeben. Aber ist denn das möglich, meine Liebe, daß du den seligen Nikolaj Lwowitsch vergessen hast? Hattest du ihn damals in ... in Twer nicht mehr getroffen?«

»Ich kann mich an einen Nikolaj Lwowitsch nicht erinnern. Ist das Ihr Vater?« fragte sie den Fürsten.

»Ja, mein Vater. Aber er ist, glaube ich, nicht in Twer ge-

storben, sondern in Jelisawetgrad«, bemerkte der Fürst schüchtern. »Ich habe es von Pawlistschew gehört ...«

»In Twer«, beharrte der General, »unmittelbar vor seinem Ableben erfolgte seine Versetzung nach Twer, sogar noch vor Ausbruch der Krankheit. Sie waren damals noch viel zu jung und können sich jetzt weder an die Versetzung noch an den Umzug erinnern. Pawlistschew könnte sich durchaus geirrt haben, auch wenn er ein prächtiger Mann war.«

»Sie kannten auch Pawlistschew?«

»Ein selten guter Mensch. Aber ich war ja selbst Zeuge. Auf seinem Totenbett habe ich ihn gesegnet ...«

»Aber mein Vater starb doch in Untersuchungshaft«, wandte der Fürst ein, »obwohl ich nie erfahren konnte, was ihm vorgeworfen wurde; er starb im Lazarett.«

»Oh, das war damals die Sache mit dem Gemeinen Kolpakow, der Fürst wäre zweifellos freigesprochen worden.«

»Wirklich? Wissen Sie das ganz sicher?« fragte der Fürst mit besonderem Interesse.

»Und ob!« rief der General. »Die Gerichtsverhandlung wurde vertagt, bevor ein Urteil gesprochen wurde. Ein unmögliches Fall! Ein sogar geheimnisumwitterter Fall, wenn man so will: Eines Tages stirbt Stabskapitän Larionow, Kompanieführer; der Fürst wird vorübergehend zu seinem Stellvertreter ernannt; schön. Der Gemeine Kolpakow begeht einen Diebstahl an einem Kameraden, Stiefleder, und vertrinkt das; schön. Der Fürst – in Gegenwart des Feldwebels und des Korporals wohlgemerkt – liest Kopakow die Leviten und kündigt ihm Ruten an. Sehr schön. Kolpakow kommt in die Kaserne, legt sich auf seine Pritsche und gibt eine Viertelstunde später den Geist auf. Ausgezeichnet, aber ein völlig unerwarteter Vorfall, fast unmöglich. Wie dem auch sei, Kolpakow wird beigesetzt; der Fürst erstattet Rapport, darauf wird Kolpakow aus den Listen gestrichen. Allerbestens. Aber genau ein halbes Jahr später, bei der Inspektion, steht der Gemeine Kolpakow, als wäre nichts geschehen, in der Dritt-

ten Kompanie des Zweiten Bataillons des Nowosemljanskij-Infanterieregiments derselben Brigade und derselben Division!«

»Wie?!« rief der Fürst außer sich vor Staunen.

»Das war nicht so, das ist ein Irrtum!« sagte plötzlich Nina Alexandrowna und sah ihn mit einem beinahe leidenden Blick an. »Mon mari se trompe.«

»Aber ich bitte dich, meine Liebe, se trompe – das ist leicht gesagt, aber versuche doch selbst, einen solchen Fall zu lösen! Man wußte weder ein noch aus. Ich wäre der erste gewesen, der gesagt hätte, qu'on se trompe. Aber unglücklicherweise war ich nicht nur Zeuge, sondern auch Mitglied der Kommission. Jede Gegenüberstellung mit Zeugen bestätigte, daß er derselbe, absolut derselbe Gemeine Kolpakow war, den man vor einem halben Jahr unter Trommelwirbel beigesetzt hatte, mit den üblichen militärischen Ehren. Der Fall ist in der Tat selten, nahezu unmöglich, ich gebe es zu, aber ...«

»Papa, für Sie ist bereits gedeckt!« verkündete die herein-tretende Warwara Ardalionowna.

»Aha, das ist ja ausgezeichnet! Hervorragend! Ich habe inzwischen großen Appetit ... Aber dieser Fall ist, man könnte sagen, sogar psychologisch ...«

»Die Suppe wird wieder kalt!« mahnte Warja ungeduldig.

»Sofort, sofort«, murmelte der General, indem er das Zimmer verließ, »trotz aller Nachforschungen ...« hörte man noch aus dem Korridor.

»Sie werden oft mit Ardalion Alexandrowitsch Nachsicht üben müssen, wenn Sie bei uns bleiben«, sagte Nina Alexandrowna zum Fürsten. »Er wird Sie übrigens nicht allzu sehr belästigen; er speist auch allein. Sie werden ja zugeben, daß jeder seine Fehler hat und seine ... Eigenheiten, und einer vielleicht mehr als der andere, auf den er gewohnt ist, mit dem Finger zu zeigen. Ich habe eine große Bitte an Sie: Wenn mein Gatte Sie jemals wegen der Zimmermiete an-

sprechen sollte, so bitte ich, ihm zu sagen, ich hätte bereits mit Ihnen abgerechnet. Das heißt, daß auch eine Ardalion Alexandrowitsch ausgehändigte Summe Ihnen selbstverständlich angerechnet wird, und ich bitte Sie, nur der Ordnung halber ... Was ist das, Warja?«

Warja war in das Zimmer zurückgekommen und hatte der Mutter wortlos Nastassja Filippownas Portrait gereicht. Nina Alexandrowna schauderte und betrachtete das Bild zuerst gleichsam erschrocken, dann aber eine Weile bedrückt und verbittert. Schließlich sah sie Warja mit einem fragenden Blick an.

»Er hat es heute von ihr persönlich bekommen«, sagte Warja, »und heute abend soll sich alles entscheiden.«

»Heute abend!« wiederholte Nina Alexandrowna halblaut, wie in Verzweiflung. »Warum auch nicht? Nun ist kein Zweifel mehr und ebensowenig Hoffnung: Mit ihrem Bild hat sie alles deutlich gesagt ... Hat er dir das Bild etwa selbst gezeigt?« fragte sie verwundert.

»Sie wissen doch, daß wir seit fast einem Monat kaum ein Wort gewechselt haben. Ptizyn hat mir alles erzählt, und das Portrait lag dort auf dem Fußboden unter dem Tisch; ich habe es aufgehoben.«

»Fürst«, wandte sich plötzlich Nina Alexandrowna an Myschkin, »ich wollte Sie fragen (deshalb habe ich Sie eigentlich hierher gebeten), ob Sie meinen Sohn schon länger kennen. Sagte er nicht, Sie seien erst heute von irgendwoher hier eingetroffen?«

Der Fürst gab kurz die nötigen Erklärungen, wobei er den größten Teil überging. Nina Alexandrowna und Warja hörten ihm zu.

»Ich möchte Sie keineswegs über Gawrila Ardalionowitsch aushorchen, wenn ich Sie nach ihm frage«, sagte Nina Alexandrowna, »Sie dürfen das nicht mißverstehen. Wenn es etwas gibt, was er mir selbst nicht gestehen kann, so möchte ich es nicht auf Umwegen erfahren. Ich habe nur deshalb

gefragt, weil Ganja vorhin, in Ihrer Gegenwart, und auch später, als Sie gegangen waren, auf meine Frage nach Ihnen geantwortet hat: »Er weiß alles, seinetwegen brauchen wir keine großen Umstände zu machen!« Was kann das bedeuten? Das heißt, ich wüßte gern, wie weit ...«

Plötzlich traten Ganja und Ptizyn in das Zimmer. Nina Alexandrowna verstummte augenblicklich. Der Fürst blieb auf seinem Stuhl neben ihr sitzen, Warja jedoch trat zur Seite; Nastassja Filippownas Portrait lag mitten auf dem Nähtischchen Nina Alexandrownas, unmittelbar vor ihr. Sobald Ganja das Bild erblickte, runzelte er die Stirn, griff ärgerlich danach und warf es auf seinen Schreibtisch, der am anderen Ende des Zimmers stand.

»Heute, Ganja?« fragte plötzlich Nina Alexandrowna.

»Was denn heute?« Ganja wollte schon aufbrausen, fuhr aber plötzlich den Fürsten an: »Ah, ich begreife, auch hier! ... Ist das eigentlich eine Krankheit? Können Sie sich nicht beherrschen? Begreifen Sie doch endlich, Euer Erlaucht, daß ...«

»Ich bin schuld, Ganja, niemand sonst«, fiel ihm Ptizyn ins Wort.

Ganja sah ihn fragend an.

»Es ist doch das Beste, Ganja, um so mehr, als die Sache wenigstens von der einen Seite entschieden ist«, murmelte Ptizyn, trat zur Seite, setzte sich an den Tisch, zog aus der Tasche ein mit Bleistift beschriebenes Blatt und begann es zu studieren.

Ganja stand finster da und war auf eine Familienszene gefaßt. Auf den Gedanken, den Fürsten um Entschuldigung zu bitten, kam er offenbar nicht.

»Wenn alles entschieden ist, dann hat Iwan Petrowitsch selbstverständlich recht«, sagte Nina Alexandrowna. »Bitte, mach kein so finsternes Gesicht und ärgere dich nicht, Ganja. Ich will dich nicht ausfragen nach Dingen, die du mir nicht sagen magst, und ich versichere dir, daß ich mich ganz und

gar darein geschickt habe, sei so gut, mach dir keine Sorgen.«

Sie sprach, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen und scheinbar mit Gelassenheit. Ganja war erstaunt, schwieg aber vorsichtig und sah seine Mutter abwartend an, ob sie sich nicht deutlicher äußern würde. Solche häuslichen Szenen hatte er schon teuer bezahlen müssen. Nina Alexandrowna bemerkte diese Vorsicht und fügte mit bitterem Lächeln hinzu:

»Du zweifelst immer noch und willst mir nicht glauben; mach dir keine Sorgen, es wird keine Tränen mehr geben, keine Bitten wie früher, jedenfalls nicht von meiner Seite. Ich möchte nur, daß du glücklich bist, das weißt du; ich habe mich in mein Schicksal ergeben, aber mein Herz wird immer mit dir sein, ob wir zusammenbleiben oder ob sich unsere Wege trennen. Selbstverständlich kann ich nur für mich sprechen; von deiner Schwester kannst du dasselbe unmöglich verlangen ...«

»Ach so! Schon wieder die Schwester!« rief Ganja, indem er seine Schwester höhnisch und haßerfüllt ansah, »Mama, ich schwöre Ihnen noch einmal, worauf ich Ihnen schon mein Wort gegeben habe: Niemand wird es je wagen, Ihnen die gebührende Achtung zu versagen, solange ich hier bin, solange ich lebe. Wer auch immer es sein mag, von jedem werde ich uneingeschränkte Hochachtung Ihnen gegenüber fordern, von jedem, der über unsere Schwelle tritt ...«

Ganja war so erleichtert, daß er seine Mutter beinahe versöhnlich, beinahe zärtlich ansah.

»Ich habe ja auch nicht für mich gefürchtet, Ganja, das weißt du doch; ich habe mir ja nicht meinewegen Sorgen gemacht und mich die ganze Zeit gequält. Angeblich soll sich heute alles zwischen euch endgültig entscheiden? Was soll sich denn endgültig entscheiden?«

»Sie hat versprochen, sich heute abend, bei ihr zu Hause, zu erklären: ja oder nein«, antwortete Ganja.

»Wir haben fast drei Wochen lang vermieden, darüber zu sprechen, und das war besser. Jetzt, da nun alles entschieden

ist, erlaube ich mir, dich nur eines zu fragen: Wie konnte sie sich nur damit einverstanden erklären und dir sogar ihr Portrait schenken, wenn du sie doch gar nicht liebst? Ist es denn möglich, daß du sie, die so ... die so ...«

»Erfahren ist, nicht wahr?«

»So wollte ich es nicht ausdrücken: Ist es möglich, daß du sie so gründlich getäuscht hast?«

Eine außerordentliche Gereiztheit schwang plötzlich in dieser Frage mit. Ganja stand fast eine Minute lang da, überlegte und antwortete dann mit unverhohlenem Hohn: »Sie haben sich hinreißen lassen, liebe Mama, und konnten sich wieder einmal nicht beherrschen, jedes Mal hat bei uns alles so angefangen und dann lichterloh gebrannt. Sie haben vorhin gesagt: Es wird keine Fragen und Vorwürfe geben, aber schon sind wir mitten drin! Lassen wir das lieber; wirklich, lassen wir das; Sie hatten doch selbst wenigstens die Absicht ... Ich werde Sie niemals und unter keinen Umständen verlassen; jeder andere würde vor einer solchen Schwester mindestens davonlaufen – sehen Sie nur, wie sie mich jetzt ansieht! Lassen wir es gut sein! Und ich war schon so erleichtert ... Woher wollen Sie wissen, daß ich Nastassja Filippowna täusche? Und was Warja angeht, so mag sie davon halten, was sie will, und – Schluß. Ja, jetzt reicht es!«

Mit jedem Wort war Ganjas Erregung gewachsen, ziellos lief er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Solche Gespräche trafen sogleich bei allen Familienmitgliedern die wunde Stelle.

»Ich habe gesagt, daß ich gehe, wenn sie kommt, und werde mein Wort halten«, sagte Warja.

»Aus Trotz!« rief Ganja aus, »und aus Trotz heiratest du auch nicht. Warum drohst du mir? Ich pfeife darauf, Warwara Ardalionowna; machen Sie aus Ihrer Absicht Ernst, wenn's beliebt. Ich habe genug von Ihnen. Wie? Sie entschließen sich, uns endlich zu verlassen?« wandte er sich an den Fürsten, als er ihn sich erheben sah.

In Ganjas Stimme hörte man bereits jenen Grad von Geiztheit, bei dem der Mensch selbst diese Gereiztheit beinahe begrüßt, sich ihr rücksichtslos und mit zunehmender Lust hingibt, gleichviel, zu welchem Ende sie führen wird. Der Fürst wandte sich in der Tür noch einmal um, in der Absicht, ihm etwas zu entgegnen, aber als er an der gequälten Miene seines Beleidigers erkannte, daß nur noch jener Tropfen fehlte, der das Gefäß zum Überlaufen bringt, wandte er sich wieder ab und verließ schweigend das Zimmer. Einige Augenblicke später hörte er an den Stimmen im Wohnzimmer, daß das Gespräch in seiner Abwesenheit noch lauter und hemmungsloser wurde.

Er ging durch den Salon in den Vorraum, um von dort durch den Korridor in sein Zimmer zu gelangen. Als er an der Wohnungstür zum Treppenhaus vorbeiging, hörte und sah er, daß jemand auf der anderen Seite der Tür sich große Mühe gab, die Glocke zu betätigen; aber an der Glocke mußte etwas nicht in Ordnung sein: Sie zitterte nur, aber der Ton blieb aus. Der Fürst nahm den Haken ab, öffnete die Tür – und trat verblüfft zurück, er zuckte sogar zusammen: Vor ihm stand Nastassja Filippowna. Er erkannte sie sofort nach dem Portrait. Ihre Augen funkelten vor Unwillen, als sie ihn erblickte; sie trat schnell in den Vorraum, wobei sie ihn mit der Schulter zur Seite stieß, und sagte zornig, indem sie ihren Pelz abwarf:

»Wenn du schon zu faul bist, die Glocke zu reparieren, solltest du wenigstens im Vorräume sitzen, wenn jemand klopft. Und jetzt läßt du auch noch den Pelz fallen, du Tölpel!«

Der Pelz lag tatsächlich auf dem Boden; Nastassja Filippowna hatte vergeblich darauf gewartet, daß der Fürst ihr behilflich wäre, und ihn abgeworfen, ihm auf die Arme, ohne hinzuschauen, der Fürst aber hatte ihn nicht rechtzeitig aufgefangen.

»Rausschmeißen sollte man dich! Geh und melde mich.«

Der Fürst wollte etwas sagen, war aber so verwirrt, daß er kein Wort herausbrachte, sich mit dem Pelz, den er inzwischen aufgehoben hatte, umwandte und in das Wohnzimmer zurückging.

»Jetzt nimmt er auch noch den Pelz mit! Was willst du mit dem Pelz? Ha-ha-ha! Bist du verrückt?«

Der Fürst kehrte um und starre sie an wie versteinert; als sie auflachte, lächelte auch er, war aber seiner Zunge immer noch nicht mächtig. Im ersten Augenblick, als er ihr die Tür geöffnet hatte, war er bleich geworden, jetzt aber stieg ihm eine plötzliche Röte ins Gesicht.

»Was für ein Idiot!« rief Nastassja Filippowna aufgebracht und stampfte mit dem Fuß auf. »Wohin willst du eigentlich? Wen wirst du melden?«

»Nastassja Filippowna«, murmelte der Fürst.

»Wieso kennst du mich?« fragte sie rasch, »ich habe dich noch nie gesehen. Geh und melde mich ... Was ist das für ein Geschrei?«

»Sie streiten sich«, antwortete der Fürst und ging in das Wohnzimmer.

Er betrat es in einem ziemlich heiklen Augenblick: Nina Alexandrowna war inzwischen bereit, völlig zu vergessen, daß sie sich »in alles schicken« wollte; sie glaubte, Warja verteidigen zu müssen. Auch Ptizyn, der inzwischen seinen mit Bleistift beschriebenen Zettel weggelegt hatte, stand jetzt neben ihr. Warja hätte sich allein zur Wehr setzen können, denn dieses junge Mädchen gehörte nicht zu den Schüchternen; aber die Grobheiten ihres Bruders wurden mit jedem Wort unverschämter und unerträglicher. Sie pflegte in solchen Fällen zu verstummen und ihren Bruder nur schweigend und höhnisch anzusehen, ohne ihren Blick von ihm abzuwenden. Dieses Manöver konnte ihn, wie sie sehr wohl wußte, um den Rest seiner Fassung bringen. Genau in diesem Augenblick trat der Fürst ins Zimmer und meldete:

»Nastassja Filippowna.«

EIN allgemeines Schweigen trat ein; alle sahen den Fürsten an, als verstanden sie ihn nicht und – als wollten sie ihn nicht verstehen. Ganja erstarrte vor Schrecken.

Nastassja Filippownas Kommen, gerade in diesem Augenblick, war für alle die unausdenklichste und nichts Gutes verheißende Überraschung. Schon deshalb, weil Nastassja Filippowna sie zum ersten Mal mit einem Besuch beeindruckt hatte, seine Angehörigen kennenzulernen, und sie in der allerletzten Zeit nicht einmal erwähnt hatte, fast so, als existierten sie gar nicht. Obwohl Ganja einerseits erleichtert war, daß eine für ihn wenig Gutes verheißende Aussprache in ungewisse Ferne hinausgeschoben wurde, trug er ihr andererseits im tiefsten Herzen diesen Hochmut nach. Jedenfalls hatte er von ihr eher Spott und Sticheleien über seine Familie erwartet, keinesfalls aber einen Besuch in seinem Hause; er wußte mit Sicherheit, daß sie über alles, was sich anlässlich seiner Heiratsabsichten in seinem Hause abspielte, ebenso über die Meinung, die seine Angehörigen von ihr hatten, unterrichtet war. Ihr Besuch *heute*, nachdem sie ihm ihr Portrait geschenkt hatte, an ihrem eigenen Geburtstag, dem Tag, an dem sie über sein Schicksal zu entscheiden versprochen hatte, bedeutete beinahe schon diese Entscheidung selbst.

Die Verblüffung, mit der alle den Fürsten anstarrten, dauerte nicht lange: Nastassja Filippowna erschien selbst in der Wohnzimmertür und stieß beim Eintreten den Fürsten abermals leicht zur Seite.

»Endlich ist es mir gelungen, hereinzukommen ... Warum stellen Sie denn die Glocke ab?« fragte sie heiter und reichte Ganja, der ihr nun entgegenstürzte, die Hand. »Warum machen Sie ein so erschrockenes Gesicht? Machen Sie uns

doch miteinander bekannt, ich bitte!«

Ganja, der völlig den Kopf verloren hatte, stellte sie zuerst Warja vor, und beide Frauen wechselten, ehe sie sich die Hände reichten, einen eigenartigen Blick. Nastassja Filippowna übrigens lachte und setzte die Maske der Heiterkeit auf. Warja aber brachte es nicht fertig, eine Maske aufzusetzen, und sah sie finster und durchdringend an; nicht einmal der Schatten eines Lächelns, wie es die einfachste Höflichkeit verlangte, zeigte sich auf ihrem Gesicht. Ganja erstarrte; nun war alles Bitten zwecklos und auch zu spät, er konnte seiner Schwester nur einen drohenden Blick zuwerfen, daß sie unter der Macht dieses Blickes begreifen mußte, was dieser Moment für ihren Bruder bedeutete. Daraufhin entschloß sie sich offenbar, ihm nachzugeben, und lächelte Nastassja Filippowna kaum merklich zu. (Alle in dieser Familie liebten einander immer noch viel zu sehr.) Nina Alexandrowna, die Ganja, endgültig verstört, erst nach der Schwester vorgestellt und sogar Nastassja Filippowna entgegengeführt hatte, gelang es, den Eindruck ein wenig zu mildern. Aber kaum hatte Nina Alexandrowna begonnen, ihr »ganz besonderes Vergnügen« zum Ausdruck zu bringen, als Nastassja Filippowna, ohne ihr weiter zuzuhören, sich schnell Ganja zuwandte und, indem sie sich (noch unaufgefordert) auf die kleine Causeuse in der Fensterecke niederließ, ausrief:

»Wo ist denn Ihr Kabinett; und ... und wo sind die Untermieter? Sie vermieten doch Zimmer mit Pension?«

Ganja wurde feuerrot und suchte stotternd nach einer Antwort, Nastassja Filippowna jedoch fuhr sogleich fort:

»Wie wollen Sie hier unvermieten? Sie haben ja nicht einmal ein Kabinett! Haben Sie denn einen Vorteil dabei?« wandte sie sich plötzlich an Nina Alexandrowna.

»Es kostet schon einige Mühe,« fing diese an, »aber natürlich haben wir einen Vorteil. Wir haben übrigens gerade erst ...«

Aber Nastassja Filippowna hörte schon wieder nicht mehr

zu; sie beobachtete Ganja, lachte und rief: »Was machen Sie nur für ein Gesicht? Oh, mein Gott, was machen Sie jetzt für ein Gesicht ...«

Es verstrichen einige Augenblicke, sie lachte weiter, und mit Ganjas Gesicht ging tatsächlich eine starke Veränderung vor: Seine Erstarrung, seine komische, feige Verwirrung waren plötzlich verschwunden; aber er war unheimlich bleich geworden, seine Lippen verzogen sich wie im Krampf; er sah schweigend mit durchdringendem und ungutem Blick seiner Besucherin, die immer noch lachte, unverwandt ins Gesicht.

Es gab einen weiteren Beobachter, der seine Betroffenheit beim Anblick Nastassja Filippownas ebensowenig überwunden hatte; obwohl er immer noch wie eine »Salzsäule« auf derselben Stelle in der Tür zum Wohnzimmer stand, waren ihm die Blässe und die unheilverkündende Veränderung in Ganjas Gesicht nicht entgangen. Dieser Beobachter war der Fürst. Plötzlich, beinahe in heller Angst, trat er mechanisch vor.

»Trinken Sie einen Schluck Wasser«, flüsterte er Ganja zu.
»Und schauen Sie nicht so ...«

Man sah ihm an, daß er dies völlig unwillkürlich und ohne besondere Absicht sagte, einfach so, einer ersten Gefühlsregung folgend; aber seine Worte taten eine außerordentliche Wirkung. Man hatte den Eindruck, als entlüde sich plötzlich Ganjas Wut einzig und allein gegen den Fürsten: Er packte ihn an der Schulter und starrte ihn schweigend, rachsüchtig und haßerfüllt an, als wäre er außerstande, ein Wort hervorzubringen. Es entstand eine allgemeine Erregung: Nina Alexandrowna schrie sogar leise auf. Ptizyn machte besorgt einen Schritt vorwärts, Kolja und Ferdystschenko, die in der Tür erschienen waren, blieben überrascht stehen, Warja allein blickte unverändert unter der gesenkten Stirn hervor, beobachtete jedoch alles aufmerksam. Sie hatte sich nicht gesetzt, sondern stand etwas abseits, die Arme über der Brust gekreuzt, neben ihrer Mutter.

Ganja aber kam sofort, beinahe im selben Augenblick, wieder zur Besinnung und lachte nervös auf. Er hatte sich wieder völlig in der Hand.

»Aber ich bitte, Fürst, sind Sie etwa Arzt?« rief er, so heiter und unbefangen wie möglich. »Er hat mich sogar erschreckt; Nastassja Filippowna, darf ich vorstellen: Hier, ein kostbares Subjekt, obwohl ich ihn erst seit heute vormittag kenne.«

Nastassja Filippowna sah völlig verdutzt den Fürsten an.

»Fürst? Er ist Fürst? Stellen Sie sich vor, ich habe ihn vorhin im Vorraum für einen Lakaien gehalten und ihn hierher geschickt, um mich zu melden! Ha-ha-ha!«

»Kein Unglück! Kein Unglück!« fiel Ferdystschenko ein, der schnell herzutrat, erfreut, daß jemand lachte, »kein Unglück: Se non è vero ...«

»Und ich habe Sie ja richtig angefahren, Fürst! Verzeihen Sie, bitte. Ferdystschenko, wieso sind Sie hier um diese Tageszeit? Ich dachte, daß ich Sie wenigstens hier nicht antreffen würde. Wer? Was für ein Fürst? Myschkin?« wiederholte sie, zu Ganja gewandt, der ihr den Fürsten, den er immer noch an der Schulter gepackt hielt, inzwischen vorgestellt hatte.

»Er logiert bei uns«, wiederholte Ganja.

Offensichtlich wurde der Fürst als etwas Seltenes vorgestellt (als ein allen willkommener Ausweg aus der peinlichen Lage) und Nastassja Filippowna geradezu aufgedrängt; der Fürst hatte sogar deutlich das Wort »Idiot« gehört, das hinter seinem Rücken, wahrscheinlich von Ferdystschenko, Nastassja Filippowna erklärend zugeflüstert wurde.

»Sagen Sie doch, warum haben Sie mich vorhin nicht aufgeklärt, als ich mich so entsetzlich ... getäuscht habe?« fuhr Nastassja Filippowna fort, wobei sie den Fürsten auf die ungenierteste Art und Weise von Kopf bis Fuß musterte; sie wartete gespannt auf eine Antwort, gleichsam überzeugt, daß die Antwort so töricht ausfallen mußte, daß sie unmöglich ein schallendes Gelächter unterdrücken könnte.

»Ich war erstaunt, als ich Sie so plötzlich vor mir sah ...«, murmelte der Fürst.

»Und woher wußten Sie, daß ich es bin? Wo haben Sie mich früher gesehen? Was ist das, es kommt mir wirklich so vor, als hätte ich ihn schon einmal gesehen! Und darf ich fragen, warum Sie vorhin wie versteinert stehengeblieben sind? Was ist an mir so versteinernd?«

»Jetzt aber los, los!« Ferdystschenko spielte seine Rolle weiter. »Ran! Oh, Himmel! Was würde ich nicht alles auf diese Frage antworten! Los ...! Was bist du doch für eine Schlafmütze, Fürst!«

»Wäre ich an Ihrer Stelle, würde ich das auch tun«, lächelte der Fürst Ferdystschenko zu. »Heute vormittag hat Ihr Portrait auf mich einen tiefen Eindruck gemacht«, wandte er sich wieder an Nastassja Filippowna, »danach habe ich bei den Jepantschins von Ihnen gesprochen ... Und am frühen Morgen, noch vor der Ankunft in Petersburg, im Zug, hat mir Parfjon Rogoschin viel von Ihnen erzählt ... Und genau in diesem Augenblick, als ich Ihnen die Tür öffnete, dachte ich wieder an Sie, und da standen Sie plötzlich vor mir.«

»Und woher wußten Sie, daß ich es bin?«

»Nach dem Portrait und ...«

»Und?«

»Und außerdem, weil ich Sie mir gerade so vorgestellt habe ... Mir kommt es auch so vor, als hätte ich Sie schon irgendwo gesehen.«

»Wo? Wo?«

»Ich glaube, Ihre Augen irgendwo gesehen zu haben ... Aber das kann ja nicht sein. Mir ist nur ... Ich bin ja auch noch nie hier gewesen. Im Traum vielleicht ...«

»Bravo, Fürst!« rief Ferdystschenko. »Nee, ich muß mein ›Se non e vero‹ zurücknehmen. Übrigens ... übrigens kommt das alles von seiner Unschuld!« fügte er bedauernd hinzu.

Der Fürst hatte seine wenigen Sätze mit unsicherer Stimme gesprochen, stockend und mehrfach Atem holend.

Alles an ihm drückte außerordentliche Erregung aus. Nastassja Filippowna beobachtete ihn interessiert, lachte aber nicht mehr. Genau in diesem Augenblick ertönte plötzlich hinter der Gruppe, die sich um den Fürsten und Nastassja Filippowna gedrängt hatte, eine neue, laute Stimme, die diese Gruppe gleichsam auseinanderschob und sie in der Mitte teilte. Vor Nastassja Filippowna stand das Familienoberhaupt in eigener Person, General Iwolgin. Er war in Frack und sauberem Vorhemd; der Schnurrbart war frisch geschwärzt ...

Das war mehr, als Ganja ertragen konnte.

Er, der eitel und ehrgeizig war bis zum Argwohn, bis zur Hypochondrie, der diese ganzen zwei Monate hindurch unentwegt den Punkt gesucht hatte, auf dem er Anstand bewahren und möglichst edel scheinen konnte, der deutlich fühlte, daß er auf dem eingeschlagenen Weg ein Neuling war und möglicherweise versagen würde, der sich zu Hause, wo er despotisch herrschte, aus lauter Verzweiflung zu einer schrankenlosen Dreistigkeit entschlossen hatte, gegenüber Nastassja Filippowna jedoch, die ihn bis zum letzten Augenblick irritierte und erbarmungslos ihre Macht spüren ließ, sich derlei nicht erlauben durfte, dieser »ungeduldige Bettler«, nach Nastassjas eigenen Worten, die ihm bereits hinterbracht worden waren; er, der sich geschworen hatte, ihr später alles heimzuzahlen, und gleichzeitig wie ein Kind davon träumte, alle Widersprüche aufzuheben und alle Gegensätze auszusöhnen – er mußte nun auch noch diesen furchtbaren Kelch leeren, und ausgerechnet in einem solchen Augenblick! Eine weitere unvorhergesehene, aber die schrecklichste Folter für einen Ehrgeizigen – die Schamröte um seine Verwandten, in seinen eigenen vier Wänden, hatte ihm das Schicksal zugesetzt. „Ist der Lohn all das überhaupt wert?“ fuhr es Ganja in diesem Augenblick durch den Kopf.

In dieser Minute nämlich wurde das Wirklichkeit, was er in diesen zwei Monaten nur nachts, als Alptraum, vor sich

gesehen hatte, was ihn vor Entsetzen zu Eis erstarren und vor Scham erglühen ließ: Sein Vater und Nastassja Filippowna standen sich endlich als künftige Familienangehörige gegenüber. Mitunter hatte er, um sich selbst zu necken und zu reizen, versucht, sich den General bei der Trauungszeremonie vorzustellen, war aber jedesmal außerstande gewesen, das quälende Bild bis zu Ende auszumalen, und hatte sich schaudernd abgewandt. Möglicherweise hatte er das Unheil maßlos übertrieben; aber eitle Menschen tun das immer. In diesen zwei Monaten hatte er Zeit gehabt, alles zu überlegen, zu entscheiden und sich zu schwören, um jeden Preis seinen Vater in Schranken zu halten, wenigstens vorübergehend, und ihn sogar nach Möglichkeit aus Petersburg zu entfernen, gleichviel, ob seine Mutter dies billigte oder nicht. Vor zehn Minuten, als Nastassja Filippowna eintrat, war er so überrascht, so verblüfft gewesen, daß Ardalion Alexandrowitsch und die Möglichkeit seines Auftritts auf der Bühne ihm völlig entfallen waren und er keinerlei Vorkehrungen getroffen hatte. Und nun stand der General da, vor dem versammelten Publikum, noch dazu feierlich gestimmt, im Frack, ausge rechnet in diesem Moment, da Nastassja Filippowna »offenbar nur eine Gelegenheit sucht, um mit ihm und seinen Angehörigen ihren Spott zu treiben«. (Davon war er überzeugt.) Denn was konnte, genaugenommen, dieser Besuch anderes bedeuten? War sie gekommen, um mit seiner Mutter und Schwester Freundschaft zu schließen? Oder um sie in seinem eigenen Hause zu beleidigen? Schon ein Blick durch den Raum genügte, um alle Zweifel auszuschließen: Seine Mutter und Schwester saßen wie ausgestoßen abseits, während Nastassja Filippowna sogar vergessen zu haben schien, daß sie sich im selben Zimmer befanden ... Und wenn sie sich so verhält, muß sie zweifellos ein besonderes Ziel verfolgen!

Ferdystschenko sprang sofort auf den General zu und führte ihn zu Nastassja Filippowna.

»Ardalion Alexandrowitsch Iwolgin«, stellte sich der General würdevoll vor und verneigte sich lächelnd, »ein alter, unglücklicher Soldat und Vater einer Familie, welche in der Hoffnung glücklich ist, eine so bezaubernde ...«

Er brach ab; Ferdystschenko schob ihm rasch einen Stuhl unter, und der General, nach dem Mittagessen etwas unsicher auf den Beinen, sank, besser gesagt, sackte auf den Stuhl, was ihn übrigens keineswegs verlegen machte. Nun saß er Nastassja Filippowna direkt gegenüber und führte mit gewinnendem Lächeln langsam und effektvoll ihre Finger an seine Lippen. Es war überhaupt nicht leicht, den General verlegen zu machen. Seine äußere Erscheinung wirkte, von einer gewissen Nachlässigkeit abgesehen, immer noch ziemlich anständig, und das wußte er selbst sehr genau. Außerdem hatte er früher Gelegenheit gehabt, in der besten Gesellschaft zu verkehren, aus der er erst vor zwei, drei Jahren endgültig ausgeschlossen worden war. Erst seit jener Zeit frönte er allzu rücksichtslos gewissen Schwächen; aber seine gewandten und angenehmen Manieren waren ihm bis jetzt geblieben. Nastassja Filippowna schien über das Erscheinen von Ardalion Alexandrowitsch, von dem sie natürlich schon gehört hatte, außerordentlich erfreut.

»Ich hörte, daß mein Sohn ...«, setzte Ardalion Alexandrowitsch an.

»Jaja, Ihr Sohn! Und Sie, der Herr Papa, sind auch nicht besser! Wieso lassen Sie sich niemals bei mir blicken? Wie, verstecken Sie sich selbst, oder werden Sie von Ihrem Sohn versteckt gehalten? Sie könnten mich doch wirklich besuchen, ohne jemanden zu kompromittieren.«

»Die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Eltern ...«, setzte der General abermals an.

»Nastassja Filippowna! Wollen Sie bitte Ardalion Alexandrowitsch für einen Augenblick entschuldigen, er wird draußen verlangt«, sagte Nina Alexandrowna laut.

»Entschuldigen! Oh, ich bitte Sie, ich habe so viel von ihm

gehört und mir schon so lange gewünscht, ihn kennenzulernen! Und was hat er zu tun? Er ist doch nicht mehr im Dienst? Sie werden mich doch nicht verlassen, General, und fortgehen?«

»Ich gebe Ihnen mein Wort, daß er Sie besuchen wird, aber jetzt braucht er seine Ruhe.«

»Ardalion Alexandrowitsch, man sagt, Sie brauchen Ihre Ruhe!« rief Nastassja Filippowna mit einer kleinen enttäuschten und mißlaunigen Grimasse, wie ein leichtfertiges Ding, dem man das Spielzeug wegnimmt. Der General aber ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, seine Lage noch peinlicher zu machen.

»Meine Gute, meine Gute!« sagte er in vorwurfsvollem Ton, indem er sich feierlich seiner Frau zuwandte und die Hand auf sein Herz legte.

»Wollen Sie nicht gehen, Mama?« fragte Warja laut.

»Nein, Warja, ich bleibe bis zum Schluß.«

Nastassja Filippowna konnte Frage und Antwort unmöglich überhört haben, aber ihre Heiterkeit schien dadurch eher zuzunehmen. Sie überschüttete den General sofort mit Fragen, und fünf Minuten später befand er sich in der feierlichsten Stimmung und führte, begleitet vom lauten Lachen der Anwesenden, das große Wort.

Kolja zupfte den Fürsten am Rock.

»Versuchen Sie doch, ihn wegzubringen! Würden Sie das tun? Bitte!« Dem armen Jungen standen vor Zorn sogar Tränen in den Augen. »Verdammter Ganja!« murmelte er vor sich hin.

»Mit Iwan Fjodorowitsch Jepantschin verband mich in der Tat eine enge Freundschaft«, tönte bereitwillig der General auf eine Frage Nastassja Filippownas. »Ich, er und der selige Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin, dessen Sohn ich heute nach zwanzigjähriger Trennung in die Arme schließen durfte, wir drei waren unzertrennlich, eine Kavalkade sozusagen: Athos, Porthos und Aramis. Aber, hélas!, der eine liegt

im Grabe, tödlich getroffen von Verleumdung und Kugeln, der zweite steht vor Ihnen und kämpft noch gegen Verleumdung und Kugeln ...«

»Oh, gegen Kugeln!« rief Nastassja Filippowna.

»Sie sind hier, in meiner Brust, seit Kars stecken sie hier, und machen sich bei schlechtem Wetter bemerkbar. Aber in jeder anderen Beziehung lebe ich als Philosoph, wandle, promeniere, spiele in einem Café wie ein zur Ruhe gesetzter Bourgeois eine Partie Dame und lese die ›Indépendance‹. Aber mit Ihrem Porthos, Jepantschin, habe ich nach dieser Geschichte in der Eisenbahn, mit dem Bologneserhündchen, die sich vor drei Jahren ereignete, endgültig gebrochen.«

»Mit einem Bologneserhündchen? Was für eine Geschichte?« fragte Nastassja Filippowna außerordentlich interessiert. »Bologneserhündchen? Erlauben Sie, auf der Eisenbahn ...« Sie schien sich an etwas zu erinnern.

»Oh, eine dumme Geschichte, es lohnt sich kaum, sie zu wiederholen: Es geht um die Gouvernante der Fürstin Belokonskaja, eine gewisse Mrs. Smith, aber ... es lohnt sich kaum, sie zu wiederholen.«

»O nein, erzählen Sie, unbedingt!« rief Nastassja Filippowna belustigt.

»Ich habe sie auch noch nicht gehört«, bemerkte Fereydschenko. »C'est du nouveau!«

»Ardalion Alexandrowitsch«, ließ sich die flehende Stimme Nina Alexandrownas vernehmen.

»Papa, Sie werden verlangt!« rief Kolja.

»Eine dumme Geschichte, in ein paar Worten«, begann der General selbstzufrieden. »Vor zwei Jahren, doch! Etwas weniger, bald nach der Eröffnung der neuen ...-Eisenbahnlinie mußte ich (bereits in Zivil) in einer für mich außerordentlich wichtigen Angelegenheit, im Zusammenhang mit meinem Ausscheiden aus dem Dienst, eine Reise unternehmen und betrat mit einem Billett Erster Klasse ein Coupé: Ich sitze da, rauche. Vielmehr, ich rauche weiter, denn ich

war bereits rauchend eingestiegen. Ich bin allein im Coupé. Das Rauchen ist nicht verboten, aber auch nicht erlaubt, es ist sozusagen halberlaubt, wie üblich: je nach Person. Das Fenster ist heruntergelassen. Plötzlich, kurz vor dem Pfiff, steigen zwei Damen mit einem Bologneserhündchen ein und nehmen vis-à-vis Platz; sie hätten sich um ein Haar verspätet; die eine prächtig gekleidet, in hellblau, die andere bescheiden, in schwarzer Seide, mit Pelerine. Beide passabel, hochmütig, unterhalten sich englisch. Ich röhre mich nicht – ich rauche. Das heißt, ich dachte mir schon etwas, aber ich rauche, und zwar, weil das Fenster offen ist, zum Fenster hinaus. Das Bologneserhündchen ruht auf dem Schoß der hellblauen Dame. Es ist ganz klein, nicht größer als meine Faust, schwarz, weiße Pfötchen, sogar eine Rarität. Das Halsband aus Silber, mit Devise. Ich röhre mich nicht. Merke nur, daß die Damen sich offensichtlich ärgern, wegen der Zigarette, versteht sich. Die eine richtet das Lorgnon auf mich, aus Schildpatt. Ich röhre mich immer noch nicht; sie sagen ja nichts! Hätten sie ein Wort gesagt, mich daraufhin angesprochen, gebeten, wozu haben die Menschen schließlich die Sprache! Aber sie schweigen ... plötzlich – ich sage, ohne Vorwarnung, ohne die leiseste Vorwarnung, als wäre sie restlos übergeschnappt – greift die Hellblaue nach der Zigarette in meiner Hand und – zum Fenster hinaus. Der Waggon fliegt dahin, ich starre sie an, fast wie von Sinnen. Eine bizarre Frau; bizarre Frau, völlig bizarres Benehmen; übrigens ansehnlich, üppig, stattlich, blond, rote Wangen (viel zu rote sogar), sie sieht mich mit funkeln den Augen an. Ohne ein Wort zu sagen führe ich, mit ausgesuchtester Höflichkeit, mit vollkommenster Höflichkeit, mit sozusagen delikatester Höflichkeit zwei Finger in die Nähe des Bologneserhündchens, fasse es sanft am Genick und befördere es aus dem Fenster, meiner Zigarette nach! Ein Winseln – aus! Und der Waggon fliegt weiter dahin ...«

»Sie sind ein Ungeheuer!« rief Nastassja Filippowna la-

chend und klatschte in die Hände wie ein kleines Mädchen.

»Bravo, bravo!« schrie Ferdystschenko. Auch Ptizyn, dem die Anwesenheit des Generals ebenfalls äußerst unangenehm war, lächelte; sogar Kolja mußte lachen und rief: »Bravo!«

»Und ich war im Recht, im Recht, dreimal im Recht«, triumphierte der General und fuhr mit Feuereifer fort: »Denn wenn im Coupé Zigarren verboten sind, dann erst recht Hunde.«

»Bravo, Papa!« rief Kolja begeistert. »Wunderbar! Ich hätte es unbedingt, unbedingt genauso gemacht.«

»Und die Dame?« drängte Nastassja Filippowna ungeduldig.

»Die Dame? Das ist ja das Schlimmste an der Geschichte«, fuhr der General stirnrunzelnd fort, »ohne ein Wort zu sagen, ohne die leiseste Warnung holt sie aus und gibt mir eine Ohrfeige! Bizzare Frau, völlig bizzare Benehmen!«

»Und Sie?«

Der General sah zu Boden, hob die Brauen, hob die Schultern, preßte die Lippen zusammen, spreizte die Arme, schwieg einen Augenblick und sagte plötzlich:

»Ließ mich hinreißen!«

»Schmerhaft? Wirklich schmerhaft?«

»Bei Gott, nicht schmerhaft! – Ein Skandal, aber bei Gott, nicht schmerhaft. Habe nur einmal ausgeholt, einzig und allein, um mich zu wehren. Aber der Satan persönlich hatte die Hand im Spiel: Die Hellblaue entpuppte sich als Engländerin, Gouvernante oder sogar Hausfreundin der Fürstin Belokonskaja, und die im schwarzen Kleid war die älteste Prinzessin Belokonskaja, eine alte Jungfer von fünfunddreißig. Es ist bekannt, welche Beziehungen die Generalin Jepantschina zum Hause der Belokonskaja unterhält. Sämtliche Prinzessen in tiefer Ohnmacht, Tränen, Trauer um das geliebte Bologneserhündchen, die sechs Prinzessen kreischen, die Engländerin kreischt – Weltuntergang! Selbstverständlich fuhr ich hin, um meine Reue zu bekunden, mich zu ent-

schuldigen, schrieb einen Brief, wurde aber abgewiesen, mein Brief auch, und mit Jepantschin Zerwürfnis, Ausschluß, Bann!«

»Aber erlauben Sie, wie ist das möglich?« fragte plötzlich Nastassja Filippowna. »Vor fünf oder sechs Tagen las ich in der ›Indépendance‹ – ich lese regelmäßig die ›Indépendance‹ – genau dieselbe Geschichte! Wahrhaftig, ganz genau dieselbe Geschichte! Sie ereignete sich auf der Rhein-Eisenbahn, in einem Waggon, zwischen einem Franzosen und einer Engländerin: Dieselbe Zigarette, dasselbe Bologneserhündchen, alles aus dem Fenster gefeuert, und schließlich nahm die Geschichte dasselbe Ende. Sogar das Kleid war hellblau!«

Der General errötete fürchterlich, Kolja errötete ebenfalls und hielt sich mit beiden Händen den Kopf; Ptizyn wandte sich schnell ab. Allein Ferdystschenko lachte immer noch. Ganjas Lage wäre mit Worten nicht zu beschreiben: Er stand die ganze Zeit regungslos da, in stummer, unerträglicher Qual.

»Ich versichere Ihnen«, murmelte der General, »daß mir ganz genau dasselbe zugestoßen ist ...«

»Papa hatte tatsächlich Ärger mit Mrs. Smith, der Gouvernante von den Belokonskijs«, rief Kolja dazwischen. »Ich weiß es noch.«

»Wie! Ganz genau dasselbe? Ein und dieselbe Geschichte an den zwei äußersten Enden Europas? In jedem Detail, bis hin zu dem hellblauen Kleid!« beharrte die erbarmungslose Nastassja Filippowna. »Ich werde Ihnen die ›Indépendance Belge‹ schicken!«

»Bedenken Sie«, der General gab sich immer noch nicht geschlagen, »daß sie mir zwei Jahre früher zugestoßen ist.«

»Oh, dann ist es etwas anderes!« Nastassja Filippowna lachte wie in einem hysterischen Anfall.

»Papa, ich bitte Sie, nur auf ein paar Worte«, sagte Ganja mit zitternder, gequälter Stimme und packte seinen Vater

mechanisch an der Schulter. Unendlicher Haß kochte in seinem Blick.

In diesem Augenblick tönte ein außerordentlich heftiges Läuten aus dem Vorraum. Bei solcher Heftigkeit hätte leicht der Glockenzug reißen können. Ein ungewöhnlicher Besuch kündigte sich an. Kolja lief hinaus, um zu öffnen.

X

IM VORRAUM wurde es plötzlich laut und eng; im Wohnzimmer glaubte man, daß mehrere Menschen von draußen hereingekommen wären und weitere dazukämen. Einige Stimmen sprachen und riefen durcheinander; man sprach und rief auch im Treppenhaus, weil die Wohnungstür, wie man hörte, offen stand. Der Besuch stellte sich als außerordentlich eigenartig heraus. Alle sahen einander an; Ganja stürzte in den Salon, aber schon im Salon traten ihm einige Männer entgegen.

»Aha, da is' er, der Judas«, rief eine Stimme, die dem Fürsten bekannt vorkam. »Tag, Ganja, du Schuft!«

»Stimmt, der ist es, der!« sekundierte eine zweite Stimme.

Der Fürst konnte nicht länger zweifeln: Die erste Stimme gehörte Rogoschin, die zweite Lebedjew.

Ganja stand erstarrt auf der Schwelle des Wohnzimmers und sah, ohne ihnen entgegenzutreten, schweigend zu, wie zehn oder zwölf Menschen, einer hinter dem anderen, Parfjon Rogoschin in den Salon folgten. Die Gesellschaft war außerordentlich gemischt und zeichnete sich nicht nur durch ihre Buntheit, sondern auch durch ihr ungehöriges Benehmen aus. Manche betraten den Salon, wie wenn sie noch draußen wären, im Mantel oder Pelz. Keiner war wirklich betrunken, aber alle schienen stark angeheitert. Alle schienen aufeinander angewiesen, um eintreten zu können; keiner

hätte gewagt, allein einzutreten, aber jeder schob den anderen vor. Sogar Rogoschin, der die Schar anführte, trat bedächtig auf, verfolgte aber wohl irgendeine Absicht und sah düster, gereizt und besorgt aus. Die anderen waren nur der Chor oder, eigentlich, eine Horde, die ihn unterstützen wollte. Außer Lebedjew befand sich unter ihnen auch der ondulierte Saljoschew, der seinen Pelz an der Garderobe abgelegt hatte und stutzerhaft ungezwungen eintrat, nebst zwei, drei Herren von derselben Sorte, augenscheinlich Kaufleute, jemand in einer Art Militärmantel, ein kleiner, auffallend beleibter, unaufhörlich lachender Dicker, ein Riese von gut zwölf Wertschok, ebenfalls außerordentlich belebt, überaus finster und schweigsam, der sich augenscheinlich bei allem auf seine Fäuste verließ. Ein Medizinstudent war dabei; ein scharwenzelnder kleiner Pole. Aus dem Treppenhaus äugten zwei Damen in den Vorraum, wagten aber nicht einzutreten; Kolja schlug ihnen die Tür vor der Nase zu und legte den Haken vor.

»Tag, Ganja, du Schuft! Wie, hast mit Parfjon Rogoschin wohl nich' gerechnet?« wiederholte Rogoschin vor der Tür zum Wohnzimmer und blieb vor Ganja stehen. Aber gerade in diesem Moment erblickte er sich plötzlich im Wohnzimmer Nastassja Filippowna gegenüber. Bestimmt hatte er nicht im entferntesten damit gerechnet, sie hier anzutreffen, denn ihr Anblick tat auf ihn eine ungeheure Wirkung; er wurde so bleich, daß sich seine Lippen sogar blau färbten. »Is' also wahr!« sprach er leise und wie zu sich selbst, mit völlig verzweifelter Miene. »Aus. Ja ... das wirst du mir jetzt bezahlen!« Er knirschte plötzlich mit den Zähnen und starre Ganja mit unbändiger Wut an. »Na ... ach!«

Er rang sogar nach Luft, sogar das Sprechen fiel ihm schwer. Ganz mechanisch setzte er den Weg ins Wohnzimmer fort, aber als er über die Schwelle trat, erblickte er plötzlich Nina Alexandrowna und Warja und blieb stehen, trotz seiner Erregung ein wenig verlegen. Lebedjew, bereits ziem-

lich betrunken, folgte ihm wie ein Schatten, dann der Student, der Herr mit den Fäusten, Saljoschew, sich nach rechts und links verbeugend, und zuletzt zwängte sich der kleine Dicke durch die Tür. Die Anwesenheit der Damen übte auf sie alle eine gewisse hemmende Wirkung aus und schien sichtlich ein Hindernis, freilich nur bis zum *Anfang*, bis zum ersten Anlaß, loszubrüllen und *anzufangen* ... Dann hätte keine Dame mehr sie hindern können.

»Wie? Du auch hier, Fürst?« fragte Rogoschin zerstreut, einigermaßen erstaunt, dem Fürsten hier zu begegnen. »Und immer noch in deinen Gamaschen, o je!« Er seufzte, vergaß aber den Fürsten sogleich, als er seinen Blick wieder auf Nastassja Filippowna richtete, wobei er sich langsam näherte, wie von einem Magneten angezogen.

Auch Nastassja Filippowna beobachtete die Gäste unruhig und neugierig.

Ganja faßte sich endlich.

»Aber erlauben Sie, was soll das heißen?« fragte er laut, wobei er die Ankömmlinge streng musterte, sich aber hauptsächlich an Rogoschin wandte. »Ich denke, meine Herrschäften, Sie betreten keinen Pferdestall, hier befinden sich meine Mutter und meine Schwester ...«

»Die sehen wir schon, Mutter und Schwester«, knurrte Rogoschin durch die Zähne.

»Das ist zu sehen, daß es Mutter und Schwester sind«, bestätigte Lebedjew mit Nachdruck.

Der Herr mit den Fäusten, offenbar im Glauben, seine Zeit sei gekommen, begann zu murren.

»Wie auch immer!« plötzlich sprach Ganja mit einer irgendwie übermäßig erhobenen, brüchigen Stimme, »zunächst bitte ich alle, diesen Raum zu verlassen und sich in den Salon zu begeben, und dann erlaube ich mir zu fragen ...«

»Sieh mal an, der kennt mich nich'!« Rogoschin grinste boshaft, ohne sich von der Stelle zu rühren. »Du kennst Rogoschin nich' mehr?«

»Ich bin Ihnen zwar irgendwo einmal begegnet, aber ...«

»He, sieh mal an, der is' mir vielleicht irgendwo begegnet! Ich hab' doch erst vor drei Monaten zweihundert Rubel an dich verloren, sie waren dem Vater, der Alte is' gestorben, bevor er's hörte; hast mich doch selbst dorthin mitgeschleppt, und Knif hatt' mit gezinkten Karten gespielt. Du kennst mich nich'? Hier, Ptzyn is' Zeuge! Ich brauch' dir doch nur drei Rubel vor die Nase zu halten, und du wirst ihnen bis zur Wassilewskij auf allen vieren nachkriechen – so einer bist du! So 'ne Seele hast du! Und jetzt bin ich mit Geld gekommen, um dich mit Haut und Haaren zu kaufen, an meinen Stiefeln brauchst dich nich' zu stören, ich hab' Geld, sehr viel Geld, Freundchen, und werd' dich samt deinem ganzen Anhang kaufen ... wenn ich will, kauf ich euch, samt und sonders! Alles werd' ich kaufen!« Rogoschin geriet zusehends in Hitze und wirkte mehr und mehr berauscht. »Ach was!« rief er aus. »Nastassja Filippowna! Schicken Sie mich nich' weg, sagen Sie mir ein einziges Wörtchen: Heiraten Sie den da oder nich'?«

Rogoschin stellte seine Frage in Verzweiflung, als wende er sich an eine Gottheit, aber mit dem Mut eines zum Tode Verurteilten, der nichts zu verlieren hat; in tödlicher Qual erwartete er die Antwort.

Nastassja Filippowna maß ihn mit einem spöttischen und hochmütigen Blick, dann aber sah sie zu Warja und Nina Alexandrowna hinüber, musterte Ganja und änderte plötzlich ihren Ton.

»Keineswegs, wie kommen Sie darauf? Und was fällt Ihnen ein, mich danach zu fragen?« antwortete sie ruhig und ernst und gewissermaßen erstaunt.

»Nein? Nein!!« schrie Rogoschin, plötzlich beinahe rasend vor Freude. »Also doch nich'?! Und die haben mir gesagt ... Ach! So was! ... Nastassja Filippowna! Die sagen, Sie haben sich mit Ganja verlobt! Mit dem da? Is' denn so was möglich? (Das sag' ich euch allen!) Den kann ich doch für hun-

dert Rubel kaufen, ich geb' ihm 'nen Tausender, meinethalben drei Tausender, als Abstandsgeld, un' er wird am Abend vor der Hochzeit davonlaufen und die Braut mit allem drumherum mir überlassen. Stimmt doch, Ganja, du Schuft! Du nimmst doch die Dreitausend! Da, hier sind sie! Da! Ich bin ja gekommen, damit du's mir schriftlich gibst; ich hab' gesagt: Ich werd' ihn kaufen – un' ich werd' dich kaufen!«

»Mach, daß du rauskommst, du bist betrunken!« schrie der abwechselnd errötende und erbleichende Ganja.

Diesem Schreien folgte ein plötzlicher Ausbruch mehrerer Stimmen; das ganze Kommando Rogoschins hatte schon lange auf die erste Herausforderung gewartet. Lebedjew flüsterte diensteifrig Rogoschin etwas ins Ohr.

»Stimmt, du Beamtenseele«, antwortete Rogoschin. »Stimmt, du Saufbold! Egal, was kommt! Nastassja Filippowna!« rief er, wobei er sie fast wie von Sinnen anstarnte, zuerst ängstlich und dann, unvermittelt, mutig bis zur Dreistigkeit. »Hier sind Achtzehntausend!« und er knallte auf das vor ihr stehende Tischchen ein in weißes Papier eingewickeltes und mit Bindfaden kreuzweise verschnürtes Paket. »Hier! ... Und ... es gibt noch mehr!« Er traute sich nicht auszusprechen, was er meinte.

»Ne-ne-ne!« flüsterte ihm wieder Lebedjew mit entsetzter Miene zu; man konnte erraten, daß er über die Höhe der Summe erschrak und vorschlug, es mit einem ungleich geringeren Angebot zu versuchen.

»Nein, davon haste nie keine Ahnung, du Dummkopf, und auch nich' davon, wo du dich befindst ... Aber ich bin, scheint's, gerade so 'n Dummkopf wie du.« Rogoschin kam plötzlich zur Besinnung und zuckte unter Nastassja Filippownas funkensprühendem Blick zusammen. »Hab' danebengegriffen, weil ich auf dich gehört hab'«, fügte er in tiefer Zerknirschung hinzu.

Nastassja Filippowna hatte eine Weile Rogoschins fassungsloses Gesicht betrachtet und lachte plötzlich auf.

»Achtzehntausend, für mich? Da zeigt sich doch gleich der Bauer!« fügte sie plötzlich mit dreister Vertraulichkeit hinzu und erhob sich vom Sofa, als wollte sie sich verabschieden. Ganja beobachtete die ganze Szene mit stockendem Herzen.

»Dann eben Vierzigtausend, Vierzig und keine Achtzehn!« schrie Rogoschin. »Wanjka, Ptizyn und Biskup haben mir versprochen, bis sieben Uhr vierzigtausend zu beschaffen. Vierzigtausend! Bar auf den Tisch!«

Die Szene wurde immer häßlicher, Nastassja Filippowna aber lachte weiter und verabschiedete sich nicht, als läge ihr in der Tat viel daran, sie absichtlich in die Länge zu ziehen. Nina Alexandrowna und Warja hatten sich ebenfalls von ihren Plätzen erhoben und warteten erschrocken und schweigend, welches Ende das alles nehmen würde; Warjas Augen funkelten; aber Nina Alexandrowna schien sichtlich angegriffen: Sie zitterte, und es sah so aus, als müßte sie im nächsten Augenblick ohnmächtig werden.

»Und wenn's sein muß – Hundert! Heut noch beschaff ich Hunderttausend! Ptizyn, hilf, kannst dir die Hände dabei wärmen!«

»Du hast den Verstand verloren!« flüsterte plötzlich Ptizyn, indem er schnell auf ihn zuging und ihn am Arm packte. »Du bist besoffen, und man wird die Polizei rufen. Weißt du, wo du bist?«

»Er ist betrunken und redet dummes Zeug«, sagte Nastassja Filippowna, als wollte sie ihn aufstacheln.

»Ich red' kein dummes Zeug, das Geld wird da sein! Bis zum Abend is' es da. Ptizyn, hilf, du Prozentenseele, du kriegst dafür, was du willst, besorg mir bis zum Abend die Hunderttausend: Ich werd's beweisen, daß mir nichts zuviel is'.« Rogoschin war plötzlich wie in Ekstase.

»Aber ich muß doch bitten! Was geht hier vor?« rief überraschend Ardalion Alexandrowitsch und ging empört und drohend auf Rogoschin zu. Der überraschende Ausbruch des bislang schweigenden alten Mannes wirkte überaus komisch.

Man hörte Lachen.

»Wo kommt denn der her?« lachte Rogoschin. »Komm mit, Alter, kannst dich besaufen!«

»Das ist doch gemein!« rief Kolja, der vor Scham und Ärger den Tränen nahe war.

»Ist das denn möglich, daß sich niemand unter euch befindet, der diese schamlose Person vor die Tür setzt!« schrie plötzlich Warja, die am ganzen Körper vor Zorn bebte.

»Ich bin es, die eine schamlose Person genannt wird!« parierte Nastassja Filippowna mit herablassendem Lächeln. »Und ich dumme Gans komme hierher, um Sie alle für heute Abend zu mir einzuladen! Da können Sie sehen, Gawrila Ardalionowitsch, wie Ihr Fräulein Schwester mich behandelt!«

Ganja stand nach dem Ausfall seiner Schwester eine Weile da wie vom Blitz getroffen; als er aber merkte, daß Nastassja Filippowna diesmal wirklich gehen wollte, stürzte er sich wie von Sinnen auf Warja und packte sie voller Wut bei der Hand.

»Was hast du getan?« schrie er sie an, mit einem Blick, als wollte er sie auf der Stelle in ein Häufchen Asche verwandeln. Er war völlig außer sich und wußte kaum mehr, was er tat.

»Was habe ich getan? Wo zerrst du mich hin? Möchtest du vielleicht, daß ich um Verzeihung bitte, weil sie deine Mutter beleidigt hat und gekommen ist, um Schande über dein Haus zu bringen, du gemeiner Mensch?« rief Warja abermals, wobei sie ihren Bruder triumphierend und herausfordernd ansah.

Einige Augenblicke standen sie einander gegenüber, von Angesicht zu Angesicht. Ganja hielt immer noch ihre Hand fest umklammert. Warja versuchte einmal, und noch einmal, mit aller Kraft sich loszureißen, hielt nicht länger an sich und spuckte plötzlich, völlig außer sich, ihrem Bruder ins Gesicht.

»Ist das ein Mädchen!« rief Nastassja Filippowna. »Bravo, Ptizyn, ich gratuliere Ihnen!«

Ganja wurde es schwarz vor Augen, fast besinnungslos holte er mit aller Kraft gegen seine Schwester aus. Der Schlag hätte sie unfehlbar mitten ins Gesicht getroffen. Aber eine andere Hand hielt plötzlich Ganjas Hand in der Luft auf.

Zwischen ihm und seiner Schwester stand der Fürst.

»Lassen Sie es gut sein, genug!« sagte er eindringlich, aber ebenfalls am ganzen Körper bebend, wie in starker Erschütterung.

»Willst du mir denn ewig in die Quere kommen!« brüllte Ganja, ließ Warjas Hand los, holte aus und versetzte auf dem Gipfel seiner Raserei mit der freigewordenen Hand dem Fürsten eine Ohrfeige.

»Ach!« Kolja schlug entsetzt die Hände zusammen. »Ach, mein Gott!«

Stimmen erhoben sich von allen Seiten. Der Fürst erbleichte.

Mit einem seltsamen und vorwurfsvollen Blick sah er Ganja gerade in die Augen; seine Lippen zitterten und bemühten sich vergeblich, etwas auszusprechen; sie verzogen sich zu einem seltsamen und völlig unpassenden Lächeln.

»Nein, dann lieber mich ... Aber sie ... das lasse ich nicht zu! ...«, sagte er endlich leise; aber plötzlich hielt er es nicht länger aus, ließ Ganja stehen, schlug die Hände vor das Gesicht, trat in eine Ecke, stellte sich mit dem Gesicht zur Wand und sprach mit stockender Stimme:

»Oh, wie werden Sie sich Ihrer Tat schämen!«

Ganja stand wirklich wie völlig vernichtet da. Kolja lief zum Fürsten, umarmte und küßte ihn; darauf drängten sich alle, Rogoschin, Warja, Ptizyn, Nina Alexandrowna, um den Fürsten, sogar der alte Ardalion Alexandrowitsch.

»Es ist nichts, es ist gar nichts!« murmelte der Fürst nach allen Seiten, immer noch mit dem unpassenden Lächeln.

»Un' er wird's bereuen!« rief Rogoschin. »Wirst dich

schämen, Ganjka, daß du so ein ... Schaf«, (ihm fiel kein anderes Wort ein), »beleidigt hast! Fürst, meine liebe Seele, laß sie doch alle; spuck drauf und komm mit! Du sollst sehen, wie Rogoschin liebt!«

Nastassja Filippowna war ebenfalls über Ganjas Verhalten und die Reaktion des Fürsten tief betroffen. In ihrem stets blassen, ernsten und nachdenklichen Gesicht, das die ganze Zeit so wenig mit ihrem gekünstelten Lächeln harmoniert hatte, zeigte sich jetzt unübersehbar ein bewegendes neues Gefühl; dabei schien sie es verbergen zu wollen, und der spöttische Ausdruck schien sich nur mühsam in ihrem Gesicht zu behaupten.

»Wirklich, ich habe sein Gesicht irgendwo schon einmal gesehen!« sagte sie plötzlich ernst, als erinnerte sie sich an ihre vorhin gestellte Frage.

»Aber schämen Sie sich nicht? Sind Sie denn so, wie Sie sich jetzt gezeigt haben? Ist denn das möglich?« rief plötzlich der Fürst, im Ton eines tiefen innigen Vorwurfs.

Nastassja stutzte, lächelte, schien jedoch hinter ihrem Lächeln etwas zu verbergen, sah ein wenig verlegen zu Ganja hinüber und traf Anstalten, das Zimmer zu verlassen. Aber noch ehe sie den Vorraum erreicht hatte, kehrte sie plötzlich um, ging schnell auf Nina Alexandrowna zu, ergriff ihre Hand und führte sie an die Lippen.

»Ich bin wirklich nicht so, er hat es erraten«, flüsterte sie rasch, erregt, plötzlich über und über errötend, wandte sich um und ging diesmal so schnell hinaus, daß keiner Zeit hatte zu begreifen, warum sie zurückgekommen war. Man hatte nur gesehen, daß sie Nina Alexandrowna etwas zugeflüstert und ihr offenbar die Hand geküßt hatte. Warja allein hatte alles gesehen und gehört und begleitete sie mit einem erstaunten Blick.

Ganja kam zu sich und stürzte Nastassja Filippowna nach, aber sie hatte die Wohnung bereits verlassen. Er holte sie im Treppenhaus ein.

»Begleiten Sie mich nicht!« rief sie ihm zu. »Auf Wiedersehen, bis heute abend! Unbedingt, hören Sie!«

Verwirrt und nachdenklich kam er zurück; ein schweres Rätsel legte sich auf seine Seele, ein noch schwereres als vorher. Auch der Fürst stand ihm vor Augen. Er war so tief in seine Gedanken versunken, daß er kaum bemerkte, wie Rogoschins Gefolge sich an ihm vorüberdrängte und ihn in der Tür sogar beiseite stieß, um hinter Rogoschin die Wohnung eilig zu verlassen. Alle sprachen laut durcheinander. Rogoschin selbst ging neben Ptizyn und redete eifrig auf ihn ein, es mußte sich um etwas Wichtiges, offenbar Unaufschreibbares handeln.

»Hast verloren, Ganjka!« rief er ihm im Vorübergehen zu. Ganja sah ihnen beunruhigt nach.

XI

DER Fürst verließ das Wohnzimmer und schloß sich in seinem Zimmer ein. Sogleich kam Kolja angelaufen, um ihn zu trösten. Der arme Junge schien sich nicht mehr von ihm trennen zu können.

»Es war richtig, daß Sie gegangen sind«, sagte er. »Dort wird's jetzt noch schlimmer zugehen als vorher, das ist bei uns jeden Tag so, und nur wegen Nastassja Filippowna.«

»Bei Euch gibt es viele wunde Stellen, und es ist vieles zusammengekommen, Kolja«, bemerkte der Fürst.

»Ja, viele wunde Stellen. Über uns lohnt es nicht zu reden. Wir sind selber an allem schuld. Aber ich habe einen sehr guten Freund, der ist noch unglücklicher, soll ich Sie mit ihm bekannt machen?«

»Sehr gern. Ist er ein Schulkamerad?«

»Ja, so gut wie ein Schulkamerad. Ich werde Ihnen alles später erklären ... Aber Nastassja Filippowna ist eine Schön-

heit, meinen Sie nicht auch? Ich hatte sie bisher noch nie gesehen, obwohl ich mir schreckliche Mühe gegeben habe. Man ist einfach geblendet. Ich hätte Ganja alles verziehen, wenn es Liebe wäre; aber warum nimmt er das Geld, das ist das Schlimme!«

»Ja, Ihr Bruder gefällt mir nicht sehr gut.«

»Das wäre noch schöner! Ihnen, nachdem er ... Wissen Sie, ich kann alle diese Auffassungen nicht ausstehen. Irgend ein Irrer oder ein Dummkopf oder ein übergeschnappter Verbrecher haut einem eine Ohrfeige herunter, und schon ist der Mensch für sein ganzes Leben entehrt und kann die Schmach nicht anders als mit Blut abwaschen, oder er muß kniefällig um Verzeihung gebeten werden. Meiner Meinung nach ist das absurd und despotisch. Das liegt dem Drama »Der Maskenball« von Lermontow zugrunde, und – das ist sehr dumm, meiner Meinung nach. Das heißt ... ich wollte sagen, unnatürlich. Aber er war fast noch ein Kind, als er es schrieb.«

»Ihre Schwester hat mir sehr gut gefallen.«

»Daß sie dem Ganja in die Visage gespuckt hat! Warja hat Mut! Sie aber haben nicht gespuckt, und ich bin überzeugt, daß es Ihnen nicht an Mut fehlt. Da kommt sie ja selbst, wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. Ich wußte, daß sie kommen wird: Sie hat einen anständigen Charakter, wenn sie auch ihre Fehler hat.«

»Und du hast hier gar nichts verloren.« Warja hatte nichts Eiligeres zu tun, als über ihren Bruder herzufallen. »Du gehst sofort zum Vater. Belästigt er Sie, Fürst?«

»Keineswegs, ganz im Gegenteil.«

»Ach ja, die große Schwester, jetzt legt sie los! Das ist ihr Fehler. Ich dachte übrigens, daß der Vater sich bestimmt Rogoschin anschließen würde. Jetzt bereut er es. Man sollte tatsächlich nachsehen, was er so treibt.« Mit diesen Worten verließ Kolja das Zimmer.

»Gott sei Dank, ich habe Mama in ihr Zimmer gebracht

und ins Bett gesteckt, und weiter ist nichts geschehen. Ganja ist verlegen und sehr nachdenklich. Und er hat Grund dazu. Was für eine Lektion! ... Ich komme, um mich bei Ihnen noch einmal zu bedanken und Sie zu fragen: Sie kannten Nastassja Filippowna nicht schon früher?«

»Nein, ich kannte sie nicht.«

»Aber wie kamen Sie dann dazu, ihr ins Gesicht zu sagen, sie sei ›nicht so‹? Und Sie haben vielleicht recht. Es zeigte sich ja, daß sie möglicherweise wirklich ›nicht so‹ ist. Übrigens wird man nicht klug aus ihr. Natürlich hatte sie sich vorgenommen, uns zu beleidigen, das ist klar. Ich habe auch schon früher viel Merkwürdiges über sie gehört. Sollte sie aber gekommen sein, um uns einzuladen, wie konnte sie dann am Anfang Mama so behandeln? Ptizyn kennt sie sehr gut, und er sagt, er hätte sie vorhin überhaupt nicht verstehen können. Und dann Rogoschin? So darf man doch nicht reden, wenn man sich selbst achtet, und auch noch im Hause des eigenen ... Mama macht sich auch Ihretwegen große Sorgen.«

»Nicht doch!« sagte der Fürst mit einer abwehrenden Handbewegung.

»Und wie sie Ihnen gehorchte ...«

»Gehorchte?«

»Sie sagten ihr, sie müsse sich schämen, und plötzlich war sie wie verwandelt. Sie haben Einfluß auf sie«, fügte Warja mit einem Anflug von Lächeln hinzu.

Die Tür öffnete sich, und Ganja trat ein, völlig überraschend.

Er ließ sich sogar durch Warjas Anwesenheit nicht abhalten, blieb kurz an der Schwelle stehen und ging dann plötzlich entschlossen auf den Fürsten zu.

»Fürst, ich habe gemein gehandelt, vergeben Sie mir«, sagte er plötzlich sehr bewegt. Seine Züge drückten heftigen Schmerz aus. Der Fürst sah ihn verblüfft an und antwortete nicht sogleich. »Aber vergeben Sie, verzeihen Sie mir doch«,

drängte Ganja ungeduldig. »Wenn Sie wünschen, werde ich auf der Stelle Ihre Hand küssen!«

Der Fürst war außerordentlich betroffen, schweigend umarmte er Ganja mit beiden Armen. Sie küßten sich auf das herzlichste.

»Ich habe niemals, niemals gedacht, daß Sie so sind«, brachte der Fürst schwer atmend hervor. »Ich dachte, Sie sind ... dessen nicht fähig.«

»Nicht fähig, um Verzeihung zu bitten? ... Wie bin ich vorhin nur darauf verfallen, Sie für einen Idioten zu halten!«

Sie merken das, was die anderen nie merken. Mit Ihnen könnte man reden, aber ... es ist besser, gar nicht zu reden!«

»Hier ist noch jemand, den Sie um Vergebung bitten müssen«, sagte der Fürst und deutete auf Warja.

»Nein, sie alle sind meine Feinde. Seien Sie dessen sicher, Fürst, es gab viele Beweise, ich habe es oft erfahren; hier wird niemals von Herzen vergeben!« stieß Ganja heftig hervor.

Mit diesen Worten wandte er sich von Warja ab.

»Doch, ich werde dir vergeben«, sagte Warja plötzlich.

»Und wirst du heute abend zu Nastassja Filippowna mitgehen?«

»Ich werde mitgehen, wenn du es verlangst, aber überlege doch: Besteht denn für mich jetzt auch nur noch die leiseste Möglichkeit, mitzugehen?«

»Aber sie ist doch nicht so. Sie gibt uns eben Rätsel auf! Alles Hokuspokus!« Und Ganja lachte boshaft.

»Ich weiß doch selbst, daß sie nicht so ist und daß es Hokuspokus ist, und was für Hokuspokus! Und dann mußt du doch bedenken, Ganja, für wen sie dich eigentlich hält. Und wenn sie schon Mama die Hand geküßt hat, und wenn schon vieles Hokuspokus ist, sie hat sich doch über dich lustig gemacht! Und das ist keine Fünfundsiebzigtausend wert, Bruder, bei Gott nicht! Du bist noch edler Gefühle fähig, deshalb rede ich auch mit dir davon. Paß auf, auch du solltest nicht hingehen! Nimm dich in acht! Das kann kein

gutes Ende nehmen.«

Warja verstummte und verließ rasch und sehr erregt das Zimmer.

»So sind sie alle«, sagte Ganja lächelnd. »Glauben Sie denn wirklich, ich wüßte das nicht selbst? Ich weiß es doch viel, viel besser als sie.«

Mit diesen Worten ließ sich Ganja auf das Sofa nieder, offenbar in der Absicht, seinen Besuch auszudehnen.

»Und wenn Sie das selber wissen«, fragte der Fürst schein, »warum wollen Sie dann diese Qual auf sich nehmen? Zumal Sie auch wissen, daß sie tatsächlich die Fünfundsiebzigtausend nicht wert ist?«

»Ich meine etwas anderes«, murmelte Ganja. »Übrigens, sagen Sie mir doch, ich möchte unbedingt Ihre Meinung hören: Ist diese ›Qual‹ die Fünfundsiebzigtausend wert oder nicht?«

»Ich meine, sie ist es nicht wert.«

»Schon mal gehört. Und ist eine solche Heirat eine Schande?«

»Eine große Schande.«

»Nun, dann sollen Sie wissen, daß ich heiraten werde, und jetzt erst recht. Vorhin schwankte ich, jetzt aber nicht mehr! Sie brauchen nichts zu sagen! Ich weiß, was Sie mir sagen wollen ...«

»Es ist etwas anderes als das, was Sie denken, ich wundere mich sehr über Ihre außerordentliche Sicherheit ...«

»Wieso? Was für eine Sicherheit?«

»Daß Nastassja Filippowna sie unbedingt heiraten wird und daß alles bereits entschieden ist, und zweitens, daß die Fünfundsiebzigtausend, selbst wenn Sie wirklich ihre Frau werden sollte, sofort in Ihre Tasche wandern. Natürlich weiß ich zu wenig über all diese Dinge.«

Ganja wandte sich heftig dem Fürsten zu.

»Natürlich wissen Sie nicht alles«, sagte er, »warum sollte ich denn diese Bürde auf mich nehmen?«

»Mir scheint, das ist gang und gäbe: Man heiratet das Geld, aber das Geld bleibt bei der Ehefrau.«

»Nein, bei uns wird das anders sein ... hier liegen besondere Umstände vor«, murmelte Ganja besorgt und nachdenklich, »und was ihre Antwort angeht, so ist nicht mehr daran zu zweifeln«, fügte er rasch hinzu. »Woraus schließen Sie, daß sie mich abweisen könnte?«

»Ich weiß nichts außer dem, was ich gesehen habe; und auch Warwara Ardalionowna sagte vorhin ...«

»Ach was! Die reden so, weil ihnen sonst nichts mehr einfällt. Und mit Rogoschin hat sie ihren Spott getrieben. Ganz bestimmt. Ich habe sie durchschaut. Das war doch zu sehen. Erst war ich erschrocken, aber jetzt durchschaue ich die Sache. Oder weil sie meine Mutter, den Vater und Warja so behandelt hat?«

»Und auch Sie.«

»Kann sein; aber das war die althergebrachte Weiberrache und weiter nichts. Sie ist eine furchtbar reizbare, argwöhnische und selbstsüchtige Frau. Wie ein bei der Beförderung übergangener Beamter! Sie wollte sich ins Licht setzen und ihre ganze Geringschätzung für sie zeigen ... nun ja, und für mich ebenfalls; das stimmt, ich kann's nicht leugnen ... Aber trotzdem wird sie mich heiraten. Sie ahnen ja nicht einmal, welche Kunststücke die Selbstsucht des Menschen vollbringt. Da hält sie mich für einen Schuft, weil ich sie, die Geliebte eines anderen, ganz unverblümmt wegen ihres Geldes zu heiraten bereit bin, will aber nicht wahrhaben, daß ein anderer sie viel gemeiner hintergangen hätte: Er hätte sich an sie gehängt, vor ihr ein liberalprogressives Pfauenrad geschlagen und auch noch diverse Frauenfragen aufgerollt, bis er sie wie einen Faden durchs Nadelöhr gezogen hätte. Er hätte die selbstsüchtige Gans (und wie leicht!) glauben gemacht, daß er sie ›nur um ihrer edlen Seele und ihres Unglücks willen‹ eheliche, und hätte doch nur das Geld geheiratet. Ich gefalle ihr nicht, weil ich nicht scharwenzeln will; und das wird

erwartet, und was tut sie selbst? Etwa nicht dasselbe? Warum verachtet sie mich dann und spielt ihre Spielchen? Weil ich nicht klein beigebe und meinen Stolz behalte. Nun, wir werden ja sehen!«

»Kann denn das sein, daß Sie sie früher geliebt haben?«

»Ich habe sie geliebt, ganz am Anfang. Aber genug davon. Es gibt Frauen, die nur als Geliebte zu gebrauchen sind, und sonst zu nichts. Ich sage nicht, daß sie meine Geliebte war. Wenn sie friedlich leben will, so werde auch ich friedlich leben, wenn sie aber rebelliert, lasse ich sie sofort sitzen, und das Geld nehme ich mit. Ich habe keine Lust, mich lächerlich zu machen; am allerwenigstens möchte ich mich lächerlich machen.«

»Mir kommt es so vor«, bemerkte der Fürst behutsam, »daß Nastassja Filippowna klug ist. Weshalb sollte sie, wenn sie eine solche Qual voraus sieht, in die Falle gehen? Sie könnte auch einen anderen heiraten. Ich finde das verwunderlich.«

»Das ist ja gerade die Rechnung! Sie wissen nicht alles, Fürst ... hier ... außerdem ist sie überzeugt, daß ich sie bis zum Wahnsinn liebe, das schwör' ich Ihnen, und, wissen Sie, ich habe den Verdacht, daß auch sie mich liebt, auf ihre Art, natürlich, wissen Sie, nach dem Sprichwort: ›Was sich liebt, schlägt sich.‹ Ihr Leben lang wird sie mich für einen Karo-Buben halten (aber vielleicht ist es genau das, was sie braucht) und mich trotzdem auf ihre Art lieben; sie stellt sich schon darauf ein, das ist eben ihr Charakter. Sie ist eine durch und durch russische Frau, das kann ich Ihnen sagen; und ich bereite ihr meinerseits eine Überraschung. Vorhin kam es zu dieser Szene mit Warja, völlig unvermutet, aber für mich sehr gelegen: Jetzt hat sie sich von meiner Ergebenheit überzeugt und mit eigenen Augen gesehen, daß ich bereit bin, sämtliche Bindungen ihr zuliebe zu zerreißen. Wir sind gar nicht so naiv, da können Sie sicher sein. A propos, Sie werden mich doch nicht für einen Schwätzer halten? Ich

mache möglicherweise in der Tat einen Fehler, lieber Fürst, daß ich mich Ihnen anvertraue, aber ich tue es deshalb, weil Sie der erste vornehme Mensch sind, dem ich begegnet bin, und da habe ich mich einfach auf Sie gestürzt, bitte fassen Sie ›gestürzt‹ nicht wörtlich auf. Sie sind mir doch wegen vorhin nicht mehr böse, oder? Zum ersten Mal seit vielleicht zwei Jahren spreche ich so, wie es mir ums Herz ist. Hier gibt es furchtbar wenig ehrliche Menschen; ehrlicher als Ptizyn ist keiner. Ich glaube, Sie lachen? Oder nicht? Die Schufte lieben die ehrlichen Menschen – wußten Sie das nicht? Und ich bin ja doch ... wieso bin ich eigentlich ein Schuft, sagen Sie es mir aufrichtig? Weil alle es ihr nachreden und mich einen Schuft nennen? Und wissen Sie, daß auch ich es ihnen und ihr nachrede und mich selbst einen Schuft nenne? Und das ist wirklich gemein!«

»Ich werde Sie von nun an nie mehr für einen Schuft halten«, sagte der Fürst. »Vorhin hießt ich Sie schon für einen Bösewicht, dann aber haben Sie mir eine solche Freude gemacht – das wird mir eine Lehre sein: kein Urteil ohne Erfahrung. Jetzt sehe ich, daß man Sie nicht einmal für einen allzu verdorbenen Menschen, geschweige denn für einen Bösewicht halten kann. Sie sind, meiner Ansicht nach, einfach der allernormalste Mensch, den es nur gibt, höchstens sehr schwach und keineswegs originell.«

Ganja lächelte bissig vor sich hin, erwiderete aber nichts. Der Fürst bemerkte, daß seine Ansicht keinen Beifall fand, wurde verlegen und verstummte ebenfalls.

»Hat mein Vater Sie um Geld gebeten?« fragte Ganja plötzlich.

»Nein.«

»Dann wird er es tun, geben Sie ihm nichts. Dabei war er sogar ein anständiger Mensch, ich weiß es noch. Er verkehrte in sehr guten Häusern, aber wie bald sind sie alle am Ende, diese anständigen Menschen von früher. Kaum ändern sich die Verhältnisse auch nur ein wenig, und von dem Früheren

bleibt nichts mehr, wie von gezündetem Schießpulver. Früher log er nicht, ich versichere Sie dessen; früher war er nur ein viel zu begeisterter Mensch, aber – man sieht, was daraus geworden ist! Natürlich liegt es auch am Alkohol. Wissen Sie, daß er ein Verhältnis hat? Er ist jetzt nicht mehr der naive kleine Lügner wie einst. Ich kann den Langmut von Mama nicht begreifen. Hat er Ihnen schon von der Belagerung der Festung Kars erzählt? Oder von seinem Beipferd, dem Schimmel, der die Gabe der Rede hatte? Sogar so weit kommt es bisweilen!«

Plötzlich brach Ganja in ein schallendes Gelächter aus.

»Warum sehen Sie mich so an?« fragte er den Fürsten.

»Ich staune, daß Sie so herzlich lachen. Wirklich, es ist noch das Lachen eines Kindes. Und als Sie vorhin ins Zimmer kamen, um sich auszusöhnen, und sagten: ›Wenn Sie wünschen, werde ich Ihnen die Hand küssen‹, da war es genauso, wie wenn Kinder sich versöhnen. Also sind Sie solcher Worte und solcher Regungen fähig. Aber plötzlich halten Sie eine ganze Vorlesung über so etwas Finsternes und diese Fünfundsiebzigtausend. Wirklich, das ist alles irgendwie ungereimt, das kann gar nicht sein.«

»Und was folgt für Sie daraus?«

»Die Frage, ob Sie nicht doch etwas zu leichtsinnig handeln, ob Sie sich das Ganze nicht doch noch überlegen sollten? Vielleicht hat Warwara Ardalionowna doch recht?«

»Aha, die Moral! Daß ich noch ein grüner Junge bin, weiß ich selber«, unterbrach ihn Ganja mit Feuer, »schon deshalb, weil ich mit Ihnen diese Unterhaltung begonnen habe. Ich schließe diese Ehe nicht aus Berechnung«, er kam ins Reden, wie jeder in seinem Selbstgefühl getroffene junge Mensch. »Wenn es Berechnung wäre, würde ich unweigerlich einen Fehler begehen, weil mein Kopf und mein Charakter noch nicht gefestigt sind. Ich schließe sie aus Leidenschaft, aus Neigung, weil ich ein kapitales Ziel habe. Sie glauben wohl, daß ich mir eine Kutsche kaufen werde, sobald ich die Fünf-

undsiebzigttausend in der Hand habe. O nein, dann werde ich in meinem alten Rock vom vorigen Jahr herumlaufen und mit meinen sämtlichen Bekannten aus dem Club brechen. Bei uns gibt es nur selten Menschen, die durchhalten können, auch wenn sie alle Wucherer sind, ich aber will durchhalten. Die Hauptsache ist, nicht aufzugeben – das ist alles! Ptizyn hat mit siebzehn auf der Straße geschlafen, mit Federmessern gehandelt und mit einer Kopeke angefangen; jetzt hat er Sechzigtausend, aber nach welcher Gymnastik! Ich aber werde diese ganze Gymnastik überspringen und gleich mit einem Kapital beginnen. Nach fünfzehn Jahren wird man sagen: ›Sehet, Iwolgin, der König der Juden.‹ Sie sagen, ich sei nicht originell. Merken Sie sich, lieber Fürst, daß man einem Menschen unserer Zeit und unserer Rasse nichts Schlimmeres sagen kann, als daß er nicht originell, charakterschwach, nicht sonderlich talentiert und ein ganz normaler Mensch ist. Sie haben mir sogar nicht einmal die Ehre angetan, mich für einen Schuft zu halten, und dafür, wissen Sie, wäre ich Ihnen am liebsten an die Gurgel gesprungen! Sie haben mich viel schlimmer gekränkt als Jepantschin, der mich für fähig hält (und zwar ohne Absprache, ohne Verlockungen, einfach so, in aller Einfalt, bedenken Sie das), ihm meine Frau zu verkaufen. Das macht mich schon seit langem rasend, lieber Fürst, und ich will Geld haben. Habe ich erst Geld, dann werde ich, wissen Sie, ein im höchsten Grade origineller Mensch sein. Das Geld ist deshalb so besonders gemein und hassenswert, weil es sogar Talente macht. Und bis zum Ende der Welt machen wird. Sie werden sagen, das alles sei kindisch oder, meinewegen, Poesie – warum nicht, um so besser für mich, aber es wird trotzdem klappen. Ich schaffe es und halte bis zum Ende durch. Rira bien qui rira le dernier! Warum beleidigt mich Jepantschin so? Aus Bosheit etwa? Nie und nimmer. Einfach darum, weil ich ein völliges Nichts bin. Gut, aber dann ... Genug jetzt, es wird auch für mich Zeit. Kolja hat schon

zweimal seine Nase hereingesteckt: Er will Sie zu Tisch bitten. Und ich gehe aus. Ich werde Sie gelegentlich besuchen. Sie werden es bei uns nicht schlecht haben; jetzt nimmt man Sie ohne weiteres in die Familie auf. Geben Sie acht, verraten Sie mich nicht. Ich glaube, wir beide werden entweder Freunde oder Feinde. Was meinen Sie, Fürst, wenn ich Ihnen vorhin die Hand geküßt hätte (ich meine es aufrichtig), wäre ich nicht später Ihr Feind geworden?«

»Unbedingt, nur nicht für immer, Sie hätten dann nicht durchgehalten und mir vergeben«, entschied der Fürst nach einigem Überlegen und lachte.

»Oho! Vor Ihnen muß man ja auf der Hut sein. Weiß der Teufel, schon wieder Ihre Giftmischerei. Vielleicht sind Sie mein Feind, wer will das wissen? Noch etwas, ha-ha-ha! ... Ich vergaß, Sie zu fragen: Es kam mir so vor, als ob Nastassja Filippowna Ihnen ganz besonders gefällt, stimmt's?«

»Ja ... Sie gefällt mir.«

»Verliebt?«

»N-nein.«

»Und dabei wird er feuerrot und leidet. Schon gut, schon gut, ich lache nicht; auf Wiedersehen. Wissen Sie übrigens, daß sie eine tugendhafte Frau ist, werden Sie mir das glauben? Denken Sie etwa, sie lebt mit ihm, diesem Tozkij? Nee, nee! Schon lange nicht mehr. Und ist Ihnen aufgefallen, daß sie sehr unbeholfen ist und in manchen Augenblicken ganz verlegen wurde? Wirklich. Und gerade solche möchten herrschen. Also, leben Sie wohl!«

Ganjetschka verließ das Zimmer wesentlich ungezwungen, als er es betreten hatte, und in ausgesprochen guter Laune. Der Fürst blieb etwa zehn Minuten unbeweglich sitzen und überlegte.

Kolja steckte abermals den Kopf zur Tür herein.

»Ich möchte nicht zu Mittag essen; ich habe vorhin bei den Jepantschins reichlich gefrühstückt.«

Kolja trat ins Zimmer und reichte dem Fürsten einen

Brief. Er war vom General, gefaltet und versiegelt. Koljas Gesicht sah man an, wie schwer es ihm fiel, den Boten zu spielen. Der Fürst las, stand auf und griff nach seinem Hut.

»Es sind nur zwei Schritte«, sagte Kolja verlegen. »Er sitzt dort bei einer Flasche. Wieso er dort Kredit bekommt – das kann ich nicht begreifen! Seien Sie so gut, Fürst, ich bitte Sie, sagen Sie hier im Haus kein Wort davon, daß ich Ihnen den Zettel überbracht habe! Tausendmal habe ich geschworen, solche Briefe nicht weiterzugeben, und immer wieder tut er mir leid; und noch etwas, bitte, machen Sie mit ihm keine Umstände: Geben Sie ihm eine Kleinigkeit – und Schluß.«

»Ich hatte selbst die Idee, Kolja; ich möchte Ihren Vater sprechen ... in einer bestimmten Angelegenheit ... Lassen Sie uns also gehen ...«

XII

KOLJA führte den Fürsten nicht weit, nur bis zur Litejnaja, in ein Café mit Billard im Parterre, Eingang direkt von der Straße. Hier, gleich rechts in der Ecke, in einem kleinen Nebenzimmer, hatte sich als alter Stammgast Ardalion Alexandrowitsch niedergelassen, eine Flasche vor sich auf dem Tischchen und tatsächlich mit der »Indépendance Belge« in der Hand. Er hatte auf den Fürsten gewartet; kaum hatte er ihn erblickt, legte er die Zeitung beiseite und begann eine überschwengliche und wortreiche Erklärung, von der der Fürst allerdings fast nichts verstand, weil der General schon beinahe hinüber war.

»Zehn Rubel habe ich nicht«, unterbrach ihn der Fürst, »aber hier sind fünfundzwanzig, wechseln Sie den Schein und geben Sie mir fünfzehn zurück, sonst bin ich ohne eine einzige Kopeke.«

»Gewiß doch, gewiß, und seien Sie überzeugt, daß ich ...

sobald ich ...«

»Ich habe außerdem eine Bitte an Sie, General. Sie verkehren nicht bei Nastassja Filippowna?«

»Ich? Ich nicht bei ihr verkehren? Und das sagen Sie mir? O ja, mein Lieber, o ja!« rief der General in einem Anfall selbstzufriedener und triumphierender Ironie, »zuletzt habe ich meine Besuche eingestellt, denn ich wünsche nicht, einen unschicklichen Bund zu begünstigen. Sie haben selbst gesehen, Sie waren heute Vormittag Zeuge: Ich habe alles getan, was ein Vater nur tun kann, freilich ein sanfter und nachsichtiger Vater; jetzt aber wird auf der Bühne ein anderer Vater erscheinen, und dann wollen wir sehen, dann werden wir es sehen: ob ein verdienter alter Soldat die Intrige besiegen oder eine schamlose Kamelie sich Eingang in die vornehmste Familie verschaffen wird.«

»Und ich wollte Sie gerade bitten, ob Sie als dort Bekannter mich heute abend bei Nastassja Filippowna einführen könnten? Es muß unbedingt noch heute sein; ich habe ein Anliegen; aber ich weiß wirklich nicht, wie ich hineinkommen soll. Ich wurde ihr vorgestellt, aber sie hat mich nicht eingeladen. Und heute gibt sie eine Gesellschaft. Ich bin sogar bereit, mich über gewisse Formen hinwegzusetzen, mag man mich auch lächerlich finden, nur um überhaupt hineinzukommen.«

»Und da haben Sie ganz, ganz genau meinen eigenen Gedanken erraten, mein lieber Freund«, rief der General begeistert, »denn ich habe Sie doch nicht wegen dieser Lappalie hierher gebeten«, fuhr er fort, wobei er nach dem Geldschein griff und ihn in die Tasche steckte, »ich habe Sie hierher gebeten, um Sie aufzufordern, mit mir gemeinsam zu Nastassja Filippowna zu marschieren! General Iwolgin und Fürst Myschkin! Welchen Eindruck wird das machen! Ich aber, ich werde unter dem Vorwand einer liebenswürdigen Geburtstagsgratulation ihr endlich meinen Willen verkünden – verblümt, nicht auf den Kopf, aber doch so gut wie auf den

Kopf. Dann wird auch Ganja selbst erkennen, was er zu tun hat: auf der einen Seite der Vater, ein verdienter Soldat und ... sozusagen ... und so weiter, oder ... Komme, was da wolle! Ihre Idee ist im höchsten Maße wertvoll! Um neun machen wir uns auf den Weg, wir haben noch Zeit.«

»Wo wohnt sie?«

»Nicht weit von hier: beim Bolschoj, Haus Mytowzowa, fast am Theaterplatz, Hochparterre ... Es wird keine große Gesellschaft sein, obwohl Geburtstag ist, und man wird früh auseinandergehen ...«

Inzwischen war es längst Abend geworden; der Fürst saß immer noch da, hörte zu und wartete auf den General, der unzählige Anekdoten angefangen und keine einzige zu Ende erzählt hatte. Als der Fürst gekommen war, hatte der General eine neue Flasche bestellt und eine ganze Stunde gebraucht, um sie auszutrinken, darauf verlangte er eine weitere und leerte sie ebenfalls. Man darf annehmen, daß der General in dieser Zeit fast seine ganze Lebensgeschichte erzählte. Endlich stand der Fürst auf und erklärte, daß er unmöglich länger warten könne. Der General schenkte sich den Rest der Flasche ein, trank aus, erhob sich und verließ, äußerst unsicher auftretend, das Café. Der Fürst war in hellster Verzweiflung. Er konnte nicht begreifen, daß er so dumm und so vertrauensselig gewesen war. Genaugenommen war er keineswegs vertrauensselig gewesen; er brauchte den General, um sich auf irgendeine Weise Zutritt zu Nastassja Filippowna zu verschaffen und hätte sogar einen kleinen Skandal in Kauf genommen, hatte aber nicht mit einem aufsehenerregenden Skandal gerechnet: Der General war, wie sich nun herausstellte, vollkommen betrunken, sein Redeschwall nahm kein Ende, er sprach unaufhörlich mit Gefühl und Tränen in der Stimme. Immer wieder kam er darauf zurück, daß durch das schlechte Aufführen sämtlicher Mitglieder seiner Familie alles zusammenbreche und daß es endlich Zeit sei, dem Ruin eine Grenze zu setzen. Endlich erreichten sie

die Litejnaja. Das Tauwetter hielt immer noch an; ein trostloser, warmer, fauliger Wind pfiff durch die Straßen, die Kutschen platschten im Schneematsch, die Hufe der Traber und Droschkengäule drangen mit hohlem Klappern bis zum Pflaster durch, die Fußgänger schoben sich in trostlosen durchnäßten Scharen über die Bürgersteige. Hier und dort sah man Betrunkene. »Sehen Sie all diese beleuchteten Belägen«, redete der General. »Hier wohnen überall meine Kameraden. Und ich, ich, der am längsten von allen gedient hat und dem das meiste Leid widerfahren ist, ich schlepppe mich zu Fuß zum Bolschoj, in die Wohnung einer zweifelhaften Frau! Ein Mann, in dessen Brust dreizehn Kugeln stecken ... Sie zweifeln? Und doch hat einzig meinetwegen Pirogow nach Paris telegraphiert und das belagerte Sewastopol vorübergehend verlassen, während Nelaton, Hofarzt in Paris, im Namen der Wissenschaft sich freies Geleit verschaffte, um mich im belagerten Sewastopol persönlich zu untersuchen. Man ist an höchster Stelle unterrichtet: ›Jawohl, das ist der Iwolgin mit den dreizehn Kugeln! ...‹ So sagt man! Sehen Sie dieses Haus, Fürst? Hier logiert in der Beletage mein alter Kamerad, General Sokolowitsch, mit seiner überaus vornehmen und zahlreichen Familie. Dieses Haus, drei weitere Häuser auf dem Njewskij und zwei auf der Morskaja – das ist gegenwärtig mein ganzer Bekanntenkreis, das heißt, eigentlich meine persönlichen Bekannten. Nina Alexandrowna hat sich schon seit langem den Verhältnissen gefügt. Ich aber gebe mich immer noch meinen Erinnerungen hin ... und der Neigung, sozusagen, mich in dem gebildeten Kreise der Gesellschaft einstiger Kameraden und Untergebener zu erholen, die mich bis heute noch vergöttern. Dieser General Sokolowitsch (übrigens ist es recht lange her, daß ich ihn besucht und Anna Fjodorowna meine Aufwartungen gemacht habe) ... wissen Sie, lieber Fürst, wenn man selbst nicht mehr empfängt, hört man unwillkürlich auf, Besuche zu machen. Indes ... hm ... ich glaube, Sie zweifeln

... Indes, warum sollte ich nicht den Sohn meines besten Freundes und Kameraden seit Kindertagen in diese bezubernde, liebenswürdige Familie einführen? General Iwolgin und Fürst Myschkin! Sie werden eine bewundernswerte junge Dame kennenlernen, nicht nur eine, sondern zwei, drei sogar, die Zierde der Metropole und der Gesellschaft: Schönheit, Bildung, Gesinnung ... Frauenfrage, Poesie, das alles vereint sich zu einer glücklichen, vielfältigen Mischung, abgesehen von den mindestens achtzigtausend Rubeln Mitgift in bar, und zwar für jede, was nicht zu verachten ist, unbeschadet aller Frauen- und sozialen Fragen ... mit einem Wort, ich muß und ich soll unbedingt, unbedingt Sie hier einführen. General Iwolgin und Fürst Myschkin!«

»Jetzt gleich? Aber Sie vergessen, daß ...«, versuchte der Fürst zu protestieren.

»Nichts, gar nichts habe ich vergessen, gehen wir! Hier, diese prachtvolle Treppe hinauf. Ich bin erstaunt, daß der Portier nicht zur Stelle ist, aber ... es ist ja Feiertag, und der Portier ist ausgegangen. Diesen Säufer hat man immer noch nicht hinausgeworfen. Sokolowitsch verdankt das große Glück seines Lebens und seiner Karriere mir, mir allein und keinem anderen sonst, aber ... da sind wir schon.«

Der Fürst protestierte nicht mehr gegen den Besuch und folgte dem General gehorsam, um ihn nicht zu reizen, in der festen Hoffnung, daß General Sokolowitsch samt seiner ganzen Familie sich nach und nach wie eine Fata Morgana auflösen und sich als nicht existent erweisen werde, so daß sie in aller Ruhe die Treppe wieder hinuntersteigen könnten. Aber zu seinem Entsetzen begann seine Hoffnung zu schwinden: Der General führte ihn die Treppe hinauf wie ein Mann, der hier in der Tat Bekannte hat, und erging sich fortwährend in biographischen und topographischen Details von einer nahezu mathematischen Exaktheit. Schließlich, als sie auf der Beletage angelangt waren, vor der Tür einer prächtigen Wohnung rechts halt machten und der General

die Hand nach dem Klingelzug ausstreckte, beschloß der Fürst endgültig zu fliehen; er wurde jedoch von einem befreindlichen Umstand für einen Augenblick zurückgehalten.

»Sie haben sich getäuscht, General«, sagte er, »auf dem Türschild steht Kulakow geschrieben, und Sie wollten zu Sokolowitsch.«

»Kulakow ... Kulakow hat nichts zu sagen. Dies ist die Wohnung von Sokolowitsch, und ich läute bei Sokolowitsch; Kulakow ist mir völlig schnuppe ... Aber man öffnet schon.«

Die Tür wurde in der Tat geöffnet. Ein Diener schaute heraus und meldete: »Die Herrschaften sind nicht zu Hause.«

»Wie schade, oh, wie schade, ausgerechnet«, wiederholte Ardalion Alexandrowitsch mehrmals mit tiefem Bedauern.

»Melden Sie also, mein Lieber, General Iwolgin und Fürst Myschkin persönlich wünschten ihre Aufwartung zu machen und waren außerordentlich, außerordentlich betrübt, daß ...«

In diesem Augenblick zeigte sich in einer offenen Zimmertür ein weiteres Gesicht, offensichtlich gehörte es der Haushälterin, vielleicht sogar der Gouvernante, das Gesicht einer etwa vierzigjährigen, dunkel gekleideten Dame. Als sie die Namen General Iwolgin und Fürst Myschkin hörte, trat sie näher, neugierig und mißtrauisch zugleich.

»Marja Alexandrowna sind nicht zu Hause«, sprach sie, mit einem besonders aufmerksamen Blick auf den General. »Sie sind mit dem gnädigen Fräulein, mit Alexandra Michailowna, zur Frau Großmama gefahren.«

»Dann sind Alexandra Michailowna auch nicht zu Hause, mein Gott, wie bedauerlich! Stellen Sie sich vor, Gnädigste, ich werde immer von solchem Unglück verfolgt! Bitte ergebenst, meine Empfehlungen zu übermitteln und Alexandra Michailowna daran zu erinnern, daß ... Mit einem Wort, richten Sie dem gnädigen Fräulein aus, ich wünschte ihr von Herzen alles, was sie sich selbst am Donnerstag, abends, bei den Klängen der Ballade von Chopin gewünscht hat; sie wird

schon wissen ... Also meine besten Empfehlungen! General Iwolgin und Fürst Myschkin!«

»Ich werde es nicht vergessen«, sagte die Dame, deren Mißtrauen nachgelassen hatte, und nickte.

Während sie die Treppe hinunterstiegen, bedauerte der General mit unvermindertem Eifer, daß sie niemand zu Hause angetroffen hätten und daß der Fürst um die Gelegenheit gekommen wäre, eine so bezaubernde Bekanntschaft zu machen.

»Wissen Sie, mein Lieber, ich bin in meiner Seele eigentlich ein Poet, haben Sie das noch nicht bemerkt? Übrigens ... übrigens haben wir, wie es mir scheint, doch nicht an der richtigen Tür geläutet«, schloß er plötzlich, völlig überraschend. »Die Familie Sokolowitsch, jetzt fällt es mir wieder ein, wohnt in einem ganz anderen Haus und ist, glaube ich, sogar nach Moskau verzogen. Jawohl, ein kleines Versehen meinerseits, aber das ist ... das macht nichts.«

»Ich möchte jetzt nur eines wissen«, sagte der Fürst melancholisch, »darf ich überhaupt noch mit Ihnen rechnen oder soll ich mich lieber allein auf den Weg machen?«

»Überhaupt? Mit mir rechnen? Allein? Aber warum denn? Da es sich um ein Unternehmen von höchster Wichtigkeit handelt, von dem so viel für mich persönlich und das Schicksal meiner ganzen Familie abhängt? Aber mein lieber junger Freund, da kennen Sie Iwolgin schlecht! Wer ›Iwolgin‹ sagt, sagt ›Mauer‹: Verlaß dich auf Iwolgin, der steht wie eine Mauer, so hieß es schon in der Schwadron, wo mein Dienst begann. Ich müßte nur unterwegs für einen Augenblick jenes Haus aufsuchen, in dem meine Seele Ruhe findet, schon seit etlichen Jahren nach all den Unruhen und Prüfungen ...«

»Sie möchten noch einmal nach Hause?«

»Nein! Ich möchte ... ich möchte zu Frau Hauptmann Terentjewa, Witwe des Hauptmanns Terentjew, meines einstigen Untergebenen und ... Freundes sogar ... Dort, bei Frau

Hauptmann, erquict sich mein Geist, und dorthin trage ich die Trübsal meines Lebens und meiner Familie ... Und da gerade' heute auf mir eine schwere moralische Bürde lastet, möchte ich ...«

»Ich glaube, ich habe bereits eine sehr große Dummheit begangen«, murmelte der Fürst, »indem ich Sie mit meiner Bitte belästigt habe. Außerdem sind Sie jetzt gänzlich ... Leben Sie wohl!«

»Aber ich kann Sie unmöglich gehen lassen, mein junger Freund!« Der General erschrak. »Sie ist Witwe, Mutter einer Familie, und vermag ihrem Herzen jene Saiten zu entlocken, die in meinem ganzen Wesen widerhallen. Der Besuch bei ihr – das sind fünf Minuten, in diesem Haus bedarf es keiner Zeremonien, ich bin hier gleichsam zu Hause; ich mache mich ein wenig frisch, die nötigste Toilette, und dann nehmen wir eine Droschke und eilen zum Bolschoj. Seien Sie versichert, daß ich den ganzen Abend auf Sie angewiesen bin ... Hier, dieses Haus, wir sind schon da ... Aha, Kolja, bist du schon da? Ist Marfa Borissowna zu Hause, oder bist du auch gerade erst gekommen?«

»O nein«, antwortete Kolja, dem die beiden im Torweg begegnet waren. »Ich bin schon lange hier, bei Ippolit, es geht ihm schlechter, heute vormittag ist er im Bett geblieben. Ich war eben im Laden und habe Spielkarten geholt. Marfa Borissowna erwartet Sie. O weh, Papa, wie konnten Sie nur so ...« Kolja beobachtete aufmerksam den Gang und die Haltung des Generals und sagte nichts weiter. »Also, dann gehen wir eben!«

Die Begegnung mit Kolja bewog den Fürsten, dem General auch zu Marfa Borissowna zu folgen, aber nur für einen Augenblick. Der Fürst mußte mit Kolja sprechen; er wollte sich auf jeden Fall von dem General trennen und konnte sich nicht verzeihen, daß es ihm überhaupt eingefallen war, sich auf ihn zu verlassen. Es dauerte lange, bis sie auf der Hintertreppe den vierten Stock erklimmen hatten.

»Sie möchten den Fürsten vorstellen?« fragte Kolja unterwegs.

»Jawohl, mein Freund, ich möchte ihn vorstellen: General Iwolgin und Fürst Myschkin. Aber wie geht es ... was ... Marfa Borissowna ...«

»Wissen Sie, Papa, es wäre besser, Sie blieben draußen! Sie springt Ihnen an die Gurgel! Heute ist der dritte Tag, daß Sie verschwunden sind, und sie wartet auf das Geld. Warum haben Sie ihr Geld versprochen? Immer dasselbe! Jetzt müssen Sie sehen, wie Sie mit ihr fertig werden.«

Im vierten Stock machten sie vor einer niedrigen Tür Halt. Der General hatte sichtlich Angst und versteckte sich hinter dem Fürsten.

»Und ich bleibe einstweilen hier«, murmelte er, »ich möchte sie überraschen ...«

Kolja trat als erster ein.

Eine etwa vierzigjährige Dame, stark gepudert und mit viel Rouge, in Pantoffeln und wattierter Weste, das Haar in zwei Zöpfen geflochten, spähte durch eine Tür, und die vom General beabsichtigte Überraschung war geplatzt. Kaum erblickte ihn die Dame, als sie schon zu zetern begann:

»Da ist er, dieser niedrige und hinterhältige Mensch, mein Herz hat es ja geahnt!«

»Treten wir ein, das meint sie nicht so«, raunte der General dem Fürsten zu, immer noch unschuldig lächelnd.

Aber sie meinte es durchaus so. Sobald sie durch das dunkle und niedrige Vorzimmer einen schmalen Salon betreten hatten, der mit einem halben Dutzend Rohrstühlen und zwei L'ombre-Tischen möbliert war, nahm die Hausfrau unverzüglich ihre Klagen wieder auf, mit einer routiniert weinerlichen Stimme:

»Schämst du dich nicht, schämst du dich nicht, du Barbar und Tyrann meiner Familie, du Barbar und Häretiker! Ausgeraubt hast du mich, alle Säfte ausgesogen, und bist auch noch stolz darauf. Wie lange noch muß ich dich ertragen, du

schamloser und ehrloser Mensch!«

»Marfa Borissowna! Marfa Borissowna! Hier ... Fürst Myschkin. General Iwolgin und Fürst Myschkin«, murmelte verwirrt der vor Angst bebende General.

»Glauben Sie«, wandte sich die Frau Hauptmann an den Fürsten, »glauben Sie, daß dieser schamlose Mensch nicht einmal meine verwaisten Kleinen geschont hat! Alles hat er uns geraubt, alles aus dem Haus geschleppt, alles verkauft und verpfändet, nichts hat er uns gelassen. Was soll ich mit deinen Pfandbriefen anfangen, du listiger und gewissenloser Mensch? Antworte mir doch, du Fuchs, antworte mir, du nimmersattes Herz: Wo, wo nehme ich Brot her für meine verwaisten Kinder? Und dann kommt er betrunknen hierher und kann sich kaum auf den Beinen halten ... Was habe ich getan, womit habe ich diese Strafe Gottes verdient, du schändlicher und widerwärtiger Betrüger? Antworte!«

Aber der General war nicht mehr zu beeindrucken.

»Marfa Borissowna, hier, fünfundzwanzig Rubel ... alles, was ich dank des Beistands des edelsten aller Freunde vermag. Fürst! Ich habe mich grausam getäuscht! So ist ... das Leben ... Jetzt aber ... Entschuldigung ... ich bin geschwächt ...«, fuhr der General fort, wobei er mitten im Zimmer stehenblieb und sich nach allen Seiten verneigte. »Ich bin geschwächt, Entschuldigung! Lenotschka! Ein Kissen ... mein liebes Kind!«

Lenotschka, ein achtjähriges Mädchen, holte unverzüglich ein Kissen und legte es auf das harte und schäbige Wachstuchsofa. Der General ließ sich im Begriff, noch manches zu sagen, darauf nieder, aber kaum hatte er das Sofa berührt, als er sogleich zur Seite sank, sich mit dem Gesicht zur Wand drehte und in den Schlaf des Gerechten fiel. Marfa Borissowna bot dem Fürsten mit einer zeremoniösen und kummervollen Geste einen Stuhl vor einem der L'ombre-Tische an, setzte sich ihm gegenüber, stützte die rechte Wange in die Hand und begann schweigend zu seufzen, wobei sie den

Fürsten unverwandt ansah. Drei kleine Kinder, zwei Mädchen und ein Junge, von denen Lenotschka die älteste war, traten an den Tisch, legten alle drei die Hände auf die Tischplatte und richteten ebenfalls aufmerksam ihre Blicke auf den Fürsten. In der Tür zum Nebenzimmer erschien Kolja.

»Ich bin sehr froh, daß ich Sie hier treffe, Kolja«, wandte sich der Fürst an ihn. »Vielleicht können Sie mir helfen. Ich muß unbedingt zu Nastassja Filippowna. Ich wandte mich vorhin an Ardalion Alexandrowitsch, aber nun ist er eingeschlafen. Bringen Sie mich dorthin, denn ich kenne weder die Straßen, noch den Weg zu ihr. Die Adresse übrigens kenne ich: Beim Bolschoj, Haus Mytowzowa.«

»Nastassja Filippowna? Die hat nie beim Bolschoj gewohnt, und mein Vater hat Nastassja Filippowna nie besucht, wenn Sie es wissen wollen; man kann sich nur wundern, daß Sie von ihm etwas erwartet haben. Sie wohnt in der Gegend der Wladimirskaja, bei den Fünf Ecken, das ist von hier aus viel näher. Möchten Sie gleich gehen? Jetzt ist es halb zehn. Ich will Sie gern hinbringen.«

Der Fürst und Kolja brachen sofort auf. Leider, leider hatte der Fürst kein Geld mehr für eine Droschke, sie mußten zu Fuß gehen.

»Ich wollte Sie gerade mit Ippolit bekanntmachen«, sagte Kolja, »er ist der älteste Sohn dieser Pantoffelwitwe und lag im Nebenzimmer; heute fühlte er sich schlecht und blieb den ganzen Tag im Bett. Aber er ist sehr eigen; er ist sofort eingeschnappt, und ich glaube, daß er sich vor Ihnen genierte, weil Sie ausgerechnet in einem solchen Augenblick kamen ... Bei mir ist es nicht so peinlich, weil er mein Vater ist, sie aber ist seine Mutter, und das ist ein großer Unterschied, denn dem männlichen Geschlecht geht so etwas nicht an die Ehre. Aber vielleicht ist es nur ein Vorurteil, wenn man in diesem Fall die Geschlechter verschieden beurteilt. Ippolit ist ein phantastischer Kerl, aber Sklave gewisser Vorurteile.«

»Sie sagen, er hat die Schwindsucht?«

»Ja, und es sieht so aus, als ob es besser wäre, wenn er bald sterbe. Ich an seiner Stelle würde unbedingt sterben wollen. Ihm tun seine Geschwister leid, diese Kleinen. Wenn es nur möglich wäre, wenn wir nur Geld hätten, wir würden zusammen in eine separate Wohnung ziehen und uns von unseren Familien lossagen. Das ist unser Traum. Und, wissen Sie, als ich ihm vorhin von Ihrem Zwischenfall erzählte, da hat er sich sogar geärgert und behauptet, daß jeder, der sich eine Ohrfeige gefallen läßt und sich nicht duelliert, ein Lump ist. Allerdings ist er entsetzlich reizbar, und ich diskutiere nicht mehr mit ihm. Wie ist das, Nastassja Filippowna hat Sie also gleich eingeladen?«

»Nein, das ist es ja.«

»Aber wieso gehen Sie dann hin?« rief Kolja aus und blieb sogar mitten auf dem Trottoir stehen, »und ... und auch noch in diesem Aufzug! Dort ist doch große Gesellschaft!«

»Bei Gott, ich weiß nicht, wie ich hineinkommen soll, wenn sie mich empfängt – gut, wenn nicht, dann ist die Sache verloren. Und was meinen Aufzug angeht – was soll ich machen?«

»Sache? Dann haben Sie einen Grund? Oder gehen Sie einfach so hin, pour passer le temps in ›feiner Gesellschaft?«

»Nein, eigentlich habe ich ... das heißt, ich habe einen Grund ... es fällt mir schwer, es zu erklären, aber ...«

»Nun, was für ein Grund auch immer, das steht in Ihrem Belieben, für mich ist es nur wichtig, daß Sie sich nicht aufdrängen, dieser bezaubernden Gesellschaft von Kameliendamen, Generälen und Pfandleihern. Wenn es so wäre, dann würde ich – entschuldigen Sie, Fürst – dann würde ich Sie auslachen und Sie von Stund an verachten. Hier gibt es furchtbar wenig ehrliche Menschen, so daß man sogar keinen, nicht einmal einen, achten kann. Man wird unwillkürlich hochmütig, aber alle wollen sie geachtet sein; Warja an erster Stelle. Und ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß heutzutage alle Abenteurer sind! Und zwar ausgerechnet bei uns in

Rußland, in unserem lieben Vaterland. Und wie es dazu gekommen ist – das ist mir unbegreiflich. Alles schien felsenfest gegründet, und jetzt? Alle sprechen davon, und überall wird darüber geschrieben. Und entlarvt. Bei uns wird überall entlarvt. Die Eltern sind die ersten, die den Rückzug antreten und sich ihrer früheren Moral schämen. Gerade in Moskau, da hat ein Vater seinen Sohn ermutigt, *vor gar nichts* zurückzuschrecken, wenn es um Geld geht; das ist durch die Zeitungen gegangen. Sehen Sie doch meinen General an. Was ist aus ihm geworden? Wissen Sie übrigens, ich glaube, daß mein General ein ehrlicher Mensch ist; bei Gott, so ist es! Alles nur mangelnde Ordnung und Alkohol. Bei Gott, so ist es! Schade um ihn, ich traue mich nur nicht, das laut zu sagen, weil alle darüber lachen, aber es ist schade, bei Gott! Und was ist an den anderen dran, den Schlauen? Alles Wucherer, samt und sonders. Ippolit rechtfertigt die Wucherer, er behauptet, das müsse so sein, ökonomische Erschütterung, irgendwie Ebbe und Flut, hol's der Teufel. Ich ärgere mich entsetzlich über ihn, aber er ist verbittert. Stellen Sie sich vor, seine Mutter, die Hauptmannswitwe, bekommt ihr Geld vom General und leihst es dem kurzfristig gegen hohe Prozente; entsetzlich peinlich! Und wissen Sie, daß Mama, das heißt, meine Mutter, Nina Alexandrowna, die Generalin, Ippolit mit Geld, Kleidern, Wäsche und allem anderen aushilft, und sogar auch den Kleinen, durch Ippolits Vermittlung, weil ihre Alte sie völlig vernachlässigt. Und Warja auch.«

»Sehen Sie, und Sie sagen, es gäbe keine ehrlichen und starken Menschen, und alle seien samt und sonders Wucherer. Und auf einmal sind Menschen da, die so stark sind, Ihre Mutter und Warja. Wenn man hier und unter solchen Umständen hilft, ist das etwa nicht ein Zeichen moralischer Stärke?«

»Warja tut es aus Egoismus, aus Eitelkeit, um nicht hinter der Mutter zurückzustehen; aber maman ist tatsächlich ... ich

achte sie dafür ... Ja, ich achte und bejahe das. Sogar Ippolit fühlt es, obwohl er fast ganz verstockt ist. Anfangs höhnte er und glaubte, das sei von meiner Mutter eine Gemeinheit, inzwischen aber beginnt er gelegentlich etwas zu fühlen. Hm! Sie halten das also für Stärke! Werde ich mir merken. Ganja weiß nichts davon, der würde es für Willfährigkeit halten.«

»Ganja weiß also nichts davon? Ganja weiß, scheint es, noch vieles nicht«, sagte der Fürst gedankenverloren.

»Wissen Sie, Fürst, Sie gefallen mir sehr. Ich muß immer wieder an den Zwischenfall von vorhin denken!«

»Und Sie gefallen mir auch sehr, Kolja.«

»Hören Sie, wie beabsichtigen Sie, hier zu wohnen? Ich werde bald eine Beschäftigung finden und etwas verdienen, lassen Sie uns drei, ich, Sie und Ippolit, zusammenziehen und eine gemeinsame Wohnung mieten; und der General darf uns besuchen.«

»Mit dem größten Vergnügen. Aber wir wollen erst weitersehen. Ich bin jetzt sehr ... sehr zerstreut! Wie? Wir sind schon da? In diesem Haus ... Was für ein prächtiger Eingang! Und ein Portier, Kolja, ich weiß nicht, was daraus wird.«

Der Fürst stand wie verloren da.

»Morgen müssen Sie mir alles erzählen! Seien Sie nicht so ängstlich! Gebe Gott, Sie haben Erfolg, denn ich teile alle Ihre Überzeugungen! Adieu. Ich will wieder zurück und Ippolit alles berichten. Daß man Sie empfangen wird, steht außer Zweifel, Sie brauchen nichts zu befürchten! Sie ist schrecklich originell. Die Treppe hinauf, erster Stock, der Portier zeigt es Ihnen.«

XIII

Als der Fürst die Treppe hinaufging, war er in höchster Unruhe und versuchte mit aller Kraft, seine Mutlosigkeit zu

bekämpfen. „Das Schlimmste wäre“, dachte er, „daß man mich nicht empfängt und Übles von mir denkt, oder daß man mich möglicherweise empfängt, um mir ins Gesicht zu lachen ... Ach, was ist schon dabei!“ Und in der Tat, nicht dies war seine schlimmste Befürchtung, sondern die Frage: „Was soll ich dort tun? Wozu gehe ich hin?“ Auf diese Fragen fand er überhaupt keine Antwort. Sogar wenn sich eine günstige Gelegenheit bieten würde, um Nastassja Filippowna zu sagen: „Sie dürfen diesen Mann nicht heiraten und sich zugrunde richten, er liebt Sie nicht, sondern er liebt nur Ihr Geld, er hat es mir selbst gesagt, und Aglaja Jepantschina hat es mir auch gesagt, und ich bin gekommen, um es Ihnen zu sagen“, so wäre das in jeder Hinsicht kaum das Richtige. Es gab da noch eine ungelöste Frage, eine so fundamentale, daß der Fürst sich sogar fürchtete, an sie zu denken, sie sich selber einzustehen, geschweige denn in Worte zu fassen, und beim leisesten Gedanken an sie sogar zitternd errötete. Aber zu guter Letzt, ungeachtet all dieser Befürchtungen und Zweifel, trat er doch ein und bat, ihn bei Nastassja Filippowna zu melden.

Nastassja Filippownas Wohnung war nicht sehr groß, aber wirklich prachtvoll eingerichtet. In diesen fünf Jahren ihres Petersburger Lebens hatte es eine Zeit gegeben, ganz zu Anfang, da Afanassij Iwanowitsch, wenn es um sie ging, nichts zu teuer war; damals hatte er noch mit ihrer Liebe gerechnet und beabsichtigt, sie zu betören, vor allem durch Komfort und Luxus, weil er wußte, wie leicht Luxus zur lieben Gewohnheit wird und wie schwer diese Gewohnheit zu überwinden ist, wenn der Luxus nach und nach unentbehrlich wird. In dieser Hinsicht hatte Tozkij den alten, bewährten Anschauungen die Treue gehalten, ohne von ihnen im mindesten abzuweichen, und hatte ohne Einschränkung auf die unbezwingliche Macht sinnlicher Reize gebaut. Nastassja Filippowna lehnte Luxus nicht ab, sie liebte ihn sogar, aber – und das war außerordentlich merkwürdig – sie ließ sich da-

von nicht im leisesten korrumpern, als könnte sie jederzeit darauf verzichten; sie hatte sogar nicht einmal unterlassen, dies wiederholt zu äußern, was Tozkij stets unangenehm berührte. Übrigens gab es vieles an Nastassja Filippowna, was Afanassij Iwanowitsch unangenehm berührte (und was er mit der Zeit sogar als verachtenswert empfand). Ganz zu schweigen davon, daß jene Sorte Menschen, mit denen sie verkehrte, was doch soviel hieß, daß sie mit ihnen aus Neigung verkehrte, sich durch absolute Stillosigkeit auszeichnete, traten bei ihr auch noch manche andere, völlig befremdliche Neigungen zutage: Man nahm an ihr in zunehmendem Maße eine barbarische Mischung zweier Geschmacksrichtungen wahr, eine Fähigkeit, sich mit Dingen und Hilfsmitteln zu umgeben und zu begnügen, deren bloße Existenz ein anständiger und hochentwickelter Mensch sich kaum vorstellen wird. In der Tat, wenn Nastassja Filippowna, zum Beispiel, eine entzückende und stilvolle Unwissenheit verraten hätte, wenn sie beispielsweise nicht gewußt hätte, daß die Bäuerinnen keine Batistwäsche wie sie selbst trugen, dann wäre Afanassij Iwanowitsch vermutlich damit außerordentlich zufrieden gewesen. Ursprünglich hatte Nastassja Filippownas gesamte Erziehung solche Resultate angestrebt, das heißt, nach Tozkijs Programm, der auf diesem Gebiet über profunde Kenntnisse verfügte; aber, o weh!, die Resultate fielen ganz anders aus. Ungeachtet dessen war und blieb ein Etwas in Nastassja Filippowna, das hin und wieder durch eine ihm innenwohnende Kraft, durch ungewöhnliche und hinreißende Originalität in Erstaunen setzte und ihn sogar jetzt noch in ihren Bann schlug, obwohl seine früheren Pläne samt und sonders gescheitert waren.

Dem Fürsten öffnete ein Dienstmädchen (Nastassja Filippowna hielt sich ausschließlich weibliche Bedienung), das zu seinem Erstaunen seine Bitte, ihn zu melden, ohne jedes Befremden entgegennahm. Weder seine schmutzigen Stiefel, noch der breitkrempige Hut, der ärmellose Mantel oder seine

verlegene Miene erregten irgendwelche Bedenken. Sie half ihm, sich seines Mantels zu entledigen, forderte ihn auf, im Empfangszimmer zu warten, und ging sogleich, um ihn zu melden.

Die Gesellschaft, die sich bei Nastassja Filippowna versammelt hatte, bestand aus ihren gewöhnlich und häufig gesehenen Gästen. Sie war sogar wesentlich kleiner im Vergleich zu den früheren Einladungen zu diesem Festtag. Es waren erschienen, zunächst und vor allen anderen, Afanassij Iwanowitsch Tozkij und Iwan Fjodorowitsch Jepantschin; beide sehr aufgeräumt, aber beide in einer gewissen heimlichen Unruhe und einer kaum verhohlenen Erwartung der zugesicherten Erklärung bezüglich Ganjas. Ganja selbst war natürlich auch anwesend, ebenfalls sehr nachdenklich, sogar düster, fast »unliebenswürdig«, er stand abseits, möglichst fern, und schwieg. Er hatte sich nicht entschließen können, Warja mitzubringen, aber Nastassja Filippowna vermißte sie auch nicht; dagegen kam sie, sobald sie Ganja begrüßt hatte, auf die Szene zu sprechen, die sich am Vormittag zwischen ihm und dem Fürsten abgespielt hatte. Der General, der noch nichts davon wußte, wurde neugierig. Darauf berichtete Ganja trocken und zurückhaltend, aber vollkommen aufrichtig von dem Zwischenfall am Vormittag und auch, wie er den Fürsten aufgesucht und um Verzeihung gebeten hatte. Dabei brachte er mit einem Feuer zum Ausdruck, daß, obwohl der Fürst befremdlicherweise und Gott wisse, warum, ein »Idiot« genannt würde, er selbst eine völlig entgegengesetzte Meinung von ihm habe und daß dieser Mann bestimmt »weiß, was er will«. Nastassja Filippowna hörte sich diese Meinung mit großer Aufmerksamkeit an, wobei sie Ganja neugierig beobachtete, aber die Unterhaltung ging sofort auf Rogoschin über, der bei den Ereignissen des Vormittags eine so entscheidende Rolle gespielt hatte und für den sich Afanassij Iwanowitsch und Iwan Fjodorowitsch ebenfalls außerordentlich interessierten. Nun stellte es sich

heraus, daß Ptizyn, der fast bis neun Uhr abends in Rogoschins Angelegenheit mit ihm unterwegs gewesen war, ganz besondere Neuigkeiten über ihn zu berichten wußte. Rogoschin habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um heute noch hunderttausend Rubel in bar aufzutreiben. »Freilich, er war betrunken«, fügte Ptizyn hinzu, »aber die hunderttausend werden sie ihm wohl beschaffen, so schwierig es auch ist, ich weiß nur nicht, ob noch heute nacht und ob alles; aber viele haben sich beteiligt, Kinder, Trepalow, Biskup; er zahlt jeden Zins, natürlich alles im Rausch und in der ersten Freude ...«, schloß er. Alle diese Nachrichten wurden mit Interesse aufgenommen, zum Teil mit düsterem; Nastassja Filippowna schwieg, offensichtlich wünschte sie nicht, sich zu äußern; Ganja ebenso, General Jepantschin war insgeheim fast am meisten besorgt; die Perlen, die er bereits vormittags überreicht hatte, waren mit einer Freundlichkeit angenommen worden, die gar zu kühl war, sogar mit einem vieldeutigen Lächeln. Ferdystschenko war der einzige unter den Gästen, der sich in der allerlustigsten und festlichsten Stimmung befand und von Zeit zu Zeit aus unerfindlichen Gründen in lautes Gelächter ausbrach, wohl nur deshalb, weil er die Rolle des Narren übernommen hatte. Selbst Afanassij Iwanowitsch, der im Ruf eines feinsinnigen und geistreichen Erzählers stand und früher an solchen Abenden die Unterhaltung beherrscht hatte, war offensichtlich verstimmt und ließ sogar eine an ihm ungewohnte Verlegenheit merken. Die anderen, übrigens nicht zahlreichen Gäste (ein kümmerlicher alter Lehrer, Gott weiß weshalb eingeladen, ein völlig unbekannter und sehr junger Mann, furchtbar schüchtern, der die ganze Zeit schwieg, eine resolute Dame von etwa vierzig Jahren, Schauspielerin, und eine außerordentlich schöne, außerordentlich gut und teuer gekleidete, ungewöhnlich wortkarge junge Dame) waren nicht in der Lage, etwas zur Belebung der Unterhaltung beizutragen, sondern schienen mitunter kaum zu wissen,

was sie überhaupt sagen sollten.

Deshalb war das Erscheinen des Fürsten sogar willkommen. Als er gemeldet wurde, war man allgemein erstaunt und lächelte vielsagend, besonders, da die erstaunte Miene Nastassja Filippownas erkennen ließ, daß sie nicht daran gedacht hatte, ihn einzuladen. Aber auf dieses Erstaunen folgte plötzlich eine so große Freude, daß die meisten sogleich bereit waren, den unverhofften Gast mit Gelächter und Heiterkeit zu empfangen.

»Das liegt natürlich an seiner Naivität«, entschied Iwan Fjodorowitsch Jepantschin, »jedenfalls ist es nicht ungefährlich, solcher Art Neigungen zu fördern, aber im Augenblick ist es keineswegs ungünstig, daß er hier auftaucht, und noch dazu auf so originelle Weise: Er wird uns vielleicht unterhalten, soweit ich mir ein Bild von ihm machen kann.«

»Um so mehr, da er sich aufgedrängt hat!« ließ sich augenblicklich Ferdystschenko vernehmen.

»Und was folgt daraus?« fragte trocken der General, der Ferdystschenko nicht ausstehen konnte.

»Daraus folgt, daß er für den Eintritt bezahlen muß«, erklärte dieser.

»Na ja, Fürst Myschkin ist immerhin kein Ferdystschenko«, entfuhr es dem General, der sich immer noch nicht mit dem Gedanken ausgesöhnt hatte, sich mit einem Ferdystschenko als seinesgleichen in ein und derselben Gesellschaft zu befinden.

»Oh, mein General, haben Sie Nachsicht mit Ferdystschenko!« erwiderte dieser grinsend, »ich genieße Sonderrechte.«

»Was verstehen Sie unter Sonderrechten?«

»Letztes Mal hatte ich die Ehre, dies vor der ehrenwerten Gesellschaft zu erläutern; aber für Eure Exzellenz wiederhole ich es noch einmal. Eure Exzellenz mögen bedenken: Jedermann hat Witz, ich aber habe keinen Witz. Ich habe darum gebeten und auch die Erlaubnis erhalten, als Ausgleich dafür

die Wahrheit zu sagen, da bekanntlich nur derjenige die Wahrheit sagt, der keinen Witz hat. Außerdem bin ich ein sehr rachsüchtiger Mensch, ebenfalls deshalb, weil ich keinen Witz habe. Ich ertrage demütig jede Beleidigung, aber nur bis zum ersten Mißgeschick des Beleidigers; beim ersten Mißgeschick erinnere ich mich sofort daran und räche mich sofort auf irgendeine Weise, ich schlage nach ihm aus, wie Iwan Petrowitsch Ptizyn, der selbstverständlich niemals nach jemandem ausschlagen würde, bei Gelegenheit von mir sagte. Kennen Eure Exzellenz die Fabel von Krylow: »Der Löwe und der Esel?« Na also, da sind wir ja beide, der hat über uns geschrieben.«

»Ich glaube, Sie wissen einmal mehr nicht, was Sie reden, Ferdystschenko!« brauste der General auf.

»Aber was haben Euer Exzellenz?« Ferdystschenko nahm sofort den Faden auf, weil er es darauf angelegt hatte, irgend etwas aufzugreifen und in die Länge zu ziehen. »Euer Exzellenz brauchen sich keine Sorgen zu machen, ich kenne meinen Platz: Und wenn ich sage, daß wir beide Löwe und Esel aus Krylows Fabel sind, so übernehme ich selbstverständlich die Rolle des Esels, und Euer Exzellenz sind der Löwe, ganz, wie es in Krylows Fabel heißt:

»Dem mächt'gen Leu, der Wälder Herrscher,
Schwand altershalber alle Kraft .«

Und ich, Euer Exzellenz, ich bin der Esel.«

»Letzteres kann ich bestätigen«, entschlüpfte es unvorsichtigerweise dem General.

All das war freilich plump und gewollt, aber es war nun einmal üblich, Ferdystschenko die Rolle des Narren spielen zu lassen.

»Aber ich werde doch hier nur deshalb geduldet und empfangen!« hatte Ferdystschenko einmal ausgerufen, »damit ich hier solche Reden führe. Ist es denn überhaupt möglich, so

jemand wie mich zu empfangen? Ich sehe es ja ein. Ist es denn möglich, einen Ferdystschenko neben einen so piekfeinen Gentleman wie Afanassij Iwanowitsch zu setzen? Es gibt nur eine einzige Erklärung: Man setzt mich deshalb auf diesen Platz, weil so etwas unvorstellbar ist.«

Wenn es auch plump war, so war es immerhin gelegentlich auch bissig, manchmal sogar sehr bissig, und das war es auch, was Nastassja Filippowna zu gefallen schien. Wer durchaus in ihrem Haus zu verkehren wünschte, dem blieb nichts anderes übrig, als Ferdystschenko zu ertragen. Er hatte vielleicht ins Schwarze getroffen mit der Annahme, man empfinge ihn deshalb, weil er seit seinem ersten Besuch für einen Tozkij untragbar war. Auch Ganja hatte eine ganze qualvolle Unendlichkeit lang unter ihm gelitten, und in dieser Hinsicht hatte es Ferdystschenko verstanden, sich Nastassja Filippowna nützlich zu machen.

»Kommt ein Fürst in unseren Kreis, singt ein Lied als Eintrittspreiss«, deklamierte Ferdystschenko abschließend und schielte abwartend zu Nastassja Filippowna hinüber.

»Das glaube ich nicht, Ferdystschenko, und ich bitte, sich nicht so zu ereifern«, sagte sie trocken.

»Aha! Wenn er besondere Protektion genießt, dann werde ich mit mehr Nachsicht ...?«

Aber Nastassja Filippowna war schon aufgestanden und, ohne auf ihn zu hören, dem Fürsten entgegengegangen.

»Ich habe es sehr bedauert«, sagte sie, als sie plötzlich vor ihm stand, »daß ich heute vormittag vor lauter Eile vergaß, Sie einzuladen, und freue mich sehr, daß Sie mir jetzt Gelegenheit geben, mich bei Ihnen zu bedanken und Ihren Entschluß zu loben.«

Während sie sprach, ließ sie ihren forschenden Blick auf dem Fürsten ruhen, offensichtlich bemüht, für sein Erscheinen eine Erklärung zu finden.

Vielleicht hätte der Fürst irgend etwas auf ihre liebenswürdigen Worte erwidert, wenn er nicht so geblendet und

überwältigt gewesen wäre, daß er nicht einen einzigen Laut hervorbringen konnte. Nastassja Filippowna stellte es mit Vergnügen fest. An diesem Abend war sie in großer Toilette und machte einen überwältigenden Eindruck. Sie nahm ihn bei der Hand und wollte ihn zu den Gästen führen. Kurz vor der Tür zum Salon blieb der Fürst plötzlich stehen und flüsterte ihr in ungewöhnlicher Erregung hastig zu:

»An Ihnen ist alles vollkommen ... Sogar, daß Sie mager und blaß sind ... man möchte Sie sich gar nicht anders vorstellen ... Ich habe mir so sehr gewünscht, bei Ihnen zu sein ... ich ... entschuldigen Sie ...«

»Sie müssen sich nicht entschuldigen«, sagte Nastassja Filippowna lachend, »das zerstört alles Seltsame und Originelle. Aber es trifft wohl zu, daß Sie ein seltsamer Mensch sind, wie man von Ihnen erzählt. Sie halten mich also für vollkommen, ja?«

»Ja.«

»Sie sind zwar ein Meister im Erraten, aber jetzt haben Sie sich getäuscht. Ich werde Sie heute noch daran erinnern«

Sie stellte den Fürsten ihren Gästen vor, deren größerer Hälfte er bereits bekannt war. Tozkij sagte sofort eine Artigkeit. Alle schienen sich etwas zu beleben, alle begannen durcheinander zu sprechen und zu lächeln. Nastassja Filippowna wies dem Fürsten den Platz an ihrer Seite an.

»Aber was ist eigentlich am Erscheinen des Fürsten so verwunderlich?« rief Ferdystschenko lauter als alle anderen. »Die Sache ist doch klar, die Sache spricht doch für sich selbst!«

»Ja, die Sache ist viel zu klar und spricht viel zu deutlich für sich selbst«, fiel plötzlich Ganja ein, der bislang geschwiegen hatte. »Ich habe den Fürsten heute fast ununterbrochen beobachtet, von dem Augenblick an, als er am Vormittag zum ersten Mal Nastassja Filippownas Portrait zu sehen bekam, auf dem Tisch, bei Iwan Fjodorowitsch. Ich weiß noch sehr gut, daß ich damals schon das dachte, wovon ich

jetzt vollkommen überzeugt bin und was mir der Fürst übrigens selbst gestanden hat.«

Während er sprach, war Ganja außerordentlich ernst geblieben, ohne den leisesten Anflug von Scherz, sogar finster, was einen einigermaßen sonderbaren Eindruck machte.

»Ich habe Ihnen keine Geständnisse gemacht«, antwortete der Fürst errötend. »Ich habe nur auf Ihre Frage geantwortet.«

»Bravo, bravo!« schrie Ferdystschenko, »wenigstens aufrichtig, schlau und aufrichtig!«

Alle lachten.

»Schreien Sie nicht so, Ferdystschenko«, sagte Ptizyn angewidert.

»Ich hatte von Ihnen solche Courage gar nicht erwartet, Fürst«, sagte Iwan Fjodorowitsch, »na, wissen Sie, das wagt nicht jeder. Und ich hielt Sie für einen Philosophen. Jaja, diese stillen Wasser!«

»In Anbetracht dessen, daß der Fürst bei einem unschuldigen Scherz wie ein unschuldiges junges Mädchen errötet, komme ich zu dem Schluß, daß er als edler Jüngling in seinem Herzen die läblichsten Absichten nährt«, ließ sich plötzlich und völlig unerwartet der zahnlose und bis zu diesem Augenblick stumme siebzigjährige Schulmeister nuschelnd vernehmen, von dem niemand erwartet hatte, daß er an diesem Abend auch nur ein Wort über die Lippen bringen würde. Alle lachten noch lauter. Der kleine alte Mann, wohl in der Meinung, man freue sich an seinem Scharfsinn, brach beim Anblick der Gesellschaft ebenfalls in Lachen aus, das mit einem grausamen Hustenanfall endete, so daß Nastassja Filippowna, die aus irgendeinem Grunde eine außerordentliche Vorliebe für solche originellen Greise, Greisinnen und sogar Irren hatte, ihn sofort mit Zärtlichkeiten überschüttete, küßte und ihm eine weitere Tasse Tee reichen ließ. Dem bedienenden Mädchen befahl sie, ihr die Mamille zu brin-

gen, in die sie sich sofort einhüllte, und Holz im Kamin nachzulegen. Auf ihre Frage, wie spät es sei, antwortete das Mädchen, es sei schon halb elf.

»Herrschäften, wünschen Sie vielleicht Champagner?« fragte plötzlich Nastassja Filippowna. »Er ist bereitgestellt, vielleicht wird es dann lustiger. Bitte keine Zeremonien!«

Die Aufforderung zum Trinken, noch dazu in solch naiver Form aus dem Munde Nastassja Filippownas, wirkte befremdlich. Allen war der wohlstanidige Ton ihrer früheren Gesellschaften bekannt. Alles in allem wurde der Abend zunehmend heiterer, aber nicht in der gewohnten Weise. Gegen den Champagner jedoch hatte keiner etwas einzubinden, weder der General noch die resolute Dame, noch der alte Schulmeister, noch Ferdystschenko und auch nicht die übrigen. Tozkij nahm ebenfalls einen Kelch, vielleicht auch in der Hoffnung, den angeschlagenen neuen Ton zu harmonisieren, indem er sie, so gut es ging, als einen launigen Einfall behandelte. Ganja allein rührte den Champagner nicht an. Die sonderbaren, gelegentlich sehr brüsken und raschen Äußerungen Nastassja Filippownas, die sich ebenfalls für Champagner entschieden und angekündigt hatte, sie wolle heute abend drei Kelche leeren, ihr hysterisches und grundloses Lachen, das plötzlich mit stummer und sogar düsterer Nachdenklichkeit wechselte, waren tatsächlich einigermaßen verwirrend. Einige vermuteten, sie habe Fieber; endlich fiel allen auf, daß auch sie auf etwas zu warten schien, immer wieder nach der Uhr sah und zunehmend ungeduldig und zerstreut wurde.

»Haben Sie nicht leichtes Fieber?« erkundigte sich die resolute Dame.

»Hohes sogar, kein leichtes, deshalb habe ich ja auch die Mamille umgelegt«, antwortete Nastassja Filippowna, die in der Tat blasser geworden war und immer wieder gegen starken Schüttelfrost anzukämpfen schien.

Eine Bewegung ging durch die beunruhigten Gäste.

»Sollten wir nicht unserer Gastgeberin Ruhe gönnen?« fragte Tozkij mit einem Blick auf Iwan Fjodorowitsch.

»Keineswegs, meine Herrschaften. Ich bitte Sie ausdrücklich darum, zu bleiben. Ihre Gegenwart ist für mich gerade heute absolut notwendig«, erklärte Nastassja Filippowna plötzlich eindringlich und mit besonderer Betonung. Und da inzwischen fast alle Gäste davon unterrichtet waren, daß an diesem Abend eine sehr wichtige Entscheidung getroffen werden sollte, hinterließen diese Worte eine außerordentliche Wirkung. Der General und Tozkij warfen einander abermals einen Blick zu. Ganja zuckte zusammen.

»Wie wäre es, wenn wir es mit einem petit jeu versuchten?« fragte die resolute Dame.

»Ich weiß ein hervorragendes neues petit jeu«, Ferdystschenko ging sofort darauf ein, »es hat wenigstens den Vorzug, daß es seit Bestehen der Welt nur ein einziges Mal gespielt wurde und auch da mißglückte.«

»Wie geht es denn?« fragte die resolute Dame.

»Wir saßen einmal zusammen, eine ganze Gesellschaft, ziemlich angeheitert, muß man sagen, da machte plötzlich jemand den Vorschlag, daß jeder von uns, ohne sich von der Tafel zu erheben, etwas aus seinem Leben erzählen sollte, und zwar das, was er selbst ehrlich und aufrichtig für die schlechteste von allen schlechten Taten seines Lebens hielt, aber unter der Bedingung, daß er aufrichtig erzählt, Haupt- sache, daß er aufrichtig ist und nicht lügt.«

»Ein merkwürdiger Gedanke«, sagte der General.

»Sonderbarer geht's nicht, Euer Exzellenz, aber das ist es ja gerade ...«

»Komischer Gedanke«, sagte Tozkij, »übrigens verständlich: eine Prahlgerei besonderer Art.«

»Vielleicht war es gerade darauf angelegt, Afanassij Iwanowitsch?«

»Es ist ja eher zum Weinen als zum Lachen, ein solches petit jeu«, meinte die resolute Dame.

»Etwas völlig Unmögliches und Absurdes«, ließ sich Ptizyn vernehmen.

»Und ist es geglückt?« fragte Nastassja Filippowna.

»Das ist es ja eben, daß es nicht geglückt ist, das Spiel nahm ein trauriges Ende, alle erzählten tatsächlich dies und das, viele wahrheitsgemäß, und stellen Sie sich vor, manche sogar mit Vergnügen, dann aber wurde es allen peinlich, sie hielten nicht durch! Alles in allem war es durchaus amüsant, das heißt, in seiner Art.«

»Das wäre das Richtige, wirklich!« bemerkte Nastassja Flippowna, die sich plötzlich belebte. »Wirklich, wir sollten es versuchen, Herrschaften! Wir sind nicht besonders guter Laune, das stimmt. Wie wäre es, wenn jeder von uns sich bereit erklärte, etwas zu erzählen ... in dieser Art ... selbstverständlich nur aus freien Stücken, ganz nach Belieben, nicht wahr? Vielleicht halten wir durch? Jedenfalls ist es schrecklich originell.«

»Eine geniale Idee!« pflichtete Ferdystschenko bei. »Den Damen ist die Teilnahme natürlich freigestellt, die Herren machen den Anfang; die Reihenfolge wird durch das Los bestimmt, genauso wie damals! Unbedingt, unbedingt! Wer es durchaus nicht will, der braucht selbstverständlich nicht zu erzählen, aber kann man denn so unliebenswürdig sein? Ihre Lose, meine Herrschaften, hier zu mir, in meinen Hut, der Fürst soll ziehen. Die Aufgabe, die schlechteste Tat seines Lebens zu erzählen, ist ganz einfach – furchtbar einfach, meine Herrschaften! Sie werden es sehen. Und dem, der sie vergessen haben sollte, dem werde ich sofort auf die Sprünge helfen!«

Die Idee behagte keinem. Einige runzelten die Stirn, andere lächelten hintergründig. Manche protestierten, aber in Maßen, zum Beispiel Iwan Fjodorowitsch, der Nastassja Filippowna nicht widersprechen mochte und dem auffiel, wie sehr sie von diesem merkwürdigen Gedanken fasziniert war. In ihren Wünschen war Nastassja Filippowna immer

rücksichtslos und ungestüm, wenn sie sich einmal entschlossen hatte, sie auszusprechen, auch wenn es sich dabei um Launen und sogar für sie selbst völlig nutzlose Wünsche handelte. Auch jetzt gebärdete sie sich fast hysterisch, konnte nicht stillhalten und lachte kramphaft, besonders über die Einwände des aufgeschreckten Tozkij. Ihre dunklen Augen funkelten, zwei rote Flecken zeigten sich auf ihren bleichen Wangen. Der verdrossene und angewiderte Ausdruck auf den Gesichtern einiger Gäste hatte ihren höhnischen Wunsch möglicherweise noch angestachelt; vielleicht gefiel ihr gerade das Zynische und Grausame dieser Idee. Einige Anwesende waren fest davon überzeugt, daß sie damit etwas Besonderes bezweckte. Übrigens stimmte einer nach dem anderen zu: Auf alle Fälle war es außerordentlich interessant und für manche sogar sehr verlockend. Ferdystschenko war aufgeregter als alle anderen.

»Aber wenn es etwas ist, das man unmöglich erzählen kann ... in Gegenwart von Damen?« fragte schüchtern der schweigsame junge Mann.

»Dann brauchen Sie es nicht zu erzählen; als ob es sonst nicht genug schlechte Taten gäbe«, antwortete Ferdystschenko, »ach, mein lieber, braver Junge!«

»Und ich weiß einfach nicht, welche meiner Taten ich für die schlechteste halten soll«, warf die resolute Dame ein.

»Die Damen sind von der Erzählpflicht befreit«, wiederholte Ferdystschenko, »aber eben nur von der Pflicht. Freiwillige Inspiration jedoch wird dankbarst begrüßt. Auch die ausgesprochen erzählunwilligen Herren können befreit werden.«

»Und wie will man beweisen, daß ich nicht lüge?« fragte Ganja. »Denn wenn ich lüge, verliert das Spiel seinen ganzen Sinn. Und wer wird nicht lügen? Jeder wird unvermeidlich lügen.«

»Aber schon das ist spannend, wie der Mensch lügt, du, Ganetschka, brauchst überhaupt nicht zu befürchten, du

würdest lügen, denn deine schlechteste Tat ist ohnehin allgemein bekannt. Stellen Sie sich nur vor, meine Herrschaften«, rief Ferdystschenko plötzlich in einer Art von Begeisterung, »stellen Sie sich nur vor, mit was für Augen wir einander danach ansehen werden, morgen, zum Beispiel, nach dem Erzählen!«

»Ist es möglich? Ist es wirklich Ihr Ernst, Nastassja Filippowna?« fragte Tozkij würdevoll.

»Fürchtest du den Wolf, geh nicht in den Wald!« antwortete Nastassja Filippowna lächelnd.

»Aber erlauben Sie, Herr Ferdystschenko, läßt sich damit überhaupt ein petit jeu arrangieren?« fuhr Tozkij fort, dessen Unruhe sichtlich zunahm, »ich versichere Ihnen, daß solche Versuche niemals gelingen; Sie sagten doch selbst, daß es schon einmal nicht geglückt ist.«

»Was heißt nicht geglückt? Habe ich doch damals erzählt, wie ich drei Rubel gestohlen habe, habe mich einfach entschlossen und erzählt!«

»Nehmen wir es an. Aber es war Ihnen doch wohl kaum möglich, so zu erzählen, daß es der Wahrheit nahekam und daß Ihnen geglaubt wurde? Gawrla Ardalionowitsch hat mit seiner Bemerkung völlig recht, daß beim ersten falschen Ton das Spiel seinen Sinn verliert. In einem solchen Fall ist Wahrheit nur zufällig möglich, in einem Anfall von Prahlelei, von allerschlechtestem Geschmack, der hier unvorstellbar und völlig deplaziert wäre.«

»Aber was sind Sie doch für ein taktvoller Mensch, Afanassij Iwanowitsch! Sogar mich bringen Sie zum Staunen!« rief Ferdystschenko. »Stellen Sie sich vor, meine Herrschaften, mit seiner Bemerkung, daß ich von meinem Diebstahl unmöglich so hätte erzählen können, daß es der Wahrheit entsprochen hätte, will Afanassij Iwanowitsch, obwohl er im stillen durchaus davon überzeugt sein dürfte, daß Ferdystschenko ohne weiteres hätte stehlen können, auf die taktvollste Weise andeuten (denn es wäre unschicklich, es

laut auszusprechen), daß ich in Wirklichkeit niemals hätte stehlen können! Aber nun, meine Herrschaften, zur Sache, die Lose sind alle beisammen, und auch Sie, Afanassij Iwanowitsch, haben Ihr Los hineingelegt, folglich verzichtet keiner aufs Erzählen! Fürst, ziehen Sie das erste Los!«

Der Fürst steckte schweigend die Hand in den Hut und zog das erste Los – Ferdystschenkos, das zweite – Ptizyns, das dritte – des Generals, das vierte – Afanassij Iwanowitschs, das fünfte – sein eigenes, das sechste – Ganjas, und so weiter. Die Damen hatten keine Lose abgegeben.

»Oh, mein Gott, wie schade!« rief Ferdystschenko aus, »und ich habe gehofft, der Fürst käme als erster an die Reihe und der General als zweiter. Aber nun folgt mir, Gott sei Dank, wenigstens Iwan Petrowitsch, und das wird mein Lohn sein. Meine Herrschaften, ich bin selbstverständlich verpflichtet, mit gutem Beispiel voranzugehen, muß aber in diesem Augenblick nichts tiefer bedauern, als daß ich so unbedeutend bin und mich durch so gar nichts auszeichne; ich habe sogar den bescheidensten Dienstrang, was kann also daran interessant sein, daß Ferdystschenko schlecht gehandelt hat? Und was kann als meine schlechteste Tat gelten? Ein *embarras de richesse*. Ich könnte höchstens wieder vom Stehlen erzählen, um Afanassij Iwanowitsch davon zu überzeugen, daß man stehlen kann, ohne ein Dieb zu sein.«

»Sie überzeugen mich auch davon, Herr Ferdystschenko, daß man tatsächlich ein an Verzückung grenzendes Vergnügen empfinden kann, indem man von den eigenen schmutzigen Taten erzählt, selbst wenn niemand danach fragt ... Übrigens ist es ... Pardon, Herr Ferdystschenko.«

»Fangen Sie an, Ferdystschenko! Sie reden entsetzlich viel Überflüssiges und finden kein Ende!« befahl Nastassja Filippowna gereizt und ungeduldig.

Allen fiel auf, daß sie nach den Lachanfällen von vorhin plötzlich mürrisch, gereizt und sogar düster geworden war; nichtsdestoweniger bestand sie hartnäckig und despotisch auf

ihrer unmöglichen Laune. Afanassij Iwanowitsch litt unsäglich. Außerdem war er wütend auf Iwan Fjodorowitsch: Dieser saß beim Champagner, als wäre nichts geschehen, und schien sogar bereit zu erzählen, sobald er an die Reihe käme.

XIV

»Mir mangelt es an Witz, Nastassja Filippowna, darum schwatze ich auch zuviel!« rief Ferdystschenko als Auftakt zu seiner Erzählung. »Hätte ich nämlich so viel Witz wie Afanassij Iwanowitsch oder Iwan Petrowitsch, dann würde ich heute dasitzen und immerzu schweigen, eben wie Afanassij Iwanowitsch und Iwan Petrowitsch. Fürst, gestatten Sie mir die Frage, was Sie davon halten: Mir scheint, daß es auf der Welt viel mehr Diebe gibt als Nicht-Diebe und daß sogar unter den ehrlichsten Menschen kein einziger ist, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben etwas gestohlen hätte.

Das ist meine Idee, die mich übrigens keineswegs schließen läßt, daß alle Menschen ausnahmslos Diebe sind, ob-schon ich, bei Gott, gelegentlich ums Leben gern diesen Schluß gezogen hätte. Was halten Sie davon?«

»Pfui, wie dumm Sie erzählen!« tadelte Darja Alexejewna. »Und was ist das für ein Unsinn, das kann doch nicht sein, daß alle Menschen irgend etwas gestohlen haben, ich habe noch nie etwas gestohlen.«

»Sie werden noch nie etwas gestohlen haben, Darja Alexejewna; aber was wird uns der Fürst sagen, der plötzlich bis über die Ohren rot geworden ist?«

»Ich glaube, daß Sie recht haben, nur übertreiben Sie sehr«, sagte der Fürst, der tatsächlich aus irgendeinem Grunde errötet war.

»Und Sie selbst, Fürst, haben Sie nie etwas gestohlen?«

»Ba! Lächerlich! Überlegen Sie, was Sie reden, Herr Fer-

dystschenko!« mahnte der General.

»Ganz einfach, wenn es soweit ist, genieren Sie sich auf einmal zu erzählen und hängen sich an den Fürsten, weil er sich nicht wehren kann«, fuhr ihn Darja Alexejewna an.

»Ferdystschenko, Sie sollen entweder erzählen oder schweigen und uns nicht belästigen. Sie mißbrauchen unsere Geduld«, sagte Nastassja Filippowna scharf und ärgerlich.

»Sofort, Nastassja Filippowna; aber wenn schon der Fürst gesteht – ich gehe davon aus, daß der Fürst so gut wie gestanden hat –, was müßte dann, zum Beispiel, irgendein anderer (ohne Namen zu nennen) erzählen, wenn er es sich einfallen ließe, einmal die Wahrheit zu sagen? Was nun mich angeht, meine Herrschaften, so gibt es nicht viel zu berichten: Alles ist sehr einfach und dumm und scheußlich. Aber ich versichere Ihnen, daß ich kein Dieb bin; und ich habe gestohlen, ohne zu wissen, warum. Es war im vorletzten Jahr, auf der Datscha von Semjon Iwanowitsch Istschenko, an einem Sonntag. Zum Mittagessen kamen Gäste. Nach dem Essen blieben die Herren bei einem Glas Wein sitzen. Ich hatte den Einfall, Marja Semjonowna, seine Tochter, eine junge Dame, zu bitten, uns etwas auf dem Klavier vorzuspielen. Ich komme in das Eckzimmer, auf dem Nähtischchen Marja Iwanownas liegen drei Rubel, ein grüner Schein: Sie hatte ihn bereitgelegt, um etwas für den Haushalt zu bezahlen. Im Zimmer keine Menschenseele. Ich nahm den Schein und steckte ihn in die Tasche, aber wozu – kann ich nicht erklären. Was damals über mich kam – kann ich nicht begreifen. Schleunigst machte ich kehrt und setzte mich wieder an den Tisch. Ich saß da und wartete in ziemlicher Erregung, schwatzte ohne Unterlaß, erzählte Witze, lachte; schließlich setzte ich mich zu den Damen. Etwa eine halbe Stunde später merkte man den Verlust und verhörte die Dienstboten. Der Verdacht fiel auf ein Mädchen namens Darja. Ich zeigte mich außerordentlich interessiert und teilnehmend und weiß noch, daß ich Darja, die völlig durcheinander war, sogar

zugeredet habe, zu gestehen, wobei ich mich bei allem, was mir teuer war, für die Nachsicht Marja Iwanownas verbürgte, und dies alles mit voller Stimme und vor allen. Alle schauten zu, ich aber empfand ein außerordentliches Vergnügen just daran, daß ich predigte, während der Schein in meiner Tasche steckte. Die drei Rubel vertrank ich noch am selben Abend in einem Restaurant. Ich trat ein und verlangte eine Flasche Lafitte; noch nie hatte ich bloß eine Flasche Wein verlangt, ohne alles; jetzt wollte ich das Geld möglichst schnell ausgeben. Besondere Gewissensbisse habe ich weder damals noch später empfunden. Noch einmal würde ich so etwas bestimmt nicht wieder tun; ob Sie mir glauben oder nicht, ganz nach Belieben, interessiert mich nicht. So, das wär's.«

»Nur ist das natürlich nicht Ihre schlechteste Tat«, sagte Darja Alexejewna angewidert.

»Das ist ein Fall für die Psychologie und keine Tat«, bemerkte Afanassij Iwanowitsch.

»Und das Dienstmädchen?« fragte Nastassja Filippowna mit unverhohlenem Abscheu.

»Das Dienstmädchen wurde am nächsten Tag entlassen, selbstverständlich. Es ist ein streng geführtes Haus.«

»Und das haben Sie zugelassen?«

»Eine wundervolle Frage! Sollte ich etwa hingehen und bekennen?« kicherte Ferdystschenko, den allerdings der auffallend unangenehme Eindruck, welchen seine Erzählung hinterlassen hatte, ein wenig stutzig machte.

»Wie schmutzig!« rief Nastassja Filippowna.

»Oho, Sie möchten einen Menschen von seiner schlechtesten Tat erzählen hören und erwarten dabei auch noch Glanz! Die schlechtesten Taten sind immer auch sehr schmutzig, wir werden darüber sogleich von Iwan Petrowitsch mehr hören, und was glänzt nicht alles außen und scheint tugendhaft, nur weil man eigene Pferde und Kutsche hält. Und wer hält nicht alles eine eigene Kutsche ...

Und um welchen Preis ...!«

Kurz, Ferdystschenko hielt ganz und gar nicht durch und geriet plötzlich in Wut, er vergaß sich völlig und verlor jedes Maß; sogar sein Gesicht verzerrte sich. Es ist schwer vorstellbar, aber durchaus möglich, daß er mit einer völlig anderen Wirkung seiner Erzählung gerechnet hatte. Solche »Entgleisungen« allerschlechtesten Geschmacks und »Prahlereien besonderer Art«, wie Tozkij es genannt hatte, unterliefen Ferdystschenko sehr oft und entsprachen ganz seinem Charakter.

Nastassja Filippowna zuckte vor Zorn sogar zusammen und sah Ferdystschenko scharf an; dieser war augenblicklich eingeschüchtert und verstummte, fast starr vor Schreck: Er war zu weit gegangen.

»Sollten wir nicht lieber aufhören?« fragte Afanassij Iwanowitsch listig.

»Die Reihe ist an mir, aber ich mache von meinem Verweigerungsrecht Gebrauch und erzähle nicht«, sagte Ptizyn entschlossen.

»Sie wollen nicht?«

»Ich kann nicht, Nastassja Filippowna, und halte überhaupt ein solches petit jeu einfach für unmöglich.«

»General, ich glaube, dann sind Sie an der Reihe«, redete Nastassja Filippowna weiter, »und wenn Sie ebenfalls zurücktreten, dann wird alles auseinanderfallen, was mir sehr leid tätte, denn ich habe mich darauf eingestellt, zum Schluß ebenfalls eine Tat aus meinem Leben zu erzählen, aber erst nach Ihnen und nach Afanassij Iwanowitsch, weil Sie mich dazu ermutigen müssen«, schloß sie lachend.

»Oh, wenn auch Sie mitmachen«, rief der General begeistert, »dann bin ich bereit, Ihnen mein ganzes Leben zu erzählen; und ich muß gestehen, daß ich mir inzwischen meine kleine Anekdote schon zurechtgelegt habe ...«

»Schon aus den Mienen Seiner Exzellenz darf man schließen, mit welch besonderem literarischen Vergnügen Exzel-

lenz dero kleine Anekdoten ausgefeilt haben«, wagte sich der immer noch einigermaßen verlegene Ferdystschenko mit giftigem Lächeln von neuem hervor.

Nastassja Filippowna warf dem General einen flüchtigen Blick zu und lächelte ebenfalls vor sich hin. Aber es war nicht zu übersehen, daß sie immer reizbarer und bedrückter wurde.

Afanassij Iwanowitsch war doppelt erschrocken, als er die Ankündigung vernahm.

»Mir war, meine Herrschaften, wie jedem anderen Menschen beschieden, im Laufe meines Lebens manches zu tun, das kaum schön genannt werden kann«, begann der General, »aber sonderbarerweise betrachte ich die kurze Geschichte, die ich jetzt zum besten geben will, als die schlechteste Geschichte meines ganzen Lebens. Inzwischen sind schon bei nahe fünfunddreißig Jahre vergangen; aber niemals ist es mir gelungen, bei der Erinnerung daran eine sozusagen am Herzen nagende Empfindung loszuwerden. Das Ganze ist übrigens ausgesprochen belanglos: Damals stand ich als frischgebackener Fähnrich im Joch des Armeedienstes. Nun, man weiß ja, was ein Fähnrich ist: Das Blut kocht und siedet, und die Finanzen zählen nach Kopeken; ich hatte einen Burschen, Nikifor, der sich meiner Menage sehr annahm, sparte, flickte, putzte, wischte und sogar alles, was nicht niet- und nagelfest war, mitgehen ließ, nur um unsren Hausstand zu heben; er war treu und eine ehrliche Haut. Ich behandelte ihn streng, aber gerecht. Einmal lagen wir in einer Kleinstadt in Garnison. Ich war bei der Witwe eines Second-Lieutenants einquartiert, einem alten Weiblein von vielleicht achtzig, jedenfalls nicht viel jünger. Das winzige Haus, das sie bewohnte, war uralt, schäbig, ganz aus Holz, und eine Magd konnte sie sich nicht halten, so arm war sie. Das Besondere an ihr war, daß sie einst eine zahlreiche Familie und Verwandtschaft gehabt hatte; aber die einen waren im Laufe des Lebens nach und nach gestorben, andere irgendwohin weggezogen, wieder andere hatten die Alte vergessen, und

ihren Mann hatte sie schon vor mehr als fünfundvierzig Jahren beerdigt. Einige Jahre zuvor hatte noch eine Nichte bei ihr gelebt, mit Buckel und, wie es hieß, böse wie eine Hexe. Sie soll sogar unsere Alte einmal in den Finger gebissen haben, aber die Nichte war auch gestorben, so daß die Alte sich seit drei Jahren allein hatte durchschlagen müssen. Ich fand es bei ihr sterbenslangweilig, und sie war ja auch so dumm, daß man nichts mit ihr anfangen konnte. Zu guter Letzt stahl sie mir einen Hahn. An der Sache ist bis heute einiges dunkel geblieben, aber es kam niemand sonst in Frage. Wegen des Hahns kam es zwischen uns zum Krach, und zwar zu einem ziemlich heftigen, und der Zufall wollte es, daß ich ausgerechnet damals gleich auf mein erstes Ersuchen hin umquartiert wurde, in die entgegengesetzte Vorstadt, zu der vielköpfigen Familie eines Kaufmanns mit mächtigem Bart, ich sehe ihn heute noch vor mir. Ich und Nikifor ziehen mit Freude um und trennen uns von der Alten mit Entrüstung. Drei Tage vergehen. Ich komme vom Exerzierplatz zurück, und Nikifor meldet: »Es war nicht recht, Euer Wohlgeboren, unsere Schüssel bei der alten Wirtin zurückzulassen, ich kann die Suppe nicht auftragen.« Ich wundere mich selbstredend: »Was soll das heißen? Wieso ist unsere Schüssel bei der Alten stehengeblieben?« Nikifor stutzt und berichtet weiter, die Wirtin habe bei unserm Auszug die Schüssel zurückbehalten mit der Begründung, daß sie unsere Schüssel, weil ich ihren eigenen Topf zerschlagen hätte, als Ersatz behalten dürfte und daß ich ihr persönlich diesen Vorschlag gemacht hätte. Solche Niedertracht ihrerseits brachte mich selbstredend um meine letzten Grenzen; mein Blut kochte, ich sprang auf und stürmte hin. Ich trete bei der Alten ein und bin sozusagen schon nicht mehr bei mir, sehe, sie sitzt im Flur, einsam und verlassen in der Ecke, als hätte sie sich vor der Sonne verkrochen, eine Wange in die Hand gestützt. Wissen Sie, ich habe das ganze Gewitter einfach auf sie niederprasseln lassen, »so eine bist du also, dies und jenes!« Und wissen Sie, auf unsere

echt russische Art. Aber dann sehe ich näher hin, und es kommt mir sonderbar vor: Sie sitzt, das Gesicht mir zugewandt, die Augen aufgerissen, sie antwortet aber mit keiner Silbe, der Blick sonderbar, ganz sonderbar, und scheint zu schwanken. Ich verstimme schließlich, betrachte sie aufmerksam, frage, bekomme keine Antwort. Ich bleibe eine Weile unentschlossen stehen; die Fliegen summen, die Sonne geht unter, Stille; ich war ganz verstört, als ich schließlich ging. Ich war noch nicht bis zu meiner Wohnung gekommen, als ich zum Major befohlen wurde, anschließend hatte ich noch bei meiner Kompanie zu tun, so daß es Abend wurde, bis ich heimkam. Nikifors erstes Wort: ›Haben Sie schon gehört, Euer Wohlgeboren, unsere alte Wirtin ist gestorben.‹ – ›Wann?‹ – ›Heute gegen Abend, vielleicht vor anderthalb Stunden.‹ Das heißt also, gerade um die Zeit, als ich sie beschimpfte, tat sie ihre letzten Atemzüge. Das frapierte mich derart, sag' ich Ihnen, daß ich beinahe die Fassung verlor. Ich begann, wissen Sie, sogar zu grübeln, und nachts träumte ich sogar davon. Ich bin selbstredend frei von Vorurteilen, aber am dritten Tag ging ich in die Kirche zum Totenamt. Mit einem Wort, je mehr Zeit darüber verstrich, desto öfter mußte ich an sie denken. Nicht eigentlich, sondern nur so, wenn ich mir alles vergegenwärtige, wurde mir ganz unwohl. Was ist dabei die Hauptsache, fragte ich mich schließlich. Erstens, die Frau, sozusagen ein menschliches Wesen, heutzutage wird es ein humanes genannt; sie hatte gelebt, lange gelebt, und schließlich zu lange. Sie hatte irgendwann einmal Kinder, einen Gatten, Familie, Verwandtschaft gehabt, und all das brodelte um sie herum, lauter Lächeln sozusagen, und plötzlich – alles aus und vorbei, verflogen wie der Rauch aus dem Kamin, und sie blieb allein zurück wie ... wie eine Fliege, die seit Anbeginn verflucht ist. Und schließlich läßt Gott der Herr ein Ende werden. Bei Sonnenuntergang, an einem stillen Sommerabend schwebt auch meine Alte davon – selbstredend liegt eine Moral darin;

aber ausgerechnet in diesem Augenblick begleitet ihren Abschied von der Oberfläche der Erde ein junger, schneidiger Fähnrich statt mit einer Zähre mit dem russischen Element verruchter Flüche wegen einer verschwundenen Schüssel! Ich bin schuldig, kein Zweifel, obgleich ich meine Tat aufgrund der weit zurückliegenden Vergangenheit und der Veränderungen der Natur schon lange wie die eines Fremden betrachte, bedauere ich sie immer noch. Und zwar dermaßen, daß es mich sogar sonderbar anmutet, um so mehr, da ich, wenn auch schuldig, ich wiederhole es, schließlich nicht allein schuldig bin: Wie kam sie dazu, ausgerechnet in diesem Augenblick den Geist aufzugeben? Selbstredend gibt es eine Rechtfertigung: Die Tat war eine gewissermaßen psychologische. Aber ich konnte mich solange nicht beruhigen, bis ich, das liegt fünfzehn Jahre zurück, zwei alte, kranke Weiblein auf meine Kosten lebenslänglich in einem Armenhaus untergebracht hatte, in der Absicht, ihnen die letzten Erdentage durch eine anständige Versorgung ein wenig zu verschönern. Habe vor, dies in eine Stiftung umzuwandeln, durch testamentarische Verfügung. So, das wär's. Ich wiederhole, daß ich vielleicht in meinem Leben manche Schuld auf mich geladen habe, diese Tat jedoch vor meinem Gewissen für die schlechteste meines Lebens halte.«

»Und statt der schlechtesten haben Euer Exzellenz eine der guten Taten aus dero Leben geschildert und Ferdystschenko zum besten gehalten«, resümierte Ferdystschenko.

»Es ist wahr, General, ich konnte es mir gar nicht vorstellen, Sie haben also doch ein gutes Herz; eigentlich schade«, bemerkte Nastassja Filippowna beiläufig.

»Schade? Wieso?« fragte der General mit einem galanten Lächeln und nahm nicht ohne Selbstgefälligkeit einen Schluck Champagner.

Aber nun war die Reihe an Afanassij Iwanowitsch, der sich gleichfalls darauf vorbereitet hatte. Alle hatten vorausgesehen, daß er sich nicht wie Iwan Petrowitsch weigern würde, er-

warteten seinen Bericht aus gewissen Gründen mit besonderer Neugier und ließen dabei Nastassja Filippowna nicht aus den Augen. Mit ungewöhnlicher Contenance, die vollkommen seiner imponierenden Erscheinung entsprach, leise und verbindlich, begann Afanassij Iwanowitsch eine seiner »reizenden Geschichten«. (Nebenbei bemerkt: Er war sehr ansehnlich, imposant, stattlich, mit beginnender Glatze, leicht ergraut, wohlbeleibt, mit weichen, frischen, etwas schlaffen Wangen und falschen Zähnen. Er war stets bequem und elegant gekleidet und trug erlesene Wäsche. Seine weichen, weißen Hände waren bewundernswert. Den Zeigefinger der rechten Hand zierte ein kostbarer Brillantring.) Solange er erzählte, beschäftigte sich Nastassja Filippowna mit der spitzenbesetzten Falbel ihres Ärmels und zupfte daran mit zwei Fingern ihrer linken Hand, so daß sie keine Gelegenheit fand, auch nur ein einziges Mal zu dem Erzähler aufzublicken.

»Am meisten fühle ich mich bei meiner Aufgabe«, begann Afanassij Iwanowitsch, »durch die unbedingte Verpflichtung erleichtert, von nichts anderem zu erzählen als der übelsten Tat meines ganzen Lebens. Wie sich von selbst versteht, ist in diesem Fall jedes Schwanken ausgeschlossen: Gewissen und Herzensgedächtnis diktieren einem jeden sogleich, was er zu erzählen hat. Mit Bitterkeit muß ich gestehen, daß zu den zahllosen, möglicherweise leichtfertigen und ... unbedachten Handlungen meines Lebens eine zählt, deren Spur mein Gedächtnis sogar übermäßig beschwert. Es begab sich, daß ich vor rund zwanzig Jahren Platon Ordynzew auf seinem Gut besuchte. Kurz zuvor hatte man ihn zum Adelmarschall gewählt, und nun wollte er mit seiner jungen Gattin die festlichen Winterwochen auf dem Lande verbringen. Ausgerechnet in diese Zeit fiel auch der Geburtstag von Anfissa Alexejewna, und daher sollten zwei Bälle gegeben werden. Damals war der entzückende Roman *La Dame aux camélias* von Dumas fils in aller Munde und hatte auch in der großen

Welt Furore gemacht, dieses wunderbare Poem, dem es meiner Meinung nach beschieden ist, nie zu veralten und sich nie zu überleben. In der Provinz war die Damenwelt bis zur Ekstase begeistert, zumal jene, die den Roman gelesen hatten. Das Reizvolle der Erzählung, die originelle Charakteristik der Heldenin, diese verlockende, bis in die letzten Feinheiten analysierte Welt und schließlich diese Fülle bezaubernder Details, die über das ganze Buch verstreut sind (die Erwähnung der Anlässe zum Beispiel, bei denen weiße oder rosa Kameliensträuße abwechselnd ausgewählt wurden), kurz, all diese reizenden Details, aber auch das Ganze hatten geradezu eine Erschütterung hervorgerufen, Kamelienblüten beherrschten die Mode. Alle verlangten Kamelien, alle suchten nach Kamelien. Und nun die Frage: Wie viele Kamelien kann man in einem Landkreis auftreiben, wenn alle vor den Bällen Kamelien haben wollen, auch wenn die Bälle selten sind? Petja Worchowskoj, der Arme, schmachtete damals nach Anfissa Alexejewna. Wirklich, ich weiß nicht, ob sie etwas miteinander hatten – das heißt, ich meine, durfte er mit Grund hoffen? Er tat jedenfalls das Mögliche und Unmögliche, um für Anfissa Alexejewna bis zum Ballabend einen Kamelienstrauß aufzutreiben. Die Gräfin Sozkaja, aus Petersburg angereist, Gast der Gouverneurin, und Sofija Bespalowa beabsichtigten, wie hinter vorgehaltener Hand geraunt wurde, auf dem Ball mit Kameliensträußen zu erscheinen, und zwar mit weißen. Anfissa Alexejewna wünschte sich, um des effektvollen Kontrastes willen, rote. Der beklagenswerte Platon konnte sich kaum noch auf den Beinen halten; man kennt das ja – er war der Gatte; er hatte sein Wort gegeben, ein Bouquet aufzutreiben – und was geschah? Am Vorabend schnappte die Mytistschewa, Katerina Alexandrowna, es ihm vor der Nase weg, in jeder Hinsicht die erklärte Konkurrentin Anfissa Alexejewnas, ihre verbissene Feindin. Natürliche Folge: hysterische Anfälle, Ohnmächten. Platon war verloren. Es war klar, daß Petjas Chancen, wenn

es ihm in diesem spannungsgeladenen Moment gelingen sollte, irgendwo einen Strauß aufzutreiben, um ein Beträchtliches steigen müßten; die Dankbarkeit der Frau kennt in solchen Fällen keine Grenzen. Er jagt umher wie von Sinnen; aber es war ein Ding der Unmöglichkeit, da braucht man kein Wort zu verlieren. Zufällig begegne ich ihm, gegen elf Uhr abends, es ist der Vorabend des Geburtstagsempfangs und des Balls bei Marija Petrowna Subkowa, einer Nachbarin der Ordynzews. Er strahlt. ›Was ist mit dir?‹ – ›Gefunden! Heureka!‹ – ›Was? Meine Bewunderung! Wie? Wo?‹ – ›In Jekschajsk, (da gibt es so eine Kleinstadt, rund zwanzig Werst entfernt, gehört aber nicht zu unserm Kreis), ›dort wohnt ein Kaufmann Trepalow, mit langem Bart und vielem Geld, der lebt zurückgezogen mit seiner alten Frau, und statt Kinder haben sie Kanarienvögel. Blumen sind ihre ganze Leidenschaft, und sie ziehen auch Kamelien.‹ – ›Aber ich bitte dich, darauf kann man sich nicht verlassen! Vielleicht gibt er dir keine?‹ – ›Dann werde ich vor ihm auf die Knie fallen und so lange betteln, bis er mir welche gibt, eher weiche ich nicht.‹ – ›Wann willst du fahren?‹ – ›Morgen in aller Frühe, um fünf.‹ – ›Also, mit Gott!‹ Und ich, wissen Sie, ich freue mich für ihn; kehre zu Ordynzew zurück; inzwischen ist es ein Uhr nachts, aber mir will die Geschichte nicht aus dem Sinn. Ich will schon zu Bett gehen – plötzlich eine höchst originelle Idee! Ich schleiche augenblicklich in die Küche, wecke Sawelij, den Kutscher, drücke ihm fünfzehn Rubel in die Hand, in einer halben Stunde muß angespannt sein! Eine halbe Stunde später steht der Schlitten wie erwartet vor dem Tor (Anfissa Alexejewna lag, wie ich wußte, mit Migräne und Fieber zu Bett und phantasierte); ich steige ein und fahre los. Noch vor fünf bin ich in Jekschajsk, vor einem Gasthof; warte, bis es dämmert, aber nur bis es dämmert: Es ist noch nicht sieben, und ich bin schon bei Trepalow. ›So und so, wo sind die Kamelien? Väterchen, hilf mir, sei so gut, rette mich, ich werde dir ewig dankbar sein!‹ Ein Alter, sehe

ich, groß, ergraut, streng – ein angsteinflößender alter Mann. ›Nee, nee, nichts da! Tu' ich nicht! Ich falle ihm zu Füßen! Einfach platt auf den Boden! ›Was ist Euch, Väterchen? Was ist Euch, guter Herr?‹ Er erschrak sogar. ›Es geht doch um ein Menschenleben!‹ schreie ich. ›Dann nehmt sie, wenn das so ist, und mit Gott! – Und dann habe ich rote Kamelien geschnitten! Ein Wunder! Eine Pracht! Er hatte ein richtiges kleines Gewächshaus. Der alte Mann seufzte. Ich ziehe einen Hundertrubelschein aus der Tasche. ›Nein, guter Herr, das geht nicht an, Ihr mögt mich doch bitte nicht kränken.‹ – ›Wenn Sie es nicht wünschen, sage ich, »dann haben Sie die Güte, Verehrtester, diese hundert Rubel für das hiesige Krankenhaus anzunehmen, um Pflege und Beköstigung zu verbessern.‹ – ›Das ist etwas anderes, Väterchens sagt er, ›das ist gut, edel und gottgefällig; ich will es gern auf Euer Wohl nach Eurer Verfügung weitergeben.‹ Er hat mir wirklich gefallen, wissen Sie, dieser alte russische Mann, dieser Ur-Russe, de la vraie souche. Begeistert über meinen Erfolg, machte ich mich sofort auf den Rückweg; immer auf Umwegen, um Petja nicht zu begegnen. Ich komme an und lasse den Strauß Anfissa Alexejewna nach dem Erwachen überreichen. Sie können sich diese Begeisterung, diese Dankbarkeit, diese Tränen der Rührung nicht vorstellen! Platon, der gestern noch totenähnliche, sterbenselende Platon, schluchzt an meiner Brust. Hélas! So sind die Gatten, seit der Erschaffung ... der legitimen Ehe! Ich wage kaum noch hinzuzufügen, daß die Chancen des armen Petja nach dieser Episode endgültig dahin waren. Ich glaubte anfangs, er würde mir die Kehle durchschneiden, sobald er alles erfuhr, und hatte bereits gewisse Gegenmaßnahmen getroffen, aber dann geschah etwas, was ich nicht einmal für möglich gehalten hätte: Er fiel in Ohnmacht, abends begann er zu phantasieren, und am nächsten Morgen lag er im Nervenfieber; er schluchzte wie ein kleines Kind und wurde von Krämpfen geschüttelt. Einen Monat später, er hatte kaum sein Krankenlager verlas-

sen, meldete er sich als Freiwilliger in den Kaukasus; ein Roman nach allen Regeln der Kunst! Schließlich fiel Worchowskoj auf der Krim. Damals kommandierte sein Bruder, Stepan Worchowskoj, ein Regiment und zeichnete sich dabei besonders aus. Ich muß gestehen, daß mich noch viele Jahre später Gewissensbisse plagten: Wozu, weshalb habe ich ihm das angetan? Wenn ich doch damals wenigstens selbst verliebt gewesen wäre! Aber es war einfach ein Streich, pour faire la cour, nichts weiter. Wäre ich ihm damals mit diesem Strauß nicht zuvorgekommen, dann wäre dieser Mann, wer weiß, heute noch am Leben, wäre glücklich, erfolgreich und wäre nie auf den Gedanken gekommen, gegen die Türken zu ziehen.«

Afanassij Iwanowitsch verstummte mit derselben gesetzten Würde, mit der er seine Erzählung begonnen hatte. Allseits wurde bemerkt, daß Nastassja Filippownas Augen irgendwie eigentümlich aufblitzten und ihre Lippen sogar zuckten, als Afanassij Iwanowitsch mit seiner Erzählung zu Ende war. Die beiden wurden neugierig beobachtet.

»Sie haben Ferdystschenko zum besten gehalten! Richtig zum besten! Ja, Sie haben ihn zum besten gehalten!« lamentierte Ferdystschenko, weil er merkte, daß er etwas sagen durfte und sollte.

»Wer hat Sie geheißen, die Sache nicht zu verstehen? Sie müssen eben von den Gescheiten lernen!« belehrte ihn bei nahe triumphierend Darja Alexejewna (langjährige und ergebene Freundin und Verbündete Tozkis).

»Sie haben recht, Afanassij Iwanowitsch, unser petit jeu ist höchst langweilig, und wir wollen bald damit aufhören«, sagte Nastassja Filippowna, »nur ich will noch erzählen, was ich versprochen habe, und dann werden wir alle Karten spielen.«

»Aber zuerst die versprochene Anekdote!« pflichtete der General voller Eifer bei.

»Fürst«, wandte sich Nastassja Filippowna schroff und völ-

lig unerwartet an Myschkin, »meine alten Freunde, der General und Afanassij Iwanowitsch, möchten mich unbedingt verheiraten. Sagen Sie mir, wie Sie darüber denken: Soll ich heiraten oder nicht? Was Sie sagen, das werde ich tun.«

Afanassij Iwanowitsch wurde bleich, der General erstarre; alle rissen die Augen auf und reckten die Hälse. Ganja saß regungslos da.

»Wen ... heiraten?« fragte der Fürst mit stockender Stimme.

»Gawrila Ardalionowitsch Iwolgin«, antwortete Nastassja Filippowna, ebenso schroff, entschieden und deutlich.

Es verstrichen einige Sekunden allgemeinen Schweigens, der Fürst schien vergeblich nach Worten zu ringen, als läge eine furchtbare Last auf seiner Brust.

»N-nein ... nicht heiraten!« flüsterte er endlich und holte mühsam Atem.

»Dabei bleibt es! Gawrila Ardalionowitsch!« wandte sie sich herrisch und mit einer gewissen Förmlichkeit an Ganja, »haben Sie die Entscheidung des Fürsten gehört? Das ist auch meine Antwort; damit ist diese Angelegenheit ein für allemal beendet!«

»Nastassja Filippowna!« stieß Tozkij mit zitternder Stimme hervor.

»Nastassja Filippowna!« mahnte der General mit eindringlicher, doch erregter Stimme.

Eine unruhige Bewegung ging durch die Gesellschaft.

»Aber was haben Sie denn, Herrschaften?« fuhr sie fort und musterte scheinbar erstaunt ihre Gäste. »Warum so schreckhaft? Und was machen Sie alle für Gesichter?«

»Aber ... erinnern Sie sich, Nastassja Filippowna«, stammelte Tozkij, »Sie haben versprochen ... ganz und gar freiwillig versprochen und dürften zum Teil doch Rücksicht nehmen auf ... mit einem Wort, jetzt, in einem solchen Augenblick, und in Anwesenheit ... in Anwesenheit von Fremden ... einen Schlußstrich ... mit einem solchen petit jeu

... unter eine ernste Sache, eine Ehren- und Herzenssache ... von der ... abhängt ...«

»Ich verstehe Sie nicht, Afanassij Iwanowitsch; Sie reden wirklich völlig w irr. Erstens: Was heißt ›in Anwesenheit von Fremden‹? Sind wir nicht ein wunderbar intimer Kreis? Und was heißt ›petit jeu‹? Ich wollte wirklich meine Anekdote erzählen, und nun habe ich sie erzählt; ist es nicht recht? Und wieso meinen Sie, es sei mir nicht ›ernst‹? Bin ich etwa nicht ernst genug? Sie haben gehört, wie ich zum Fürsten sagte: ›Wie Sie sagen, so soll es sein.‹ Hätte er ›Ja‹ gesagt, dann hätte ich sofort mein Wort gegeben, aber er hat ›Nein‹ gesagt, und ich habe abgelehnt. Da hing mein ganzes Leben an einem dünnen Härchen, kann etwas ernster sein?«

»Aber der Fürst, was hat der Fürst damit zu tun? Und wer ist schließlich der Fürst?« murmelte der General, der inzwischen kaum noch im Stande war, seinen Zorn über die geradezu beleidigende Autorität des Fürsten zu bezähmen.

»Er ist der erste, in meinem ganzen Leben der erste Mensch, an dessen wahre Ergebenheit ich glaube – das ist für mich der Fürst. Er hat beim ersten Blick an mich geglaubt, und ich glaube ihm.«

»Mir bleibt nur noch, Nastassja Filippowna für Ihr außergewöhnliches Taktgefühl zu danken, mit dem Sie sich mir gegenüber verhielten«, sagte endlich Ganja mit bebender Stimme und zuckenden Lippen. »Natürlich mußte es so kommen ... Aber der Fürst ... hat bei dieser Sache ...«

»Die Fünfundsiebzigtausend im Auge, nicht wahr?« fiel ihm Nastassja Filippowna plötzlich ins Wort. »Wollten Sie das sagen? Leugnen Sie nicht, das wollten Sie doch sagen! Afanassij Iwanowitsch, ich habe vergessen, noch etwas hinzuzufügen: Behalten Sie diese Fünfundsiebzigtausend, Sie sollen wissen, daß ich Sie unentgeltlich in die Freiheit entlasse. Genug! Sie müssen auch einmal aufatmen! Neun Jahre und drei Monate! Morgen fängt das Neue an, aber heute – heute habe ich Geburtstag und bestimme selbst über mich, zum

ersten Mal in meinem ganzen Leben! General, auch Sie können Ihre Perlen zurücknehmen, schenken Sie sie Ihrer Gattin, hier sind sie; morgen verlasse ich diese Wohnung. Und unsere Abende, Herrschaften, wird es nicht mehr geben!«

Sie verstummte und er hob sich plötzlich, als wollte sie gehen.

»Nastassja Filippowna! Nastassja Filippowna!« erscholl es von allen Seiten. Alle waren bestürzt, alle sprangen von ihren Plätzen auf; alle umringten sie, alle hörten beunruhigt ihren hastigen, fieberhaften, überspannten Reden zu; alle spürten etwas Chaotisches, keiner konnte etwas begreifen; keiner wußte, worum es ging. In diesem Augenblick läutete plötzlich hell und stark die Türglocke, genau wie am Vormittag in Ganetschkas Wohnung.

»A-a-a! Das ist die Lösung! Endlich! Halb zwölf!« rief Nastassja Filippowna aus, »ich bitte Sie, wieder Platz zu nehmen, meine Herrschaften, das ist die Lösung!«

Mit diesen Worten setzte sie sich. Ein eigenümliches Lächeln spielte um ihre Lippen. Sie saß schweigend da und ließ in fieberhafter Erwartung die Tür nicht aus den Augen.

»Rogoschin und die Hunderttausend, zweifellos«, murmelte Ptizyn vor sich hin.

XV

DAS Stubenmädchen Katja trat ein, sichtlich erschrocken.

»Da ist Gott weiß was los, Nastassja Filippowna, an die zehn Mann drängen sich rein, alle besoffen, wollen rein und sagen, es ist Rogoschin, und Sie wissen schon Bescheid.«

»Das ist richtig, Katja, laß Sie sofort alle herein!«

»Geht das denn ... daß alle ... Nastassja Filippowna? Die haben ja gar keinen Anstand. So 'n Schreck!«

»Alle, laß Sie alle herein, Katja, du brauchst keine Angst zu

haben, alle, ohne Ausnahme, sonst kommen sie auch ohne dich herein. Die machen ja schon jetzt einen furchtbaren Krach, genauso wie heute vormittag! Herrschaften, vielleicht fühlen Sie sich gekränkt«, wandte sie sich an ihre Gäste, »daß ich diese Gesellschaft in Ihrem Beisein empfange? Ich bedauere es sehr und bitte um Entschuldigung, aber es muß sein, und ich wünschte mir sehr, sehr, daß Sie sich bereiterklärten, bei dieser Lösung meine Zeugen zu sein, freilich ganz nach Ihrem Belieben ...«

Die Gäste waren immer noch verblüfft, flüsterten und tauschten Blicke aus, aber inzwischen war klar, daß alles geplant und vorbereitet war und daß Nastassja Filippowna, wenn sie auch offenkundig den Verstand verloren hatte, von ihrer Absicht nicht mehr abzubringen war. Die allgemeine Neugier war quälend. Übrigens war keiner der Anwesenden besonders furchtsam. Unter ihnen befanden sich nur zwei Damen: die resolute Darja Alexejewna, die allerlei hinter sich hatte und schwerlich in Verlegenheit zu bringen war, und die schöne, aber schweigsame Unbekannte. Aber die schweigsame Unbekannte war wohl kaum imstande, etwas zu verstehen: Sie war eine zugereiste Deutsche und konnte kein Wort Russisch; außerdem war sie anscheinend ebenso töricht wie schön. Sie war erst seit kurzem in Petersburg, aber es war bereits üblich, sie zu bestimmten Festen einzuladen und sie, in prachtvoller Toilette, wie fürs Schaufenster frisiert, als einen entzückenden Blickfang irgendwo zu plazieren, um dem Abend eine besondere Note zu verleihen, genauso wie mancher Gastgeber für seine Soirée von Bekannten ein Gemälde, eine Vase, eine Plastik oder einen Kaminschirm für einen Abend ausborgt. Was die Herren anlangte, so war zum Beispiel Ptizyn mit Rogoschin gut befreundet; Ferdystschenko fühlte sich wie ein Fisch im Wasser; Ganetschka war immer noch nicht wieder zu sich gekommen, empfand jedoch ein zwar dunkles, aber unbezähmbares fiebriges Verlangen, bis zum Ende an seinem Pranger auszuharren; der greise

Schulmeister, der den Ereignissen kaum folgen konnte, war den Tränen nahe und schlotterte buchstäblich vor Angst, weil er die ungewöhnliche Unruhe ringsum und in Nastassja Filippowna selbst, die er wie eine eigene Enkelin abgöttisch liebte, bemerkte, aber er wäre eher bereit gewesen zu sterben, als sie in einem solchen Augenblick zu verlassen. Was Afanassij Iwanowitsch anlangte, so durfte er sich freilich durch derartige Abenteuer nicht kompromittieren; aber sein Interesse an dieser Angelegenheit war, obwohl sie eine geradezu aberwitzige Wendung zu nehmen drohte, viel zu groß, und außerdem hatte Nastassja Filippowna an seine Adresse zwei oder drei Worte fallen lassen, die es ihm schlechterdings unmöglich machten, sich zu verabschieden, bevor die Angelegenheit nicht endgültig geklärt war. Er entschloß sich, bis zuletzt auszuhalten, allerdings gänzlich stumm zu bleiben und lediglich zu beobachten, wie es selbstverständlich seiner Würde auch zukam. Einzig und allein General Jepantschin, unmittelbar vorher durch eine so rücksichtslose und unmänieliche Rückgabe seines Geschenks tief getroffen, konnte sich durch diese exzentrischen Ausfälle, zum Beispiel durch das Erscheinen Rogoschins, erst recht gekränkt fühlen; ein Mann wie er war in seiner Herablassung ohnehin schon zu weit gegangen, indem er sich bereit gezeigt hatte, zwischen einem Ptizyn und einem Ferdystschenko Platz zu nehmen; aber was die Macht der Leidenschaft bewirkt hatte, konnte schließlich durch Gefühl für Pflicht und Ordnung, für Rang und eigene Bedeutung und durch die Hochachtung vor sich selbst überwunden werden, so daß Rogoschin und sein Troß in Gegenwart Seiner Exzellenz unter allen Umständen unakzeptabel waren.

»Oh, General«, fiel Nastassja Filippowna ihm ins Wort, sobald er mit seiner Erklärung begann, »das hatte ich vergessen. Aber Sie müssen wissen, daß ich auf Sie gerechnet habe. Wenn es für Sie so sehr peinlich ist, dann möchte ich Sie nicht überreden und Sie auch nicht zurückhalten, obwohl

mir sehr viel daran gelegen ist, gerade Sie in meiner Nähe zu sehen. Nehmen Sie auf jeden Fall meinen Dank entgegen für die Bekanntschaft und Ihre schmeichelhafte Aufmerksamkeit, aber wenn Sie befürchten, daß ...«

»Erlauben Sie, Nastassja Filippowna!« rief der General in einem Anfall ritterlicher Großmut. »Wem sagen Sie das? Die reinsten Ergebenheiten veranlassen mich, jetzt an Ihrer Seite auszuhalten, und wenn zum Beispiel eine Gefahr, welche auch immer ... ich muß außerdem gestehen, daß meine Neugier über die Maßen groß ist. Ich wollte nur darauf hingewiesen haben, daß sie die Teppiche ruinieren und vielleicht etwas zerschlagen ... Und sie haben doch hier nichts zu suchen, meiner Meinung nach, Nastassja Filippowna!«

»Rogoschin höchstpersönlich!« verkündete Ferdystschenko.

»Was glauben Sie, Afanassij Iwanowitsch?« flüsterte der General diesem hastig ins Ohr, »ist sie nicht übergeschnappt? Das heißt, nicht allegorisch, sondern im wirklichen medizinischen Sinn, wie?«

»Ich habe Ihnen ja gesagt, daß diese Veranlagung schon immer da war«, flüsterte Afanassij Iwanowitsch zweideutig zurück.

»Und jetzt noch das Fieber ...«

Rogoschins Troß war fast derselbe wie am Vormittag, hinzugekommen waren ein verbummeltes altes Männchen, seinerzeit Redakteur einer Gazette mit gesellschaftskritischer Tendenz, dem nachgesagt wurde, er habe sein in Gold gefäßtes Gebiß versetzt und versoffen, und ein Second-Lieutenant a. D., nach Metier und Bestimmung entschiedener Nebenbuhler und Konkurrent des Herrn mit den Fäusten von heute vormittag, den keiner von Rogoschins Leute kannte, den sie jedoch auf der Sonnenseite des Njewskij-Prospekts aufgelesen hatten, wo er die Passanten ansprach und sie im Stile Marlinskijs um eine kleine Unterstützung bat, und zwar mit der listigen Begründung, er selbst habe »seinerzeit jedem

Bittsteller fünfzehn Rubelchen gegeben«. Beide Konkurrenten fanden einander auf den ersten Blick unleidlich. Der Herr mit den Fäusten vom Vormittag fühlte sich durch die Aufnahme des »Bittstellers« in die Gesellschaft sogar gekränkt, brummte, schweigsam von Natur, nur von Zeit zu Zeit wie ein Bär und blickte mit tiefer Verachtung auf die Anbiederungsversuche und Schmeicheleien des »Bittstellers« herab, der sich als Mann von Welt und Diplomat erwies. Seiner äußereren Erscheinung nach versprach der Second-Lieutenant »im Ernstfall« eher mit Geschicklichkeit und Wendigkeit als mit Kraft ans Ziel zu kommen, er war auch kleiner als der Herr mit den Fäusten. Vorsichtig, ohne es auf offenen Streit ankommen zu lassen, aber doch furchtbar großspurig, hatte er bereits mehrfach auf die Vorzüge des englischen Boxkampfs angespielt und sich damit als Westler reinsten Wassers verraten. Der Herr mit den Fäusten hatte für das Wort »Boxkampf« nur ein herablassendes und indigniertes Lächeln übrig und zeigte, vielmehr demonstrierte seinerseits, ohne seinen Konkurrenten eines offenen Meinungsaustausches zu würdigen, schweigend und scheinbar zufällig, dann und wann ein absolut nationales Attribut – eine gewaltige Faust, sehnig, knotig, von rötlichem Flaum überzogen, und jedem war klar, daß, wenn dieses nationale Attribut ein Objekt träfe, von diesem tatsächlich nicht mehr als ein nasser Fleck übrigbleiben würde.

Keiner von ihnen war »hinüber«, ebensowenig wie vormittags, diesmal dank der Vorsorge von Rogoschin selbst, der den ganzen Tag über den Besuch bei Nastassja Filippowna im Sinn gehabt hatte. Sein Rausch war inzwischen so gut wie verflogen, statt dessen aber war er durch die empfangenen Eindrücke dieses chaotischen, dieses unvergleichlichsten Tages seines ganzen Lebens kaum mehr seiner Sinne mächtig. Nur das eine hatte er unausgesetzt vor Augen, im Kopf und im Herzen, jede Minute, jeden Augenblick. Nur um dieses *eine* war es ihm die ganze Zeit von fünf Uhr nachmit-

tags bis elf Uhr abends gegangen, in nicht endenwollender Pein und Unruhe, in den Verhandlungen mit den Kinders und Biskups, die ebenfalls nahe daran waren, den Verstand zu verlieren, indem sie wie besessen in seinem Auftrag hin und her hasteten. Allen zum Trotz waren die Hunderttausend, von denen Nastassja Filippowna höhnisch und sehr mehrdeutig gesprochen hatte, rechtzeitig beisammen, und zwar zu Konditionen, die sogar Biskup im Gespräch mit Kinder aus Schamgefühl niemals laut, sondern nur flüsternd erwähnte.

Wie auch vormittags trat Rogoschin als erster ein, die anderen drängten nach, zwar im vollen Bewußtsein der eigenen Vorzüge, aber dennoch ein wenig furchtsam. Vor allem (Gott allein mag wissen, weshalb) fürchteten sie Nastassja Filippowna. Einige unter ihnen glaubten sogar, man würde sie sofort »die Treppe hinunterwerfen«. Zu diesen gehörte auch der Dandy und Herzensbrecher Saljoschew. Andere, vornehmlich der Herr mit den Fäusten, hegten in ihrem Herzen tiefste Verachtung und sogar Haß gegen Nastassja Filippowna, freilich ohne ihn zu zeigen, und waren gekommen, als gelte es, eine Festung zu belagern. Aber die großartige Einrichtung der ersten zwei Zimmer, Dinge, von denen sie nie gehört und die sie nie gesehen hatten, selten schöne Möbel, Bilder, eine riesige Venus-Statue – all diese unwiderstehlichen Eindrücke erweckten Ehrfurcht und schüchterten sogar ein. Das hielt sie freilich nicht davor zurück, sich mit dreister Neugier, ungeachtet aller Furchtsamkeit, nach und nach hinter Rogoschin in den Salon zu drängen; aber als der Herr mit den Fäusten, der »Bittsteller« und einige andere den General Jepantschin unter den Gästen entdeckten, wurde ihnen sogleich derart unbehaglich, daß sie sogar schrittweise den Rückzug antraten. Nur Lebedjew, der zu den Mutigsten und Selbstsichersten gehörte, trat beinahe Seite an Seite mit Rogoschin ein, in dem erhabenden Bewußtsein, was ein Kapital von einer Million vierhunderttausend, nebst Hun-

derttausend in bar, hier und jetzt in der Hand, bedeuteten. Übrigens muß gesagt werden, daß sie alle, sogar den Kenner Lebedjew nicht ausgenommen, über die ihrer Macht gesetzten Schranken und Grenzen einigermaßen im Ungewissen schwebten, das heißt, ob ihnen jetzt wirklich alles erlaubt wäre oder nicht. Es gab Augenblicke, in denen Lebedjew zu schwören bereit war, alles sei erlaubt, aber auch andere, in denen er das dringende Bedürfnis empfand, für alle Fälle einige vorwiegend ermutigende und beruhigende Paragraphen des Gesetzbuches bei sich zu repetieren.

Auf Rogoschin machte Nastassja Filippownas Salon einen völlig anderen Eindruck als auf seine Begleiter. Kaum hatte sich die Portiere gehoben und kaum hatte er Nastassja Filippowna erblickt – schon hatte alles andere für ihn aufgehört zu existieren, ebenso wie heute vormittag, sogar noch endgültiger als heute vormittag. Er wurde kreidebleich und blieb für einen Augenblick reglos stehen; man konnte ahnen, daß sein Herz entsetzlich hämmerte. Schüchtern und hilflos sah er Nastassja Filippowna an, sekundenlang, ohne den Blick abzuwenden. Plötzlich, wie entrückt, trat er schwankend an den Tisch; im Vorbeigehen stieß er gegen den Stuhl Ptizyns und trat mit seinen schmutzigen, groben Stiefeln auf den spitzenbesetzten Saum des prachtvollen blauen Kleides der schweigsamen bildschönen Deutschen; er entschuldigte sich nicht, er bemerkte es nicht. Als er vor dem Tisch stand, legte er den seltsamen Gegenstand darauf ab, den er, schon als er den Salon betrat, mit beiden Händen vor sich her getragen hatte. Es war ein großes Paket, etwa drei Werschok hoch und vier Werschok lang, fest und dicht in die »Birschewye wedomosti« eingeschlagen, rundherum zweimal kreuzweise straff verschnürt, mit Bindfaden, wie er sonst zum Verschnüren von Zuckerhüten gebraucht wird. Dann blieb er stehen, wortlos, mit hängenden Armen, als erwarte er sein Urteil. Er war in denselben Kleidern wie vormittags, nur trug er einen funkelnagelneuen Seidenschal um den Hals, grellgrün mit

rot, von einer riesigen Brillantnadel in Form eines Käfers zusammengehalten, und einen massiven Brillantring an einem schmutzigen Finger der rechten Hand. Lebedjew war etwa drei Schritt vom Tisch entfernt stehengeblieben; die anderen draußen traten, wie bereits erwähnt, nach und nach in den Salon ein. Katja und Pascha, Nastassja Filippownas Dienstmädchen, hatten sich ebenfalls eingefunden und lugten, tief verwundert und erschrocken, hinter der Portiere hervor.

»Was ist das?« fragte Nastassja Filippowna, nachdem sie Rogoschin aufmerksam und interessiert von Kopf bis Fuß gemustert hatte, und deutete mit den Augen auf den »Gegenstand«.

»Die Hunderttausend!« antwortete Rogoschin fast flüsternd.

»Aha, er hat also Wort gehalten! Bitte, nehmen Sie Platz, hier, auf diesem Stuhl; ich habe Ihnen später etwas zu sagen. Wen haben Sie mitgebracht? Etwa die Gesellschaft von heute vormittag? Dann sollen sie doch hereinkommen und Platz nehmen; dort auf dem Sofa, und hier ist noch ein Sofa. Und dort zwei Sessel ... Oder wollen die etwa nicht?«

In der Tat, einige, entschieden verlegen, retirierten und nahmen abwartend im Nebenzimmer Platz, die übrigen aber folgten der Aufforderung, sich zu setzen, allerdings möglichst weit vom Tisch entfernt, am liebsten in einer Ecke, manche immer noch mit dem Wunsch, nicht aufzufallen, andere wiederum mehr und mehr Mut fassend, irgendwie unnatürlich rasch. Rogoschin nahm ebenfalls auf dem ihm angewiesenen Stuhl Platz, blieb aber nicht lange sitzen; er stand sehr bald auf und setzte sich nicht mehr. Allmählich begann er, die Gäste wiederzuerkennen und sich umzusehen. Als er Ganja entdeckte, lächelte er giftig und flüsterte vor sich hin: »Sieh mal an!« Den General und Afanassij Iwanowitsch streifte er ohne Verlegenheit mit einem sogar ziemlich desinteressierten Blick. Aber als er an Nastassja Filippownas Seiten

den Fürsten erblickte, konnte er die Augen lange nicht von ihm abwenden, zutiefst erstaunt und wie außerstande, sich Rechenschaft über diese Begegnung zu geben. Der Verdacht lag nahe, daß er minutenlang geistesabwesend war. Zu allen Erschütterungen dieses Tages kam hinzu, daß er die ganze vorhergehende Nacht im Eisenbahnwaggon verbracht und seit fast achtundvierzig Stunden nicht geschlafen hatte.

»Das da, meine Herrschaften, sind Hunderttausend«, wandte sich Nastassja Filippowna an die Anwesenden, fieberhaft ungeduldig und herausfordernd, »hier, in diesem schmutzigen Paket. Heute vormittag schrie er wie ein Wahnsinniger, daß er mir abends Hunderttausend bringen wollte, und ich habe die ganze Zeit auf ihn gewartet. Er hat das Angebot erhöht: Von achtzehntausend sprang er plötzlich auf vierzig und dann auf diese hundert. Und er hat Wort gehalten! Mein Gott, wie blaß er ist! ... All das hat sich vormittags bei Ganetschka abgespielt. Ich wollte seiner Mutter einen Besuch abstatten, ich kam zu meiner künftigen Familie, aber seine Schwester schrie in meiner Gegenwart: ›Wieso wirft man diese schamlose Person nicht hinaus?‹ und spuckte Ganetschka, ihrem Bruder, mitten ins Gesicht. Die junge Dame hat Charakter!«

»Nastassja Filippowna!« tadelte der General.

Inzwischen hatte er begonnen, den Zusammenhang zu verstehen, auf seine Weise.

»Was meinen Sie, General? Sie finden es unschicklich? Das Spiel ist aus! Daß ich im Französischen Theater, in der Loge, wie die uneinnehmbare Beletage-Tugend gesessen habe und vor allen, die mir fünf Jahre lang nachgelaufen sind, wie wild davonrannte und die stolze Unschuld zur Schau trug – das alles war nichts als Torheit! Und jetzt, vor aller Augen, kommt der und knallt Hunderttausend auf den Tisch, wie gesagt, nach fünf Jahren Unschuld, und draußen stehen bestimmt schon ihre Troikas und warten auf mich. Ich bin ihm also Hunderttausend wert! Ganetschka, ich sehe, daß du

mir immer noch böse bist! Wolltest du mich wirklich in deine Familie einführen? Mich, Rogoschins Metze! Was hat der Fürst heute vormittag gesagt?«

»Ich habe nicht gesagt, daß Sie Rogoschins Metze sind, Sie sind nicht Rogoschins Metze!« brachte der Fürst mit zitternder Stimme hervor.

»Nastassja Filippowna, genug, meine Liebe, genug, meine Gute!« Darja Alexejewna konnte nicht länger an sich halten. »Wenn du sie alle leid bist, dann brauchst du dich doch mit ihnen nicht länger abzugeben! Willst du denn wirklich mit so einem losziehen, und wenn auch für hunderttausend? Wirklich, hunderttausend – was ist das schon? Steck doch diese Hunderttausend ein und setz ihn vor die Tür, so muß man es mit seinesgleichen machen; ich an deiner Stelle würde sie alle ... nur keine Umstände machen!«

Darja Alexejewna hatte sich sogar in Zorn geredet. Sie hatte ein gutes Herz und ließ sich sehr leicht hinreißen.

»Ärgere dich nicht, Darja Alexejewna«, Nastassja Filippowna lächelte ihr zu, »ich habe es nicht bös gemeint. Mache ich ihm denn einen Vorwurf? Ich kann überhaupt nicht begreifen, wie ich auf die verrückte Idee kam, in eine anständige Familie einzuhiraten. Ich habe ja seine Mutter gesehen und ihr die Hand geküßt. Und daß ich mich vormittags bei dir, Ganetschka, so aufgeführt und Hohn und Spott mit dir getrieben habe, das war Absicht, um zum letzten Mal zu prüfen: Wie weit kannst du gehen? Und ich mußte mich über dich wundern, wirklich. Ich hatte manches erwartet, aber das nicht! Konntest du mich denn wirklich zur Frau nehmen, wenn du wußtest, daß er mir solche Perlen schenkt, fast am Tag deiner Hochzeit, und daß ich sie annehme? Und dann dieser Rogoschin? Der wollte mich doch kaufen in deinem Hause, in Gegenwart deiner Mutter und deiner Schwester, du aber bist daraufhin trotzdem als Freier bei mir erschienen und hättest um ein Haar auch noch deine Schwester mitgebracht? Sollte denn Rogoschin wirklich recht

haben, wenn er behauptet, du würdest für drei Rubel auf allen vieren bis zum Wassiljewskij Ostrow kriechen?«

»Tut er«, sagte plötzlich Rogoschin leise, aber mit dem Ausdruck tiefster Überzeugung.

»Wenn du wenigstens Hunger leiden würdest, aber du beziehst doch, wie man hört, ein gutes Gehalt. Und zu all der Schande wolltest du eine gehaßte Frau in dein Haus nehmen. (Denn du haßt mich, ich weiß es!) Ja, jetzt weiß ich, daß so einer um des Geldes willen einem Menschen die Gurgel durchschneiden kann. Heutzutage sind sie so gierig, so süchtig nach Geld, daß sie sich wie von Sinnen gebärden. Einer, ein halbes Kind noch, treibt schon Wucher! Oderwickelt Seidengarn um ein Rasiermesser, stellt es fest, schleicht von hinten heran und schlachtet seinen Freund ab wie einen Hammel – so habe ich's vor kurzem gelesen. Ach, wie schamlos du bist! Ich bin ja selbst schamlos, aber du bist noch schlimmer. Von diesem Kamelien-Kavalier will ich erst gar nicht reden!«

»Sind Sie das, Nastassja Filippowna, sind Sie das noch?« rief der General aufrichtig bestürzt und schlug die Hände zusammen. »Sie, die Sie so taktvoll sind und so feinsinnig! Und jetzt! Welch eine Sprache! Welch ein Stil!«

»Ich habe einen Rausch, General«, lachte plötzlich Nastassja Filippowna. »Jetzt will ich mich amüsieren! Heute ist mein Tag, mein Fest, mein Schalhtag, ich habe lange genug auf ihn gewartet. Darja Alexejewna, sieh ihn dir an, diesen Kamelien-Kavalier, diesen Monsieur aux camélias! Siehst du, wie er dasitzt! Und über uns lacht ...«

»Ich lache nicht, Nastassja Filippowna, ich höre nur mit größter Aufmerksamkeit zu«, parierte Tozkij würdevoll.

»Also, wofür habe ich ihn ganze fünf Jahre gequält und nicht freigegeben? Hatte er das verdient? Er ist einfach so, wie er sein muß ... Er wird mich noch für seine Schuldnerin halten: Er hat für meine Erziehung gesorgt, mich wie eine Gräfin ausgehalten, Geld, ein Haufen Geld ist dabei draufge-

gangen, hat mir einen ehrenwerten Gatten erst dort, dann hier, Ganetschka, ausgesucht; und was glaubst du: Ich war während dieser ganzen fünf Jahre nicht mit ihm zusammen, aber ich habe mich von ihm bezahlen lassen und geglaubt, das sei mein Recht! Ich habe mich ja selbst ganz und gar in die Irre geführt! Du sagst: ›Nimm die Hunderttausend und schmeiß ihn raus, wenn er dich anwidert.‹ Es ist wahr, er widert mich an ... Ich hätte längst heiraten können und nicht so einen Ganetschka, aber auch das widert mich an. Warum nur habe ich fünf Jahre meines Lebens aus lauter Bosheit vergeudet! Ob du mir glaubst oder nicht – vor ungefähr vier Jahren habe ich überlegt, ob ich vielleicht nicht doch meinen Afanassij Iwanowitsch heiraten sollte? Ich habe das aus lauter Bosheit erwogen; mir ist damals manches durch den Kopf gegangen; damals hätte ich ihn soweit gekriegt! Er hat sich mir selber aufgedrängt. Glaubst du es mir oder nicht? Freilich, er hat gelogen, aber er ist eben darauf versessen und kann nicht widerstehen. Dann aber habe ich, Gott sei Dank, überlegt: Ist er denn eine solche Bosheit wert? Und da hat es mich plötzlich so angewidert, daß ich ihn nie genommen hätte, egal, ob er mir einen Antrag gemacht hätte oder nicht. Ganze fünf Jahre habe ich dieses Spiel getrieben. Nein, dann schon lieber auf die Straße, wo ich hingehöre! Entweder muß ich mit Rogoschin gehen oder gleich morgen als Waschfrau anfangen, denn ich trage nichts am Leibe, was mir gehört – wenn ich gehe, schmeiß' ich ihm alles vor die Füße, lasse alles liegen, bis auf den letzten Lappen, und wer wird mich dann noch nehmen, ohne alles? Frag mal zum Beispiel Ganja, ob er mich dann noch nimmt? Nicht einmal Ferdystschenko wird mich dann nehmen! ...«

»Ferdystschenko wird Sie vielleicht nicht nehmen, Nastassja Filippowna, ich bin ja ein aufrichtiger Mensch«, unterbrach sie Ferdystschenko, »aber der Fürst wird Sie nehmen! Sie sitzen da und klagen, aber sehen Sie doch mal den Fürsten an! Ich beobachte schon lange, wie ...«

Nastassja Filippowna wandte sich neugierig dem Fürsten zu.

»Ist das wahr?« fragte sie.

»Es ist wahr«, flüsterte der Fürst.

»Sie nehmen mich, so wie ich bin, ohne alles?«

»Ich nehme Sie, Nastassja Filippowna ...«

»Da haben wir die nächste Geschichte«, murmelte der General. »Das war zu erwarten.«

Der Fürst sah Nastassja Filippowna, die ihn eingehend musterte, mit einem leidvollen, strengen und durchdringenden Blick offen an.

»Nun hat sich noch einer gefunden!« sagte sie plötzlich, indem sie sich wieder an Darja Alexejewna wandte, »der tut's wahr und wahrhaftig aus gutem Herzen, ich kenne ihn. Einen Wohltäter habe ich gefunden. Allerdings könnte es stimmen, was man von ihm sagt, er ist *nicht ganz richtig* ... Wovon willst du denn leben, wenn du schon so verliebt bist, daß du Rogoschins Metze nimmst? Und sie heiraten willst, du, ein Fürst? ...«

»Sie sind für mich ehrbar, Nastassja Filippowna, und Sie sind nicht Rogoschins Metze«, sagte der Fürst.

»Ich soll ehrbar sein?«

»Ja, Sie.«

»Gut, so was steht in Romanen! Das, lieber Fürst, sind alte Märchen, heute ist die Welt viel klüger geworden, und nun ist das alles Unsinn! Und wie willst du denn heiraten, wenn du selbst eine Kinderfrau brauchst?«

Der Fürst erhob sich und sprach mit zitternder, schüchterner Stimme, aber mit der Miene eines zutiefst überzeugten Menschen:

»Ich kenne nichts, Nastassja Filippowna, ich habe nichts gesehen, da haben Sie recht, aber ich ... aber ich werde es für eine Ehre halten, die Sie mir erweisen, nicht ich Ihnen. Ich bin nichts, Sie aber haben gelitten und sind aus einem solchen Inferno rein hervorgegangen, und das ist viel. Warum

schämen Sie sich? Warum wollen Sie zu Rogoschin? Das ist das Fieber ... Sie haben Herrn Tozkij die Fünfundsiebzigtausend zurückgegeben, und Sie sagen, daß Sie alles, was hier ist, liegen- und stehenlassen wollen, das würde kaum jemand tun. Ich ... Nastassja Filippowna ... liebe Sie. Ich werde für Sie sterben, Nastassja Filippowna. Ich werde keinem gestatten, auch nur ein Wort über Sie zu äußern, Nastassja Filippowna ... Sollten wir arm sein, will ich arbeiten, Nastassja Filippowna.«

Bei den letzten Worten kicherten Ferdystschenko und Lebedjew unüberhörbar, und sogar der General ließ trotz aller Verdrossenheit einen krächzenden Laut hören. Ptizyn und Tozkij konnten ein Lächeln nicht unterdrücken. Die übrigen rissen vor Staunen den Mund auf.

»... Vielleicht aber werden wir nicht arm, sondern sehr reich sein, Nastassja Filippowna«, fuhr der Fürst ebenso schüchtern fort. »Ich weiß freilich noch nichts Genaues und bedaure, daß ich den ganzen Tag bis zu diesem Augenblick nichts Definitives erfahren konnte, aber ich erhielt in der Schweiz ein Schreiben aus Moskau von einem gewissen Herrn Salaskin, in dem er mich wissen läßt, daß ich, wie er schreibt, eine sehr große Erbschaft antreten könnte. Hier ist der Brief ...«

Der Fürst zog tatsächlich einen Brief aus der Rocktasche.

»Ist er vielleicht im Delirium?« murmelte der General.
»Das reinste Irrenhaus!«

Einen Augenblick lang herrschte allgemeines Schweigen.

»Sie haben gesagt, Fürst, wenn ich recht gehört habe, das Schreiben käme von Salaskin?« fragte Ptizyn. »Das ist ein in seinen Kreisen sehr bekannter Mann; ein bekannter Anwalt, und wenn er Sie wirklich über eine Erbschaft in Kenntnis gesetzt hat, so können Sie sich darauf verlassen. Glücklicherweise kenne ich seine Handschrift, wir hatten kürzlich miteinander zu tun ... Wenn Sie mir den Brief zeigen wollten, könnte ich Ihnen vielleicht etwas dazu sagen.«

Der Fürst hielt ihm schweigend mit zitternder Hand den Brief entgegen.

»Was ist los, was ist los?« Der General fuhr auf und starrte alle geradezu entgeistert an. »Doch nicht eine Erbschaft?«

Aller Augen hingen an Ptizyn, der den Brief las. Die allgemeine Neugier erhielt einen neuen, außerordentlichen Anstoß. Ferdystschenko konnte nicht mehr ruhig sitzen. Rogoschin, bestürzt und zutiefst beunruhigt, ließ seinen Blick zwischen dem Fürsten und Ptizyn hin und her wandern. Darja Alexejewna saß wie auf Nadeln. Sogar Lebedjew hielt es nicht länger auf seinem Platz, er verließ seine Ecke und machte einen Katzenbuckel, um über Ptizyns Schulter hinweg den Brief mitzulesen, mit dem Gesicht eines Menschen, der jeden Augenblick eine Tracht Prügel erwartet.

XVI

»EINE sichere Sache«, ließ schließlich Ptizyn verlauten, indem er den Brief zusammenfaltete und dem Fürsten zurückgab. »Sie erhalten ohne jeden Aufwand laut des unanfechtbaren Testaments Ihrer Tante ein außerordentlich großes Vermögen.«

»Nicht möglich!« platzte der General heraus.

Alle rissen abermals den Mund auf.

Ptizyn erläuterte, vornehmlich an Iwan Fjodorowitsch gewandt, daß vor fünf Monaten eine Tante des Fürsten verstorben sei, die der Fürst persönlich nie gesehen hätte, die leibliche ältere Schwester seiner Mutter, Tochter des Moskauer Kaufmanns dritter Gilde Papuschin, der bankrott gemacht hatte und in Armut gestorben war. Aber der ältere leibliche Bruder dieses Papuschin, ebenfalls vor kurzem verstorben, war ein bekannter reicher Kaufmann gewesen. Vor etwa einem Jahr hatte er innerhalb eines knappen Monats

seine beiden Söhne verloren. Dies hatte den alten Mann so getroffen, daß er sich kurz darauf niederlegte und starb. Er war verwitwet, hatte keine Erben, außer einer Nichte, der besagten Tante des Fürsten, einer völlig mittellosen Frau, die in einem fremden Haus ihr Dasein fristete. Zu der Zeit, als sie die Erbschaft antrat, lag diese Tante bereits auf den Tod krank darnieder, sie litt an Wassersucht, begann aber umgehend, Nachforschungen anzustellen, beauftragte Salaskin damit und fand gerade noch Zeit, ihr Testament zu machen. Offensichtlich hatten der Fürst und der Arzt, bei dem er in der Schweiz wohnte, darauf verzichtet, einen offiziellen Bescheid abzuwarten oder Erkundigungen einzuziehen, und der Fürst hatte beschlossen, Salaskins Brief in der Tasche, sich selbst auf den Weg zu machen ...

»Ich kann Ihnen nur sagen«, schloß Ptizyn, sich an den Fürsten wendend, »daß dies alles unanfechtbar und rechtens ist und daß Sie alles, was Salaskin über die unbezweifelbare Rechtmäßigkeit Ihrer Sache schreibt, als bares Geld betrachten können. Meinen herzlichen Glückwunsch, Fürst! Vielleicht erhalten Sie gleichfalls an die anderthalb Millionen, möglicherweise mehr. Papuschin war ein sehr reicher Kaufmann.«

»Der Letzte aus dem Geschlecht der Fürsten Myschkin lebe hoch!« grölte Ferdystschenko.

»Hurra!« krähte Lebedjew mit seiner dünnen Trinkerstimme.

»Und ich habe ihm heute vormittag mit fünfundzwanzig Rubeln ausgeholfen, dem armen Schlucker, ha-ha-ha! Die reinste Phantasmagorie!« sagte der General, vor Staunen immer noch ganz erschlagen. »Gratuliere, gratuliere!« Er stand auf, ging auf den Fürsten zu und umarmte ihn. Die anderen erhoben sich daraufhin ebenfalls und drängten sich um den Fürsten. Sogar die Zaghaften, die sich hinter die Portiere zurückgezogen hatten, wagten nun, den Salon zu betreten. Stimmengewirr, Ausrufe, es wurde sogar wieder

Champagner verlangt; allgemeines Gedränge und Durcheinander. Für einen Augenblick schienen alle Nastassja Filippowna zu vergessen, wie auch, daß sie immer noch die Gastgeberin dieses Abends war. Nach und nach aber wurde den Anwesenden wieder die Vorstellung gegenwärtig, daß der Fürst ihr soeben einen Heiratsantrag gemacht hatte. Die Situation präsentierte sich nun dreimal so verrückt und exzentrisch wie vorher. Der staunende Tozkij zuckte nur mit den Schultern; er war fast der einzige, der auf seinem Platz sitzen geblieben war, die ganze Gesellschaft drängte sich um den Tisch. Später wurde von allen behauptet, daß dies der Augenblick gewesen sei, da Nastassja Filippownas geistige Zerrüttung begonnen habe. Sie war sitzen geblieben und musterte eine Weile lang alle Anwesenden mit einem eigen tümlichen Blick, als begreife sie nicht, was um sie herum vorging, und als müsse sie sich anstrengen, um etwas zu begreifen. Dann wandte sie sich plötzlich dem Fürsten zu und begann, ihn aufmerksam, mit drohend gerunzelten Brauen zu betrachten, aber nur einen Augenblick lang; vielleicht überkam sie der plötzliche Verdacht, alles sei nur Scherz, nur Spott; aber die Miene des Fürsten schloß jeden Zweifel aus. Sie wurde nachdenklich, dann lächelte sie wieder, anscheinend ohne zu wissen, warum ...

»Also wirklich eine Fürstin!« flüsterte sie vor sich hin, als mokierte sie sich darüber, und brach in Lachen aus, als ihr Blick zufällig auf Darja Alexejewna fiel. »Eine unerwartete Lösung ... ich ... hatte etwas anderes erwartet. Aber ich bitte Sie, Herrschaften, warum stehen Sie? Tun Sie mir den Gefallen, nehmen Sie doch Platz, gratulieren Sie mir doch zu dem Fürsten! Ich glaube, jemand hat nach Champagner gerufen; Ferdystschenko, gehen Sie doch und lassen Sie welchen bringen! Katja, Pascha«, plötzlich bemerkte sie ihre Dienstmädchen, die in der Tür standen, »kommt her, ich heirate, habt ihr schon gehört? Einen Fürsten, er hat anderthalb Millionen, er ist ein Fürst Myschkin, und er nimmt mich!«

»Mit Gottes Segen, meine Liebe, das ist schon längst überfällig! Warum die Gelegenheit verpassen?« rief Darja Alexejewna aus, die durch das Geschehen tief beeindruckt war.

»Setzen Sie sich doch zu mir, Fürst«, fuhr Nastassja Filippowna fort, »so, jetzt ist es richtig, und da kommt schon der Champagner. Gratulieren Sie uns, Herrschaften!«

»Hurra!« riefen mehrere Stimmen. Man drängte sich um den Champagner, vor allem das Gefolge Rogoschins. Aber obwohl sie mitschrien und auch bereit waren, weiter zu schreien, spürte mancher von ihnen, trotz der ganzen sonderbaren Umstände und der ungewohnten Umgebung, daß ein Dekorationswechsel stattgefunden hatte, die einen wurden verlegen und warteten mißtrauisch ab, viele flüsterten untereinander, daß es doch die gewöhnlichste Sache von der Welt sei, daß Fürsten gelegentlich wer weiß wen heirateten und sogar Zigeunerinnen aus dem Lager zur Frau nähmen! Rogoschin selbst stand da und schaute zu, mit verzerrtem Gesicht, auf dem einverständnisloses Lächeln stehengeblieben war.

»Fürst, mein Lieber, komm zu dir!« flüsterte der General entsetzt, indem er sich dem Fürsten von der Seite näherte und ihn am Ärmel zupfte.

Nastassja Filippowna hatte es bemerkt und lachte laut auf.

»Nein, General! Jetzt bin ich selber eine Fürstin, Sie haben es doch wohl gehört – der Fürst wird nicht zulassen, daß man mich beleidigt! Afanassij Iwanowitsch, Sie sollten mich beglückwünschen. Jetzt kann ich überall neben Ihrer Gemahlin Platz nehmen; was glauben Sie, ist es nicht von Vorteil, einen solchen Ehemann zu haben? Anderthalb Millionen und noch dazu einen Fürsten, und ein Idiot soll er auch noch sein! Gibt es überhaupt etwas Besseres? Jetzt erst beginnt das wirkliche Leben! Du kommst zu spät, Rogoschin! Fort mit deinem Paket, ich heirate den Fürsten und bin jetzt reicher als du!«

Aber Rogoschin hatte inzwischen begriffen, worum es ging. Ein unsägliches Leiden drückte sich in seinen Zügen aus. Er schlug die Hände zusammen, und ein Stöhnen entlang sich seiner Brust.

»Tritt zurück!« schrie er dem Fürsten zu.

Die Umstehenden lachten.

»Sollte er etwa zu deinen Gunsten zurücktreten?« mischte sich Darja Alexejewna triumphierend ein. »Sieh mal, wie du das Geld auf den Tisch geknallt hast, du Bauer! Der Fürst nimmt sie zur Frau, und du kommst her, weil du keinen Anstand hast.«

»Ich nehm' sie auch!! Ich nehm' sie auf der Stelle, sofort! Alles geb' ich dafür her ...«

»Ein Besoffener aus der Schenke bist du, man sollte dich rauschmeißen!« wiederholte Darja Alexejewna in hellem Zorn.

Das Lachen wurde immer lauter.

»Hörst du, Fürst«, wandte sich Nastassja Filippowna an ihn, »wie dieser Bauer deine Braut kaufen will?«

»Er ist betrunken«, sagte der Fürst. »Er liebt Sie sehr.«

»Und wirst du dich später nicht dessen schämen, daß deine Braut beinahe mit Rogoschin davongelaufen wäre?«

»Weil Sie Fieber hatten, Sie haben auch jetzt Fieber und sind wie im Delirium.«

»Und du wirst dich nicht schämen, wenn man dir später sagt, daß deine Frau Tozkijs Mätresse war?«

»Nein, ich würde mich dessen nicht schämen ... Sie haben nicht aus freiem Willen mit Tozkij gelebt.«

»Und du wirst es mir nie vorwerfen?«

»Nein.«

»Na, paß auf, man soll so was nicht für das ganze Leben versprechen!«

»Nastassja Filippowna,« begann der Fürst leise und gleichsam mitleidig, »ich sagte Ihnen vorhin, daß ich mir Ihr Ja-wort zur Ehre anrechnen würde und daß Sie mir die Ehre

erweisen und nicht ich Ihnen. Sie haben zu diesen Worten gelächelt, und ringsum, ich habe es wohl gehört, lachte man ebenfalls. Es kann sein, daß ich mich komisch ausgedrückt habe und überhaupt lächerlich war, aber ich hatte immerfort das Gefühl, daß ich ... durchaus weiß, was Ehre heißt, und überzeugt bin, die Wahrheit gesagt zu haben. Gerade wollten Sie sich selbst zerstören, unwiederbringlich, denn Sie hätten es sich später niemals verziehen: Aber Sie trifft überhaupt keine Schuld. Es kann nicht sein, daß Ihr Leben bereits völlig zerstört ist. Was bedeutet es schon, daß Rogoschin zu Ihnen gekommen ist und daß Gawrila Ardalionowitsch Sie hintergehen wollte? Warum erwähnen Sie das immer wieder? Dessen, was Sie getan haben, sind nur sehr wenige fähig, ich wiederhole es, und wenn Sie die Absicht hatten, mit Rogoschin zu gehen, so war es ein Entschluß, den Sie in einem krankhaften Zustand gefaßt haben. Auch in diesem Augenblick noch sind Sie in einem anfallartigen Zustand, und es wäre besser, Sie gingen zu Bett. Schon morgen würden Sie sich eine Stelle als Waschfrau suchen, nur um nicht bei Rogoschin bleiben zu müssen. Sie sind stolz, Nastassja Filippowna, aber möglicherweise bereits so unglücklich, daß Sie sich für schuldig halten. Sie brauchen viel Pflege, Nastassja Filippowna. Ich werde Sie pflegen. Ich habe heute vormittag Ihr Portrait gesehen und glaubte, ein mir vertrautes Gesicht wiederzuerkennen. Und ich hatte sogleich das Gefühl, als hätten Sie mich schon gerufen. Ich ... Ich werde Sie mein ganzes Leben lang achten«, schloß der Fürst, als käme er plötzlich zu sich und erinnere sich, vor welchem Publikum er dies alles sagte.

Ptizyn senkte sogar keusch den Kopf und schlug die Augen nieder. Tozkij dachte bei sich: "Ein Idiot, aber er weiß, daß Schmeichelei die stärkste Waffe ist; ein Naturtalent!"

Dem Fürsten fiel Ganjas funkelnnder Blick auf, mit dem er ihn aus seiner Ecke heraus am liebsten in Asche verwandelt hätte.

»Ein so guter Mensch!« verkündete die gerührte Darja Alexejewna.

»Ein gebildeter Mensch! Ein gebildeter, aber verlorener Mensch!« flüsterte der General hörbar.

Tozkij griff nach seinem Hut und wartete auf die Gelegenheit aufzustehen, um unbemerkt zu verschwinden. Er wechselte einen Blick mit dem General, um mit ihm zusammen hinauszugehen.

»Ich danke Ihnen, Fürst, bis jetzt hat noch niemand so zu mir gesprochen«, sagte Nastassja Filippowna. »Man hat mich immer kaufen wollen, aber kein einziger anständiger Mann hat mir einen Heiratsantrag gemacht. Haben Sie gehört, Afanassij Iwanowitsch? Was halten Sie davon, was der Fürst gesagt hat? Das war ja beinahe unschicklich ... Rogoschin! Warte, noch sollst du nicht fortgehen! Aber du wirst auch nicht fortgehen, ich sehe es. Vielleicht komme ich doch noch mit. Wohin wolltest du mich bringen?«

»Nach Jekateringof«, meldete aus einer Ecke Lebedjew, Rogoschin aber zuckte nur zusammen und riß die Augen auf, als traute er seinen Ohren nicht. Er war völlig betäubt, als hätte er einen furchtbaren Schlag auf den Kopf bekommen.

»Aber was redest du, was redest du, Mütterchen! Du hast ja wahrhaftig Anfälle: Bist du überhaupt noch bei Verstand?« fuhr Darja Alexejewna erschrocken auf.

»Hast du es etwa geglaubt?« Nastassja Filippowna sprang lachend vom Sofa auf. »Ein solches Kind zugrunde richten? Das wäre ja ganz in der Art von Afanassij Iwanowitsch: Der hat für Kinder viel übrig. Fahren wir, Rogoschin! Halt dein Paket grifffbereit! Du willst mich heiraten, was macht das schon, das Geld mußt du trotzdem rausrücken, vielleicht nehme ich dich gar nicht. Hast du etwa geglaubt, du kannst dein Paket behalten, weil du mich heiraten wolltest? Von wegen! Ich bin selber schamlos. Ich war die Konkubine von Tozkij ... Fürst! Jetzt brauchst du eine Aglaja Jepantschina und nicht eine Nastassja Filippowna, sonst – sonst wird Fer-

dystschenko mit dem Finger auf dich zeigen! Du hast keine Angst, aber ich werde Angst haben, daß ich dich ruiniere und daß du mir später daraus einen Vorwurf machst. Und wenn du jetzt behauptest, daß ich dir eine Ehre erweisen würde, so weiß Tozkij, was davon zu halten ist. Und du hast dich mit Aglaja Jepantschina verrechnet, Ganetschka: Wußtest du das eigentlich? Hättest du nicht angefangen, mit ihr zu feilschen, dann hätte sie dich ganz bestimmt geheiratet! Das gilt für euch alle: Ob ehrlose oder ehrbare Frauen – das bleibt sich gleich! Die Verwechlungen sind unvermeidlich ... Seht mal den General, dem ist vor Staunen der Mund aufgegangen ...«

»Das ist Sodom, Sodom!« wiederholte der General und reckte die Schultern. Er erhob sich ebenfalls vom Sofa; inzwischen waren wieder alle aufgestanden. Nastassja Filippowna war wie außer sich.

»Ist es möglich!« stöhnte der Fürst und rang die Hände.

»Und du glaubtest – nicht? Vielleicht habe ich einen Stolz, auch wenn ich schamlos bin! Du hast mich vorhin vollkommen genannt; das ist mir eine schöne Vollkommenheit, die nur, um damit anzugeben, daß sie einer Million und einer Fürstenkrone einen Tritt gegeben hat, in die Gosse zieht. Was für eine Frau wäre ich dann für dich? Afanassij Iwanowitsch, ich habe doch eine Million zum Fenster hinausgeworfen! Wie konnten Sie sich nur einbilden, ich würde mich glücklich schätzen, Ganetschka und Ihre Fünfundsiebzigtausend zu heiraten! Die Fünfundsiebzigtausend darfst du behalten, Afanassij Iwanowitsch (nicht mal bis Hundert bist du gegangen, da hat dich Rogoschin überboten!); und für Ganetschka weiß ich einen Trost, ich habe eine Idee. Jetzt aber will ich feiern, ich bin ja eine von der Straße! Zehn Jahre lang habe ich im Gefängnis gesessen, jetzt ich meine Zeit gekommen! Also, was ist, Rogoschin? Los, fahren wir!«

»Fahren wir!« brüllte Rogoschin, außer sich vor Freude. »He, Ihr ...! Ihr alle ... Wein her! Ha! ...«

»Sorg für Wein, ich will trinken! Gibt es Musik?«

»Musik, ja Musik! Komm ihr nicht zu nah!« brüllte Rogoschin wie rasend, sobald er sah, daß Darja Alexejewna auf Nastassja Filippowna zuging. »Mein! Alles ist mein! Königin! Ende!«

Die Freude verschlug ihm den Atem. Er ging im Kreis um Nastassja Filippowna herum und schrie jedem zu: »Komm nich' zu nah!« Die ganze Gesellschaft hatte sich inzwischen im Salon versammelt. Die einen tranken, andere grölten und lachten, alle waren in der angeregtesten und ungezwungenen Stimmung. Ferdystschenko unternahm die ersten Versuche, sich bei ihnen anzubiedern. Der General und Tozkij machten Anstalten, sobald wie möglich zu verschwinden. Auch Ganja hielt seinen Hut in der Hand, aber er stand schweigend da und konnte sich anscheinend von dem Bild nicht trennen, das sich vor ihm entrollte.

»Komm nich' zu nah!« brüllte Rogoschin.

»Warum brüllst du denn so!« Nastassja Filippowna lachte ihm ins Gesicht. »Noch bin ich hier zu Hause, wenn es mir paßt, laß ich dich vor die Tür setzen. Noch hab' ich dein Geld nicht genommen, da liegt es; gib es mir, das ganze Paket! In diesem Paket sollen Hunderttausend sein? Pfui, wie ekelhaft! Was hast du nur, Darja Alexejewna? Sollte ich ihn denn wirklich ruinieren?« (Sie deutete auf den Fürsten.) »Wie will denn der heiraten, der braucht ja selbst noch eine Kinderfrau; und der General macht sich zu seiner Kinderfrau. Siehst du, wie er seine Kreise um ihn zieht! Siehst du, Fürst, deine Braut nimmt Geld, weil sie eine Schlampe ist, und du hast um ihre Hand angehalten! Warum weinst du eigentlich? Ist es dir bitter? Dabei solltest du lachen, meine ich!« fuhr Nastassja Filippowna fort, während zwei dicke Tränen auf ihren Wangen glitzerten. »Vertraue auf die Zeit – alles geht vorüber. Besser, du kommst jetzt zur Vernunft, als später ... Warum weint ihr denn alle? – auch Katja weint! Was hast du denn, Katja, du Liebe? Ich lasse für dich und Pascha genug zurück, alles ist schon geregelt, und jetzt wollen

wir Abschied nehmen. Ich habe dich, ein ehrbares junges Mädchen, gezwungen, mich Schlampe zu bedienen ... Es ist besser so, Fürst, wirklich besser, du hättest mich später verachtet, und wir wären niemals glücklich geworden! Du sollst nicht schwören, ich glaube dir nicht! Und wie dumm hätte es auch ausgesehen! ... Nein, wir wollen lieber im Guten von einander Abschied nehmen, ich bin ja auch eine Träumerin, und dabei wäre nichts Gutes herausgekommen! Habe ich etwa nicht von dir geträumt? Da hast du recht, schon lange träumte ich von dir, schon auf seinem Gut, fünf Jahre habe ich dort gelebt, mutterseelenallein; und da dachte ich, dachte, und da träumte ich, träumte und stellte mir so einen vor wie dich, mit einem guten Herzen und ehrlich, einen lieben und ebenso törichten wie du, der plötzlich kommt und sagt: »Sie haben keine Schuld, Nastassja Filippowna, und ich bete Sie an!« Und so träumte ich vor mich hin, bis ich manchmal fast überschnappte ... Und dann kommt wieder der da gefahren: Er kommt ungefähr für zwei Monate im Jahr, schändet, kränkt, verdirbt mich, fährt wieder weg – tausendmal war ich nahe daran, in den Teich zu springen, aber ich war gemein, ich war nicht mutig genug; und jetzt ... Rogoschin, alles bereit?«

»Alles bereit. Komm nich' zu nah!«

»Alles bereit!« hörte man mehrere Stimmen.

»Die Troikas warten, mit Glöckchen!«

Nastassja Filippowna griff hastig nach dem Paket.

»Ganja, ich habe eine Idee: Ich gönne dir eine Entschädigung, denn warum sollst du auf einen Schlag alles verlieren? Rogoschin, wird er für drei Rubel auf den Knien zur Wassiljewskij kriechen?«

»Wird er!«

»Also paß auf, Ganja, zum letzten Mal will ich dein Inneres sehen; du hast mich ja auch drei volle Monate gequält; jetzt bin ich dran. Siehst du dieses Paket hier, das sind Hunderttausend! Ich werde sie gleich in den Kamin werfen, ins

Feuer. Gleich, vor aller Augen, alle sind Zeugen! Sobald die Flammen es von allen Seiten erfassen – mußt du in den Kamin greifen, aber mit bloßen Händen, ohne Handschuhe, die Ärmel zurückgestreift, und das Paket aus dem Feuer holen! Holst du das Paket raus – gehört es dir, die ganzen Hunderttausend sind dein! Du könntest dir ein ganz klein bißchen die Finger verbrennen – aber dafür sind es ja Hunderttausend! Überleg es dir. Es geht ja ganz schnell! Und ich werde mich an deiner Seele erfreuen, wenn du mein Geld aus dem Feuer holst. Alle sind Zeugen, daß das ganze Paket dir gehören soll. Und tust du es nicht, dann soll es verbrennen; ich lasse keinen anderen ran. Fort! Alle fort! Das ist mein Geld! Damit habe ich mir von Rogoschin eine Nacht bezahlen lassen. Rogoschin, ist es mein Geld?«

»Deins, meine Freude! Deins, meine Königin!«

»Also, dann fort mit euch, was ich will, das tu' ich! Aus dem Weg! Ferdystschenko, schüren Sie das Feuer!«

»Nastassja Filippowna, die Hände gehorchen mir nicht«, antwortete Ferdystschenko fassungslos.

»Ach was!« rief Nastassja Filippowna aus, griff nach der Kaminzange, schob zwei glimmende Scheite auseinander und warf, sobald die Flammen hochschlugen, das Paket darauf.

Ein einziger Schrei; viele schlügen sogar ein Kreuz.

»Sie ist verrückt, sie ist verrückt geworden!« rief man ringsum.

»Sollten wir ... Sollten wir sie vielleicht fesseln?« flüsterte der General Ptizyn ins Ohr, »oder nach einem ... Sie hat doch den Verstand verloren, nicht wahr? Sie ist doch wahnsinnig?«

»N-ein, vielleicht ist das doch nicht nur Wahnsinn«, flüsterte der zitternde Ptizyn, weiß wie Leintuch, ohne den Blick von dem inzwischen glimmenden Paket abwenden zu können.

»Sie ist doch wahnsinnig? Wahnsinnig?« wandte sich der General an Tozkij.

»Ich habe Ihnen doch gleich gesagt, diese Frau hat *Kolorit*«, murmelte der ebenfalls leicht erblaßte Afanassij Iwanowitsch.

»Aber ich bitte Sie, das sind doch Hunderttausend ...!«

»O Gott, o Gott!« hörte man von allen Seiten. Alle versammelten sich um den Kamin, alle drängten nach vorn, um etwas zu sehen, alle schrien durcheinander ... Einige stiegen sogar auf die Stühle, um über die Köpfe hinwegzusehen. Darja Alexejewna stürzte ins Nebenzimmer und tuschelte dort erschrocken mit Katja und Pascha. Die schöne Deutsche floh.

»Mütterchen, Königin, Allmächtige«, lamentierte Lebedjew, indem er vor Nastassja Filippowna auf den Knien rutschte und die Arme nach dem Kamin ausstreckte, »Hunderttausend! Hunderttausend! Ich hab's mit eigenen Augen gesehen, sie wurden vor meinen Augen eingepackt! Mütterchen! Barmherzige! Befiehl mir, in den Kamin zu greifen! Ich werde in den Kamin kriechen und meinen grauen Kopf in die Flammen halten! Krankes Eheweib, gelähmt, dreizehn Kinder – lauter Waisen, der Vater ist vor einer Woche unter die Erde gekommen, sie nagen am Hungertuch, Nastassja Filippowna!« Er verstummte und kroch auf den Kamin zu.

»Fort!« schrie Nastassja Filippowna und stieß ihn zur Seite, »macht Platz! Ganja, warum stehst du immer noch da? Genier dich nicht! Greif zu! Du kannst dein Glück machen!«

Aber Ganja hatte an diesem Tag und an diesem Abend schon zuviel ausgestanden und war auf diese letzte unerwartete Prüfung nicht gefaßt. Die Gruppe teilte sich vor ihnen, und er stand Auge in Auge Nastassja Filippowna gegenüber, etwa drei Schritt von ihr entfernt. Sie stand unmittelbar vor dem Kamin und wartete, ohne ihren brennenden, aufmerksamen Blick von ihm abzuwenden. Ganja, im Frack, Hut und Handschuhe in der Hand, stand vor ihr, schweigend, reglos, die Arme über der Brust verschränkt, und starrte ins Feuer. Ein irres Lächeln huschte über sein kreideweißes Ge-

sicht. Er konnte zwar die Augen von den Flammen und dem glimmenden Paket nicht abwenden; aber etwas Neues schien in seiner Seele zu erwachen, als hätte er sich geschworen, der Folter standzuhalten; er rührte sich nicht von der Stelle; einige Augenblicke später war es allen klar, daß er das Paket nicht herausholen würde, daß er es nicht wollte.

»Paß auf, es verbrennt, man wird dich auslachen!« rief Nastassja Filippowna ihm zu, »du wirst dich später noch aufhängen, im Ernst!«

Das Feuer, das anfangs zwischen den zwei glimmenden Scheiten aufflackerte, war erloschen, sobald das Paket darauf gefallen war und es erstickt hatte. Aber ein blaues Flämmchen hielt sich auf einer Kante des untersten Scheits. Endlich leckte eine schmale, lange Feuerzunge auch an dem Paket, das Feuer blieb an dem Paket haften und lief an den Ecken des Einpackpapiers hoch, bis das ganze Paket plötzlich lichterloh brannte und helle Flammen emporschlugen. Man hörte ein allgemeines »Ach!«

»Mütterchen!« lamentierte Lebedjew immer noch und drängte nach vorn, aber Rogoschin schleifte ihn zur Seite und stieß ihn abermals zurück.

Rogoschin selbst war in einen einzigen starren Blick verwandelt. Er vermochte Nastassja Filippowna nicht aus den Augen zu lassen, er genoß, er war im siebenten Himmel.

»Das is' 'ne Königin!« wiederholte er alle Augenblicke, ohne sich an jemand bestimmten zu wenden, »das is' ganz unsere Art!« rief er immer wieder selbstvergessen aus. »Na, wer von euch Taschendieben bringt so was fertig – he?«

Der Fürst sah schweigend und traurig zu.

»Ich hol' das Paket heraus mit den Zähnen, für einen einzigen Tausender!« erbot sich Ferdystschenko.

»Mit den Zähnen? Tät' ich auch!« knirschte im Hintergrund der Herr mit den Fäusten in größter Verzweiflung. »Teufel noch mal! Es brennt, alles verbrennt!« rief er aus, als er die Flammen sah.

»Es brennt, es brennt!« schrien alle wie aus einem Munde und drängten fast alle ebenfalls zum Kaminfeuer.

»Ganja, zier dich nicht, ich sag's dir zum letzten Mal!«

»Rein!« brüllte Ferdystschenko völlig außer sich, stürzte sich auf Ganja und packte ihn am Ärmel. »Rein! Du jämmerlicher Angeber! Es verbrennt! Verdammst!«

Ganja stieß Ferdystschenko mit aller Kraft zurück, drehte sich um, ging auf die Tür zu und wollte hinausgehen; er hatte aber noch keine zwei Schritte gemacht, als er schwankte und zu Boden stürzte.

»Eine Ohnmacht!« riefen mehrere Stimmen.

»Mütterchen, es verbrennt!« lamentierte Lebedjew.

»Es verbrennt, für nichts und wieder nichts!« schrien viele Stimmen.

»Katja, Pascha, Wasser und Salmiakgeist!« befahl Nastassja Filippowna, griff rasch nach der Kaminzange und riß das Paket heraus.

Fast das ganze Einschlagpapier war verkohlt und glomm, aber man sah auf den ersten Blick, daß das Innere nicht beschädigt war. Das Geld war in drei Lagen Zeitungspapier eingeschlagen, und die Scheine waren unversehrt geblieben. Alle atmeten auf.

»Höchstens ein hübscher Tausender könnte etwas abbekommen haben, alle übrigen sind heil«, sagte Lebedjew gerührt.

»Es gehört ihm! Das ganze Paket gehört ihm! Haben Sie gehört, Herrschaften!« verkündete Nastassja Filippowna, indem sie das Paket neben Ganja auf den Boden legte. »Er hat es doch nicht herausgeholt, er hat durchgehalten! Also ist seine Eitelkeit noch stärker als seine Geldgier! Macht nichts, er wird schon zu sich kommen! Sonst wäre er vielleicht mit dem Messer auf mich losgegangen ... Da, er wacht schon auf.

General, Iwan Petrowitsch, Darja Alexejewna, Katja, Pascha, Rogoschin, habt ihr gehört? Das Paket gehört ihm, Ganja. Ich gebe es ihm als Entschädigung für ... nun, gleich-

viel, wofür auch immer! Sagt ihm das! Das Paket soll hier neben ihm liegenbleiben ... Rogoschin, marsch! Leb wohl, Fürst, ich habe zum ersten Mal einen Menschen gesehen! Leben Sie wohl, Afanassij Iwanowitsch, merci!«

Rogoschins Gefolge jagte lärmend, polternd, rufend durch die Zimmer, Rogoschin und Nastassja Filippowna nach. Im Saal halfen ihr die Mädchen in den Pelz; die Köchin Marfa kam aus der Küche gelaufen. Nastassja Filippowna küßte sie alle zum Abschied.

»Ist es denn wirklich wahr, Mütterchen, daß Sie uns für immer verlassen! Aber wo wollen Sie denn hin? Und auch noch an Ihrem Geburtstag, an solch einem Festtag!« fragten die schluchzenden Mädchen und küßten ihr die Hände.

»Auf die Straße geh' ich, Katja, du hast es doch gehört, da gehör' ich hin, oder ich werde Waschfrau. Schluß mit Afanassij Iwanowitsch! Richtet ihm einen Gruß von mir aus, und denkt an mich nicht im Bösen ...«

Der Fürst stürzte hinaus, vor die Haustür, wo sich alle auf die vier Troikas mit den Glöckchen verteilten. Dem General gelang es, ihn noch im Treppenhaus einzuholen.

»Ich bitte dich, Fürst, komm zu dir!« sagte er und griff nach seiner Hand. »Laß sie! Du siehst doch, wie sie ist! Ich spreche zu dir wie ein Vater ...«

Der Fürst sah ihn an, riß sich aber los und lief, ohne ein Wort zu sagen, die Treppe hinunter.

Vor der Haustür, wo die Troikas soeben losgebraust waren, konnte der General gerade noch sehen, wie der Fürst in eine Droschke sprang und dem Kutscher befahl, nach Jekateringof zu fahren, den Troikas nach. Dann fuhr der kleine graue Traber des Generals vor und führte den General nach Hause, erfüllt von neuen Hoffnungen und Plänen und mit den erwähnten Perlen, die einzustecken er trotz allem nicht versäumt hatte. Inmitten seiner Pläne erschien ihm hin und wieder Nastassja Filippownas Bild; der General seufzte:

»Schade. Aufrichtig schade! Die Frau ist verloren! Eine

Verrückte! ... Jaja, aber jetzt kommt für den Fürsten eine Nastassja Filippowna nicht mehr in Frage ...«

Einige ebenso erbauliche Schlußworte wechselten zwei andere Gesprächspartner, zwei Gäste Nastassja Filippownas, die sich entschlossen hatten, ein Stück Wegs zu Fuß zurückzulegen.

»Wissen Sie, Afanassij Iwanowitsch, etwas dieser Art soll es bei den Japanern geben«, sprach Iwan Petrowitsch Ptizyn. »Der Beleidigte soll dort den Beleidiger aufsuchen und zu ihm sagen: ›Du hast mich beleidigt, und ich komme jetzt, um mir dafür vor deinen Augen den Bauch aufzuschlitzen‹, und mit diesen Worten schlitzt er sich tatsächlich vor den Augen des Beleidigers den Bauch auf und empfindet dabei offenbar eine außerordentliche Genugtuung, wie nach einem wirklichen Racheakt. Es gibt sonderbare Charaktere auf der Welt, Afanassij Iwanowitsch!«

»Und Sie glauben, daß sich hier so etwas abgespielt hat?« fragte Afanassij Iwanowitsch lächelnd. »Hm? Das haben Sie wirklich scharfsinnig ... Und Ihr Vergleich ist ausgezeichnet. Sie konnten sich jedoch persönlich davon überzeugen, bester Iwan Petrowitsch, daß ich alles getan habe, was menschenmöglich ist; und ich kann doch wohl kaum etwas tun, was das Menschenmögliche übersteigt, das werden Sie doch zugeben? Allerdings werden Sie ebenfalls zugeben, daß in dieser Frau kapitale Vorzüge verborgen waren ... glänzende Eigenschaften. Ich wollte ihr sogar vorhin zurufen, wenn ich es mir in diesem Sodom und Gomorrha hätte erlauben dürfen, daß sie selbst meine beste Rechtfertigung gegen alle ihre Vorwürfe wäre. Wer würde nicht in den Bann dieser Frau geraten und dabei allen Verstand und ... überhaupt alles vergessen! Sehen Sie, dieser Bauer, dieser Rogoschin hat ihr Hunderttausend angeschleppt! Gut, alles, was sich dort eben abgespielt hat – alles ist ephemeral, romantisch, unschicklich, dafür aber originell und hat Kolorit, das werden Sie zugeben. Mein Gott, was hätte man nicht alles mit einem solchen

Charakter und solcher Schönheit erreichen können! Aber ungeachtet aller Bemühungen, sogar aller Bildung – alles vertan! Ein ungeschliffener Diamant – wie ich schon mehrfach sagte ...« Und Afanassij Iwanowitsch seufzte aus tiefstem Herzen.

ZWEITER TEIL

I

ETWA zwei Tage nach dem seltsamen Abenteuer bei der Geburtstagsfeier Nastassja Filippownas, mit dem wir den ersten Teil unserer Erzählung beschlossen haben, brach Myschkin in Angelegenheiten der unverhofften Erbschaft eilig nach Moskau auf. Es wurde damals davon gesprochen, daß wohl auch andere Gründe seinen eiligen Aufbruch veranlaßt haben könnten; jedoch sind wir nicht in der Lage, darüber, wie auch über die weiteren Abenteuer des Fürsten in Moskau und während der restlichen Zeit seiner Abwesenheit von Petersburg, Näheres mitzuteilen. Diese Abwesenheit des Fürsten währte genau sechs Monate, und sogar jene Personen, die Gründe hatten, sich für sein Schicksal zu interessieren, konnten während dieser ganzen Zeit nur recht Ungenügendes darüber in Erfahrung bringen. Freilich kamen dem einen oder anderen, wenn auch höchst selten, gewisse Gerüchte zu Ohren, aber auch diese waren zum größten Teil seltsam und fast immer widersprüchlich. Am meisten interessierte man sich für den Fürsten verständlicherweise im Hause Jepantschin, wo er vor seiner Abreise aus Zeitmangel nicht einmal einen Abschiedsbesuch gemacht hatte. Der General übrigens hatte ihn damals gesehen, zwei- oder dreimal sogar; sie hatten Ernsthaftes besprochen. Aber auch wenn Jepantschin ihn gesehen hatte, ließ er zu Hause kein Wort davon verlauten. Überhaupt war es in der ersten Zeit, das heißt während eines ganzen Monats nach der Abreise des Fürsten, im Hause Jepantschin nicht angeraten gewesen, ihn zu erwähnen. Nur die Generalin Lisaweta Prokofjewna gab ganz am Anfang zu verstehen, »daß sie sich in dem Fürsten getäuscht« hätte. Nach weiteren zwei oder drei Tagen fügte sie hinzu, diesmal ohne den Fürsten zu erwähnen, sondern eher

allgemein, daß »der wichtigste Zug ihres Lebens darin besteht, daß sie sich ununterbrochen in Menschen täuscht«. Und endlich, inzwischen waren schon zehn Tage vergangen, schloß sie, als sie sich über ihre Töchter geärgert hatte, mit der Sentenz: »Genug der Täuschungen! Weitere werden nicht mehr folgen.« Man kann nicht umhin zu bemerken, daß in ihrem Haus ziemlich lange eine unangenehme Stimmung geherrscht hatte. Etwas Bedrückendes, Gespanntes, Unausgesprochenes, Gereiztes lag in der Luft; alle Gesichter waren finster. Der General, rastlos tätig, war Tag und Nacht geschäftig; man hatte ihn selten so geschäftig und so tätig erlebt, insbesondere in seinem Amt. Die Familienmitglieder bekamen ihn kaum zu Gesicht. Was die jungen Damen Jepantschin angeht, so äußerten sie sich natürlich im Gespräch mit keiner einzigen Silbe. Vielleicht haben sie sich sogar untereinander viel zu selten geäußert. Sie waren stolze junge Mädchen, hochmütig und sogar voreinander mitunter schamhaft, die sich sonst nicht nur beim ersten Wort, sondern sogar auf den ersten Blick verstanden, so daß manchmal jedes Wort überflüssig war.

Ein unbeteiligter Beobachter, falls ein solcher zugegen gewesen wäre, hätte daraus nur den einen Schluß ziehen können: daß der Fürst, nach allen überlieferten, wenn auch spärlichen Tatsachen zu urteilen, bei den Jepantschins einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben mußte, obwohl er doch nur ein einziges Mal, und auch nur sehr kurz, vorgesprochen hatte. Vielleicht entsprang dieser Eindruck der bloßen Neugier, die durch einige exzentrische Abenteuer des Fürsten gereizt worden war. Wie dem auch sei, der Eindruck war nachhaltig.

Nach und nach senkte sich das Dunkel des Vergessens über die Gerüchte, welche die Stadt beschäftigt hatten. Freilich, man redete immer noch von irgendeinem Fürsten, einem harmlosen Narren (niemand kannte seinen richtigen Namen), der plötzlich ein riesiges Vermögen geerbt und eine

zugereiste Französin, eine bekannte Cancan-Tänzerin aus dem »Château des fleurs« in Paris, geehelicht habe. Andere dagegen wollten wissen, daß diese Erbschaft irgendeinem General zugefallen sei, während die zugereiste Französin und bekannte Cancan-Tänzerin einen jungen russischen Kaufmann geheiratet habe, der unglaublich reich sei und bei seiner Hochzeit – nur um zu prahlen – in betrunkenem Zustand für exakt siebenhunderttausend Rubel Coupons der letzten Lotterie-Anleihe an einer Kerze verbrannt habe. Aber auch diese Gerüchte verstummten ziemlich bald, zumal die Umstände das Ihre dazu beitragen. Zum Beispiel war Rogoschins Gefolge, darunter viele, die verschiedenes zu erzählen gehabt hätten, geschlossen, mit ihm selbst an der Spitze, nach Moskau abgereist, fast auf den Tag eine Woche nach der fürchterlichen Orgie im Parkrestaurant von Jekateringof, bei der auch Nastassja Filippowna zugegen gewesen war. Einige, sehr wenige, Interessierte wollten anhand irgendwelcher Gerüchte in Erfahrung gebracht haben, daß Nastassja Filippowna am nächsten Tag aus Jekateringof geflohen und verschwunden wäre und daß man angeblich ausspioniert hätte, sie sei nach Moskau gereist; mit diesem Gerücht ließ sich Rogoschins Aufbruch nach Moskau in Zusammenhang bringen. Weitere Gerüchte kamen zeitweilig über Gawrila Ardalionowitsch Iwolgin auf, der sich in seinem Kreise ebenfalls ziemlicher Beachtung erfreute. Aber auch in seinem Fall trat bald ein Umstand ein, der alles für ihn nachteilige Gerede rasch abkühlte und in der Folge endgültig verstummen ließ: Er erkrankte ernsthaft und war außerstande, im Dienst, geschweige denn in Gesellschaft zu erscheinen. Nachdem er fast einen Monat lang krank gewesen war, erholte er sich wieder, gab aber seinen Posten in der Aktiengesellschaft aus unbekannten Gründen endgültig auf, und seine Stelle wurde mit einem anderen besetzt. Das Haus des Generals Jepantschin betrat er nicht mehr, so daß ein anderer Beamter seine Aufgaben bei dem General übernehmen mußte. Gawrila

Ardalionowitschs Feinde hätten vermuten können, alles ihm Zugestossene sei ihm so peinlich gewesen, daß er sich geniere, sich auch nur auf der Straße zu zeigen; aber er war in der Tat krank gewesen: Er wurde sogar hypochondrisch, geistesabwesend, reizbar. Warwara Ardalionowna hatte im selben Winter Ptizyn geheiratet; alle, die sie kannten, erklärten sich diese Heirat unumwunden durch den Umstand, daß Ganja sich weigere, seine frühere Beschäftigung wieder aufzunehmen, und nicht nur aufgehört habe, seine Familie zu unterhalten, sondern selbst auf Unterstützung und beinahe sogar auf Pflege angewiesen sei.

Nebenbei bemerkt, wurde Gawrila Ardalionowitsch auch bei den Jepantschins mit keiner Silbe erwähnt – als sei dieser Mann niemals auf der Welt gewesen, geschweige denn in ihrem Hause. Indes erhielt man dort (und zwar recht bald) Kenntnis von einer höchst bemerkenswerten Begebenheit, nämlich: In jener für ihn verhängnisvollen Nacht, nach der fatalen Episode bei Nastassja Filippowna, war Ganja, als er nach Hause kam, nicht zu Bett gegangen, sondern hatte mit fiebiger Ungeduld die Rückkehr des Fürsten erwartet. Der Fürst, der nach Jekateringof gefahren war, kehrte gegen sechs Uhr morgens von dort zurück. Als bald trat Ganja in sein Zimmer und legte das angekohlte Paket mit dem Geld, das Nastassja Filippowna ihm geschenkt hatte, als er ohnmächtig am Boden lag, vor ihn auf den Tisch. Er bat den Fürsten eindringlich, dieses Geschenk bei der ersten sich bietenden Gelegenheit Nastassja Filippowna zurückzugeben. Beim Eintreten soll Ganas Stimmung feindselig und aufgebracht gewesen sein; er und der Fürst hätten aber einige wenige Worte gewechselt, woraufhin Ganja zwei Stunden bei dem Fürsten geblieben und die ganze Zeit bitterlich geweint hätte. Sie hätten sich freundschaftlich voneinander verabschiedet.

Diese Nachricht, die alle Jepantschins erreicht hatte, war, wie sich später herausstellte, vollkommen zutreffend. Natür-

lich ist es merkwürdig, daß Nachrichten dieser Art so schnell ans Ziel gelangen und zur Kenntnis genommen werden konnten; alles, was sich bei Nastassja Filippowna ereignet hatte, war bei den Jepantschins schon am nächsten Tag bekannt gewesen, sogar mit sämtlichen, ziemlich genau Details. Von den Nachrichten über Gawrila Ardalionowitsch ließ sich annehmen, sie wären durch Warwara Ardalionowna übermittelt worden, die irgendwie plötzlich bei den jungen Damen aufgetaucht war und sehr bald mit ihnen sogar auf vertrautem Fuße stand, zur größten Verwunderung Lisaweta Prokofjewnas. Obzwar Warwara Ardalionowna es aus irgendeinem Grund für nötig erachtet hatte, eine solch enge Beziehung mit den Jepantschins anzuknüpfen, wäre sie einem Gespräch über ihren Bruder sicherlich ausgewichen. Sie war ebenfalls eine recht stolze Frau, freilich auf ihre Art, obwohl sie eine Freundschaft dort suchte, wo man ihrem Bruder beinahe die Tür gewiesen hätte. Sie war auch schon früher mit den jungen Mädchen Jepantschins bekannt gewesen, aber sie hatten sich nur selten gesehen. Auch jetzt zeigte sie sich fast nie im Salon und kam nur auf einen Sprung durch den Hintereingang. Lisaweta Prokofjewna hatte wenig für sie übrig, weder früher, noch jetzt, obwohl sie Warwara Ardalionownas Mutter, Nina Alexandrowna, sehr schätzte. Sie wunderte und ärgerte sich und erklärte die Bekanntschaft mit Warja durch die Launen und die Herrschsucht ihrer Tochter, die »sich den Kopf zerbrechen, nur aus Widerspruch«, während Warwara Ardalionowna ihre Besuche fortsetzte, sowohl vor, als auch nach ihrer Heirat.

Eines Tages aber, ungefähr einen Monat nach der Abreise des Fürsten, erhielt die Generalin von der alten Fürstin Belokonskaja, die etwa zwei Wochen vorher zu ihrer ältesten verheirateten Tochter nach Moskau gereist war, einen Brief, und dieser Brief übte eine sichtbare Wirkung auf sie aus. Sie ließ zwar keine Silbe davon verlauten, weder vor ihren Töchtern, noch vor Iwan Fjodorowitsch, allein aus mancherlei

Anzeichen mußte die Familie schließen, daß sie eigentlich enthusiastisch, sogar aufgeregter war. Sie sprach zu ihren Töchtern in einer eigentümlichen, auffälligen Weise und redete über fernabliegende Gegenstände; sie empfand offensichtlich ein Bedürfnis, sich auszusprechen, hielt sich aber aus irgendeinem Grunde zurück. An dem Tag, da sie den Brief erhalten hatte, war sie besonders zärtlich zu allen, gab Aglaja und Adelaida sogar einen Kuß und bat die beiden reumüdig um Vergebung, worauf diese sich keinen Vers machen konnten. Sogar mit Iwan Fjodorowitsch, dem sie seit einem vollen Monat ihre Gunst entzog, zeigte sie sich plötzlich nachsichtig. Natürlich bereute sie gleich am nächsten Tag ihre gestrigen sentimental Anwandlungen und nutzte die Zeit bis zum Mittagessen, um sich mit allen zu überwerfen, aber gegen Abend klärte sich der Himmel wieder auf. Eine ganze Woche hindurch hielt ihre ziemlich ungetrübte Stimmung an, was schon lange nicht mehr vorgekommen war.

Aber nach einer weiteren Woche traf ein zweiter Brief der Belokonskaja ein, und dieses Mal faßte die Generalin den Entschluß, ihr Schweigen zu brechen. Feierlich verkündete sie, daß »die alte Belokonskaja« (sie nannte die Fürstin nie anders, wenn sie in ihrer Abwesenheit von ihr sprach) höchst erfreuliche Nachrichten von »diesem Sonderling, ach ja, diesem Fürsten!« mitgeteilt habe. Die Alte habe ihn in Moskau aufgestöbert, Erkundigungen eingezogen und irgend etwas sehr Vorteilhaftes über ihn erfahren; der Fürst habe ihr schließlich seine Aufwartung gemacht und einen geradezu außerordentlichen Eindruck hinterlassen. »Man sieht es daran, daß sie ihn aufforderte, sie jeden Vormittag zu besuchen, von eins bis zwei, worauf er nun täglich bei ihr erscheint und ihr immer noch nicht langweilig geworden ist«, schloß die Generalin, fügte aber dann noch hinzu, daß dank der »Alten« der Fürst in zwei oder drei guten Familien empfangen würde. »Ein Glück, daß er nicht in seinen vier Wänden hockt und sich wie ein Tölpel vor allen geniert.« Die jungen Damen,

denen dies mitgeteilt wurde, stellten sogleich fest, daß man ihnen gar vieles aus diesem Brief vorenthalten hätte. Möglicherweise erfuhren sie es durch Warwara Ardalionowna, die selbstverständlich alles, was Ptizyn über den Fürsten und dessen Aufenthalt in Moskau bekannt war, wissen konnte und auch wirklich wußte. Ptizyn aber konnte sogar besser unterrichtet sein als alle anderen. In geschäftlichen Dingen war er allerdings äußerst verschwiegen, auch wenn er Warja, wie sich versteht, dies und das erzählte. Darauf nahm die Antipathie der Generalin gegenüber Warwara Ardalionowna weiter zu.

Doch wie dem auch gewesen sein mag, das Eis war gebrochen, und es war plötzlich möglich, über den Fürsten zu sprechen. Außerdem wurden abermals jener ungewöhnliche Eindruck und jenes beinahe übermäßige Interesse deutlich, die der Fürst im Hause Jepantschin geweckt und hinterlassen hatte. Die Generalin staunte sogar über den Eindruck, den die Nachrichten aus Moskau auf ihre Töchter machten. Und die Töchter ihrerseits staunten über ihre Mutter, die so feierlich erklärte, daß »der wichtigste Zug ihres Lebens darin besteht, daß sie sich ununterbrochen in Menschen täuscht«, die aber gleichzeitig den Fürsten der Obhut der »großmächtigen« alten Belokonskaja in Moskau empfohlen hatte, um deren Aufmerksamkeit sie gewiß bitten und betteln mußte, weil die »Alte« in gewissen Fällen äußerst harthörig war.

Aber sobald das Eis gebrochen war und in der Familie ein neuer Wind wehte, beeilte sich auch der General, seine Meinung kundzutun. Es stellte sich heraus, daß auch er ungemein interessiert war. Allerdings äußerte er sich ausschließlich über »die geschäftliche Seite der Angelegenheit«. Nun stellte sich heraus, daß er im Interesse des Fürsten diesen und ganz besonders seinen Berater Salaskin von zwei absolut zuverlässigen und auf ihre Weise einflußreichen Herren in Moskau hatte beobachten lassen. Alles, was über die Erbschaft erzählt wurde, »das heißtt, über die Erbschaft als Fak-

tum«, erwies sich als zutreffend, die Erbmasse selbst aber als keineswegs so bedeutend, wie anfangs verbreitet worden war. Die Vermögensverhältnisse waren halbwegs verworren; Schuldansprüche tauchten auf, Prätendenten tauchten auf, und der Fürst benahm sich trotz aller richtungweisenden Maßregeln so geschäftsuntüchtig wie nur möglich. »Nun ja, Gott sei mit ihm!«; jetzt, da das »Eis des Schweigens« gebrochen war, freute sich der General, dies »aus vollem Herzen« wünschen zu können, weil »der junge Mensch *im Kopf* freilich *nicht ganz richtig*«, aber seiner Aufmerksamkeit wert sei. Inzwischen hatte sich dieser schon wieder eine Dummheit geleistet: Eines Tages zum Beispiel hatten bei ihm Geldgeber des verstorbenen Kaufmanns vorgesprochen, mit anfechtbaren, wertlosen Papieren, manche, die von dem Fürsten gehört hatten, überhaupt ohne Papiere – und was war erfolgt? Der Fürst hatte beinahe alle zufriedengestellt, ungeachtet der Vorstellungen seiner Freunde, daß diese ganzen Leutchen rechtlich keinerlei Ansprüche geltend machen könnten; und er hatte sie allein deshalb zufriedengestellt, weil einige von ihnen nachweislich Verluste erlitten hatten.

Darauf ließ die Generalin vernehmen, daß die Belokonskaja ihr Ähnliches geschrieben habe und daß »so etwas töricht, sehr töricht ist; einem Narren ist eben nicht zu helfen«, fügte sie schroff hinzu, aber an ihrem Gesicht ließ sich ablesen, wie froh sie über die Handlungsweise dieses »Narren« war. Zum Schluß hatte der General den Eindruck gewonnen, daß seine Gattin einen solchen Anteil an dem Fürsten nahm, als wäre er ihr leiblicher Sohn, und daß sie zu Aglaja irgendwie besonders zärtlich war; als er dies bemerkte, setzte Iwan Fjodorowitsch für eine Weile eine äußerst kühle Geschäftsmiene auf.

Aber auch dieser Stimmung war nur eine kurze Dauer beschieden. Kaum waren zwei Wochen verstrichen, als plötzlich wieder eine Veränderung eintrat: Die Generalin verfinsterte sich, und der General zuckte mehrmals hintereinander

mit den Achseln und fügte sich wieder einmal ergeben »dem Eis des Schweigens«. Die Sache war die, daß er vor zwei Wochen unter der Hand eine Nachricht erhalten hatte, die zwar sehr knapp und deshalb nicht in allen Einzelheiten deutlich, dafür aber um so zuverlässiger war, des Inhalts, daß Nastassja Filippowna, die zunächst in Moskau untergetaucht, dann aber im selben Moskau von Rogoschin wiedergefunden worden war, abermals untergetaucht und abermals von ihm wiedergefunden worden wäre, ihm schließlich so gut wie ihr Wort gegeben hätte, ihn zu heiraten. Und jetzt, genau zwei Wochen danach, hatte Seine Exzellenz plötzlich die Nachricht erhalten, daß Nastassja Filippowna zum dritten Mal, beinahe vom Traualter weg, geflohen und diesmal irgendwo in der Provinz untergetaucht sei, gleichzeitig aber auch Fürst Myschkin aus Moskau verschwunden wäre, nachdem er alle seine geschäftlichen Angelegenheiten Salaskin übergeben hätte, »ob mit ihr zusammen oder einfach hinter ihr her – das weiß man nicht, aber etwas muß dahinterstecken«, schloß der General. Lisaweta Prokofjewna ihrerseits hatte ebenfalls unangenehme Nachrichten erhalten. Zwei Monate nach der Abreise des Fürsten waren in Petersburg alle Gerüchte endgültig verstummt, und bei Jepantschins brach das »Eis des Schweigens« nicht mehr. Warwara Ardalionowna stellte übrigens ihre Besuche bei den jungen Damen nicht ein.

Um uns von all diesen Gerüchten und Neuigkeiten endgültig zu verabschieden, wollen wir hinzufügen, daß mit dem nahenden Frühling bei den Jepantschins viele Veränderungen eintraten, so daß es schwer gewesen wäre, den Fürsten nicht zu vergessen, der kein Lebenszeichen gab, vielleicht, weil er keines geben wollte. Im Laufe des Winters hatte sich bei ihnen nach und nach der Entschluß gefestigt, den Sommer endlich einmal im Ausland zu verbringen, das heißt, bei Lisaweta Prokofjewna und ihren Töchtern, der General konnte es sich selbstverständlich nicht leisten, seine Zeit

einer »leeren Zerstreuung« zu opfern. Dieser Entschluß kam dank der außerordentlichen, unnachgiebigen Beharrlichkeit der jungen Damen zustande, die inzwischen unerschütterlich davon überzeugt waren, man wollte sie deshalb nicht ins Ausland reisen lassen, weil die Eltern unablässig bemüht wären, sie zu verheiraten und für sie Männer zu finden. Vielleicht hatten die Eltern sich endlich davon überzeugt, daß man Männer auch im Ausland finden könnte und daß eine Reise in den Sommermonaten nicht nur nichts gefährden, sondern »eventuell« sogar irgend etwas »begünstigen« würde. Hier sei erwähnt, daß das Projekt einer Ehe zwischen Afanassij Iwanowitsch Tozkij und der ältesten Jepantschina völlig aufgegeben worden war und daß es zu einem formellen Heiratsantrag gar nicht mehr kam. Dies geschah irgendwie von selbst, ohne lange Aussprachen und ohne alle Kämpfe in der Familie. Mit der Abreise des Fürsten schienen sich beide Seiten plötzlich zurückzuziehen. Auch dieser Umstand war eine der Ursachen für die Niedergeschlagenheit, die in der Familie der Jepantschins herrschte, obwohl die Generalin damals beteuerte, daß sie nun am liebsten »mit beiden Händen das Kreuz schlagen« würde. Der General, obwohl in Ungnade gefallen und auch in dem Gefühl, dies selbst verschuldet zu haben, konnte das Schmollen nicht lassen; er trauerte Afanassij Iwanowitsch nach: »Dieses Vermögen! Diese Gewandtheit!« Es dauerte nicht lange, und dem General kam zu Ohren, daß Afanassij Iwanowitsch den Reizen einer reisenden Französin aus der höchsten Gesellschaft, Marquise und Legitimistin, verfallen und die Heirat beschlossene Sache sei, daß Afanassij Iwanowitsch zunächst nach Paris und dann irgendwohin in die Bretagne entführt werden solle. »Ja, diese Französin wird sein Ende sein«, entschied der General.

Die Jepantschins bereiteten sich also auf eine Reise zu Anfang des Sommers vor. Aber plötzlich trat ein Ereignis ein, das abermals alle Pläne umstieß, so daß die Reise abermals

verschoben werden mußte, zur größten Erleichterung des Generals und der Generalin. Aus Moskau kam in Petersburg ein Fürst angereist, Fürst Sch., ein bekannter Name übrigens, und zwar bekannt im vorteilhaftesten Sinne. Er gehörte zu jenen Männern, man könnte sogar sagen, zu jenen Tatkräftigen unserer Tage, die ehrlich und bescheiden sind, die aufrichtig und mit Bewußtsein nützlich sein wollen, die immer arbeiten und die seltene und glückliche Tugend besitzen, immer Arbeit zu finden. Ohne sich in den Vordergrund zu drängen, mied er alle Händel und alles Geschwätz der Parteien, rechnete sich nicht zu den Ersten, durchschaute aber vieles von dem jüngst Geschehenen sehr gründlich. Er hatte im Staatsdienst angefangen und sich später immer stärker auf eine Mitwirkung im Semstwo verlegt. Außerdem war er aktives korrespondierendes Mitglied einiger russischer Wissenschaftlicher Gesellschaften. Unter Mitarbeit eines ihm bekannten Technikers hatte er durch eine Zusammenfassung von Erkenntnissen und Nachforschungen wesentlich zur Korrektur der Trasse einer der wichtigsten geplanten Eisenbahnlinien beigetragen. Er war ungefähr fünfunddreißig, gehörte zur »Spitze der Gesellschaft«, besaß ein »großes, solides, unanzweifelbares« Vermögen, wie sich der General einmal ausdrückte, der bei einem recht gewichtigen Anlaß den Fürsten bei dem Grafen, seinem Vorgesetzten, getroffen und kennengelernt hatte. Aus spezieller Wißbegier ließ sich der Fürst keine Gelegenheit entgehen, einen russischen »tüchtigen Menschen« kennenzulernen. Es fügte sich, daß der Fürst eines Tages auch die Familie des Generals kennenlernte. Adelaida Iwanowna, die mittlere der drei Schwestern, machte auf ihn einen recht tiefen Eindruck. Im Frühjahr hielt der Fürst um ihre Hand an. Adelaida gefiel er sehr gut, und er gefiel auch Lisaweta Prokofjewna. Der General war hocherfreut. Es verstand sich von selbst, daß die Reise verschoben werden mußte. Die Hochzeit sollte im Frühling stattfinden.

Die Reise hätte übrigens sehr wohl in der Mitte oder gegen Ende des Sommers nachgeholt werden können, wenn auch nur als Ausflug von einem oder zwei Monaten Dauer, um Lisaweta Prokofjewna und den beiden ihr gebliebenen Töchtern den Abschied von Adelaida zu erleichtern. Aber da ereignete sich wieder etwas Neues: Der Frühling neigte sich schon dem Ende zu (Adelaidas Hochzeit verzögerte sich und mußte bis zur Mitte des Sommers hinausgeschoben werden), als Fürst Sch. bei den Jepantschins einen entfernten Verwandten einführte, mit dem er jedoch recht eng befreundet war. Das war ein gewisser Jewgenij Pawlowitsch R., ein noch junger, etwa achtundzwanzigjähriger Flügeladjutant, bildschön, »aus bester Familie«, geistreich, eine glänzende Erscheinung, ein »Neuer«, ein »über die Maßen gebildeter Kopf« und im Besitz eines nahezu unglaublichen Vermögens. Zu dem letzten Punkt pflegte sich der General immer vorsichtig zu äußern. Er zog Erkundigungen ein: »Tatsächlich, es sieht ganz so aus – obwohl man sich natürlich noch vergewissern müßte.« Das Ansehen dieses jungen Flügeladjutanten »mit Zukunft« war durch das Urteil der alten Belokonskaja aus Moskau noch weiter gestiegen. Seine Reputation wies nur ein einziges delikates Kapitel auf: mehrere Verhältnisse und, wie versichert wurde, »gebrochene« unglückliche Herzen. Nachdem er Aglaja gesehen hatte, wurde er zu einem auffallend häufigen Gast im Hause Jepantschin. Freilich, noch war nichts ausgesprochen, es war noch nicht einmal eine Andeutung gefallen, aber die Eltern hatten dennoch das Gefühl, daß an eine Auslandsreise in diesem Sommer nicht zu denken wäre. Aglaja selbst war vielleicht anderer Meinung.

Dies geschah bereits kurz vor dem zweiten Erscheinen unseres Helden auf dem Schauplatz unserer Erzählung. Zu dieser Zeit hatte man anscheinend den armen Fürsten Myschkin in Petersburg schon völlig vergessen. Wäre er jetzt plötzlich unter jenen, die ihn kannten, aufgetaucht, so wäre

er ihnen wie vom Himmel gefallen vorgekommen. Indessen wollen wir noch ein weiteres Faktum mitteilen und damit unsere Einleitung abschließen.

Kolja Iwolgin setzte nach der Abreise des Fürsten zunächst sein früheres Leben fort, das heißt, er besuchte das Gymnasium, besuchte seinen Freund Ippolit, kümmerte sich um den General und ging Warja im Haushalt zur Hand, das heißt, er war ihr Laufbursche. Aber mit den Hausgästen war es sehr bald zu Ende: Ferdystschenko zog drei Tage nach den Ereignissen bei Nastassja Filippowna aus und blieb verschollen, so daß man von ihm nichts mehr hörte; man sagte nur, er wäre auf Sauftour, aber das war nicht sicher. Der Fürst verreiste nach Moskau; das Kapitel mit den Gästen war abgeschlossen. Später, als Warja geheiratet hatte, folgten Nina Alexandrowna und Ganja ihr zu Ptizyn in den Ismailowskij Polk; was aber den General Iwolgin betraf, so war ihm genau um diese Zeit etwas völlig Unvorhergesehenes zugestoßen: Er saß im Schulturm. Seine Freundin, die Kapitänswitwe, hatte dafür gesorgt, und zwar mit Hilfe von Schuldscheinen und Wechseln, die er zu verschiedenen Zeiten unterschrieben hatte, in der Gesamthöhe von etwa zweitausend Rubeln. All das kam für den armen General wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und er fühlte sich ausgesprochen »als Opfer seines uneingeschränkten Glaubens an das Edle des menschlichen Herzens, allgemein gesprochen«. Als ihm das Unterzeichnen von Schuldscheinen und Wechseln zur beruhigenden Gewohnheit geworden war, hatte er nicht einmal entfernt mit der Möglichkeit gerechnet, sie könnten jemals, wann auch immer, eingelöst werden, und glaubte, das wäre *nur so*. Und nun stellte sich heraus, daß es keineswegs *nur so* gewesen war. »Da soll einer den Menschen Glauben schenken und vornehm und vertrauensvoll sein!« klagte er im Kreise seiner neuen Bekannten im Hause Tarassow bei einer Flasche Wein und erzählte ihnen von der Belagerung der Festung Kars und von dem auferstandenen Soldaten. Ansonsten fühlte er sich

dort ausgezeichnet. Ptizyn und Warja behaupteten, das sei der richtige Platz für ihn; Ganja bestätigte es uneingeschränkt. Allein die arme Nina Alexandrowna vergoß im stillen bittere Tränen (die Familie wunderte sich sogar darüber) und schleppte sich, obwohl sie ständig kränkelte, sooft wie möglich in den Ismailowskij Polk, um ihren Mann dort zu besuchen.

Aber seit der »Geschichte mit dem General«, wie Kolja sich ausdrückte, und überhaupt seit der Verheiratung seiner Schwester ließ dieser sich von der Familie fast gar nichts mehr sagen, und das ging so weit, daß er sogar zum Übernachten nur noch selten nach Hause kam. Man hörte, er habe eine Menge neuer Bekannter; außerdem ging er im Schulturm ein und aus. Nina Alexandrowna wußte sich dort ohne ihn nicht zu helfen. Zu Hause verschonte man ihn jetzt sogar mit zudringlichen Fragen. Warja, die ihn früher so streng behandelt hatte, verhörte ihn jetzt nie über seine Streifzüge; Ganja, zum großen Erstaunen der Familie, unterhielt sich manchmal sogar ausgesprochen freundschaftlich mit ihm und suchte seine Nähe, ungeachtet seiner hypochondrischen Stimmungen, was früher nie vorgekommen war, denn der siebenundzwanzigjährige Ganja hatte seinem fünfzehnjährigen Bruder nicht die geringste wohlwollende Aufmerksamkeit geschenkt, ihn grob behandelt, auch von allen anderen Familienmitgliedern nichts als Strenge gegen ihn verlangt und ständig gedroht, »ihm die Ohren langzuziehen«, was Kolja »an die letzten Grenzen menschlicher Geduld« brachte. Man hatte fast den Eindruck, daß Kolja jetzt für Ganja sogar unentbehrlich war. Kolja war tief davon beeindruckt, daß Ganja damals das Geld zurückgewiesen hatte, und bereit, ihm dafür manches zu verzeihen.

Drei Monate nach der Abreise des Fürsten erfuhr die Familie Iwolgin, daß Kolja plötzlich die Familie Jepantschin kennengelernt hatte und von den jungen Damen sehr freundlich aufgenommen worden war. Warja hatte das sehr

bald in Erfahrung gebracht; Kolja hatte sie nämlich nicht durch Warjas Vermittlung, sondern »selbstständig« kennengelernt. Nach und nach schlossen ihn die Jepantschins ins Herz. Die Generalin war zunächst höchst unzufrieden, bald aber von ihm sehr angetan, »weil er aufrichtig ist und weil er nicht schmeichelte«. Daß Kolja nicht schmeichelte, traf durchaus zu; er brachte es fertig, sich in ihrem Hause völlig gleichberechtigt und unabhängig zu bewegen, obwohl er gelegentlich der Generalin aus Büchern oder Zeitungen vorlas – aber entgegenkommend war er schon immer gewesen. Zweimal allerdings hatte er sich heftig mit Lisaweta Prokofjewna überworfen und ihr erklärt, daß sie eine Despotin sei und daß er niemals wieder einen Fuß über ihre Schwelle setzen werde. Beim ersten Streit ging es um die »Frauenfrage«, beim zweiten um das Problem, in welcher Jahreszeit man Zeisige fangen solle. Wie unwahrscheinlich es auch klingt – am dritten Tag nach dem Zerwürfnis hatte die Generalin ihm durch einen Diener ein Briefchen geschickt, in dem sie ihn dringend zu einem Besuch aufforderte; Kolja machte keine Umstände und erschien umgehend. Aglaja als einzige verhielt sich ihm gegenüber aus irgendeinem Grunde ablehnend und herablassend. Und ausgerechnet sie sollte er eines Tages überraschen. Eines Tages – es war in der Osterwoche – wartete Kolja einen Augenblick ab, da sie allein waren, und überreichte Aglaja einen Brief, wobei er sagte, auftragsgemäß dürfe er dies nur unter vier Augen tun. Aglaja musterte den »eingebildeten Bengel« mit einem drohenden Blick, aber Kolja wartete nicht länger und verließ das Zimmer. Sie entfaltete den Brief und las:

»Einst haben Sie mich Ihres Vertrauens gewürdigt. Vielleicht haben Sie mich jetzt völlig vergessen. Wie kommt es nur, daß ich Ihnen schreibe? Ich weiß es nicht; aber in mir stieg der unbezwingbare Wunsch auf, mich bei Ihnen in Erinnerung zu bringen, gerade bei Ihnen. Wie oft hätte ich Sie alle

drei gebraucht, aber von allen dreien sah ich immer nur Sie. Ich brauche Sie, brauche Sie sehr. Ich habe nichts, was ich Ihnen von mir schreiben, nichts, was ich erzählen könnte. Ich habe das auch nicht beabsichtigt; ich wünsche nur sehnlichst, daß Sie glücklich sind. Sind Sie glücklich? Das ist alles, was ich Ihnen sagen wollte.

Ihr Bruder Fürst L. Myschkin«

Nachdem Aglaja dieses kurze, ziemlich wirre Briefchen gelesen hatte, errötete sie plötzlich und wurde nachdenklich. Es würde uns nicht leichtfallen, den Fluß ihrer Gedanken wiederzugeben. Unter anderem fragte sie sich: »Soll ich diesen Brief jemandem zeigen?« Das wäre ihr irgendwie peinlich gewesen. Schließlich warf sie den Brief mit einem spöttischen und unbestimmten Lächeln in die Schublade ihres Tisches. Am nächsten Tag nahm sie ihn wieder heraus und legte ihn in einen dicken Halbfanzband (so pflegte sie mit ihren Papieren zu tun, um sie bei Bedarf schneller zu finden). Und erst eine Woche später bemerkte sie zufällig, welches Buch es war. Es war »Don Quijote von La Mancha«. Aglaja mußte furchtbar lachen – der Grund blieb unbekannt.

Unbekannt blieb ebenfalls, ob sie diese Surprise einer von ihren Schwestern gezeigt hatte.

Aber noch während sie den Brief las, kam ihr plötzlich der Gedanke: Ist es denn möglich, daß dieser eingebildete Bengel und Angeber vom Fürsten zum Korrespondenten erwählt wurde und vielleicht sein einziger Korrespondent am Platz ist? Sie fühlte sich bewogen, sich Kolja vorzuknöpfen, und zwar mit einer Miene äußerster Mißachtung. Aber dieser sonst so empfindliche »Bengel« ließ sich diesmal von dieser Verachtung nicht im geringsten beeindrucken; sehr kurz und ziemlich trocken teilte er Aglaja mit, daß er dem Fürsten unmittelbar vor dessen Abreise aus Petersburg für alle Fälle seine ständige Anschrift gegeben und ihm gleichzeitig seine Dienste angeboten habe, daß dies der erste ihm erteilte Auf-

trag und auch der erste Brief an ihn sei, und zum Beweis legte er auch den an ihn persönlich gerichteten Brief vor. Aglaja zögerte nicht, ihn zu lesen. Der Brief an Kolja lautete:

»Lieber Kolja, seien Sie so gut und übermitteln Sie beiliegenden versiegelten Brief Aglaja Iwanowna. Alles Gute.

Ihr Sie liebender Fürst L. Myschkin.«

»Trotzdem ist es lächerlich, sich einem kleinen Jungen anzutrauen«, sagte Aglaja pikiert, gab Kolja den Brief zurück und ließ ihn verächtlich stehen.

Das ging Kolja nun doch zu weit: Hatte er sich doch extra für diese Gelegenheit von Ganja, ohne den Grund zu nennen, einen funkelnagelneuen grünen Schal ausgeliehen. Er war zutiefst gekränkt.

II

Es war Anfang Juni und das Wetter in Petersburg schon seit einer Woche so schön wie selten. Die Jepantschins besaßen eine prächtige eigene Datscha in Pawlowsk. Lisaweta Prokofjewna wurde plötzlich unruhig und geschäftig; der Aufbruch nahm keine zwei Tage in Anspruch, und schon war man übergesiedelt.

Am nächsten oder übernächsten Tag nach dem Umzug der Jepantschins traf mit dem Frühzug aus Moskau auch Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin in Petersburg ein. Er wurde am Bahnhof nicht abgeholt; aber beim Aussteigen glaubte der Fürst, plötzlich den eigentümlichen, brennenden Blick zweier Augen zu sehen, mitten in der Menge, die sich um die Angekommenen drängte. Als er genauer hinsah, konnte er nichts mehr entdecken. Natürlich, er hatte nur geglaubt, etwas zu sehen: Aber ein unangenehmer Eindruck

blieb. Überdies war der Fürst traurig, nachdenklich und schien über irgend etwas besorgt.

Eine Droschke brachte ihn zu einem Gasthaus unweit der Litejnaja. Das Gasthaus war unansehnlich. Der Fürst bezog zwei nicht eben große Zimmer, dunkel und schlecht möbliert, wusch sich, kleidete sich um, äußerte keine Wünsche und verließ hastig das Haus, als fürchte er, Zeit zu verlieren oder jemanden nicht mehr zu Hause anzutreffen.

Wenn ihm jetzt irgend jemand begegnet wäre, der ihn vor einem halben Jahr bei seinem ersten Aufenthalt in Petersburg gesehen hätte, dann wäre er tatsächlich zu dem Schluß gekommen, daß sein Äußerer sich zu seinem Vorteil verändert hätte. Aber in Wirklichkeit war das kaum der Fall. Nur seine Kleidung hatte sich vollständig verändert: Alles, was er trug, war neu, in Moskau von einem guten Schneider angefertigt; aber seine Kleidung war immer noch nicht makellos. Sie folgte allzusehr der Mode (so pflegen gewissenhafte, aber nicht sehr talentierte Schneider zu arbeiten), und dies bei einem Mann, der sich dafür überhaupt nicht interessierte, so daß jemand, der ausgesprochen gerne lacht, bei einem aufmerksamen Blick auf den Fürsten vielleicht Gründe gehabt hätte zu lächeln. Aber was kommt dem Menschen nicht alles komisch vor?

Der Fürst nahm eine Droschke und ließ sich nach Peski fahren. In einer der Roschdestwenskij-Straßen hatte er sehr bald ein kleines Holzhaus gefunden. Zu seiner Verwunderung war dieses Häuschen sehr hübsch, sauber und sehr ordentlich gehalten, mit einem Vorgarten mit Blumen. Die Fenster zur Straße standen offen. Man hörte ein gellendes, ununterbrochenes Sprechen, beinahe Schreien, als ob drinnen laut vorgelesen oder sogar eine Rede gehalten würde; diese Stimme wurde hin und wieder von einigen hell Lachenden übertönt. Der Fürst betrat den Hof, stieg die Stufen zur Haustür hinauf und fragte nach Herrn Lebedjew.

»Sie sind hier«, antwortete die Köchin, die ihm die Tür

geöffnet hatte, und wies mit dem Finger nach dem »Salon«; ihre Ärmel waren bis zum Ellbogen aufgekrempelt. In diesem Salon, der mit dunkelblauen Papiertapeten ausgeschlagen, sauber und in gewisser Weise prätentiös eingerichtet war, das heißt mit einem runden Tisch vor einem Sofa, einer Bronzeuhr unter einem Glassturz, einem schmalen Spiegel zwischen den Fenstern und einem sehr alten Kronleuchter mit geschliffenem Glas, der an einer Bronzekette von der Decke herabhing, stand Herr Lebedjew persönlich, den Rücken dem eintretenden Fürsten zugewandt, in Weste, aber ohne Überrock, eben sommerlich, und hielt mit allen Zeichen der Erbitterung eine Rede über irgendein Thema, wobei er sich immer wieder an die Brust schlug. Seine Zuhörer waren: Ein etwa fünfzehnjähriger Junge mit einem lustigen und gescheiteten Gesicht, der ein Buch in der Hand hielt, ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, in tiefer Trauer, mit einem kleinen Kind auf dem Arm, ein dreizehnjähriges Mädchen, ebenfalls in Trauer, das laut lachte und beim Lachen den Mund ungewöhnlich weit aufriss, und schließlich ein weiterer, ganz sonderbarer Zuhörer, der auf dem Sofa lag, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, recht ansehnlich, brünett, mit langem, dichtem Haar, großen schwarzen Augen und dem Anflug eines Backenbarts und Bärtchens. Dieser Zuhörer war offenbar Lebedjew häufig ins Wort gefallen und hatte ihn zu widerlegen versucht; wohl darüber hatte das übrige Publikum so schallend gelacht.

»Lukjan Timofejewitsch, he, Lukjan Timofejewitsch! Seh sich das einer an! He! Schau mal her! ... Ach was, macht, was ihr wollt!«

Und die Köchin ging, resigniert und so verärgert, daß sie sogar rot anlief.

Lebedjew sah sich um, blieb, als er den Fürsten sah, eine Zeitlang wie vom Blitz gerührt stehen, stürzte dann mit einem unterwürfigen Lächeln ihm entgegen, blieb jedoch auf halbem Weg abermals wie erstarrt stehen und stotterte: »Er-

Er-Erlauchtigster Fürst!«

Plötzlich jedoch, als wäre er immer noch außerstande, die Contenance wiederzufinden, drehte er sich völlig unvermittelt um und stürzte auf das junge Mädchen in Trauer zu, die das Kind auf dem Arm hielt, so daß sie vor lauter Überraschung unwillkürlich zurückwich, um sie sogleich stehenzulassen und sich dem dreizehnjährigen Mädchen zuzuwenden, das auf der Schwelle zum nächsten Zimmer stehengeblieben war und immer noch lächelte, ein Nachklang des Lachens von vorhin. Dieses Mädchen hielt seinem Geschrei nicht stand und floh sofort in die Küche; Lebedjew stampfte hinter ihr sogar mit den Füßen, um den Eindruck zu verstärken, erklärte aber, als er dem verlegenen Blick des Fürsten begegnete:

»Um ... um der Ehrerbietung willen ... He-he-he!«

»Sie brauchen doch nicht ...«, fing der Fürst an.

»Sogleich, sogleich, sogleich ... wie der Wind!«

Und schon war Lebedjew aus dem Zimmer verschwunden. Der Fürst sah erstaunt zu dem jungen Mädchen, dem Jungen und dem auf dem Sofa Liegenden hinüber; alle lachten. Darauf lachte der Fürst ebenfalls.

»Er will seinen Frack anziehen«, sagte der Junge.

»Wie ärgerlich«, begann der Fürst. »Ich hatte gedacht ... Sagen Sie mir ... ist er ...?«

»Betrunkener, wollten Sie sagen?« rief die Stimme vom Sofa. »Nicht die Bohne! Höchstens drei, vier Gläschen, meinetwegen fünf, aber die haben nicht viel zu bedeuten – man hält Disziplin.«

Der Fürst wollte sich gerade nach der Stimme vom Sofa umwenden, als das junge Mädchen zu sprechen begann; mit der offensten Miene auf ihrem lieblichen Gesicht sagte sie:

»Er trinkt vormittags nie viel; wenn Sie mit ihm etwas zu besprechen haben, dann tun Sie es jetzt. Es ist seine beste Zeit. Er kommt nie vor dem späten Abend nach Hause und ist dann betrunken; aber jetzt ist es meist anders, er weint,

wenn es Nacht wird, und liest uns aus der Heiligen Schrift vor, denn unsere Mutter ist vor fünf Wochen gestorben.«

»Er ist deshalb davongelaufen, weil es ihm bestimmt peinlich ist, Ihnen Rede zu stehen.« Der junge Mann auf dem Sofa lachte. »Ich wette, daß er Sie bereits übers Ohr gehauen hat und sich jetzt etwas zurechtlegt.«

»Erst vor fünf Wochen! Erst vor fünf Wochen!« rief Lebedjew, nun im Frack, blinzelte und zog aus der Tasche ein Tuch, um sich die Tränen zu trocknen. »Waisen sind wir!«

»Aber warum kommt Ihr mit diesen Löchern?« fragte das junge Mädchen. »Hier, gleich hinter der Tür, liegt Ihr funkelnagelneuer Rock, habt Ihr ihn etwa nicht gesehen?«

»Sei still, du Grille!« schrie Lebedjew sie an, »paß auf, du!« Und er stampfte mit den Füßen. Aber diesmal lachte sie nur.

»Mir könnt Ihr keine Angst einjagen, ich bin doch nicht Tanja, ich laufe nicht davon. Aber Ljubotschka werdet Ihr aufwecken, und die kann davon Krämpfe bekommen. Müßt Ihr denn so schreien!«

»Nee-nee-nee! Man soll das Unglück nicht berufen ...«, Lebedjew, plötzlich erschrocken, stürzte zu dem schlafenden Säugling auf dem Arm seiner Tochter und bekreuzte ihn mehrmals mit ängstlicher Miene. »Der Herr behüte sie, der Herr bewahre sie! Das ist mein höchst eigenes neugeborenes Kindlein, die Tochter Ljubow«, erklärte er dem Fürsten, »geboren in der allgergesetzlichsten Ehe von der jüngst dahingeschiedenen Jelena, meiner Gattin, die im Wochenbett verstorben ist. Und dieser Kiebitz ist meine Tochter Wera, in Trauer ... Und dieser, dieser ... oh, dieser ...«

»Dir verschlägt's wohl die Sprache?« rief der junge Mann. »Weiter! Nur nicht verlegen!«

»Euer Erlaucht!« rief Lebedjew plötzlich wie überwältigt. »Haben Sie geruht, in den Zeitungen von der Ermordung der Familie Schemarin zu lesen?«

»Ich habe davon gelesen«, sagte der Fürst einigermaßen erstaunt.

»Nun, der hier ist der eigentliche Mörder der Familie Schemarin, genau der!«

»Was sagen Sie?« fragte der Fürst.

»Das heißt, allegorisch gesprochen, er ist der künftige zweite Mörder der künftigen zweiten Familie Schemarin, wenn es eine solche geben wird. Das ist es, was seiner harret ...«

Alle lachten. Dem Fürsten kam der Gedanke, daß Lebedjew möglicherweise tatsächlich ausweiche und den Narren spiele, vielleicht aus dem einzigen Grund, weil er seine Fragen ahnte, nicht wußte, was er darauf antworten sollte, und einfach Zeit gewinnen wollte.

»Er rebelliert! Er konspiriert!« zeterte Lebedjew, als habe er nicht mehr die Kraft, sich zu beherrschen. »Also, darf ich, habe ich überhaupt das Recht, einen solchen Lästerer, eine solche Hure Babylon, ein solches Monster als meinen leiblichen Neffen, als den einzigen Sohn meiner Schwester Anissa, Gott hab sie selig, anzuerkennen?«

»Hör endlich auf, du Saufbold! Werden Sie es glauben, Fürst, jetzt ist er darauf verfallen, sich als Advokat zu betätigen und Prozesse zu führen; jetzt übt er sich in der Rhetorik und spricht zu Hause mit den Kindern im hohen Stil. Vor fünf Tagen hatte er einen großen Auftritt vor den Friedensrichtern. Und wen hat er verteidigt? Nicht eine alte Frau, die ihn darum anflehte, die ein Schuft von Wucherer bestohlen hat, fünfhundert Rubel, ihr ganzes Vermögen, hat der an sich gebracht, sondern eben diesen Wucherer, einen gewissen Seidler, einen Juden, weil der ihm fünfzig Rubel versprach ...«

»Fünfzig, wenn ich gewinne, aber nur fünf, wenn ich verliere«, erklärte Lebedjew plötzlich mit einer Stimme, die ganz anders klang als vorher, nämlich so, als hätte er nie geschrien.

»Natürlich ist alles schiefgegangen, heute ist es anders als früher, sie haben sich dort über ihn nur lustig gemacht. Er aber ist mit sich äußerst zufrieden; bedenken Sie, sagte er, meine Herren gerechte Richter, wie diesem erbarmungswür-

digen Greis, der von seiner Hände Arbeit lebt, einem Ge-lähmten, der letzte Bissen Brot genommen wird; bedenken Sie die weisen Worte des Gesetzgebers: ›In den Gerichten möge Milde herrschen.‹ Und glauben Sie, daß er uns hier jeden Vormittag seine Rede wiederholt, Wort für Wort, wie er sie dort gehalten hat? Vorhin, als Sie kamen, deklamierte er sie zum fünften Mal, so gut gefällt sie ihm. Er muß sich dauernd das Maul lecken, so gut gefällt er sich selber. Und er bereitet sich darauf vor, noch jemand zu verteidigen. Sie sind, glaube ich, Fürst Myschkin? Kolja hat mir gesagt, daß er noch nie einem klügeren Menschen begegnet ist, als Sie es sind ...«

»Nie! Nie! Es gibt keinen Klügeren auf der ganzen Welt!« bekräftigte Lebedjew sofort.

»Das ist natürlich gelogen. Der eine liebt Sie, und der da ist ein Kriecher; und ich habe keineswegs vor, Ihnen zu schmeicheln, das müssen Sie wissen. Aber Sie haben einige Grips: Sie sollen Richter sein zwischen uns beiden. Du, willst du, daß der Fürst Recht spricht?« fragte er seinen Onkel. »Ich freue mich sogar, Fürst, daß Sie ausgerechnet jetzt aufgetaucht sind.«

»Das will ich!« rief Lebedjew entschlossen und sah sich unwillkürlich nach dem Publikum um, das sich nach und nach wieder einstellte.

»Aber worum geht es eigentlich?« fragte der Fürst mit gerunzelter Stirn. Sein Kopf schmerzte ihn wirklich, außerdem war er immer mehr überzeugt, daß Lebedjew ihn hinterging und jede Ausflucht begrüßte.

»Darlegung des Sachverhalts. Ich bin sein Neffe, das war nicht gelogen, obwohl er immer lügt. Ich habe das Studium abgebrochen, möchte es aber abschließen, und ich werde es schaffen, denn ich habe Charakter. Vorläufig nehme ich, um existieren zu können, eine Stelle bei der Eisenbahn an, mit fünfundzwanzig Rubeln Gehalt. Ich gebe zu, daß er mir bereits zwei- oder dreimal unter die Arme gegriffen hat. Ich

besaß zwanzig Rubel, und ich habe sie verspielt. Können Sie sich vorstellen, Fürst – ich war so gemein, so niederträchtig, daß ich sie verspielt habe!«

»An einen Schurken, einen Schurken, den man überhaupt nicht hätte auszahlen sollen!« rief Lebedjew.

»Jawohl, an einen Schurken, dem man aber doch Geld schuldig war«, fuhr der junge Mann fort. »Daß er ein Schurke ist, kann ich ebenfalls bezeugen, und zwar nicht deshalb, weil er dich verprügelt hat. Er ist ein ausrangierter Offizier, Fürst, Second-Lieutenant, der früher zu Rogoschins Trupp gehörte und jetzt Unterricht im Boxen erteilt. Die hängen jetzt alle in der Luft, seit Rogoschin sie davongejagt hat. Aber das Allerschlimmste war, daß ich wußte, er ist ein Schurke, ein Lump, ein Taschendieb, und mich trotzdem auf ein Spiel mit ihm einließ, und daß ich, als ich den letzten Rubel setzte (wir spielten Palki), dachte: Wenn ich verliere, werde ich zu Onkel Lukjan gehen, ihn kniefällig bitten – er wird es mir nicht abschlagen. Und das ist Niedertracht, das ist die perfekte Niedertracht! Eine bewußte Perfidie!«

»Ja, das ist schon eine Perfidie«, wiederholte Lebedjew.

»Du brauchst nicht zu triumphieren, wart's ab!« rief der Neffe gekränkt. »Der freut sich darüber. Ich begab mich zu ihm, Fürst, hierher, und gestand. Ich verhielt mich untadelig, ich schonte mich nicht; ich schämte mich selbst vor ihm, wie es schlimmer nicht geht, hier stehen alle meine Zeugen. Um diese Stelle bei der Eisenbahn anzutreten, muß ich mich unbedingt einigermaßen anständig equipieren, ich laufe ja völlig abgerissen herum. Hier, sehen Sie sich meine Stiefel an! So kann ich meine Stelle unmöglich antreten, und wenn ich nicht zum festgesetzten Termin erscheine, kommt ein anderer auf meine Stelle, und dann bin ich wieder draußen, und wer kann wissen, wann ich eine neue finde! Jetzt bitte ich ihn um nur fünfzehn Rubel und gelobe, ihn nie mehr anzupumpen und außerdem im Laufe der ersten drei Monate meine Schulden bis auf die letzte Kopeke abzutragen. Ich

werde Wort halten. Ich kann monatelang von Brot und Kwas leben, denn ich habe Charakter. In drei Monaten werde ich fünfundsiebzig Rubel verdienen. Alles in allem belaufen sich meine Schulden bei ihm auf nur fünfunddreißig Rubel, folglich werde ich genug haben, um sie zurückzuzahlen. Soll er doch Prozente verlangen! In beliebiger Höhe, hol's der Teufel. Kennt er mich etwa nicht? Fragen Sie ihn, Fürst: Habe ich früher, wenn er mir ausgeholfen hat, das Geld zurückgezahlt oder nicht? Warum will er es heute nicht? Er ärgert sich, daß ich diesen Leutnant ausgezahlt habe, einen anderen Grund gibt es nicht. So ist dieser Mensch – keinem gönnt er was, weder sich noch anderen!«

»Und der geht nicht weg!« jammerte Lebedjew. »Der bleibt hier liegen und geht nicht weg!«

»Ich hab's dir doch gesagt: Ich gehe nicht, bevor du mir nicht das Geld gibst. Warum lächeln Sie, Fürst? Mir scheint, Sie meinen, ich sei im Unrecht?«

»Ich lächle nicht, aber glaube trotzdem, daß Sie nicht ganz im Recht sind«, antwortete der Fürst mit Überwindung.

»Dann sagen Sie doch klipp und klar, daß ich im Unrecht bin, und weichen Sie nicht aus: Was soll das heißen, ›nicht ganz im Recht?«

»Wenn Sie so wollen, dann sind Sie ganz und gar im Unrecht.«

»Wenn ich so will! Lächerlich! Meinen Sie wirklich, ich wüßte nicht, daß es heikel ist, sich so zu verhalten, daß es sein Geld ist und sein Entschluß, und daß mein Verhalten nach Erpressung aussieht. Aber Sie, Fürst, Sie ... Sie kennen das Leben nicht! Wenn man diese Menschen nicht hart anfaßt, kommt man zu nichts. Diese Menschen müssen hart angefaßt werden! Mein Gewissen ist doch rein, wahr und wahrhaftig; es wird ihm durch mich kein Schaden entstehen, er bekommt sein Geld mit Zins zurück. Auch eine moralische Befriedigung hat er schon gehabt; denn er hat mich erniedrigt. Was will er mehr? Wozu ist er überhaupt da,

wenn er keinem Menschen nützt? Ich bitte Sie, was tut er denn selber? Fragen Sie ihn doch, wie er mit anderen Menschen umspringt und sie übers Ohr haut! Wie ist er zum Beispiel zu diesem Haus gekommen? Ich verwette meinen Kopf, wenn er Sie nicht auch schon übers Ohr gehauen und nicht einen Plan gefaßt hat, wie er Sie weiter übers Ohr hauen kann! Sie lächeln, Sie glauben mir nicht?«

»Mir scheint, daß dies alles nicht unmittelbar zu Ihrer Sache gehört«, bemerkte der Fürst.

»Ich liege nun schon drei Tage hier und habe allerlei mitbekommen!« ereiferte sich der junge Mann, ohne zuzuhören. »Stellen Sie sich vor, er verdächtigt diesen Engel hier, dieses junge Mädchen, jetzt eine Waise, meine Cousine, seine eigene Tochter, er verdächtigt sie und sucht bei ihr jede Nacht einen Liebhaber! Schleicht sich leise hier herein und sucht bei mir unter dem Sofa! Er ist übergeschnappt vor lauter Mißtrauen; er sieht in jeder Ecke einen Dieb. Nachts springt er jeden Augenblick aus dem Bett, bald untersucht er die Fenster, ob sie richtig verriegelt sind, bald die Türen, untersucht die Öfen, und das an die sieben Mal pro Nacht! Er vertritt jeden Gauner vor Gericht, aber nachts steht er dreimal zum Beten auf, hier im Salon, da liegt er auf den Knien und schlägt eine volle halbe Stunde mit der Stirn auf den Fußboden, und für wen betet er nicht alles, wen beklagt er nicht alles, betrunknen wie er ist! Er hat doch tatsächlich für das Seelenheil einer Gräfin Dubarry gebetet. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört; Kolja hat es auch gehört: er ist restlos übergeschnappt.«

»Sehen Sie, hören Sie, welche Schmach er mir antut, Fürst!« rief Lebedjew aus, der inzwischen puterrot geworden war und sich kaum mehr beherrschen konnte. »Er weiß nicht, daß ich, der Säufer und Liederjan, der Räuber und Übeltäter, nur eines vorzuweisen habe, nämlich, daß ich dieses Lästermaul noch als Säugling gewickelt und in einem Trog gebadet und bei meiner Schwester Anissja, die als Wit-

we in bitterer Armut lebte, nächtelang am Bett gewacht habe, genauso bettelarm, keinen Schlaf kannte, beide, die krank waren, pflegte, beim Hausknecht unten Brennholz klaute, ihm Lieder sang, mit den Fingern schnippte, das alles mit leerem Bauch, und ich habe ihn großgezogen, und jetzt macht er sich über mich lustig! Geht dich das etwas an, daß ich wirklich für die Seele der Gräfin Dubarry irgendwann einmal ein Kreuz geschlagen habe? Wissen Sie, Fürst, ich habe vor vier Tagen zum ersten Mal in meinem Leben ihre Biographie gelesen, in einem Lexikon. Weißt du überhaupt, wer sie war, diese Dubarry? Sprich, weißt du das oder nicht?«

»Natürlich bist du der einzige, der das weiß«, knurrte der junge Mann spöttisch, aber zögernd.

»Das war so eine Gräfin, die aus der Schande emporgestiegen war und anstelle der Königin regierte und von einer großen Kaiserin in einem eigenhändigen Brief mit ›Ma Cousine‹ angeredet wurde. Ein Kardinal, der päpstliche Nuntius, hatte sich persönlich ausgebeten, ihr beim Lever du Roi (weißt du überhaupt, was das ist, das Lever du Roi?) die seidenen Strümpfchen über die bloßen Füßchen ziehen zu dürfen, und hielt das für eine besondere Ehre – eine so hohe und heilige Person! Weißt du das? Ich sehe es deiner Visage an, daß du es nicht weißt! Und wie ist sie gestorben? Antworte, wenn du es weißt!«

»Laß mich in Ruhe! Was willst du von mir?«

»Also, sie starb dergestalt, daß nach solchen Ehren, nach solcher dahingeschwundenen Macht, sie vom Henker Samson auf die Guillotine hinaufgeschleppt wurde, schuldlos, zum Ergötzen der Pariser poissardes, sie aber begreift überhaupt nicht, was ihr geschieht, vor lauter Angst. Sie merkt nur, daß er sie im Nacken packt und unter das Messer drückt und sie mit Fußtritten traktiert – die anderen lachen –, und schreit: ›Encore un moment, monsieur le bourreau, encore un moment!‹ Das heißt: ›Noch einen Augenblick, Herr Bourreau, warten Sie nur noch einen Augenblick!‹ Und für

diesen einen Augenblick wird der Herr ihr alles vergeben, denn eine schlimmere misère kann einer menschlichen Seele nicht zustoßen und läßt sich auch nicht vorstellen. Weißt du, was das Wort ›misère‹ bedeutet? Nun, genau das ist eine misère. Und dieser Aufschrei der Gräfin um einen Augenblick hat sich mir, als ich es las, wie eine Zange ums Herz gelegt. Und was geht es dich an, du Wurm, wenn ich, bevor ich mich zur nächtlichen Ruhe bette, im Gebet ihrer, dieser großen Sünderin, gedenke? Und ich gedenke ihrer vielleicht deshalb, weil noch niemand, ganz gewiß niemand, noch niemals, seit die Welt steht, ein Kreuz zu ihrem Gedenken geschlagen hat und nicht einmal auf den Gedanken gekommen ist. Ihr aber wird es drüben wohltun, daß sich ein ebenso großer Sünder, wie sie selbst war, gefunden hat, der wenigstens einmal auf dieser Erde für sie betet. Warum lachst du denn? Du glaubst nicht, du Atheist. Aber woher willst du es wissen? Und außerdem stimmt es nicht, auch wenn du gelauscht hast: Ich habe nicht nur für die Gräfin Dubarry gebetet; ich habe anders gebetet: ›Herr, gib Frieden der Seele der großen Sünderin Gräfin Dubarry und allen, die ihrer Art sind‹, und das ist etwas ganz anderes; denn es gibt viele solcher großen Sünderinnen und viele Beispiele für Fortunas Launen und viele, denen Leids geschehen ist, die nun dort drüben Qualen erdulden und stöhnen und warten; und ich habe damals auch für dich und andere deines Schlagens, Unverschämte und Beleidiger wie du, mit gebetet, wenn du schon gelauscht hast, wie ich bete ...«

»Schon gut, hör auf, bete, für wen du willst, zum Teufel, warum schreist du so?« unterbrach ihn der Neffe ärgerlich. »Der ist ja bei uns der große Leser, das haben Sie wohl nicht gewußt, Fürst?« fügte er mit einem gezwungenen Lächeln hinzu. »Jetzt liest er mit Vorliebe derlei Bücher und Memoiren.«

»Ihr Onkel ist immerhin ... kein herzloser Mensch«, bemerkte der Fürst widerwillig. Dieser junge Mann wurde ihm

zunehmend unangenehm.

»Ja, Ihr Lob macht ihn ganz eingebildet! Sehen Sie, schon hat er die Hand aufs Herz gedrückt und verzieht seine Lippen zu einem Ypsilon, so was läuft ihm wie Honig die Kehle hinunter. Meinetwegen, herzlos ist er nicht, aber ein Gauner, das ist das Schlimme. Außerdem säuft er und ist heruntergekommen, wie jeder, der jahrelang säuft, und deshalb geht bei ihm alles drunter und drüber. Seine Kinder liebt er, zugegeben, und meine verstorbene Tante hat er in Ehren gehalten ... Sogar mich liebt er und hat mich, bei Gott, in seinem Testament bedacht ...«

»N-nein, nichts sollst du haben!« schrie Lebedjew aufgebracht.

»Hören Sie, Lebedjew«, sagte der Fürst sehr bestimmt und wandte sich von dem jungen Mann ab, »ich weiß ja aus Erfahrung, daß Sie ein tüchtiger Mann sind, wenn Sie es sein wollen ... Ich habe jetzt sehr wenig Zeit, und wenn Sie ... Entschuldigen Sie, wie war doch Ihr Vor- und Vatersname, ich habe es vergessen?«

»Ti-Ti-Timofej.«

»Und?«

»Lukjanowitsch.«

Alle Anwesenden brachen abermals in schallendes Gelächter aus.

»Schwindel!« rief der Neffe. »Auch da muß er schwindeln! Er heißt doch gar nicht Timofej Lukjanowitsch, sondern Lukjan Timofejewitsch! Sag mir doch, warum schwindelst du? Ist es dir nicht ganz egal, ob du Lukjan oder Timofej heißt? Und was hat der Fürst davon? Er schwindelt aus reiner Gewohnheit, sag' ich Ihnen!«

»Ist das wirklich so?« fragte der Fürst ungeduldig.

»Lukjan Timofejewitsch, wirklich«, korrigierte sich Lebedjew verlegen, wobei er demütig die Augen niederschlug und wieder die Hand aufs Herz drückte.

»Aber warum tun Sie das, um Gottes willen!«

»Zur Selbster niedrigung«, flüsterte Lebedjew, wobei er den Kopf immer tiefer und demütiger sinken ließ.

»Ach, was hat das mit Selbster niedrigung zu tun? Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt Kolja finden könnte!« sagte der Fürst und wandte sich zum Gehen.

»Ich kann Ihnen sagen, wo Kolja ist«, mischte sich wieder der junge Mann ein.

»Nee-nee-nee!« fuhr Lebedjew hastig und aufgeregt dazwischen.

»Kolja hat hier übernachtet und ist am Morgen losgezogen, um seinen General zu suchen, den Sie, Fürst, Gott mag wissen, warum, aus dem Schulturm freigekauft haben. Der General hat erst gestern versprochen, uns die Ehre zu erweisen und ebenfalls hier zu übernachten, hat uns aber die Ehre nicht erwiesen. Wahrscheinlich ist er im Gasthaus ›Wessy‹, hier ganz in der Nähe, nachts hängengeblieben. Also wird Kolja entweder dort oder in Pawlowsk bei den Jepantschins zu finden sein. Er hatte Geld und wollte schon gestern hinfahren. Also, entweder im ›Wessy‹ oder in Pawlowsk.«

»In Pawlowsk, in Pawlowsk! ... Und wir wollen hierhin, hierher, ins Gärtchen und ... ein Täßchen Kaffee ...«

Und Lebedjew zog den Fürsten am Arm mit sich fort. Sie verließen das Zimmer, überquerten den kleinen Hof und traten durch eine Pforte. Hier befand sich ein in der Tat sehr kleines und sehr hübsches Gärtchen, in dem dank des schönen Wetters alle Knospen an den Bäumen bereits aufgegangen waren. Lebedjew bot dem Fürsten einen Platz auf der grünen Holzbank hinter dem grünen, in den Boden gerammten Gartentisch an und setzte sich ihm gegenüber. Eine Minute später wurde tatsächlich auch der Kaffee gebracht. Der Fürst lehnte nicht ab. Lebedjew fuhr fort, unterwürfig und gierig jeden seiner Blicke aufzufangen.

»Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie einen so hübschen Hausstand haben«, sagte der Fürst mit der Miene eines Menschen, dessen Gedanken ganz woanders sind.

»W-Wai-Waisen sind wir«, begann Lebedjew mit einer Grimasse, stockte aber sofort: Der Fürst sah zerstreut vor sich hin und hatte sicherlich seine Frage schon wieder vergessen. Eine weitere Minute verging; Lebedjew beobachtete ihn und wartete ...

»Also, wie ist es?« fragte der Fürst, als wachte er auf. »Ach ja! Sie wissen doch, Lebedjew, worum es geht: Ich komme ja auf Ihren Brief hin. Sprechen Sie.«

Lebedjew wurde verlegen, wollte etwas erwidern, schluckte aber und brachte kein Wort heraus. Der Fürst wartete eine Weile und lächelte traurig.

»Ich glaube, ich verstehe Sie sehr gut, Lukjan Timofejewitsch: Sie haben mich wahrscheinlich nicht erwartet. Sie haben nicht damit gerechnet, daß ich mich auf Ihren ersten Brief hin in meiner Einöde aufraffen würde, und nur geschrieben, um das eigene Gewissen zu beruhigen. Aber ich bin gekommen. Lassen Sie es gut sein, und machen Sie mir nichts vor. Und geben Sie es auf, Diener zweier Herren zu sein. Rogoschin ist bereits seit drei Wochen hier, ich weiß alles. Ist es Ihnen gelungen, sie noch einmal an ihn zu verkaufen, wie schon damals? Oder nicht? Sagen Sie die Wahrheit.«

»Der Unmensch hat es selbst herausgefunden, selbst.«

»Reden Sie nicht schlecht über ihn; natürlich hat er Sie übel behandelt ...«

»Verprügelt, verprügelt hat er mich!« fiel Lebedjew in fürchterlicher Erregung ein. »Und hat mich in Moskau mit einem Hund gehetzt, eine ganze Straße lang, mit einem Barsoi, einer Hündin. Einer fürchterlichen Hündin.«

»Sie halten mich für ein kleines Kind, Lebedjew. Sagen Sie, hat sie ihn wirklich verlassen, damals, ins Moskau?«

»Wirklich, wirklich, abermals kurz vor der Trauung. Er zählte schon die Minuten, sie aber floh nach Petersburg, und geradewegs zu mir: ›Rette mich! Hilf mir, Lukjan! Sag aber dem Fürsten kein Sterbenswörtchen ...‹ Sie fürchtet sich jetzt

vor Ihnen mehr noch als vor ihm, und darin liegt höhere Weisheit.«

Und Lebedjew hielt vielsagend den Finger an die Stirn.

»Und jetzt haben Sie die beiden wieder zusammengebracht?«

»Erlauchtigster Fürst, wie sollte ich ... Wie hätte ich etwas verhindern können?«

»Genug, ich werde alles selbst in Erfahrung bringen. Sagen Sie mir nur, wo sie jetzt ist. Bei ihm?«

»O nein! Keineswegs! Noch lebt sie für sich. Ich bin, sagt sie, frei, und wissen Sie, Fürst, darauf legt sie großen Wert. Ich bin, sagt sie, noch völlig frei. Sie wohnt noch immer auf der Peterburgskaja im Hause meiner Schwägerin, wie ich Ihnen geschrieben habe.«

»Ist sie auch jetzt dort?«

»Jawohl, wenn nicht in Pawlowsk, bei dem schönen Wetter, auf Darja Alexejewnas Datscha. Ich bin, sagt sie, völlig frei; erst gestern hat sie vor Nikolaj Ardalionowitsch mit ihrer Freiheit großgetan. Schlechtes Zeichen!«

Und Lebedjew grinste.

»Ist Kolja oft bei ihr?«

»Leichtsinnig, unerforschlich und nicht verschwiegen.«

»Wann waren Sie zuletzt dort?«

»Täglich, täglich.«

»Sie waren also gestern dort?«

»N-nein, vor drei Tagen.«

»Wie schade, daß Sie getrunken haben, Lebedjew! Ich hätte Sie sonst einiges gefragt.«

»Nee-nee-nee, kein bißchen!«

Lebedjew war ganz Ohr.

»Erzählen Sie mir, wie haben Sie sie verlassen?«

»Su-suchend ...«

»Suchend?«

»Als suchte sie etwas, als hätte sie etwas verloren. Der bloße Gedanke an die bevorstehende Hochzeit ist ihr zuwider

und wird von ihr als Beleidigung aufgefaßt. An *ihn* denkt sie ebensoviel wie an eine Apfelsinenschale, keinesfalls mehr, das heißt, doch mehr, mit Angst und Schrecken, verbietet sogar, ihn zu erwähnen, und sehen tun die beiden sich höchstens, wenn es sich nicht vermeiden läßt ... und er fühlt das überaus tief! Und doch ist es unabänderlich! ... Unstet, spottlustig, doppelzüngig, auffahrend ...«

»Doppelzüngig und auffahrend?«

»Auffahrend; es fehlte nicht viel, und sie hätte mich letztes Mal an den Haaren gepackt, wegen des Gesprächs. Ich wollte sie mit der Apokalypse kurieren.«

»Wie denn das?« fragte der Fürst, im Glauben, er habe sich verhört.

»Durch Vorlesen der Apokalypse. Eine Dame von höchst reizbarer Einbildungskraft. Außerdem machte ich die Beobachtung, daß selbige eine viel zu tiefe Neigung zu ernsthaf-ten Themen hat, auch wenn sie weit hergeholt sind. So etwas liebt sie, sie liebt und schätzt es sogar als Ausdruck beson-derer Hochachtung. Ja. Und ich bin in der Deutung der Apo-kalypse stark und deute sie seit fünfzehn Jahren. Sie hat mir zugestimmt, daß wir im Zeichen des dritten Pferdes leben, des schwarzen, und seines Reiters mit der Waage in der Hand, weil in unsren Tagen alles auf Maß und Vertrag gründet und die Menschen nichts anderes suchen als ihr Recht: ›Ein Maß Weizen um einen Denar und drei Maß Gerste um einen Denar ...‹ und dabei wollen sie den freien Geist und die reine Seele und den gesunden Leib und alle Gottesgaben bewahren. Aber das Recht allein reicht nicht aus, und sie werden es nicht bewahren, und siehe, es folgt ein fahl Pferd, und der darauf sitzt, dessen Name heißt Tod, und die Hölle folgt ihm nach ... Davon sprechen wir, wenn wir zusammen sind, und – es wirkt stark.«

»Sie glauben also daran?« fragte der Fürst und musterte Lebedjew mit einem eigentümlichen Blick.

»Ich glaube, und ich deute. Alldieweil ich nackt und bloß

bin und ein Atom im Kreislauf der Menschheit. Wer wird schon einen Lebedjew achten? Ein jeglicher spottet seiner, und ein jeglicher tritt ihn mit Füßen. Hier aber, in der Deutung, da bin ich dem höchsten Würdenträger gleich. Denn ich habe Verstand! Und ein Würdenträger begann vor mir zu beben ... auf seinem Stuhle, als sein Verstand Einsicht erlangte. Seine Exzellenz, Nil Alexejewitsch, hatten vor drei Jahren, vor der Heiligen Woche, davon gehört – damals diente ich noch in dero Departement – und befahlen mich eigens aus dem Vorzimmer in dero Kabinett, und zwar durch Pjotr Sacharowitsch, und fragten mich unter vier Augen: »Ist es wahr, daß du Professor des Antichrist bist?« Ich leugnete nicht: »Ich bin es,« sagte ich und deutete und legte aus und milderte das Furchtbare nicht, betonte es vielmehr gedanklich, indem ich die allegorische Rolle verdolmetschte, und führte auch die Zahlen an. Seine Exzellenz lächelten, aber bei den Zahlen und Gleichnissen überkam Seine Exzellenz ein Zittern, und Seine Exzellenz baten, das Buch zu schließen und mich zu entfernen, und bewilligten mir zu Ostern eine Gratifikation, aber an Quasimodogeniti sind Exzellenz in Gott entschlafen.«

»Ist das wirklich wahr, Lebedjew?«

»So war es. Nach einem Essen stürzten Seine Exzellenz aus der Kutsche ... mit der Schläfe gegen einen Prellstein, und waren auf der Stelle, wie ein Kindlein, haargenau wie ein Kindlein, tot. Dreiundsiebzig Jahre waren Seine Exzellenz laut Dienstbuch; mit rosaroten Wangen, weißem Haar, immer nach Parfüm duftend und stets lächelnd, sie lächelten immer wie ein Kind. Pjotr Sacharowitsch erinnerte sich damals sofort: »Du hast es prophezeit,« sagte er.«

Der Fürst erhob sich. Lebedjew zeigte sich erstaunt und sogar verblüfft, daß der Fürst schon gehen wollte.

»Sie sind aber sehr gleichgültig geworden, he-he,« wagte er unterwürfig zu bemerken.

»Ich fühle mich wirklich nicht ganz wohl und habe einen

schweren Kopf, wahrscheinlich von der Reise«, antwortete der Fürst mit gerunzelter Stirn.

»Sie sollten eine Datscha mieten«, fuhr Lebedjew behutsam fort.

Der Fürst stand gedankenverloren da.

»Auch ich will in etwa drei Tagen, samt meinem ganzen Hausstand, in unsere Datscha ziehen, um das neugeborene Küken zu pflegen, und hier im Haus inzwischen alles in Ordnung bringen. Ebenfalls nach Pawlowsk.«

»Sie wollen auch nach Pawlowsk?« fragte plötzlich der Fürst. »Aber wie ist es denn, ziehen hier etwa alle nach Pawlowsk um? Und Sie haben dort, sagen Sie, eine eigene Datscha?«

»Nicht alle ziehen nach Pawlowsk. Iwan Petrowitsch Ptizyn hat mir eine Datscha überlassen, eine von denen, die er günstig erworben hat. Dort ist es schön und erhabend und grün und billig und bonton und musikalisch, und deshalb ziehen alle nach Pawlowsk. Ich bewohne übrigens das Nebenhaus, die eigentliche Datscha ...«

»... ist schon vermietet?«

»N-n-nein. Nicht ... nicht eigentlich.«

»Vermieten Sie sie mir«, schlug plötzlich der Fürst vor.

Vermutlich hatte es Lebedjew nur darauf abgesehen. Vor drei Minuten war ihm dieser Einfall gekommen. Indes war er auf einen Mieter nicht mehr angewiesen; ein Interessent hatte bereits bei ihm vorgesprochen und ihn wissen lassen, daß er unter Umständen die Datscha mieten würde, aber Lebedjew wußte positiv, daß er sie nicht „unter Umständen“, sondern ganz bestimmt mieten wollte. Und nun kam ihm plötzlich die seiner Ansicht nach äußerst fruchtbare Idee, die Datscha dem Fürsten zu vermieten, unter dem Vorwand, der erste Mieter habe sich zu unbestimmt geäußert. „Eine ganze Konstellation und eine völlig neue Wendung der Dinge“ entfaltete sich plötzlich in seiner Phantasie. Den Vorschlag des Fürsten nahm er beinahe mit Begeisterung auf und be-

antwortete sogar die direkte Frage nach dem Mietpreis mit einer abwehrenden Handbewegung.

»Nun, wie Sie wünschen; ich werde mich erkundigen. Sie sollen keine Nachteile haben.«

Sie gingen nebeneinander durch den Garten.

»Ich könnte ... Ihnen ... Ich könnte ... wenn Sie es wünschen, könnte ich Ihnen etwas äußerst Interessantes erzählen, hochverehrter Fürst, etwas, das in dasselbe Kapitel gehört«, murmelte Lebedjew, der vor lauter Freude um den Fürsten scharwenzelte.

Der Fürst blieb stehen.

»Darja Alexejewna besitzt ebenfalls eine Datscha in Pawlowsk.«

»Und?«

»Und die gewisse Person ist mit ihr befreundet und hat allem Anschein nach vor, sie häufig in Pawlowsk zu besuchen. Mit einer bestimmten Absicht.«

»Und?«

»Aglaja Iwanowna ...«

»Genug, Lebedjew«, unterbrach ihn der Fürst mit einer unangenehmen Empfindung, als hätte Lebedjew einen wunden Punkt berührt. »Das alles ... ist ganz anders. Sagen Sie mir lieber, wann Sie umziehen, je schneller, desto besser für mich, denn ich wohne im Gasthaus ...«

Sie hatten den Garten inzwischen verlassen, überquerten den Hof und näherten sich, ohne das Haus zu betreten, dem Tor.

»Am besten«, schlug Lebedjew zum Schluß vor, »am besten ziehen Sie aus dem Gasthaus hierher, zu mir, heute noch, und übermorgen mit uns zusammen nach Pawlowsk.«

»Ich werde sehen«, sagte der Fürst nachdenklich und trat durch das Tor hinaus.

Lebedjew sah ihm eine Weile nach. Ihn verblüffte die plötzliche Zerstreutheit des Fürsten. Er hatte beim Hinausgehen sogar vergessen, »Leben Sie wohl« zu sagen, und nicht

einmal mit dem Kopf genickt, was mit der Lebedjew von früher bekannten Höflichkeit und Aufmerksamkeit des Fürsten schwer zu vereinbaren war.

III

Es ging schon auf die zwölf zu. Der Fürst wußte, daß er bei den Jepantschins in der Stadt jetzt nur den General antreffen würde, der dienstlich zu tun hatte, aber auch dies war nicht gewiß. Dann kam ihm der Gedanke, daß der General ihn möglicherweise auf der Stelle nach Pawlowsk mitnehmen würde, während er den dringenden Wunsch empfand, vorher noch einen anderen Besuch zu machen. Auf die Gefahr hin, zu spät zu den Jepantschins zu kommen und seine Fahrt nach Pawlowsk auf morgen verschieben zu müssen, entschloß sich der Fürst, jenes Haus zu suchen, das zu betreten er sich so unbedingt wünschte.

Dieser Besuch bedeutete für ihn übrigens in gewisser Beziehung ein Wagnis. Der Entschluß fiel ihm nicht leicht, und er schwankte. Er wußte, daß sich dieses Haus in der Gorochowaja befand, nicht weit von der Sadowaja, und nahm sich vor, zu Fuß zu gehen, in der Hoffnung, daß er unterwegs genügend Zeit haben würde, sich endgültig zu entscheiden.

An der Kreuzung der Gorochowaja und Sadowaja mußte er sich über seine ungewöhnliche Erregung wundern; er hatte nicht damit gerechnet, daß sein Herz so schmerhaft klopfen würde. Ein Haus zog schon von weitem, vermutlich durch seine besondere Physiognomie, seine Aufmerksamkeit auf sich, und der Fürst erinnerte sich später, wie er zu sich selbst gesagt hatte: "Dieses Haus muß es sein." Mit ganz besonderer Neugier ging er darauf zu, um seine Vermutung zu prüfen; er fühlte, daß es ihm aus irgendeinem Grunde ausgesprochen unangenehm sein würde, falls sie sich bestätigten

sollte. Dieses Haus war groß, finster, dreistöckig, ohne jede Architektur, von schmutziggrüner Farbe. Einige, übrigens wenige Häuser dieser Art aus dem Ende des letzten Jahrhunderts sind gerade in diesen Straßen Petersburgs (wo sich alles so schnell verändert) fast unverändert geblieben. Sie sind solide gebaut, mit dicken Mauern und auffallend wenigen Fenstern; im Parterre sind die Fenster zuweilen vergittert. Unten befindet sich meistens eine Wechselstube. Der Sko-pez, der in der Wechselstube sitzt, wohnt oben zur Miete. Außen wie innen ist alles abweisend und nüchtern, alles scheint sich zu ducken und zu verstecken, aber warum dieser Eindruck schon durch die Physiognomie des Hauses hervorgerufen wird – das läßt sich kaum erklären. Der architektonische Ausdruck der Linien trägt natürlich sein eigenes Geheimnis in sich. Solche Häuser werden fast ausschließlich von Handelsleuten bewohnt. Als der Fürst vor dem Tor stand und sein Blick auf das Namensschild fiel, las er: »Haus des erblichen Ehrenbürgers Rogoschin.«

Nun stieß er, ohne länger zu zögern, die Glastür auf, die hinter ihm krachend ins Schloß fiel, und schickte sich an, die Haupttreppe zum zweiten Stock hinaufzusteigen. Das Treppehaus war dunkel, aus Stein, plump, die Wände rot gestrichen. Er wußte, daß Rogoschin mit Mutter und Bruder das ganze zweite Stockwerk dieses öden Hauses bewohnte. Der Diener, der dem Fürsten geöffnet hatte, führte ihn, ohne den Besuch anzumelden, durch das Innere, und zwar sehr lange; sie durchschritten einen Saal, dessen Wände »auf Marmor« gemalt waren, mit Eichenparkett und Möbeln aus den zwanziger Jahren, plump und schwerfällig, sie durchschritten mehrere winzige Stuben, bogen scharf um Ecken oder gingen im Zickzack, stiegen bald zwei, bald drei Stufen hinauf, um gleich darauf ebenso viele wieder hinunterzusteigen, und klopften endlich an einer Tür. Die Tür öffnete Parfjon Semjonowitsch persönlich. Beim Anblick des Fürsten wurde er kreidebleich und blieb wie angewurzelt stehen, so daß er eine

Zeitlang wie ein steinerner Götze aussah, und starre mit unbeweglichem und erschrockenem Blick, den Mund zu einem höchst ungläubigen Lächeln verzogen, den Besucher an – als hielte er das Erscheinen des Fürsten für etwas Unmögliches oder gar für ein Mirakel. Obwohl der Fürst mit etwas Ähnlichem gerechnet hatte, mußte er sich sogar wundern.

»Parfjon, vielleicht komme ich ungelegen. Ich kann ja wieder gehen«, sagte er schließlich unsicher.

»Sehr gelegen! Sehr gelegen!« Parfjon schien zu sich zu kommen. »Willkommen, komm rein!«

Sie *duzten* einander. In Moskau hatten sie Gelegenheit gehabt, oft und lange zusammen zu sein, es hatte sogar bei ihren Begegnungen Augenblicke gegeben, die sich ihren Herzen allzu tief eingeprägt hatten. Jetzt aber hatten sie sich über drei Monate nicht mehr gesehen.

Die Blässe und ein leichtes, flüchtiges Zucken waren aus Rogoschins Gesicht immer noch nicht gewichen. Er hatte seinen Gast zwar zum Eintreten aufgefordert, aber seine auffallende Verlegenheit war geblieben. Als er den Fürsten zu einem Sessel geleitete und ihn aufforderte, hier, am Tisch, Platz zu nehmen, drehte sich der Fürst zufällig um und blieb unter dem Eindruck seines außerordentlich eigenartigen und schweren Blicks wie gebannt stehen. Es war, als ob ihn etwas durchbohrte, und im selben Moment schien er sich an etwas zu erinnern – an etwas kürzlich Geschehenes, Schweres und Düsteres. Ohne sich zu setzen, blieb er reglos stehen und sah eine Zeitlang Rogoschin gerade in die Augen; sie schienen im ersten Augenblick irgendwie aufzublitzten. Endlich lächelte Rogoschin, aber ein wenig verlegen und irgendwie unsicher.

»Was guckst du so genau?« murmelte er. »Setz dich!«

Der Fürst setzte sich.

»Parfjon«, sagte er, »sag mir offen, wußtest du, daß ich heute nach Petersburg kommen würde, oder nicht?«

»Daß du kommst, hab' ich mir gedacht und, wie du

siehst, mich nich' geirrt«, bei dem Nachsatz lächelte er bissig,
»aber wieso sollt' ich wissen, daß du heute kommst?«

Die Schroffheit, die eigentümliche Gereiztheit der Frage, die in der Antwort lag, machten den Fürsten noch betroffener.

»Und wenn du gewußt hast, daß ich *heute* komme, warum bist du so gereizt?« fragte der Fürst leise und verlegen.

»Un' was fragst du?«

»Heute morgen, als ich aus dem Zug stieg, sah ich ein Paar genau solcher Augen wie die, mit denen du mich eben von hinten ansahst.«

»Na, so was! Un' wem seine Augen waren das?« murmelte Rogoschin mißtrauisch. Dem Fürsten schien es, als wäre er zusammengezuckt.

»Ich weiß es nicht. Es war im Gedränge, und ich glaube sogar, ich habe mich getäuscht, es passiert immer öfter, daß ich mich täusche. Weißt du, Parfjon, ich fühle mich jetzt beinahe so wie damals, vor fünf Jahren, als ich meine Anfälle hatte.«

»Warum nich'? Vielleicht hast du dich getäuscht, weiß ich nich' ...«, murmelte Parfjon.

Das freundliche Lächeln wollte ihm in diesem Augenblick nicht zu Gesicht stehen, als wäre in diesem Lächeln etwas zerbrochen und als wäre er nicht in der Lage, trotz aller Anstrengung, es irgendwie zusammenzukitten.

»Also? Wieder ins Ausland? Oder?« fragte er und fügte plötzlich hinzu: »Weißt du noch, wie wir im Abteil, es war Herbst, ab Pskow zusammen fuhren? Ich hierher, un' du ... in dem Umhang, weißt du noch? Weißt du noch, die Gamaschen?«

Plötzlich lachte Rogoschin auf, diesmal unverhohlen feindselig und als empfinde er eine gewisse Freude, daß es ihm endlich gelungen war, seiner Feindseligkeit wenigstens irgendwie Ausdruck zu verleihen.

»Hast du dich hier endgültig eingerichtet?« fragte der

Fürst, indem er sich im Zimmer umsah.

»Doch, ich bin hier zu Hause. Wo soll ich denn sonst sein?«

»Wir haben uns lange nicht gesehen. Ich habe Dinge über dich gehört, als wärest du es gar nicht gewesen.«

»Was nich' alles über einen geredt wird!« bemerkte Rogoschin trocken.

»Aber dein Gefolge hast du davongejagt; hast dich in dein Elternhaus zurückgezogen und stellst nichts mehr an. Das ist gut. Gehört das Haus dir allein oder euch allen gemeinsam?«

»Das Haus gehört der Mutter. Sie wohnt gleich hier, über den Gang.«

»Und wo wohnt dein Bruder?«

»Mein Bruder Semjon Semjonowitsch wohnt im Nebengebäude.«

»Hat er Familie?«

»Witwer. Was fragst du?«

Der Fürst sah vor sich hin und antwortete nicht; er schien plötzlich in Gedanken versunken, als hätte er die Frage überhaupt nicht gehört. Rogoschin beharrte nicht darauf und wartete. Beide schwiegen.

»Ich habe dein Haus eben, als ich kam, auf hundert Schritt Entfernung erkannt«, sagte der Fürst.

»An was?«

»Das weiß ich wirklich nicht. Dein Haus zeigt die Physiognomie eurer ganzen Familie und eures ganzen Rogoschinschen Lebens, aber wenn du mich fragst, wie ich darauf komme, kann ich es wirklich nicht erklären. Eine Phantasie natürlich! Ich finde es sogar erschreckend, daß es mich so beunruhigt. Früher wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, daß du in einem solchen Haus lebst, aber als ich es sah, habe ich sofort gedacht: "Genau solch ein Haus muß er haben!"«

»Sieh mal an!« Rogoschin lächelte unbestimmt, weil er dem vagen Gedanken nicht folgen konnte. »Dieses Haus hat

schon der Großvater gebaut«, bemerkte er. »Hier haben schon immer Skopzen gewohnt, die Chludjakows, die wohnen heute noch bei uns zur Miete.«

»Sehr dunkel. Du hast es sehr dunkel«, sagte der Fürst, sich im Zimmer umsehend.

Es war ein großer Raum, ziemlich düster, mit Möbeln vollgestellt – großenteils Schreibtische, Sekretäre und Schränke, in denen Geschäftsbücher und allerlei Papiere aufbewahrt wurden. Das rote, breite Saffiansofa diente Rogoschin offensichtlich als Bett. Auf dem Tisch, an dem Rogoschin ihm Platz angeboten hatte, sah der Fürst zwei oder drei Bücher liegen, eines davon, Solowjows »Geschichte«, war aufgeschlagen, mit eingelegtem Lesezeichen. An den Wänden hingen in stumpf gewordenen Goldrahmen mehrere Ölgemälde, nachgedunkelt, rauchgeschwärzt, auf denen man kaum etwas erkennen konnte. Ein Portrait in Lebensgröße fiel dem Fürsten besonders auf: Es zeigte einen Mann von etwa fünfzig Jahren, in einem Gehrock nach deutschem Schnitt, aber länger, mit zwei Medaillen am Band, einem ganz schütteren, kurzen, graumelierten Bart, runzligem, gelbem Gesicht und jenem argwöhnischen, undurchdringlichen, grämlichen Blick.

»Das ist wohl dein Vater?« fragte der Fürst.

»Das is' er, jawohl«, antwortete Rogoschin mit einem unangenehmen Lächeln, als sei er darauf gefaßt, im nächsten Augenblick eine despektierliche Bemerkung über seinen verstorbenen Vater zu hören.

»Er selber war doch kein Altgläubiger?«

»Nein, er ging in die Kirche, aber er sagte immer, der alte Glaube is' richtiger. Auch die Skopzen hat er sehr geschätzt. Das hier war sein Kabinett. Was fragst du, ob er Altgläubiger war?«

»Soll die Hochzeit hier gefeiert werden?«

»Hi-ier«, antwortete Rogoschin, der bei der unerwarteten Frage beinahe zusammengezuckt war.

»Bald?«

»Du weißt doch: Hängt's denn von mir ab?«

»Parfjon, ich bin nicht dein Feind und habe nicht vor, dich woran auch immer zu hindern. Ich wiederhole es genauso, wie ich es früher einmal gesagt habe, einmal, in einem Augenblick fast wie diesem. Als es in Moskau um deine Hochzeit ging, habe ich dich an nichts gehindert, du weißt es. Das erste Mal floh *sie* von sich aus zu mir, fast vom Traualtar, und bat mich, sie vor dir zu »retten«. Ich wiederhole ihre eigenen Worte. Dann ist sie auch von mir weggelaufen, du hast sie gesucht und gefunden, wolltest sie wieder zum Altar führen, und da soll sie dir wieder weggelaufen sein, und zwar hierher. Ist das wahr? Lebedjew hat es mich wissen lassen, und deshalb bin ich gekommen. Erst gestern im Zug habe ich zum ersten Mal gehört, daß ihr beide euch wieder einig seid, von einem deiner früheren Freunde, von Saljoschew, wenn es dich interessiert. Eine bestimmte Absicht hat mich hierher geführt: Ich wollte *sie* dazu überreden, endlich ins Ausland zu reisen, um ihre Gesundheit wiederherzustellen; sie ist angegriffen, an Leib und Seele, besonders ihr Verstand, und benötigt, meiner Meinung nach, richtige Pflege. Ich beabsichtige nicht, sie ins Ausland zu begleiten, und habe mir vorgenommen, alles für sie, ohne mich, im voraus zu regeln. Ich sage dir die reinste Wahrheit. Sollte es wirklich wahr sein, daß ihr beide euch wieder einig seid, so werde ich ihr nie mehr vor die Augen treten und auch nie mehr zu dir kommen. Du weißt selbst, daß ich dich nicht belüge, weil ich zu dir immer offen war. Meine Gedanken dazu habe ich dir nie verschwiegen und immer gesagt, daß eine Ehe mit dir unausweichlich *ihr* Ende bedeuten würde. Und auch dein Ende, vielleicht ein noch schlimmeres als das ihre. Wenn ihr euch abermals trennen würdet, würde mich das sehr beruhigen; aber ich habe nicht vor, etwas zu zerstören und euch zu entzweien. Du kannst also ruhig sein und brauchst mir nicht zu mißtrauen. Du weißt doch selbst, daß

ich niemals dein *echter* Nebenbuhler war, sogar während der Zeit, als sie bei mir Zuflucht suchte. Du lächelst; ich kann mir denken, warum du lächelst. Ja, wir wohnten dort getrennt und in verschiedenen Städten, du weißt das *ganz genau*. Ich habe dir auch schon früher erklärt, daß ich *sie* nicht aus Liebe liebe, sondern aus Mitleid. Ich denke, daß ich es genau ausdrücke. Du sagtest damals, daß du diese meine Worte verstanden hättest; war das wirklich so? Hattest du mich verstanden? Wie feindselig du mich ansiehst! Ich bin gekommen, um dich zu beruhigen, weil du mir auch teuer bist. Ich liebe dich sehr, Parfjon. Und jetzt werde ich gehen und nie mehr wiederkommen. Leb wohl.«

Der Fürst erhob sich.

»Setz dich und bleib bei mir«, sagte Parfjon leise, ohne sich zu erheben, und stützte den Kopf in die rechte Hand. »Ich hab' dich lang nich' gesehen.«

Der Fürst setzte sich. Wieder schwiegen sie.

»Sobald du nich' vor mir bist, bin ich dir feind, Lew Nikolajewitsch. Diese drei Monate, wo ich dich nich' gesehen hab' – jede Minute war ich dir feind, bei Gott! Am liebsten hätt' ich dich auf der Stelle vergiftet! So ist's. Jetzt sitzest du kaum eine Viertelstunde bei mir, und schon is' meine ganze Feindschaft dahin, und du bist mir wieder lieb wie früher. Setz dich und bleib bei mir ...«

»Wenn ich bei dir bin, so glaubst du mir, aber wenn ich nicht da bin, hörst du sogleich auf zu glauben und mißtraust mir wieder. Du bist deinem Vater nachgeschlagen!« antwortete der Fürst freundschaftlich lächelnd und bemüht, seine Bewegung zu verbergen.

»Ich glaub' deiner Stimme, wenn ich bei dir sitze. Ich weiß ja, daß man uns nich' vergleichen kann, mich und dich ...«

»Wozu hast du das hinzugefügt? Und bist wieder gereizt?« fragte der Fürst und sah Rogoschin verwundert an.

»Hier werden wir nich' nach unserer Meinung gefragt, mein Lieber«, antwortete dieser, »hier sind die Würfel ohne

uns gefallen, wir lieben ja auch verschieden, alles is' verschieden«, fuhr er nach einigem Schweigen leise fort. »Du liebst sie, sagst du, aus Mitleid. Ich aber hab' mit ihr nich' die Spur von Mitleid. Un' sie, sie haßt mich ja wie nix auf der Welt. Jede Nacht seh' ich sie jetzt im Traum: Un' jedesmal macht sie sich mit einem anderen über mich lustig. Und genau so ist's auch, mein Lieber. Sie will sich mit mir trauen lassen, denkt aber nich' mehr an mich wie an den Schuh, den sie wechselt. Kannst du mir glauben, daß ich sie fünf Tage nich' gesehen habe, weil ich mich nich' trau', ihr vor die Augen zu kommen; sie wird mich nämlich fragen: ›Was willst du denn hier?‹ Als wenn sie noch nich' genug Schmach und Schande über mich ...«

»Schmach und Schande? Wie redest du!«

»Der tut gerade so, als wüßt' er's nich! Dabei ist sie doch mit dir ›vom Traualtar‹ weggelaufen, das hast du doch eben selbst gesagt.«

»Aber du glaubst doch selber nicht, daß sie ...«

»Hat sie etwa nicht mit diesem Offizier, dem Semtjuschnikow, in Moskau Schmach und Schande über mich gebracht? Ich weiß genau, daß sie's getan hat, un' sogar noch, nachdem sie selbst den Hochzeitstag bestimmt hat.«

»Das kann nicht sein!« rief der Fürst.

»Ich weiß es aber ganz genau«, bestätigte Rogoschin überzeugt. »Etwa, weil sie nich' so eine is', oder wie? Darüber braucht man gar nich' reden, mein Lieber, ob sie nich' so eine is'. Hat keinen Zweck. Mit dir is' sie nich' so eine und entsetzt sich vielleicht selber davor, mit mir aber is' sie gerade so eine. So ist's eben. Sie behandelt mich wie den allerletzten Dreck. Mit dem Keller, du weißt, mit diesem Offizier, der da so rumboxt, hat sie sich – ich weiß es ganz genau – einfach nur zum Spott rumgetrieben ... Du weißt ja gar nich', was sie mit mir in Moskau alles gemacht hat! Und dann das Geld, das Geld, das ich zum Fenster rausgeworfen hab' ...!«

»Aber ... wie willst du sie jetzt heiraten! ... Wie soll das

weitergehen?« fragte der Fürst entsetzt.

Rogoschin warf dem Fürsten einen schweren und unheimlichen Blick zu und antwortete nicht.

»Ich bin schon fünf Tage nich' mehr bei ihr gewesen«, fuhr er nach einem etwa eine Minute währenden Schweigen fort. »Ich hab' immer Angst, sie jagt mich davon. ›Ich kann noch‹, sagt sie, ›über mich bestimmen; wenn's mir einfällt, werfe ich dich für immer raus und reise ins Ausland‹, das hat sie mir schon gesagt, daß sie ins Ausland reisen wird«, fügte er gleichsam en parentheses hinzu und sah dem Fürsten mit einem eigenartigen Blick in die Augen; »manches Mal freilich will sie mir nur einen Schrecken einjagen, un' dann muß sie immer lachen, wenn sie mich ansieht. Ein andermal aber ist sie wirklich ganz finster, runzelt die Brauen und redet kein Wort; und davor fürcht' ich mich am meisten. Neulich dacht' ich bei mir: Vielleicht soll ich nich' mit leeren Händen kommen – aber das fand sie nur zum Lachen, und hinterher wurde sie sogar böse. Ihrem Mädchen Katja hat sie einen solchen Schal von mir geschenkt, wie sie ihn selbst, obwohl sie früher in großem Reichtum lebte, noch nie zu sehen bekommen hat. Un' von der Hochzeit darf ich überhaupt nich' mehr reden! Un' was für ein Bräutigam bin ich, wenn ich mich einfach nich' traue, sie zu besuchen? Also sitz' ich hier rum, und wenn es über meine Kraft geht, schleich' ich heimlich vor ihrem Haus die Straße rauf und runter oder versteck' mich hinter einer Ecke. Unlängst hab' ich fast bis zum Morgengrauen vor ihrem Haustor Wache gestanden – ich glaubte damals, ich hätt' was bemerkt. Sie aber muß mich aus dem Fenster gesehen haben: ›Was hättest du mit mir gemacht‹, sagte sie, ›wenn du einen Betrug entdeckt hättest?‹ Da hielt ich's nich' aus und sagte: ›Das weißt du doch.««

»Was weiß sie denn?«

»Woher soll ich das wissen?« Rogoschin lachte feindselig.

»In Moskau hab' ich sie mit niemand erwischt, obwohl ich's lange drauf angelegt hab'. Da hab' ich sie mir mal vor-

genommen un' gesagt: ›Du hast mir dein Wort gegeben, du wirst in eine ehrbare Familie kommen, un' weißt du, was du jetzt für eine bist? So eines sagte ich, ›so eine bist du!‹«

»Das hast du ihr gesagt?«

»Das hab' ich gesagt.«

»Und?«

»Un' jetzt, sagt sie, ›hab' ich vielleicht keine Lust mehr, dich auch nur als Lakai einzustellen, geschweige denn deine Frau zu werden.‹ – ›Un' ich?‹ sag' ich. ›Ich bleib' einfach hier, is' sowieso alles egal!‹ – ›Un' ich, sagt sie, ›werde sofort den Keller rufen und es ihm sagen, und er wird dich sofort zum Tor hinauswerfen.‹ Da hab' ich mich auf sie gestürzt und sie windelweich verprügelt.«

»Das kann nicht sein!« rief der Fürst aus.

»Ich sag's dir doch, daß es so war«, beharrte Rogoschin leise, aber mit funkeln den Augen. »Sechsunddreißig Stunden lang, ganz genau, hab' ich nich' geschlafen, nich' gegessen, nich' getrunken, ihr Zimmer nich' verlassen, vor ihr auf den Knien gelegen: ›Nich' ums Leben‹, sag' ich, ›werd' ich fortgehen, solange du mir nich' vergeben hast. Und solltest du befehlen, mich rauszuschleifen, dann geh' ich ins Wasser; weil – wie kann ich jetzt ohne dich sein?« Diesen ganzen Tag lang war sie wie von Sinnen, bald schluchzte sie, bald wollte sie mich mit 'nem Messer erstechen, bald verhöhnte sie mich. Sie hat alle zusammengetrommelt, Saljoschew, Keller und Semtjuschnikow, zeigte mich ihnen und demütigte mich. ›Wir wollen heute alle zusammen ins Theater fahren, meine Herren! Mag der doch hier sitzen, wenn er nicht rausgehen will, ich bin hier seinetwegen nicht angebunden. Und in meiner Abwesenheit wird man Ihnen, Parfjon Semjono-witsch, Tee reichen, Sie haben doch heute gewiß Hunger bekommen.‹ Nach dem Theater kam sie allein zurück: ›Sie alle‹, sagt sie, ›sind Feiglinge und Jammerlappen, sie haben Angst vor dir und versuchen auch mich einzuschüchtern: Sie sagen, der wird doch nicht einfach weggehen, der wird Sie

am Ende gar noch umbringen. Ich aber werde, wenn ich im Schlafzimmer bin, die Tür hinter mir nicht abschließen; so groß ist meine Angst vor dir! Das sollst du wissen, und du sollst es sehen! Hast du Tee getrunken? – ›Nein‹, sag' ich, ›un' werd' ich auch nich' tun.‹ – ›Hauptsache, die Ehre ist erwiesen, aber das paßt überhaupt nicht zu dir.‹ Un' wie sie sagte, tat sie auch, sie hat ihr Zimmer nich' abgeschlossen. Am nächsten Morgen kommt sie raus – und lacht: ›Bist du vielleicht übergeschnappt?‹ sagt sie. ›Du wirst noch verhungern!‹ – ›Vergib mir‹, sag' ich. – ›Ich will dir nicht vergeben, ich werde dich nicht heiraten, ein für allemal. Hast du denn wirklich die ganze Nacht in diesem Sessel gesessen und nicht geschlafen?‹ – ›Nein‹, sag' ich, ›hab' nich' geschlafen.‹ – ›Sehr klug! Und du willst wieder nicht Tee trinken und nichts zu Mittag essen?‹ – ›Ich hab's doch gesagt, nein – vergib mir!‹ – ›So was paßt zu dir genauso‹, sagt sie, ›wie der Sattel auf die Kuh! Willst du mir vielleicht Angst machen? Glaubst du, es macht mir was aus, wenn du hungrig herumsitzt; ein schöner Schrecken!‹ Sie ärgerte sich, aber nich' lange, dann fing sie wieder an zu sticheln. Und da wunderte ich mich über sie, daß sie mir überhaupt nix richtig übelnimmt. Denn sie vergißt Böses nie, anderen vergibt sie Böses lange nich'! Damals kam's mir in den Sinn, daß sie mich so sehr verachtet, daß sie mir überhaupt nix Böses übelnimmt. Und das is' die Wahrheit. ›Weißt du‹, sagt sie, ›was der römische Papst ist?‹ – ›Ich hab' schon mal was läuten gehört‹, sage ich. – ›Du hast, Parfjon Semjonowitsch, noch nie Allgemeine Geschichte gelernt.‹ – ›Ich hab'‹, sag' ich, ›überhaupt nix gelernt.‹ – ›Ich will‹, sagt sie, ›dir was zum Lesen geben: Es lebte einmal so ein Papst, der hat einem Kaiser gezürnt. Da hat dieser drei Tage lang ohne Essen und Trinken, barfuß, vor seinem Palast gekniet, so lange, bis er ihm vergeben hat; was glaubst du, was diesem Kaiser in den drei Tagen, als er da kniete, durch den Kopf ging? Und was er sich geschworen hat? ... Aber warte, ich will es dir selbst vorlesen!‹ Sie sprang auf und

holte ein Buch: ›Es ist ein Gedicht‹, sagte sie und las mir das Gedicht vor, wie dieser Kaiser in diesen drei Tagen sich geschworen hat, an diesem Papst Rache zu nehmen. ›So etwas muß dir doch gefallen‹, fragt sie, ›nicht wahr, Parfjon Semjonowitsch?‹ – ›Das stimmt‹, sag' ich, ›alles, was du vorgelesen hast.‹ – ›Aha, du sagst es selbst, vielleicht hast du dir also auch was geschworen, zum Beispiel: Laß sie mich erst mal heiraten, dann zahl' ich ihr alles heim, dann werd' ich meinen Spaß haben!‹ – ›Weiß ich nich'‹, sag' ich, ›vielleicht denk' ich das.‹ – ›Wieso weißt du das nicht?‹ – ›Einfach so‹, sag' ich, ›ich weiß es nich', ich hab' jetzt an was anderes zu denken.‹ – ›Und woran denkst du jetzt?‹ – ›Siehst du, wenn du jetzt aufstehst, wenn du an mir vorübergehst, dann seh' ich dich an un' folge dir mit den Augen: Wenn dein Kleid rauscht, dann stockt mein Herz, und wenn du aus dem Zimmer gehst, dann denk' ich an das kleinste Wörtchen von dir zurück, und an die Stimme, und was du gesagt hast; un' diese ganze Nacht hab' ich überhaupt an nix gedacht, nur gelauscht, wie du im Schlafe geatmet un' wie du dich ein paarmal bewegt hast‹ – ›Dann hast du wohl, lacht sie, einfach vergessen, daß du mich geschlagen hast, und denkst überhaupt nicht mehr dran?‹ – ›Vielleicht doch‹, sag' ich, ›weiß nich'.‹ – ›Und wenn ich dir nicht verzebe und dich nicht heirate?‹ – ›Ich hab' dir schon gesagt, daß ich dann ins Wasser gehe.‹ – ›Vorher aber bringst du mich vielleicht um? ...‹ Das sagte sie und wurde nachdenklich. Dann verließ sie zornig das Zimmer. Eine Stunde später kommt sie zurück, ganz finster. ›Ich‹, sagt sie, ›ich werde dich heiraten, Parfjon Semjonowitsch, aber nicht, weil ich vor dir Angst habe, sondern weil ich sowieso zugrunde gehe. Wo wäre es denn besser? Nimm Platz‹, sagt sie, ›man wird dir gleich das Essen servieren. Aber wenn ich dich heirate, dann werde ich dir eine treue Frau sein, daran brauchst du nicht zu zweifeln und brauchst dir keine Gedanken zu machen.‹ Dann schwieg sie 'ne Weile und sagte: ›Aber ein Lakai bist du doch nicht: Ich

habe früher geglaubt, du wärest von Kopf bis Fuß ein Lakai.« Dann hat sie auch den Hochzeitstag bestimmt, aber eine Woche später ist sie vor mir hierher geflohen, zu Lebedjew. Als ich nachkam, sagte sie: »Ich sage mich von dir nicht für immer los; ich möchte nur noch ein wenig warten, solange es mir gefällt, denn ich kann immer noch selbst über mich bestimmen. Du kannst auch warten, wenn du Lust hast.« So sieht es jetzt bei uns aus ... Was denkst du darüber, Lew Nikolajewitsch?«

»Und was denkst du selber?« Der Fürst gab die Frage zurück und sah Rogoschin traurig an.

»Denk' ich denn?!« entrang es sich diesem. Er wollte noch etwas hinzufügen, verstummte aber in ausweglosem Schmerz.

Der Fürst erhob sich und wollte sich abermals verabschieden.

»Ich möchte dich doch nicht stören«, sagte er leise, beinahe abwesend, als folge er einem inneren, unausgesprochenen Gedanken.

»Weißt du, ich will dir was sagen«, Rogoschin belebte sich plötzlich, und seine Augen funkelten. »Wie bringst du's nur fertig, um meinetwillen auf sie zu verzichten? Das kann ich nich' begreifen. Liebst du sie denn nich' mehr? Früher hast du doch gelitten; ich hab's gesehen. Warum bist du dann Hals über Kopf hierhergekommen? Etwa aus Mitleid?« (Sein Gesicht verzog sich zu einem boshaften Grinsen.) »He-he!«

»Denkst du, ich belüge dich?« fragte der Fürst.

»Nein, ich glaube dir, aber ich kann's überhaupt nich' verstehen. Am ehesten ist's so, daß dein Mitleid noch ärger ist als meine Liebe!«

Etwas Feindseliges, das nach augenblicklichem Ausdruck drängte, flackerte in seiner Miene.

»Nun, deine Liebe ist kaum von Haß zu unterscheiden«, lächelte der Fürst, »aber wenn sie vergangen ist, dann wird das Unheil vielleicht noch ärger sein. Das muß ich dir schon sagen, lieber Parfjon ...«

»... daß ich ihr die Kehle durchschneide?«

Der Fürst schauderte.

»Du wirst sie tief hassen für diese Liebe, für diese ganze Qual, die du heute ausstehst. Besonders seltsam finde ich, daß sie es nochmals über sich bringt, dich zu heiraten! Als ich gestern davon hörte, wollte ich es kaum glauben, und es wurde mir sehr schwer zumute. Zweimal schon hat sie sich von dir losgesagt, und zweimal ist sie vor der Trauung geflohen, also muß sie irgend etwas ahnen! ... Was bedeutest du ihr eigentlich jetzt? Ist es ihr um dein Geld zu tun? Unsinn! Und dein Geld wirst du wohl ziemlich durchgebracht haben. Ist es ihr etwa darum zu tun, einen Mann zu bekommen? Aber sie könnte ohne weiteres einen anderen finden. Jeder andere wäre besser als du, denn du könntest ihr in der Tat die Kehle durchschneiden. Und inzwischen versteht sie das möglicherweise sehr gut. Ist es ihr um deine so starke Liebe zu tun? Ja, das könnte sein ... Ich habe öfter gehört, daß es Menschen gibt, die gerade eine solche Liebe suchen ... nur ...«

Der Fürst hielt inne und schien nachzudenken.

»Du hast schon wieder das Portrait vom Vater angeguckt und gelächelt. Warum?« fragte Rogoschin, der außerordentlich aufmerksam jede Veränderung, jeden flüchtigen Zug im Gesicht des Fürsten beobachtete.

»Warum ich lächelte? Mir kam der Gedanke, daß du, wenn dir nicht dieses Mißgeschick zugestoßen, wenn nicht diese Liebe über dich gekommen wäre, am Ende ganz genau so geworden wärst wie dein Vater, und es hätte gar nicht lange gedauert. Du hättest dich schweigend mit deiner gehorsamen und stillen Frau in dieses Haus zurückgezogen, wärst wortkarg und streng geworden, hättest keiner Seele vertraut, dabei auch nichts vermißt und nur stumm und düster Geld angehäuft. Und höchstens hin und wieder die alten Bücher gelobt und dich für das Bekreuzigen mit zwei Fingern interessiert, aber auch das erst im Alter ...«

»Spotte nur. Sie hat vor kurzem Wort für Wort dasselbe gesagt, als sie auch vor diesem Portrait stand! Sonderbar, daß ihr jetzt immer dasselbe denkt ...«

»War sie etwa schon bei dir?« fragte der Fürst überrascht.

»Ja. Sie war da, hat das Portrait lange betrachtet un' nach dem Verstorbenen gefragt. ›Du wärst genau so geworden‹, sagte sie zum Schluß und lächelte, ›du, Parfjon Semjono-witsch‹, sagte sie, ›du hast so starke Leidenschaften, daß du mit ihnen geradewegs in Sibirien gelandet wärest, im Zuchthaus, wenn du nicht auch einen Kopf hättest, weil du nämlich ein sehr kluger Kopf bist‹, sagte sie (So sagte sie wörtlich, glaubst du's? Zum ersten Mal hörte ich so was aus ihrem Mund!). ›Dann würdest du all deine heutigen Possen sehr bald bleibenlassen. Aber da du ein ganz und gar ungebildeter Mensch bist, würdest du Geld zusammentragen und dich, genau wie dein Vater, in diesem Haus mit euren Skopzen vergraben; vielleicht würdest du am Ende zu ihrem Glauben übertreten und dein Geld so lieben, daß du nicht nur zwei Millionen, sondern vielleicht volle zehn zusammengescharrt hättest und auf deinen Geldsäcken Hungers sterben würdest, denn bei dir wird alles zur Leidenschaft, alles treibst du bis zur Leidenschaft.‹ Genau so hat sie gesprochen, beinahe wörtlich so. Noch nie hat sie so mit mir gesprochen! Mit mir redet sie doch nur dummes Zeug, oder sie macht sich über mich lustig: Auch damals fing sie im Spaß an, wurde aber nach und nach ernst; sie sah sich das ganze Haus an, und es war, als fürchtete sie sich vor etwas. ›Ich will das alles verändern‹, sagte ich, ›renovieren, vielleicht werde ich auch ein anderes Haus zur Hochzeit kaufen. – Auf keinen Fall‹, sagte sie, ›soll hier etwas verändert werden, wir wollen hier so wohnen. Ich will neben deinem Mütterchen wohnen‹, sagte sie, ›wenn ich deine Frau bin.‹ Ich brachte sie zu meiner Mutter; sie benahm sich so ehrerbietig wie eine Tochter. Meine Mutter sitzt schon seit zwei Jahren da, als war' sie nich' ganz bei Verstand (sie is' leidend), aber seit dem Tode meines

meines Vaters is' sie wie ein kleines Kind und hat die Sprache verloren: Ihre Beine sind gelähmt, sie sitzt da und grüßt jeden, den sie sieht, mit 'ner tiefen Verbeugung; ich glaube, wenn man ihr nix zu essen gibt, merkt sie es auch nach drei Tagen noch nich'. Ich nahm Mutters Rechte, legte die Finger zusammen: ›Geben Sie ihr den Segen, Mutter, sie will mich heiraten; darauf küßte sie meiner Mutter die Hand mit großer Rührung, ›deine Mutter‹, sagte sie, ›hat wohl viel leiden müssen.‹ Sie hat bei mir dieses Buch da gesehen: ›Wie kommst du dazu, die 'Russische Geschichte' zu lesen?‹ (Dabei hatte sie mir selbst eines Tages in Moskau gesagt: ›Du solltest dich doch etwas bilden, wenigstens Solowjows 'Russische Geschichte' lesen! Du weißt doch gar nix!‹) ›Das is' gut‹, sagte sie, ›bleib dabei, lies! Ich will dir selbst ein kleines Register aufschreiben, welche Bücher du zuallererst lesen mußt. Is' dir das recht oder nich?‹ Noch nie, noch nie, hatte sie so mit mir gesprochen, so, daß ich sogar staunen mußte; zum ersten Mal konnte ich wie ein lebendiger Mensch aufatmen.«

»Ich freue mich sehr darüber, Parfjon«, sagte der Fürst bewegt, »ich freue mich sehr. Wer weiß, vielleicht wird Gott euch eine gemeinsame Zukunft bescheren.«

»Das wird niemals sein!« rief Rogoschin heftig.

»Höre, Parfjon, wenn du sie so sehr liebst, warum willst du nicht auch ihre Achtung verdienen? Und wenn du das willst, brauchst du die Hoffnung nicht aufzugeben. Ich sagte vorhin, daß es für mich ein Rätsel ist: Warum will sie dich heiraten? Aber obwohl ich keine Antwort weiß, steht es für mich außer Zweifel, daß hier unbedingt ein zureichender Grund vorliegen muß, und zwar ein vernünftiger Grund. Deiner Liebe ist sie gewiß; und sie ist sicherlich auch von deinen mancherlei Vorzügen überzeugt, das kann nicht anders sein! Was du eben erzählt hast, ist die Bestätigung. Du sagst ja selbst, daß sie eine Möglichkeit gesehen hat, mit dir in einer ganz anderen Sprache zu sprechen als der, die sie

früher im Umgang mit dir gebrauchte. Du bist mißtrauisch und eifersüchtig, deshalb übertreibst du alles, was dir an Schlechtem auffällt. Und selbstverständlich denkt sie nicht so schlecht von dir, wie du behauptest. Denn das würde nichts anderes bedeuten, als daß sie, indem sie dich heiratet, bewußt ins Wasser springt oder ins Messer rennt. Kann denn das sein? Wer springt denn bei vollem Bewußtsein ins Wasser oder rennt ins offene Messer?«

Parfjon hörte den erregten Worten des Fürsten mit einem bitteren Lächeln zu. Seine Überzeugung schien bereits unerschütterlich.

»Wie schwer siehst du mich jetzt an, Parfjon!« stieß der Fürst mit einem schweren Gefühl hervor.

»Ins Wasser oder ins offene Messer!« wiederholte Rogoschin endlich. »Aber sie heiratet mich ja nur deshalb, weil sie bei mir bestimmt mit dem Messer rechnet. Ist's denn wirklich wahr, Fürst, daß du bis jetzt nich' dahintergekommen bist, worum es dabei geht?«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Na ja, vielleicht kapiert er das wirklich nich', he-he! Man sagt doch, daß es bei dir ... *da oben nicht stimmt*, 'nen anderen liebt sie, kapier es doch endlich! Ganz genau so, wie ich sie jetzt liebe, ganz genau so liebt sie jetzt 'nen anderen. Und dieser andere – weißt du, wer das is? *Du* bist's! Hast du das etwa nich' gewußt?«

»Mich!«

»Dich. Sie liebt dich seit damals schon, seit dem ersten Tag, seit ihrem Geburtstag. Aber sie glaubt, sie kann dich unmöglich heiraten, weil sie deine Ehre und dein ganzes Schicksal zerstört. ›Es ist ja bekannt, was für eine ich bin‹, sagt sie. Bis heute sagt sie von sich selber so was. Mir hat sie das direkt ins Gesicht gesagt. Sie scheut davor zurück, dich und deine Ehre zu zerstören, mich also kann man ohne weiteres heiraten – so hochachtet sie mich, das mußt du dir auch merken!«

»Aber wie ist es denn möglich, daß sie von dir zu mir geflohen ist, und ... von mir ...«

»Un' von dir zu mir! Ha! Sie kommt halt plötzlich auf die tollsten Einfälle! Und jetzt is' es ganz so, als hätt' sie Fieber. Einmal schreit sie mir zu: ›Ich heirate dich, als ging' ich ins Wasser. Mach schnell mit der Hochzeit!‹ treibt zur Eile, bestimmt selbst den Tag, und wenn's soweit is', kriegt sie Angst und kommt auf andere Gedanken; weiß Gott, du hast es ja selbst gesehen: Sie weint und lacht und zittert an allen Gliedern wie im Schüttelforst. Was is' denn daran verwunderlich, daß sie auch dir weglief? Sie is' dir deshalb weggelaufen, weil sie selbst merkte, wie sehr sie dich liebt. Sie hielt es bei dir nich' mehr aus. Du sagst, ich hab' sie damals in Moskau aufgespürt; das stimmt nich' – sie war von selbst von dir weggelaufen und zu mir gekommen: ›Bestimm den Hochzeitstag‹, sagte sie, ›ich bin soweit! Laß Champagner bringen! Wir wollen zu den Zigeunern!‹ schrie sie. ... Wenn es mich nich' gab', wär' sie schon längst ins Wasser gegangen; so ist's! Sie springt nich' ins Wasser, nur deshalb, weil ich vielleicht noch schlimmer bin als das Wasser. *Im Bösen* heiratet sie mich ... Wenn sie mich heiratet, dann, so is' das, dann heiratet sie mich *im Bösen*.«

»Aber wie willst du ... Wie kannst du ...!« rief der Fürst aus und verstummte. Er sah Rogoschin entsetzt an.

»Warum redst du denn nich' zu Ende?« fuhr dieser fort und grinste. »Wenn du willst, kann ich ja sagen, was du gerade in dieser Minute bei dir denkst: „Aber wie kann sie jetzt seine Frau werden? Darf man das zulassen?“ Man weiß doch, was du so denkst ...«

»Ich bin nicht deshalb hierher gekommen, Parfyon; ich sage dir, das war es nicht, was ich im Sinn hatte ...«

»Kann schon sein, daß es nich' das war und daß du das nich' im Sinn hattest, aber jetzt is' es ganz bestimmt das, hehe! Also, genug jetzt! Warum bist du eigentlich so durcheinander? Hast du's wirklich nich' gewußt? Ich kann mich über

dich nur wundern!«

»Das ist alles Eifersucht, Parfjon, das ist alles Krankheit; du hast alles maßlos übertrieben«, murmelt der Fürst in außerordentlicher Erregung. »Was hast du?«

»Laß es liegen«, sagte Parfjon und riß dem Fürsten ein kleines Messer aus der Hand, das dieser vom Tisch genommen hatte, und legte es wieder an seinen alten Platz neben dem Buch.

»Als hätte ich es gewußt, als ich in Petersburg ankam, als hätte ich es geahnt«, fuhr der Fürst fort, »ich wollte nicht hierher fahren! Ich wollte das alles, was hier war, vergessen und aus meinem Herzen reißen! Dann leb wohl ... Aber was ist denn!?«

Beim Sprechen hatte der Fürst, zerstreut wie er war, wieder nach demselben Messer gegriffen, und wieder riß Rogoschin es ihm aus der Hand und warf es einfach auf den Tisch. Es war ein Messer von ziemlich einfacher Form, mit Hirschhorngriß und feststehender Klinge von etwa dreieinhalb Werschok Länge und entsprechender Breite.

Als Rogoschin bemerkte, daß der Fürst stutzte, nachdem ihm das Messer zweimal aus der Hand gerissen worden war, nahm er es rasch auf, legte es verärgert und unwillig in das Buch und warf das Buch auf einen anderen Tisch.

»Schneidest du damit die Seiten auf?« fragte der Fürst, aber irgendwie zerstreut, als stände er immer noch im Bann einer tiefen Nachdenklichkeit.

»Ja, die Seiten ...«

»Aber das ist doch ein Gartenmesser?«

»Ja, ein Gartenmesser. Darf man denn die Seiten nich' mit'm Gartenmesser aufschneiden?«

»Aber es ist ... es ist funkelnagelneu.«

»Und was is' dabei, daß es neu is'? Kann ich mir jetzt nich' ein neues Messer leisten?« brüllte endlich wie außer sich Rogoschin, dessen Erregung mit jedem Wort gewachsen war.

Der Fürst schauderte und sah Rogoschin aufmerksam an.

»Was reden wir eigentlich!« Er lachte plötzlich auf, als wäre er völlig zu sich gekommen. »Entschuldige, mein Lieber, wenn ich einen so schweren Kopf habe wie jetzt, und dann diese Krankheit ... dann bin ich sehr, sehr zerstreut und komisch. Ich wollte eigentlich etwas ganz anderes fragen ... ich weiß nicht mehr, was. Adieu ...«

»Nich' hier«, sagte Rogoschin.

»Ich hab's vergessen!«

»Hier, hier, komm, ich zeig' dir den Weg.«

IV

SIE ließen dieselben Zimmer hinter sich, die der Fürst bereits durchschritten hatte; Rogoschin ging voraus, der Fürst folgte ihm. Sie betraten den großen Saal. Hier hingen einige Bilder an den Wänden, lauter Portraits von Erzpriestern und Landschaften, auf denen nichts zu erkennen war. Über der Tür zum nächsten Raum hing ein Bild, dessen Format sehr ungewöhnlich war, etwa zweieinhalb Arschin lang und nicht mehr als sechs Werschok hoch. Es zeigte den Erlöser unmittelbar nach der Kreuzabnahme. Der Fürst sah es flüchtig an, er schien sich an etwas zu erinnern, blieb aber nicht stehen und wollte schon auf die Tür zugehen. Er war sehr bedrückt und hatte den Wunsch, dieses Haus so schnell wie möglich zu verlassen. Rogoschin aber blieb plötzlich vor dem Bild stehen.

»Alle diese Bilder hier«, sagte er, »sind vom seligen Vater für einen oder zwei Rubel auf Auktionen zusammengekauft worden, er tat so was gern. Ein Mann, der sich darauf versteht, hat sich hier alles angesehen; wertloses Zeug, sagte er. Dies aber – dieses Bild da über der Tür, auch für zwei Rubel erstanden –, dies, sagte er, ist nich' wertlos. Schon zu Vaters Lebzeiten war einer da, der dreihundertfünfzig Rubel dafür

geben wollte, un' der Saweljew, Iwan Dmitritsch, ein Kaufmann und großer Liebhaber, der hat schon vierhundert geboten, un' letzte Woche meinem Bruder Semjon Semjono-witsch volle fünfhundert. Ich will's aber für mich behalten.«

»Das ist ... das ist eine Kopie nach Hans Holbein«, sagte der Fürst, der sich inzwischen das Bild genauer angesehen hatte, »und zwar, scheint mir, eine ausgezeichnete Kopie, freilich, ich bin kein großer Kenner. Ich habe dieses Bild im Ausland gesehen und kann es nicht vergessen. Aber ... warum willst du ...«

Rogoschin hatte sich plötzlich von dem Bild abgewandt und ging weiter voraus. Gewiß, eine Zerstreutheit und eine besondere, eigentümliche Reizbarkeit, die so plötzlich an Rogoschin bemerkbar wurden, konnten diese Schroffheit wohl erklären; trotzdem empfand es der Fürst als sonderbar, daß das Gespräch, das er gar nicht begonnen hatte, so jäh abgebrochen wurde und Rogoschin ihm nicht einmal antwortete.

»Wie ist das, Lew Nikolajewitsch, ich wollte dich schon lange danach fragen, glaubst du an Gott oder nich'?« fuhr Rogoschin plötzlich fort, nachdem sie einige Schritte zurückgelegt hatten.

»Wie seltsam du fragst und ... blickst!« entfuhr es dem Fürsten.

»Dieses Bild seh' ich mir gern an«, murmelte Rogoschin nach einem Schweigen, als hätte er seine Frage wieder vergessen.

»Dieses Bild!« rief der Fürst unter dem Eindruck eines überraschenden Gedankens plötzlich aus. »Dieses Bild! Vor diesem Bild kann manchem der Glaube verlorengehen!«

»Tut er auch«, bestätigte Rogoschin plötzlich und unvermittelt.

Inzwischen waren sie bis zur Wohnungstür gekommen.

»Wie?« Der Fürst blieb plötzlich stehen. »Was sagst du da! Ich habe es beinahe im Spaß gesagt, und du nimmst es so

ernst! Und warum hast du mich gefragt, ob ich an Gott glaube?«

»Nix weiter, nur so. Ich wollte dich schon früher danach fragen. Heute gibt's viele, die nich' mehr glauben. Un' is' das wahr (du hast ja im Ausland gelebt), das hat mir einer im Suff erzählt, daß es bei uns in Rußland viel mehr solche gibt, die nich' an Gott glauben, als in allen anderen Ländern? ›Wir haben es‹, sagte der, ›damit viel leichter als die anderen, denn wir sind ihnen in manchem voraus...‹«

Rogoschin lächelte sarkastisch; nachdem er seine Frage ausgesprochen hatte, öffnete er plötzlich die Tür und wartete, die Hand auf der Klinke, daß der Fürst hinausgehe. Der Fürst wunderte sich, aber er ging hinaus. Rogoschin folgte ihm auf den Treppenabsatz und zog die Tür hinter sich zu. Beide blieben voreinander stehen, als hätten sie vergessen, wo sie sich befanden und was jetzt zu tun wäre.

»Also leb wohl«, sagte der Fürst und streckte die Hand aus.

»Leb wohl«, sagte Rogoschin und drückte die ihm gebotene Hand fest, aber ganz mechanisch.

Der Fürst stieg eine Stufe hinunter und wandte sich um.

»Was den Glauben angeht«, begann er lächelnd (augenscheinlich scheute er sich, Rogoschin einfach stehenzulassen) und überdies belebt durch eine plötzliche Erinnerung, »was den Glauben angeht, so habe ich letzte Woche vier ganz verschiedene Begegnungen gehabt, innerhalb von zwei Tagen. An einem Vormittag fuhr ich auf einer neuen Eisenbahnstrecke und unterhielt mich vier Stunden lang im Abteil mit einem gewissen S. Wir hatten einander während der Fahrt kennengelernt. Ich hatte schon früher viel von ihm gehört, unter anderem, daß er ein Atheist sei. Er ist wirklich ein Gelehrter, und ich freute mich, daß ich mich mit einem echten Gelehrten unterhalten konnte. Darüber hinaus ist er ein selten wohlerzogener Mensch, so sehr, daß er sich mit mir wie mit einem an Kenntnissen und Begriffen völlig

Ebenbürtigen unterhielt. An Gott glaubt er nicht. Nur eines verblüffte mich: Er schien überhaupt nicht *dariüber* zu sprechen. Während der ganzen Zeit nicht. Und das verblüffte mich gerade deshalb, weil ich auch früher schon, sooft ich mit Atheisten zusammenkam und sooft ich solche Bücher las, immer wieder den Eindruck hatte, daß sie auch in ihren Büchern überhaupt nicht *dariüber* schreiben, obschon es so aussieht, als schrieben sie *dariüber*. Ich habe ihm das damals sogleich erklärt, aber wahrscheinlich nicht deutlich genug, oder ich habe es gar nicht erklären können, denn er hat überhaupt nichts verstanden ... Abends stieg ich in dem Hotel einer Kreisstadt ab, wo gerade ein Mord geschehen war, erst in der vergangenen Nacht, so daß alle, als ich dort eintraf, von nichts anderem redeten. Zwei Bauern, beide in Jahren, nicht betrunken, alte Bekannte, gute Freunde, hatten ihren Tee getrunken und schickten sich an, in ihrer gemeinsamen Kammer zur Ruhe zu gehen. Aber einer von ihnen hatte bei dem anderen irgendwann in den letzten zwei Tagen eine Taschenuhr gesehen, Silber, an einer gelben Glasperlen-schnur, von der er früher wohl nichts gewußt hatte. Dieser Mann war kein Dieb, er war sogar ehrlich und nach bäuerlichen Vorstellungen keineswegs arm. Aber diese Uhr hatte es ihm so angetan und war eine solche Verlockung, daß er schließlich nicht widerstehen konnte: Er nahm ein Messer, schlich vorsichtig, sobald sich sein Freund abgewandt hatte, von hinten an diesen heran, hob die Augen gen Himmel, bekreuzigte sich, betete im stillen voller Zerknirschung: »Mein Herr und mein Gott, vergib mir um Christi willen«, schlachtete seinen Freund mit einem einzigen Hieb ab wie einen Hammel und nahm die Uhr an sich.«

Rogoschin schüttelte sich vor Lachen. Er lachte wie in einem Anfall. Dieses Lachen war nach seiner so finsternen Stimmung von vorhin sogar befreindlich.

»So was gefällt mir! Nee, das übertrifft alles!« stieß er konvulsivisch, beinahe nach Atem ringend, hervor. »Der eine

glaubt überhaupt nich' an Gott, und der andere glaubt so sehr, daß er noch beim Morden betet ... Ja, mein lieber Fürst, nich' im Traum kommt einem so was! Ha-ha-ha! Nee, das übertrifft alles! ...«

»Am nächsten Morgen verließ ich das Hotel und wollte einen Gang durch die Stadt machen«, fuhr der Fürst fort, sobald Rogoschin verstummte, obwohl das Lachen immer noch krampfartig auf seinen Lippen zuckte, »und da sehe ich, über das Holztrottoir schwankt ein betrunkener Soldat, zerzaust und verdreckt. Er tritt auf mich zu: ›Willst du, Herr, mein silbernes Kreuz kaufen? Ich geb's für'n Zwanziger; rein Silber!‹ Da sehe ich in seiner Hand das Kreuz. Er muß es gerade abgenommen haben, an einem hellblauen, stark vertragenen Bändchen, aber freilich aus Zinn, man sah es auf den ersten Blick, groß, mit acht Enden, die alte byzantinische Form. Ich holte zwanzig Kopeken aus der Tasche, gab sie ihm und hängte mir sein Kreuz sofort um, er seinerseits war, wie man aus seinen Mienen schließen konnte, höchst zufrieden, den dummen Herrn übertölpelt zu haben, und machte sich sogleich auf den Weg, sein Kreuz zu vertrinken, daran war nicht zu zweifeln. Ich stand damals, weißt du, unter dem gewaltigen Eindruck all dessen, was mich in Rußland einfach überflutete; nichts hatte ich früher davon verstanden, wie ein Stummer war ich aufgewachsen und hatte während der fünf Jahre im Ausland nur in irgendwelchen phantastischen Erinnerungen geschwelgt. Also, ich gehe meines Weges und denke: Nein, ich will über diesen Soldaten, der Christus verkauft hat, noch nicht das Urteil sprechen. Gott allein weiß, was in diesen schwachen und betrunkenen Herzen stecken mag! Eine Stunde später, auf dem Rückweg in mein Hotel, sehe ich eine Bäuerin mit einem Säugling. Eine noch junge Frau, das Kind etwa sechs Wochen alt. Das Kind lächelte sie an, wie sie meinte zum ersten Mal, seit es auf der Welt war. Ich sehe, wie sie sich plötzlich bekreuzigt, in tiefer, tiefer Andacht. ›Warum tust du das, junge Frau?‹ (Ich habe doch

damals immerzu gefragt.) »Ganz genau«, sagt die, »ganz genau wie die Freude einer Mutter, wenn sie ihr Kindlein zum ersten Mal lächeln sieht, ist die Freude des Herrn, wenn Er im Himmel sieht, wie ein Sünder aus vollem Herzen vor ihm zum Gebet niederkniet.« Das hat mir diese Frau gesagt, bei nahe wörtlich, diesen tiefen, diesen innigen und wahrhaft religiösen Gedanken, einen Gedanken, in dem das ganze Wesen des Christentums zum Ausdruck kommt, das heißt, die gesamte Vorstellung von Gott als unserem wahren Vater und von der göttlichen Freude an dem Menschen, der Freude eines Vaters an seinem lieben Kind – der Hauptgedanke Christi! Eine einfache Bauersfrau! Freilich, eine Mutter ... und wer weiß, vielleicht die Frau des Soldaten von vorhin. Weißt du, Parfjon, du hast mich eben etwas gefragt, hier ist meine Antwort: Dem Wesen des religiösen Gefühls kann man durch keine Spekulationen, durch keine Vergehen und Verbrechen und durch keine Atheismen näherkommen; das ist nicht Das, und es wird ewig nicht Das sein; hier ist ein Etwas, an dem die Atheismen ewig abgleiten, und ewig nicht darüber reden werden. Die Hauptsache ist aber, daß man dieses am deutlichsten und schnellsten an dem russischen Herzen bemerken kann, zu diesem Schluß bin ich gekommen! Das ist eine der wichtigsten Überzeugungen, die ich in unserem Rußland gewonnen habe. Es gibt genug zu tun, Parfjon! Es gibt genug zu tun in unserer russischen Welt, glaube mir! Erinnere dich doch an die Zeit, da wir uns in Moskau immer wieder getroffen und uns unterhalten haben ... Ich wollte jetzt überhaupt nicht hierher zurückkommen! Und ich habe mir unsere Begegnung ganz, ganz anders vorgestellt! Nun ja! Leb wohl, auf Wiedersehen! Gott mit dir!«

Er wandte sich ab und begann, die Treppe hinabzusteigen. »Lew Nikolajewitsch!« rief ihm Parfjon von oben nach, als der Fürst den ersten Treppenabsatz erreicht hatte. »Dieses Kreuz, das du dem Soldaten abgekauft hast, hast du's da?«

»Ja, ich trage es.«

Und der Fürst blieb wieder stehen.

»Zeig mal!«

Ein neuer sonderbarer Einfall! Er überlegte, stieg wieder hinauf und hielt ihm sein Kreuz hin, ohne es abzunehmen.

»Gib's mir«, sagte Rogoschin.

»Wozu? Möchtest du es ...?«

Der Fürst trennte sich offenbar ungern von diesem Kreuz.

»Ich werd's tragen, meins für dich abnehmen, das sollst du tragen.«

»Du möchtest, daß wir unsere Kreuze tauschen? Gern, Parfjon, wenn das so ist, freue ich mich; wir wollen Brüder sein!«

Der Fürst nahm sein zinnernes Kreuz ab, Parfjon sein goldenes, und sie tauschten. Parfjon schwieg. Bedrückt und verwundert bemerkte der Fürst, daß das frühere Mißtrauen, das frühere bittere und fast höhnische Lächeln immer noch nicht von dem Gesicht seines Wahlbruders weichen wollte, wenigstens war es für Augenblicke immer noch deutlich zu erkennen. Schließlich nahm Rogoschin den Fürsten schweigend bei der Hand und blieb eine Weile reglos stehen, als könnte er sich nicht entschließen; plötzlich jedoch sagte er mit kaum hörbarer Stimme: »Gehen wir.« Sie überquerten den Treppenabsatz der ersten Etage und läuteten an der Tür, die der Wohnung, die sie soeben verlassen hatten, gegenüber lag. Ihnen wurde bald geöffnet. Eine alte Frau, tief gebeugt, in Schwarz und mit Kopftuch, verneigte sich schweigend vor Rogoschin; er fragte sie flüchtig etwas und ging, ohne die Antwort abzuwarten, mit dem Fürsten weiter durch die Zimmer. Auch diese Räume waren dunkel und von einer außerordentlichen Sauberkeit, kalt und abweisend mit alten Möbeln ausgestattet, alle in sauberen weißen Überzügen. Ohne sich anmelden zu lassen, betrat Rogoschin mit dem Fürsten einen mittelgroßen Raum, der einem Salon ähnelte, mit einer blankpolierten Zwischenwand aus Mahagoni, die an beiden Enden je eine Tür hatte, vermutlich zum Schlaf-

zimmer. In der Ecke dieses Salons, am Ofen, saß in einem Lehnstuhl eine zierliche Frau, die nicht einmal so alt aussah, mit frischem, angenehmem, rundem Gesicht, aber bereits ergraut und (wie man auf den ersten Blick sah) völlig kindisch geworden. Sie trug ebenfalls ein schwarzes Wollkleid, ein großes, schwarzes Tuch um den Hals und eine schneeweiße Haube mit schwarzen Bändern. Ihre Füße standen auf einem Schemel. Bei ihr saß eine andere reinliche alte Frau, vielleicht etwas älter, ebenfalls in Trauer und ebenfalls mit weißer Haube, die offenbar im Hause das Gnadenbrot aß, und strickte schweigend an einem Strumpf. Beide hatten wahrscheinlich die ganze Zeit geschwiegen. Als die erste der beiden Alten Rogoschin und den Fürsten erblickte, lächelte sie ihnen zu und neigte ein paarmal freundlich ihren Kopf, zum Zeichen ihres Wohlwollens.

»Mütterchen«, sagte Rogoschin, nachdem er ihr die Hand geküßt hatte, »dieser hier ist mein großer Freund Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin; wir haben unsere Kreuze getauscht; er war mir in Moskau eine Zeitlang wie ein leiblicher Bruder und hat viel für mich getan. Segne ihn, Mütterchen, wie deinen eigenen Sohn. Warte, meine Liebe, so, laß mich dir die Hand führen ...«

Aber die alte Frau hob ihre Rechte, noch ehe Parfjon sie ergreifen konnte, legte die drei Finger zusammen und bekreuzte den Fürsten dreimal andächtig. Darauf nickte sie ihm noch einmal freundlich und zärtlich zu.

»So, un' jetzt gehen wir, Lew Nikolajewitsch«, sagte Parfjon. »Ich hab' dich ja nur deswegen hergebracht ...« Als sie wieder im Treppenhaus standen, fügte er hinzu: »Sie versteht rein gar nix von dem, was man sagt, un' hat auch kein einziges Wort von dem verstanden, was ich sagte, aber dich hat sie gesegnet; sie muß es also selbst gewollt haben ... Un' jetzt leb wohl, es wird Zeit für mich un' für dich.«

Und er öffnete seine Tür.

»Laß mich dich doch wenigstens zum Abschied umarmen,

du sonderbarer Mensch!« rief der Fürst aus, sah ihn mit liebevollem Vorwurf an und streckte ihm die Arme entgegen. Parfjon aber ließ seine Arme, kaum daß er sie gehoben hatte, wieder sinken. Er konnte sich nicht entschließen; er wandte den Kopf zur Seite, um den Fürsten nicht ansehen zu müssen. Er wollte ihn nicht umarmen.

»Keine Bange! Ich hab' zwar dein Kreuz genommen, aber für 'ne Uhr werd' ich dir doch nich' die Kehle durchschneiden!« murmelte er undeutlich, mit einem eigentümlichen, plötzlichen Lachen. Aber plötzlich verwandelte sich sein Gesicht: Er wurde kreidebleich, seine Lippen zitterten, seine Augen funkelten. Er hob die Arme, umarmte den Fürsten fest und stieß atemlos hervor: »Dann nimm sie eben, wenn das Schicksal es so will! Sie gehört dir! Ich tret' sie dir ab ...! Denk an Rogoschin!«

Er ließ den Fürsten stehen, ging hastig hinein, ohne ihn anzusehen, und schlug die Tür hinter sich zu.

V

Es war schon spät, fast halb drei, und den General Jepantschin traf der Fürst nicht mehr an. Er gab seine Karte ab und beschloß, in das Hotel »Wessy« zu gehen, dort nach Kolja zu fragen und, sollte er nicht dort sein, ihm einen Brief zu hinterlassen. Im »Wessy« beschied man ihn, daß Nikolaj Ardalionowitsch »schon vormittags ausgegangen sind, aber im Weggehen angeordnet haben, daß, falls nach ihnen verlangt wird, gesagt werden soll, der junge Herr kommen vielleicht gegen drei Uhr mittags zurück. Wenn der junge Herr bis halb vier nicht erscheinen, bedeutet dies, daß sie mit der Eisenbahn nach Pawlowsk auf die Datscha der Generalin Jepantschina hinausgefahren sind und also dortselbst auch zu speisen gedenken«. Der Fürst wollte warten und bestellte bei

dieser Gelegenheit ein Essen.

Um halb vier und sogar um vier war Kolja noch nicht da. Der Fürst verließ das Hotel und setzte sich mechanisch in Bewegung, ohne zu wissen, wohin. Wenn der Sommer beginnt, gibt es in Petersburg hin und wieder wunderschöne Tage – hell, sehr warm, windstill. Dieser Tag war ausgerechnet einer von diesen seltenen Tagen. Eine Weile schlenderte der Fürst ziellos umher. Er kannte die Stadt kaum. Manchmal blieb er an Kreuzungen stehen, vor verschiedenen Häusern und Brücken, einmal suchte er eine Konditorei auf, um sich ein wenig auszuruhen. Manchmal betrachtete er mit großer Neugier die Passanten, aber meistens beachtete er weder die Vorübergehenden noch die Straße, durch die er ging. Er empfand eine qualvolle Anspannung und Unruhe und gleichzeitig ein außergewöhnliches Bedürfnis nach Einsamkeit. Er wünschte, allein zu sein, um sich dieser leidvollen Anspannung völlig passiv hinzugeben, ohne nach dem ersten besten Ausweg suchen zu müssen. Mit Widerwillen wandte er sich von den Fragen ab, die seine Seele und sein Herz überfluteten. „Was soll's, bin ich etwa an allem schuld?“ murmelte er vor sich hin, beinahe ohne es zu merken.

Gegen sechs Uhr fand er sich auf dem Perron der Eisenbahn nach Zarskoje Selo. Sogleich wurde ihm die Einsamkeit unerträglich; eine neue Regung flammte in seinem Herzen auf, und die Finsternis, in der seine Seele sich härmte, erhelle te sich für einen Augenblick in blendendem Licht. Er löste eine Fahrkarte nach Pawlowsk und wartete ungeduldig auf die Abfahrt; aber – es gab keinen Zweifel mehr, er fühlte sich verfolgt, und das war Wirklichkeit und keine Phantasie, wie er vielleicht zu glauben geneigt war. Schon im Begriff einzusteigen, warf er plötzlich die soeben gelöste Fahrkarte auf den Boden und verließ den Bahnhof, verwirrt und nachdenklich. Einige Zeit später, auf der Straße, glaubte er sich plötzlich an etwas zu erinnern, als wäre ihm unversehens etwas aufgegangen, etwas sehr Sonderbares, was ihn schon länger beunru

higt hatte. Plötzlich geschah es, daß er sich bewußt bei jener Beschäftigung ertappte, die schon seit geraumer Zeit anhielt, aber von ihm bis zu diesem Augenblick nicht wahrgenommen worden war: Schon seit mehreren Stunden, sogar schon im »Wessy«, ja, wie es scheint, sogar schon vor dem »Wessy«, hatte er immer wieder nach irgend etwas in seiner Umgebung gesucht. Und wenn er es vergessen hatte, manchmal sogar für längere Zeit, eine halbe Stunde etwa, fuhr er plötzlich wieder zusammen und begann von neuem zu suchen.

Aber kaum hatte er diesen quälenden und bislang völlig unbewußten Drang, der ihn schon so lange beherrschte, wahrgenommen, als plötzlich in ihm auch noch eine andere flüchtige Erinnerung aufstieg, die ihn außerordentlich fesselte: Er erinnerte sich, wie er in dem Augenblick, da er wahrnahm, daß er immerzu nach irgend etwas Ausschau hielt, auf dem Trottoir vor einem Schaufenster gestanden und sehr interessiert die ausgelegte Ware betrachtet hatte. Und nun wollte er sich sofort und unbedingt vergewissern: Hatte er wirklich vorhin dort gestanden, vor höchstens fünf Minuten vielleicht, vor diesem Schaufenster? Träumte er nicht? Täuschte er sich nicht? Gab es in Wirklichkeit diesen Laden und diese Ware? Er fühlte sich nämlich heute in der Tat besonders angegriffen, beinahe in der Stimmung, die er von früher kannte, vor den Anfällen seiner einstigen Krankheit. Er wußte, daß er in der Zeit vor dem Anfall ungewöhnlich zerstreut war und sogar häufig Gegenstände und Personen verwechselte, wenn er sie ohne besonders wache Aufmerksamkeit ansah. Aber es gab auch einen besonderen Grund, weshalb er sich so dringend vergewissern wollte, ob er vorhin vor dem Laden gestanden hatte: Unter den im Schaufenster ausliegenden Waren befand sich ein Gegenstand, den er fixiert und sogar auf sechzig Kopeken in Silber geschätzt hatte, er wußte das noch, ungeachtet seiner ganzen Zerstreutheit und Unruhe. Folglich war er, wenn dieser Laden existierte und dieser Gegenstand wirklich im Schaufenster

unter den anderen Waren lag, eben wegen dieses Gegenstandes davor stehengeblieben. Mußte diesem Gegenstand eine solche Bedeutung für ihn zukommen, daß er seine Aufmerksamkeit in dem Augenblick auf sich gezogen hatte, da er verwirrt und bedrückt den Bahnhof verließ? Er ging, den Blick fast verzweifelt nach rechts gewandt, und sein Herz hämmerte vor ängstlicher Ungeduld. Aber da war der Laden, er hatte ihn endlich gefunden! Er war bereits fünfhundert Schritt von ihm entfernt gewesen, als es ihm einfiel, wieder umzukehren. Und da war auch der Gegenstand zum Preis von sechzig Kopeken, natürlich, sechzig Kopeken, mehr ist er ja nicht wert!, jetzt konnte er es bestätigen und lachte.

Aber er lachte hysterisch; es wurde ihm sehr schwer ums Herz. Er erinnerte sich jetzt deutlich, daß es hier gewesen war, vor diesem Schaufenster, als er sich plötzlich umgedreht hatte, wie vorhin, als er Rogoschins Blick auf sich gerichtet fühlte. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß er sich nicht täuschte (wovon er übrigens auch vor dem Nachprüfen unerschütterlich überzeugt gewesen war), vergaß er den Laden und entfernte sich mit eiligen Schritten. Er mußte über das alles nachdenken, möglichst schnell, unbedingt; jetzt war es klar, daß er sich auch auf dem Bahnhof nicht getäuscht hatte, daß ihm unbedingt etwas Wirkliches und unbedingt mit seiner ganzen bisherigen Unruhe Zusammenhängendes zugeschlagen war. Aber ein innerer unüberwindlicher Widerwille erwies sich abermals als stärker: Er mochte nicht nachdenken, und er dachte nicht nach; er dachte an etwas ganz anderes.

Er dachte unter anderem daran, daß es in seinem epileptischen Zustand eine Phase unmittelbar vor dem Anfall gab (falls der Anfall im Wachen eintrat), da plötzlich inmitten von Trauer, seelischem Dunkel und Niedergeschlagenheit sein Gehirn für Augenblicke aufflammte und seine sämtlichen Lebenskräfte sich zu einer unvorstellbaren Anspannung steigerten. Das Gefühl des Lebens und des eigenen Bewußt-

seins verzehnfachte sich beinahe in solchen Augenblicken, die wie Blitze waren. Den Kopf, das Herz erhellt ein unvorstellbares Licht; alle Erregungen, alle seine Zweifel, alle Unruhe lösten sich gleichsam in einem Frieden, waren aufgehoben in einer höchsten Ruhe voll klarer, harmonischer Freude und Hoffnung, voller Weisheit und letztem Grund. Aber diese Augenblicke, dieses Aufscheinen, waren erst die Vorahnung jener letzten Sekunde (nie länger als eine Sekunde), mit der der eigentliche Anfall begann. Diese Sekunde war natürlich unerträglich. Wenn er über diesen Moment später, wieder im normalen Zustand, nachdachte, pflegte er sich selber zu sagen: Sind doch all diese Blitze und dieses Aufscheinen des höchsten Selbstempfindens und Selbstbewußtseins, folglich auch eines ‚höheren Seins‘, nichts anderes als eine Krankheit, als eine Störung des Normalzustandes und somit keineswegs ein höheres Sein, sondern sie müssen, ganz im Gegenteil, zum niedrigsten gerechnet werden. Und doch zog er zu guter Letzt den durchaus paradoxen Schluß: „Was bedeutet es schon, wenn es auch eine Krankheit ist?“ sagte er sich endlich. „Was bedeutet es schon, wenn diese Spannung nicht normal ist, wenn das eigentliche Resultat, wenn die Minute dieser Empfindung, im nachhinein, im gesunden Zustand, in der Erinnerung sich als höchste Harmonie und Schönheit erweist und ein unerhörtes, bisher ungeahntes Gefühl von Fülle, Maß, Friede und ekstatisch anbetendem Einssein mit der höchsten Synthese des Lebens schenkt?“ Diese verschwommenen Ausdrücke kamen ihm selbst durchaus verständlich, wenn auch bei weitem zu schwach vor. Daran jedoch, daß es wirklich »Schönheit und Gebet«, daß es wirklich »höchste Synthese des Lebens« war, daran gab es für ihn keinen Zweifel, ja, er hätte einen Zweifel nicht einmal zugelassen. Hatte er doch in einem solchen Moment keine Visionen wie nach Genuß von Haschisch, Opium oder Alkohol, die den Verstand herabwürdigen und die Seele verwüsten, die krankhaft und wesenlos sind. Das konnte er nach dem

Verebben des krankhaften Zustands nüchtern beurteilen. Diese Momente waren ja gerade nichts anderes als eine außergewöhnliche Intensivierung des Bewußtseins seiner selbst, wenn man diesen Zustand möglichst knapp bezeichnen wollte, des Bewußtseins und gleichzeitig der in höchstem Maße unmittelbaren Empfindung seiner selbst. Wenn er in dieser Sekunde, das heißt, im allerletzten Moment vor dem Anfall, noch fähig war, bewußt und klar zu sich selbst zu sagen: »Ja, es lohnt sich, für diesen Moment sein ganzes Leben hinzugeben!«, dann mußte dieser Moment, für sich genommen, doch das ganze Leben aufwiegen. Für das dialektisch Bündige seiner Folgerung übrigens mochte er nicht einstehen: Geistige Stumpfheit, seelische Düsternis, Idiotie drohten ihm als grelle Folgen dieser »höchsten Minuten«. Im Ernst hätte er dies freilich niemals bestritten, in der Folgerung, das heißt, in der Bewertung dieser Minute steckte zweifellos ein Fehler, aber die Wirklichkeit seiner Erfahrung ließ ihn trotzdem zögern. Wie konnte er gegen die Wirklichkeit ankommen? War es doch mehrmals so gewesen, war er doch mehrmals in dieser Sekunde fähig gewesen, zu sich zu sagen, daß diese Sekunde voll empfundenen grenzenlosen Glücks durchaus sein ganzes Lebens aufwiegen könnte. »In diesem Moment«, hatte er einmal zu Rogoschin gesagt, damals, in Moskau, bei einer ihrer Zusammenkünfte, »in diesem Moment wird mir irgendwie das sonderbare Wort verständlich, *daß hinfort keine Zeit mehr sein soll*. Wahrscheinlich«, hatte er lächelnd hinzugefügt, »ist es jene Sekunde, die nicht lang genug war, damit der Wasserkrug des Epileptikers Mahomet auslief, jedoch lang genug, um in der Sekunde sämtliche Wohnungen Allahs in Augenschein zu nehmen.« Ja, in Moskau waren Rogoschin und er oft zusammen gewesen und hatten nicht nur davon gesprochen. »Rogoschin sagte vorhin, daß ich ihm damals ein Bruder gewesen sei; das sagt er heute zum ersten Mal«, dachte der Fürst.

Als er dies dachte, saß er auf einer Bank, unter einem

Baum, im Sommergarten. Es war gegen sieben Uhr. Der Garten war menschenleer; etwas Düsteres schob sich für einen Augenblick vor die sinkende Sonne. Es war schwül; ein Gewitter schien sich in der Ferne anzukündigen. Sein augenblicklicher kontemplativer Zustand hatte für ihn etwas Verlockendes. Seine Erinnerungen und seine Gedanken klammerten sich an jeden äußeren Gegenstand, und das tat ihm wohl: Er wollte immerzu etwas vergessen, etwas Wirkliches, Dringliches, aber sobald er aufsah, stand ihm sofort sein düsterer Gedanke gegenüber, der Gedanke, den er so gerne loswerden wollte. So erinnerte er sich, daß er vorhin beim Essen mit dem Kellner ins Gespräch gekommen war, über einen kürzlich geschehenen, äußerst seltsamen Mord, um den es viel Aufsehen und Gerede gegeben hatte. Aber kaum hatte er sich daran erinnert, als ihm plötzlich abermals etwas ganz Sonderbares widerfuhr.

Ein heftiger, unwiderstehlicher Wunsch, beinahe eine Verlockung, schlug plötzlich seinen Willen in Bann. Er erhob sich von der Bank und ging aus dem Garten geradewegs nach der Petersburger Seite. Vorhin, am Newa-Quai, hatte er einen Passanten gebeten, ihm die Petersburger Seite, am anderen Ufer der Newa, zu zeigen. Man hatte ihm den Weg gezeigt; aber vorhin war er nicht hingegangen. In jedem Fall wäre es sinnlos gewesen, hinzugehen; er war sich dessen bewußt. Die Adresse besaß er schon lange; es wäre für ihn ein Leichtes gewesen, das Haus der Verwandten Lebedjews zu finden; aber er wußte so gut wie sicher, daß er sie nicht zu Hause antreffen würde. "Sie ist bestimmt in Pawlowsk, sonst hätte Kolja etwas, wie verabredet, im 'Wessy' hinterlassen." Wenn er jetzt also hinging, so gewiß nicht in der Absicht, sie zu sehen. Eine andere, düstere, quälende Neugier lockte ihn. Eine neue, unvermutete Idee kam ihm in den Sinn ...

Aber es genügte ihm schon, daß er unterwegs war und wußte, wohin er ging: Einige Minuten später schon ging er, fast ohne auf den Weg zu achten. Es widerstrebt ihm, über

seine »unvermutete Idee« weiter nachzudenken, es war ihm geradezu unmöglich. Mit qualvoller Anstrengung betrachtete er aufmerksam alles, worauf sein Auge fiel, den Himmel und die Newa. Er sprach ein kleines Kind an, das ihm in den Weg lief. Vielleicht steigerte sich auch sein epileptischer Zustand. Das Gewitter rückte tatsächlich näher, wenn auch sehr langsam. Inzwischen hörte man in der Ferne Donnern. Es wurde sehr drückend ...

Aus irgendeinem Grunde verfolgte ihn jetzt, wie manchmal eine Melodie, die man nicht loswerden kann, obwohl man ihrer bis zum Erbrechen überdrüssig ist, die Erinnerung an Lebedjews Neffen, den er am Vormittag kennengelernt hatte. Sonderbarerweise tauchte er vor ihm immer wieder als jener Mörder auf, den Lebedjew selbst bei der Vorstellung seines Neffen erwähnt hatte. Ja, von diesem Mörder hatte er unlängst gelesen. Er hatte viel von derlei Dingen gelesen und gehört, seit er nach Rußland gekommen war; und auch vorhin, bei seiner Unterhaltung mit dem Kellner, hatte ihn dieser Mordfall Schemarin außerordentlich interessiert. Der Kellner war seiner Meinung gewesen, daran erinnerte er sich. Er erinnerte sich auch an diesen Kellner, einen gescheiten Burschen, bieder und zurückhaltend, »aber Gott allein mag wissen, wie er ist. Es fällt schwer, neue Menschen in einem neuen Lande zu durchschauen.« Übrigens hatte er begonnen, leidenschaftlich an die russische Seele zu glauben. Oh, vieles, sehr vieles, für ihn völlig Neues hatten ihm diese sechs Monate gebracht, Ungeahntes, Unerhörtes, Unerwartetes! Aber eines anderen Seele ist dunkel. Und auch diese russische Seele ist dunkel; für sehr viele dunkel. Er war lange Zeit mit Rogoschin zusammengewesen, sie hatten einander nahegestanden, »brüderlich« – aber kannte er Rogoschin? Welches Chaos herrschte hier zuweilen, welches Durcheinander, welche häßliche Unordnung! Und was für ein ekelhafter und selbstzufriedener Schnösel ist Lebedjews Neffe! Aber wie komme ich eigentlich darauf (träumte der Fürst weiter vor

sich hin), er war es doch nicht, der diese sechs Menschen umgebracht hat?! Anscheinend verwechsle ich etwas, wie sonderbar! Mir wird schwindelig ... Was für ein sympathisches, was für ein reizendes Gesicht hat Lebedjews älteste Tochter! Die, die mit dem Säugling im Arm dastand, was für ein unschuldiger, noch fast kindlicher Gesichtsausdruck, und noch fast kindliches Lachen! Seltsamerweise hatte er dieses Gesicht fast vergessen und erinnerte sich erst jetzt wieder daran. Lebedjew, der stampfend herumkommandiert, betet sie wahrscheinlich alle an. Aber so sicher, wie zweimal zwei vier ist, betet Lebedjew auch seinen Neffen an!

Übrigens, wieso maßt er sich an, so entschieden zu urteilen, wieso nimmt er, der erst heute aufgetaucht ist, es sich heraus, solche Urteile zu fällen? Hat dieser Lebedjew ihm heute nicht eine Lektion erteilt: Hatte er mit einem solchen Lebedjew gerechnet? Hatte er einen solchen Lebedjew früher gekannt? Lebedjew und die Dubarry – mein Gott! Allenfalls könnte man sagen, daß Rogoschin, falls er morden würde, wenigstens nicht so stümperhaft morden würde. Es würde kein solches Chaos geben. Ein nach einer Skizze bestelltes Werkzeug und sechs Menschen, die im Wahn umgebracht wurden! Hat etwa Rogoschin ein nach einer Skizze bestelltes Werkzeug? ... Er hat ein ... aber ... steht es denn fest, daß Rogoschin morden wird?! Der Fürst schrak plötzlich zusammen. »Ist das nicht ein Verbrechen, nicht eine Niedertracht! von mir, eine solche Vermutung offen und zynisch auszusprechen!« rief er, und sein Gesicht wurde auf einmal rot vor Scham. Er war bestürzt, er blieb wie angewurzelt mitten auf der Straße stehen. Er erinnerte sich im selben Moment an den Pawlowskij-Bahnhof von vorhin und an den Nikolajewskij-Bahnhof vormittags und an seine Frage nach den *Augen*, die er Rogoschin gerade heraus gestellt hatte, und an Rogoschins Kreuz, das er jetzt trug, und an den Segen von Rogoschins Mutter, zu der dieser ihn auf eigenen Wunsch geführt hatte, und an die letzte krampfhalte Umarmung, an

Rogoschins letzten Verzicht, vorhin, auf der Treppe – und nach alledem hatte er sich fortgesetzt dabei ertappt, daß er ringsum nach etwas suchte, und dann dieser Laden und dieser Gegenstand ... Was für eine Gemeinheit! Und nach alledem war er nun mit einer »besonderen Absicht«, mit einer besonderen »unvermuteten Idee« unterwegs! Verzweiflung und Schmerz bemächtigten sich seiner ganzen Seele. Der Fürst wollte auf der Stelle umkehren und sich in sein Zimmer, ins Gasthaus begeben; er kehrte sogar um und ging zurück; aber eine Minute später blieb er stehen, überlegte und setzte seinen vorigen Weg fort.

Aber er war ja schon auf der Petersburger Seite, in der Nähe jenes Hauses; und es war ja auch nicht mehr die frühere Absicht, mit der er kam, nicht mehr jene »besondere Idee«! Wie war das nur möglich? Ja, seine Krankheit war wieder im Anzug, ohne Zweifel; vielleicht sollte er ausgerechnet heute einen Anfall bekommen. Und der Anfall hatte die Düsternis gebracht, und auch die »Idee«! Jetzt war die Düsternis gewichen, der Dämon vertrieben, die Zweifel geschwunden, und sein Herz von Freude erfüllt! Und – er hatte *sie* so lange nicht gesehen, er mußte sie sehen, und ... ja, und er wünschte sich, jetzt Rogoschin zu begegnen, ihn bei der Hand zu nehmen und mit ihm zusammen ... Sein Herz war rein; war er denn Rogoschins Nebenbuhler? Morgen wird er Rogoschin aufsuchen und ihm sagen, daß er sie gesehen hat; ist er doch nach Petersburg geeilt, wie Rogoschin vorhin selbst sagte, nur um sie zu sehen! Vielleicht wird er sie auch antreffen, es war doch nicht sicher, daß sie sich in Pawlowsk befand!

Ja, jetzt muß alles geklärt werden, damit jeder in der Seele des anderen deutlich lesen kann, damit ein so düsteres und leidenschaftliches Verzichten, wie vorhin Rogoschin verzichtet hat, ein Ende nimmt, damit alles frei wird ... und licht! Ist denn Rogoschin nicht des Lichtes fähig? Er sagte, er liebe sie nicht so und empfinde kein Mitleid, »nicht die Spur Mitleid«. Freilich, später fügte er hinzu, daß »dein Mitleid viel-

leicht noch schlimmer ist als meine Liebe« – aber damit wollte er nur sich selbst verleumden. Hm, Rogoschin über einem Buch – ist das nicht schon »Mitleid«, nicht schon der Beginn von »Mitleid«? Beweist nicht das bloße Vorhandensein dieses Buches, daß er sich über seine Beziehungen zu *ihr* durchaus im klaren ist? Und sein heutiger Bericht? Nein, das ist tiefer als bloße Leidenschaft: Kann denn ihr Gesicht bloße Leidenschaft wecken? Und kann dieses Gesicht jetzt überhaupt noch Leidenschaft wecken? Es spricht von Leiden, es ergreift die ganze Seele, es ... und eine glühende, qualvolle Erinnerung durchzuckte plötzlich das Herz des Fürsten.

Ja, eine qualvolle. Er erinnerte sich, welche Qual es für ihn gewesen war – als er zum ersten Mal Anzeichen von Geisteskrankheit an ihr bemerkt hatte. Damals war er der Verzweiflung nahe gewesen, und wie konnte er sie bloß sich selbst überlassen, als sie damals vor ihm zu Rogoschin floh? Er hätte ihr nacheilen und nicht auf Nachrichten warten müssen. Jedoch ... ist es denn möglich, daß Rogoschin immer noch nicht bemerkt hat, daß sie geisteskrank ist? ... Hm ... Rogoschin sieht überall andere Ursachen, leidenschaftliche Ursachen! Und was für eine rasende Eifersucht! Und was wollte er heute mit seiner Vermutung sagen? (Plötzlich errötete der Fürst, und in seinem Herzen schien etwas zu erzittern.)

Wozu sich daran erinnern? Hier war auf beiden Seiten Wahnsinn. Für ihn, den Fürsten, war eine leidenschaftliche Liebe zu dieser Frau fast undenkbar, fast Grausamkeit, fast Unmenschlichkeit. Ja, ja! Ja. Rogoschin verleumdet sich selbst; er hat ein großes Herz, das zu leiden und mitzuleiden vermag. Wird er nicht, wenn er die ganze Wahrheit erfährt und sich überzeugt, welch ein bemitleidenswertes Geschöpf diese geistesgestörte, halbverrückte ist – wird er ihr dann nicht alles Frühere verzeihen, alle seine Qualen? Wird er nicht ihr Diener, Bruder, Freund, ihre Vorsehung werden? Das Mitleid wird Rogoschin geistig erwecken und belehren.

Das Mitleid ist das wichtigste und vielleicht einzige Daseinsgesetz der ganzen Menschheit. Oh, wie unverzeihlich, wie schmählich ist seine Schuld gegenüber Rogoschin! Nein, es ist nicht die »russische Seele«, sondern in seiner eigenen Seele muß Dunkel herrschen, wenn er sich so etwas Entsetzliches einbilden kann! Die wenigen heißen und herzlichen Worte in Moskau hatten Rogoschin genügt, um ihn seinen Bruder zu nennen, und er ... Aber das ist die Krankheit, das sind Phantasien! Das alles wird sich klären! ... Wie düster hatte Rogoschin heute gesagt, sein Glaube »geht verloren«! Dieser Mensch muß sehr leiden. Er sagt, daß er »dieses Bild gern ansieht«; aber das bedeutet nicht, daß er das Bild gerne hat, sondern daß er es braucht. Rogoschin ist nicht nur eine leidenschaftliche Seele; er ist trotz allem ein Kämpfer: Er will mit Gewalt seinen verlorenen Glauben zurückerobern. Er ist jetzt auf den Glauben bis zur Verzweiflung angewiesen ... Ja! Glauben, woran auch immer! An wen auch immer! Aber dieses seltsame Bild von Holbein ... Aha, da ist ja diese Straße! Und das muß das Haus sein, ja, richtig, Nummer 16, »Haus der Kollegiensekretärswitwe Filissowa«. Hier! Der Fürst läutete und fragte nach Nastassja Filippowna.

Die Hausbesitzerin persönlich beschied ihn, daß Nastassja Filippowna bereits heute morgen nach Pawlowsk zu Darja Alexejewna gefahren wäre, »und vielleicht daselbst sogar einige Tage zu verweilen gedenken«. Die Filissowa, eine kleine Person von etwa vierzig Jahren, mit stechenden Augen und scharfen Zügen, sah ihn lauernd und aufmerksam an. Ihre Frage nach seinem Namen – eine Frage, der sie wohl mit Bedacht eine vertrauliche Nuance verlieh – hatte der Fürst zunächst nicht beantwortet; er kehrte aber sofort um und bat sie mit Nachdruck, seinen Namen Nastassja Filippowna zu übermitteln. Die Filissowa quittierte diesen Nachdruck mit verstärkter Aufmerksamkeit und außerordentlich bedeutungsvoller Miene, die offenbar zum Ausdruck bringen sollte: »Seien Sie unbesorgt, ich weiß Bescheid!« Der Name

des Fürsten hatte augenscheinlich einen überwältigenden Eindruck auf sie gemacht. Der Fürst warf ihr einen zerstreuten Blick zu, drehte sich auf dem Absatz um und schlug den Weg zu seinem Gasthaus ein. Aber jetzt sah er nicht mehr so aus wie eben, als er bei der Filissowa geläutet hatte. Mit ihm war abermals, und zwar innerhalb eines Augenblicks, eine außerordentliche Wandlung vorgegangen: Er war wieder bleich, schwach, leidend, erregt; seine Knie zitterten, und ein hilfloses, unsicheres Lächeln verzog seine bläulichen Lippen: Seine »unvermutete Idee« hatte sich mit einem Male bestätigt und bewahrheitet, und er – er mußte seinem Dämon wieder glauben!

Aber hatte sie sich wirklich bestätigt? Und sich bewahrheitet? Warum wieder dieses Zittern, dieser kalte Schweiß, dieses Dunkel und diese Kälte in seiner Seele? Etwa darum, weil er soeben wieder diese *Augen* gesehen hatte? Aber er hat sich ja aus dem Sommergarten einzig und allein deshalb auf den Weg gemacht, um sie zu sehen! Das war ja seine »unvermutete Idee« gewesen. Er hatte sich dringend gewünscht, diese »Augen von vorhin« zu sehen, um sich endgültig davon zu überzeugen, daß er sie unweigerlich *dort*, vor diesem Haus, wieder sehen müßte. Das hatte er sich doch kramphaft gewünscht, warum war er jetzt so bedrückt und bestürzt, da er sie wirklich soeben gesehen hatte? Als hätte er nicht damit gerechnet! Ja, das waren *dieselben* Augen, kein Zweifel mehr, es waren *dieselben*, die ihm heute Vormittag aus der Menge entgegengefunkelt hatten, als er aus dem Waggon der Nikolajewskaja-Eisenbahnlinie ausstieg; es waren dieselben (genau dieselben!), deren Blick er heute bei Rogoschin, als er sich auf den Stuhl setzen wollte, im Rücken gespürt hatte. Rogoschin hatte es abgestritten: Er hatte mit einem schiefen, eisigen Lächeln gefragt: »Wem seine Augen waren denn das?« Und der Fürst wäre für sein Leben gern, vorhin, auf dem Bahnhof der Zarskoje Selo-Eisenbahnlinie, als er in den Waggon einsteigen wollte, um zu Aglaja zu fahren, und plötzlich

abermals diese Augen sah, bereits zum dritten Mal an diesem Tag, auf Rogoschin zugegangen, um ihm zu sagen, »wem seine Augen das waren«. Aber er war aus dem Bahnhof gestürzt und erst vor dem Laden des Messerschmieds in dem Augenblick zu sich gekommen, da er, vor dem Schaufenster stehend, einen Gegenstand mit Hirschhorngriff auf sechzig Kopeken geschätzt hatte. Ein seltsamer und furchtbarer Dämon hatte sich ihm endgültig zugesellt und weigerte sich, von ihm zu weichen. Dieser Dämon hatte im Sommergarten, als er in sich versunken unter der Linde saß, ihm zugeraunt, daß Rogoschin, wenn er es schon für so dringlich befunden hatte, ihn vom Morgen an zu beobachten und jeden seiner Schritte zu überwachen, unbedingt, sobald er ganz sicher wußte, daß er nicht nach Pawlowsk gefahren war (was für Rogoschin verständlicherweise ein Verhängnis sein mußte), *dorthin*, zu jenem Haus auf der Petersburger Seite eilen und ihm, dem Fürsten, auflauern würde, zumal er noch am Vormittag sein Ehrenwort erhalten hatte, er werde »sie nicht sehen« und er sei »nicht deswegen nach Petersburg gekommen«. Daraufhin fühlte sich der Fürst unwiderstehlich zu jenem Haus hingezogen und war dort – was war schon dabei? – tatsächlich auf Rogoschin gestoßen. Er hatte nur einen Unglücklichen gesehen, dessen seelische Verfassung zwar düster, aber immer noch durchaus begreiflich war. Dieser Unglückliche hatte sogar darauf verzichtet, sich zu verstecken. Ja, vorher hatte Rogoschin aus irgendeinem Grunde geleugnet und gelogen, aber auf dem Bahnhof hatte er dagestanden, beinahe ohne sich zu verstecken. Es schien sogar, als ob er, der Fürst, sich am liebsten versteckt hätte und nicht Rogoschin. Und schließlich, vor dem Haus, hatte er auf der anderen Straßenseite, etwa fünfzig Schritte entfernt, ihm schräg gegenüber gestanden, auf dem Trottoir, die Arme auf der Brust verschränkt, und gewartet. Nun konnte man ihn nicht mehr übersehen, und offenbar wollte er auch nicht übersehen werden. Er stand da wie ein Ankläger und ein

Richter, nicht aber wie ein ... Wie ein wer?

Und warum war er, Myschkin, da nicht auf ihn zugegangen, sondern hatte sich abgewendet, als wäre ihm nichts aufgefallen, obwohl ihre Blicke einander begegneten? (Ja, ihre Blicke waren sich begegnet, und sie hatten einander gesehen.) Hatte er selbst nicht vorhin ihn bei der Hand nehmen und mit ihm zusammen *dorthin* gehen wollen? Hatte er nicht selbst am nächsten Tag zu ihm gehen und ihm sagen wollen, daß er bei ihr gewesen wäre? Hatte er nicht selbst seinem Dämon abgeschworen, noch auf dem Weg dorthin, auf halbem Wege, als plötzlich Freude seine Seele erfüllte? Oder war in der Tat an Rogoschin, das heißt, an der *heutigen* gesamten Erscheinung dieses Menschen, in seinen Worten, Bewegungen, Handlungen, Blicken als Ganzem, etwas gewesen, das die entsetzlichen Ahnungen des Fürsten und die empörenden Einflüsterungen seines Dämons rechtfertigte? Etwas, das nicht zu übersehen, aber kaum zu analysieren und in Worte zu fassen ist, das sich unmöglich zureichend begründen läßt, jedoch ungeachtet dieser Schwierigkeit und Unmöglichkeit einen völlig in sich geschlossenen und unwiderstehlichen Eindruck erweckt, der ganz von selbst zu einer absoluten Überzeugung wird? ...

Zu der Überzeugung, daß ...? (Oh, wie quälte den Fürsten das Ungeheure, »Erniedrigende« dieser Überzeugung, dieser »niederträchtigen Ahnung«, und wie schuldig fühlte er sich dabei!) »Sprich es aus, wovon du überzeugt bist, wenn du es wagst!« sagte er unablässig zu sich selbst, vorwurfsvoll und herausfordernd, formuliere es, wage es, deinen Gedanken auszusprechen, klar und deutlich, ohne zu zaudern! Oh, ich bin nichtswürdig! wiederholte er empört und schamrot, wie kann ich jetzt den Rest meines Lebens diesem Menschen ins Gesicht sehen! Ach, was für ein Tag! Mein Gott, welch ein Alptraum!

Gegen Ende dieses langen und qualvollen Rückwegs von der Petersburger Seite gab es einen Augenblick, da der Fürst

plötzlich von dem unwiderstehlichen Wunsch überwältigt wurde – auf der Stelle Rogoschin aufzusuchen, auf ihn zu warten, ihn beschämt und unter Tränen zu umarmen, ihm alles zu gestehen und allem ein Ende zu bereiten. Aber schon stand er vor seinem Gasthaus ... Wie wenig hatte ihm von Anfang an dieses Gasthaus gefallen, diese Korridore, dieses ganze Haus, seine Zimmer, das alles hatte ihm auf den ersten Blick nicht gefallen; im Laufe dieses Tages hatte er mehrmals mit ganz besonderem Widerwillen daran denken müssen, daß er hierher zurückkommen würde ... „Ach, was ist mit mir, daß ich heute wie ein unpäßliches Weib an Vorahnungen glaube?“ dachte er gereizt und spöttisch, indem er unter dem Torbogen stehenblieb. Eine neue, unerträgliche Woge von Scham, beinahe Verzweiflung, bannte ihn auf die Stelle, unmittelbar im Toreingang. Er stand eine Minute reglos da. Manchmal widerfahrt dies den Menschen: Unerträgliche, jähre Erinnerungen, insbesondere, wenn sie von Schamgefühl begleitet sind, zwingen sie, reglos stehenzubleiben, minutenlang. „Ja, ich bin herzlos und ein Feigling“, wiederholte er finster und machte einen hastigen Schritt vorwärts, um ... abermals stehenzubleiben ...

In dieser ohnehin dunklen Toreinfahrt war es in diesem Augenblick besonders dunkel: Die aufziehende Gewitterwolke hatte das Abendlicht aufgesogen, gerade in dem Moment, als der Fürst das Haus erreichte, war sie plötzlich geborsten und hatte sich in strömendem Regen ergossen. In dem Augenblick, da er die hastige Bewegung, nach der sekundenlangen Reglosigkeit, nach vorn machte, befand er sich immer noch am Anfang der Toreinfahrt, unmittelbar hinter dem Eingang von der Straße. Und plötzlich gewahrte er in der Tiefe der Toreinfahrt, im Halbdunkel, unmittelbar vor dem Eingang zum Treppenhaus, eine menschliche Gestalt. Dieser Mensch schien auf etwas zu warten, huschte aber davon und verschwand ... Diesen Menschen konnte der Fürst im Dunkel nicht richtig erkennen und wäre natürlich außerstande

gewesen, mit Sicherheit zu sagen, wer er war. Überdies gingen hier viele Menschen aus und ein; es war eben ein Gasthaus, man kam und hastete unaufhörlich zu den Korridoren hinauf und herunter. Aber plötzlich war er vollkommen und unerschütterlich davon überzeugt, daß er diesen Menschen erkannt hatte und daß dieser Mensch Rogoschin sein mußte. Einen Augenblick später stürzte der Fürst ihm nach, ins Treppenhaus. Sein Herz stockte. "Gleich wird sich alles entscheiden!" sagte er mit eigentümlicher Sicherheit vor sich hin.

Die Treppe, die der Fürst, aus der Toreinfahrt kommend, hinaufeilte, führte zu den Korridoren des ersten und zweiten Stockwerks, an denen die Zimmer lagen. Es war eine Stein-treppe, wie in allen Häusern älterer Bauart, sie war eng und dunkel und wand sich um eine dicke, steinerne Säule. Auf dem ersten Absatz war diese Säule ausgehöhlt und bildete eine Art Nische, nicht mehr als einen Schritt breit und einen halben Schritt tief, ein Mensch hätte dort jedoch Platz gefunden. So dunkel es auch war, sah der Fürst doch, kaum daß er den Treppenabsatz erreicht hatte, daß sich hier, in dieser Nische, ein Mensch versteckt hielt. Plötzlich wünschte der Fürst, er wäre schon, ohne den Blick nach rechts zu wenden, vorbeigegangen. Schon hatte er einen Schritt getan, als er es nicht länger ertrug und sich umwandte.

Die zwei Augen von vorher, *diese Augen*, begegneten plötzlich seinem Blick. Der Mensch, der sich in der Nische versteckt hatte, trat ebenfalls einen Schritt aus der Nische hervor. Eine Sekunde lang standen sie sich so dicht gegenüber, daß sie einander beinahe berührten. Plötzlich packte der Fürst ihn bei den Schultern und drehte ihn um, zur Treppe hin, zum Licht: Er wollte das Gesicht deutlicher sehen.

Rogoschins Augen funkelten, und ein wütendes Lächeln verzerrte sein Gesicht. Seine rechte Hand fuhr in die Höhe, und etwas blitzte darin auf; der Fürst dachte nicht daran, sie

aufzuhalten. Später erinnerte er sich daran, daß er nur aufgeschrien hatte:

»Parfjon, ich glaube es nicht! ...«

Dann schien etwas vor ihm plötzlich zu bersten: Ein unwahrscheinliches *inneres* Licht erfüllte seine Seele. Dieser Augenblick dauerte vielleicht eine halbe Sekunde; jedoch erinnerte er sich später deutlich und bewußt an den Anfang, den allerersten Ton jenes furchtbaren Schreis, der sich eigenmächtig seiner Brust entrang und den keine Gewalt hätte unterdrücken können. Dann erlosch schlagartig sein Bewußtsein, und völlige Finsternis trat ein.

Es war ein Anfall der Epilepsie, die ihn schon lange nicht mehr heimgesucht hatte. Es ist bekannt, daß die epileptischen Anfälle, die eigentliche *Fallsucht*, augenblicklich eintreten. In solchen Augenblicken verändert sich plötzlich auf unheimliche Weise das Gesicht, insbesondere der Blick. Konvulsionen und Krämpfe erfassen den ganzen Körper, auch sämtliche Gesichtszüge. Ein furchtbarer, unvorstellbarer und mit nichts vergleichbarer Schrei entringt sich der Brust; in diesem Schrei verschwindet gleichsam plötzlich alles Menschliche, und es ist dem Beobachter unmöglich, wenigstens sehr schwer, sich vorzustellen und zuzugeben, daß dieser Mensch vor ihm so schreien kann. Es kommt ihm sogar vor, als schreie ein anderer, der sich im Inneren dieses Menschen befindet. Jedenfalls wird dieser Eindruck von vielen so geschildert, und viele werden beim Anblick eines Fallsüchtigen von äußerstem, unerträglichem Grauen gepackt, das sogar etwas Mystisches hat. Man darf annehmen, daß dieses unerwartet auftretende Grauen, verbunden mit all den anderen furchtbaren Eindrücken jenes Augenblicks, Rogoschin plötzlich lähmte und so den Fürsten vor dem unentrinnbaren Messerstich, zu dem Rogoschin bereits ausgeholt hatte, rettete. Darauf, ehe er noch den Zusammenhang begriff, aber schon sah, daß der Fürst zurückwich und plötzlich rückwärts stürzte, die Treppe hinab, und mit Wucht mit dem Hinter-

kopf gegen die steinernen Stufen schlug, rannte Rogoschin atemlos die Treppe hinunter, an dem Liegenden vorbei und stürzte wie von Sinnen aus dem Gasthaus.

Die Konvulsionen, die Krämpfe und das Zittern bewirkten, daß der Körper des Kranken die Stufen, nicht mehr als fünfzehn, bis zum Ende der Treppe hinunterschlüpfte. Sehr bald, nach kaum mehr als fünf Minuten, wurde der Liegende bemerkt und von einer Menge Menschen umringt. Eine kleine Blutlache um seinen Kopf weckte allgemeinen Zweifel: Hatte sich dieser Mensch verletzt, oder »war's jemandes Sünde« gewesen. Es dauerte freilich nicht lange, bis einigen Anwesenden klar wurde, daß es sich um Fallsucht handelte; einer der Hausdiener erkannte im Fürsten den jüngst eingetroffenen Gast. Die allgemeine Unsicherheit nahm schließlich dank eines glücklichen Zufalls ein glückliches Ende.

Kolja Iwolgin, der sich gegen vier Uhr im »Wessy« angekündigt, sich aber statt dessen nach Pawlowsk begeben und dort dank einer plötzlichen Eingebung darauf verzichtet hatte, bei der Generalin Jepantschin zu »speisen«, war umgehend nach Petersburg zurückgefahren und ins »Wessy« geeilt, wo er gegen sieben Uhr abends eintraf. Als er dem für ihn hinterlassenen Brief entnahm, daß der Fürst in der Stadt war, begab er sich sofort zu der im Brief angegebenen Adresse. Im Gasthaus schließlich erfuhr er, daß der Fürst ausgegangen wäre, und stieg die Treppe hinab in den Speisesaal, bestellte Tee und wartete unter den Klängen eines Orchestrions. Als er zufällig von einem Anfall reden hörte, stürzte er voller Ahnung hinaus und erkannte den Fürsten. Auf der Stelle wurden die nötigen Maßnahmen ergriffen. Der Fürst wurde in seine Zimmer gebracht; er war zu sich gekommen, aber es dauerte noch ziemlich lange, bis er das volle Bewußtsein wiedererlangte. Der herbeigerufene Arzt untersuchte die Kopfverletzung, verordnete Umschläge und versicherte, daß nichts zu befürchten sei. Als der Fürst eine gute Stunde später sich in seiner Umgebung wieder einigermaßen zurecht-

finden konnte, verließ Kolja mit ihm das Gasthaus und brachte ihn in einer Droschke zu Lebedjew. Lebedjew hieß den Kranken mit überschwenglicher Freude und unter zahlreichen Bücklingen willkommen. Seinetwegen beschleunigte er auch den Umzug in seine Datscha, schon am dritten Tag waren alle in Pawlowsk.

VI

LEBEDJEWS Datscha war nicht besonders groß, aber wohnlich und sogar hübsch. Der zum Vermieten bestimmte Teil war mit besonderem Aufwand hergerichtet. Auf der ziemlich großen Veranda waren vor dem Eingang ins Haus in großen grünen Holzkübeln einige Pomeranzen-, Zitronen- und Jasminbäumchen aufgestellt, was nach Meinung Lebedjews dem Ganzen ein besonders verführerisches Aussehen verlieh. Einige dieser Bäumchen hatte er zusammen mit der Datscha erstanden und war von dem Effekt, den sie auf der Veranda machten, dermaßen begeistert, daß er sich entschlossen hatte, bei einer günstigen Gelegenheit auf einer Auktion weitere Kübelpflanzen zu erwerben. Als die Bäumchen endlich komplett und aufgestellt waren, lief Lebedjew mehrmals am Tag die Verandastufen hinab auf den Weg, um vom Weg aus seinen Besitz zu bewundern, wobei er jedesmal in Gedanken den Preis erhöhte, den er von seinen künftigen Mietern zu fordern gedachte. Dem angegriffenen, bedrückten und körperlich mitgenommenen Fürsten gefiel die Datscha sehr gut. An dem Umzugstag nach Pawlowsk, das heißt am dritten Tag nach dem Anfall, sah der Fürst übrigens fast wie ein gesunder Mensch aus, obwohl er sich innerlich noch nicht wiederhergestellt fühlte. Er freute sich über alle, die er während dieser drei Tage in seiner Nähe sah, freute sich über Kolja, der kaum von seiner Seite wich, freute sich über die

ganze Familie Lebedjews (bis auf den Neffen, der irgendwohin verschwunden war) und freute sich über Lebedjew selbst; er empfing mit Vergnügen sogar den General Iwolgin, der ihm noch in der Stadt seine Aufwartungen machte. Gleich nach dem Umzug, der gegen Abend stattgefunden hatte, versammelten sich auf seiner Veranda ziemlich viele Gäste: Als erster kam Ganja, den der Fürst kaum wiedererkannte, so sehr hatte er sich inzwischen verändert und abgenommen. Dann erschienen Warja und Ptizyn, ebenfalls Sommergäste in Pawlowsk. General Iwolgin hatte sich ständig in Lebedjews Wohnung aufgehalten und war offenbar sogar mit ihm zusammen umgezogen. Lebedjew hatte sich alle Mühe gegeben, ihn von dem Fürsten fernzuhalten und ihn möglichst nicht aus den Augen zu lassen; er behandelte ihn freundlich, offensichtlich kannten sie sich schon lange. Dem Fürsten fiel auf, daß sich die beiden in diesen drei Tagen gelegentlich in lange Dispute verwickelten, in deren Verlauf sie nicht selten brüllten und stritten, anscheinend sogar über gelehrte Gegenstände, was Lebedjew offenbar das größte Vergnügen bereitete. Man konnte meinen, daß er sogar auf den General angewiesen war. Zum Schutze des Fürsten auf der Datscha sollten dieselben Vorsichtsmaßnahmen nach Lebedjews Willen vom ersten Tag an auch für seine eigene Familie gelten; unter dem Vorwand, der Fürst dürfe nicht belästigt werden, ließ er keinen Menschen zu ihm, stampfte mit den Füßen, fuhr seine Töchter an und jagte sie, Wera mit dem Kind nicht ausgenommen, bei dem bloßen Verdacht, sie könnten die Veranda betreten, davon, trotz aller Bitten des Fürsten, keinen zu verscheuchen.

»Erstens, wo bleibt die Ehrerbietung, wenn man die Zügel locker läßt; und zweitens, das gehört sich nicht für sie ...«, erklärte er schließlich, als der Fürst ihn daraufhin ansprach.

»Aber wieso denn?« Der Fürst versuchte, ihm ins Gewissen zu reden. »Wirklich, Sie quälen mich nur mit Ihrem Bewachen und Behüten. Ich langweile mich, wenn ich allein

bin, und ich habe Ihnen schon mehrfach gesagt, daß Sie mich erst recht melancholisch machen, wenn Sie ununterbrochen auf den Zehen herumschleichen und abwinken.«

Der Fürst spielte darauf an, daß Lebedjew zwar seine Familienangehörigen um der für den Kranken angeblich notwendigen Ruhe willen verscheuchte, selbst aber während jener drei Tage fast jede Minute bei dem Fürsten eingetreten war, wobei er jedesmal die Tür zunächst einen Spalt breit öffnete, den Kopf hereinstreckte, den Blick durch das Zimmer schweifen ließ, wie um sich zu überzeugen, ob der Patient nicht Reißaus genommen hätte, und sich erst dann, langsam, auf Zehenspitzen schleichend, dem Sessel näherte, so daß sein Mieter mitunter vor Schrecken zusammenfuhr. Unaufhörlich hatte er sich nach seinen Wünschen erkundigt, und als der Fürst ihm schließlich bedeutete, er wünsche in Ruhe gelassen zu werden, machte er gehorsam und widerspruchslos kehrt, schlich, wieder auf Zehenspitzen, zur Tür zurück und winkte bei jedem Schritt beschwichtigend mit den Händen, als wollte er zu verstehen geben, daß er nur so hereingeschaut habe, daß er keine Silbe sagen wolle, daß er im nächsten Augenblick draußen sein und dort bleiben werde, um aber dann nach zehn oder höchstens fünfzehn Minuten wiederum aufzutauchen. Weil Kolja freien Zutritt zum Fürsten hatte, fühlte sich Lebedjew tief betrübt, er war sogar beleidigt und aufgebracht. Es war Kolja aufgefallen, daß Lebedjew wiederholt eine halbe Stunde an der Tür stand und seine Gespräche mit dem Fürsten belauschte, und er hatte den Fürsten gewarnt.

»Es sieht ganz so aus, als sei ich Ihr Eigentum und als wollten Sie mich hinter Schloß und Riegel halten«, protestierte der Fürst, »ich wünsche mir, daß das wenigstens hier auf der Datscha anders wird, und Sie können sicher sein, daß ich jeden, den ich will, empfange und daß ich ausgehen werde, wohin ich will.«

»Ohne den aller-allerleitesten Zweifel«, beteuerte Lebed-

jew mit einer abwehrenden Handbewegung.

Der Fürst musterte ihn aufmerksam von Kopf bis Fuß.

»Wie ist es, Lukjan Timofejewitsch, haben Sie das Hängeschränkchen über Ihrem Bett, über dem Kopfende, auch mitgenommen?«

»Nein, das habe ich nicht mitgenommen.«

»Haben Sie es wirklich dort gelassen?«

»Es läßt sich nicht mitnehmen, man müßte es aus der Wand brechen ... Eingebaut ist es.«

»Dann gibt es hier vielleicht genauso eines?«

»Sogar ein besseres, sogar ein besseres! Das habe ich mit der Datscha mitgekauft.«

»So, so. Wer war das eigentlich, den Sie vorhin nicht zu mir hereinlassen wollten? Es ist eine Stunde her.«

»Das war ... Das war der General. Es ist wahr, ich habe ihn nicht hereingelassen, denn er gehört nicht hierher. Fürst, ich verehre diesen Mann aus tiefster Seele, er ist ... er ist ein großer Mensch; Sie glauben das nicht? Nun, Sie werden es noch sehen, dennoch ... dennoch wäre es besser, erlauchtingster Fürst, wenn Sie ihn nicht empfangen wollten.«

»Und warum nicht, wenn ich fragen darf? Und warum stehen Sie jetzt auf den Zehenspitzen? Und warum kommen Sie immer näher, als wollten Sie mir ein Geheimnis ins Ohr flüstern?«

»Niedrig bin ich, niedrig, ich fühle es«, antwortete Lebedjew völlig unerwartet und schlug sich ein paar Mal mit Inbrunst an die Brust, »aber wird der General Ihnen nicht allzu gastfreudig sein?«

»Allzu gastfreudig?«

»Allzu gastfreudig, jawohl. Erstens, er möchte schon bei mir wohnen; das macht nichts, aber er will gleich hoch hinaus und sofort zur Verwandtschaft gehören. Wir haben unser beider Stammbäume schon mehrere Male verglichen, und da hat sich herausgestellt, daß wir verschwägert sind. Auch Sie sind mütterlicherseits sein Neffe zweiten Grades, erst gestern

habe ich das von ihm erfahren. Und wenn Sie sein Neffe sind, dann sind wir beide, erlauchtigster Fürst, ebenfalls verwandt. Das wäre ja noch nicht schlimm, eine menschliche Schwäche, aber soeben hat er versichert, daß an seiner Tafel, zeit seines Lebens, vom Fähnrich an bis zum elften Juni letzten Jahres täglich nicht weniger als zweihundert Gäste gespeist hätten. Und schließlich kam es dahin, daß sie nicht nur speisten, sondern einfach sitzen blieben, daß sie dinierten und soupierten und ihren Tee tranken, bis zu fünfzehn Stunden hintereinander, und das dreißig Jahre lang, ohne die kleinste Unterbrechung, kaum daß man Zeit hatte, die Tafeltücher zu wechseln. Der eine steht auf, der andere kommt, und an den hohen Fest- und Zarentagen waren es sogar dreihundert Gäste. Und am Tag der Tausendjahrfeier des russischen Reiches wurden siebenhundert Gäste gezählt. Unheimlich ist das; solche Geschichten sind ein sehr schlimmes Zeichen; vor solchen Gastfreunden sollte man sich sogar fürchten, nicht aber sie empfangen, und so dachte ich: Wird er uns beiden nicht allzu gastfreudig sein?«

»Aber Sie unterhalten doch, wie es scheint, zu ihm sehr gute Beziehungen?«

»Brüderliche, und ich nehme es von der komischen Seite; meinewegen, dann sind wir eben verschwägert: Mir macht es nichts aus – eine Ehre mehr. Sogar hinter den zweihundert Personen bei Tisch und sogar hinter Rußlands Tausendjahrfeier sehe ich den großartigsten Menschen. Ich meine es ehrlich. Sie haben soeben etwas von Geheimnissen angedeutet, als würde ich ... das heißt, als näherte ich mich Ihnen so, als wollte ich Ihnen ein Geheimnis mitteilen, und wie es sich so trifft, ein Geheimnis gibt es wirklich: Eine Ihnen wohlbekannte Person hat mich soeben wissen lassen, daß sie den dringenden Wunsch hat, Sie unter vier Augen heimlich zu sprechen.«

»Warum denn heimlich? Auf keinen Fall. Ich werde dieselbe aufsuchen, meinewegen heute noch.«

»Auf keinen Fall, auf gar keinen Fall«, Lebedjew winkte ab, »sie hat gar nicht davor Angst, woran Sie denken. Übrigens: Das Monster erscheint Tag für Tag und erkundigt sich nach Ihrem Befinden, ist Ihnen das bekannt?«

»Sie nennen ihn fast zu oft ein Monster, das kommt mir sehr verdächtig vor.«

»Grund zum Verdacht können Sie nicht haben, nicht den mindesten«, widersprach Lebedjew eilig. »Ich wollte nur sagen, daß die Ihnen wohlbekannte Person nicht vor ihm, sondern vor etwas ganz anderem Angst hat, vor etwas ganz anderem.«

»Aber wovor denn? Reden Sie doch endlich!« drängte der Fürst, den Lebedjews Grimassen und Getue ungeduldig machten.

»Das ist ja eben das Geheimnis.« Und Lebedjew lächelte.

»Wessen Geheimnis?«

»Ihr Geheimnis, erlauchtigster Fürst. Sie selbst haben mir untersagt, in Ihrer Gegenwart über ...«, murmelte Lebedjew und fügte, nachdem er die bis zur schmerzlichen Ungeduld gesteigerte Neugier seines Zuhörers genüßlich ausgekostet hatte, plötzlich hinzu: »Sie hat Angst vor Aglaja Iwanowna.«

Der Fürst runzelte die Stirn und schwieg eine gute Minute lang.

»Bei Gott, Lebedjew, ich ziehe aus Ihrer Datscha wieder aus«, sagte er plötzlich. »Wo bleiben Gawrila Ardalionowitsch und die Ptizyns? Sind sie bei Ihnen? Auch diese drei haben Sie zu sich gelockt.«

»Sie kommen, sie kommen. Und sogar der General folgt ihren Spuren. Ich werde alle Türen aufschließen und alle meine Töchter zusammenrufen, alle, sofort, sofort«, flüsterte Lebedjew eingeschüchtert, fuchtelte mit den Armen und rannte von einer Tür zur anderen.

In diesem Augenblick erschien Kolja, der die Veranda von draußen betreten hatte, und kündigte Besuch an: Lisaweta Prokofjewna samt ihren drei Töchtern.

»Soll ich die Ptizyns und Gawrila Ardalionowitsch hereinlassen oder nicht? Soll ich den General hereinlassen oder nicht?« Lebedjew, von der Nachricht geradezu erschüttert, war mit einem Satz wieder beim Fürsten.

»Warum denn nicht? Jeden, der es wünscht. Ich versichere Sie, Lebedjew, Sie haben von Anfang an etwas an meinen Verhältnissen mißverstanden. Ich habe nicht den geringsten Anlaß, etwas zu verheimlichen oder zu verbergen«, sagte der Fürst lachend.

Lebedjew hielt es daraufhin für seine Pflicht mitzulachen. Trotz seiner außerordentlichen Aufregung war er offenbar außerordentlich zufrieden.

Koljas Neuigkeit bestätigte sich; er war den Jepantschins nur wenige Schritte vorausgeeilt, um ihr Erscheinen anzukündigen, so daß die Gäste plötzlich von beiden Seiten eintraten, von draußen – die Jepantschins, und aus den inneren Räumen – die Ptizyns, Ganja und General Iwolgin.

Die Jepantschins hatten von der Erkrankung des Fürsten und von seiner Ankunft in Pawlowsk erst soeben durch Kolja erfahren, bis dahin aber hatte sich die Generalin in großer Verlegenheit befunden. Schon vor drei Tagen hatte der General seiner Familie von der Visitenkarte des Fürsten berichtet. Diese Visitenkarte weckte in Lisaweta Prokofjewna die unerschütterliche Gewißheit, daß der Fürst dieser Visitenkarte unmittelbar folgen und sie unverzüglich in Pawlowsk besuchen würde. Vergeblich hatten die jungen Damen zu bedenken gegeben, daß ein Mann, der ihnen ein halbes Jahr keine einzige Zeile geschrieben hatte, sich möglicherweise auch jetzt nicht sonderlich beeilen würde und daß er vielleicht auch ohne sie in Petersburg vieles zu besorgen haben könnte – was weiß man schon über seine Bewandtnisse! Ob solcher Überlegungen wurde die Generalin ausgesprochen ungnädig und war zu jeder Wette bereit, daß der Fürst spätestens morgen, »obgleich schon zu spät«, erscheinen werde. Am nächsten Tag erwartete sie ihn den ganzen Vormittag;

man erwartete ihn zum Mittagessen, abends, und endlich, als es schon dämmerte, ärgerte sich Lisaweta Prokofjewna über alles und überwarf sich mit allen, selbstverständlich ohne den Fürsten unter den Streitanzlässen auch nur zu erwähnen. Auch im Verlauf des dritten Tages wurde er mit keiner Silbe erwähnt. Als Aglaja an der Mittagstafel zufällig die Bemerkung entschlüpfte, maman sei ärgerlich, weil der Fürst nicht käme, worauf der General sogleich versicherte, daß »er daran keine Schuld« trage – erhob sich Lisaweta Prokofjewna von der Tafel und verließ das Speisezimmer im Zorn. Endlich, gegen Abend, war Kolja erschienen, mit allen Neuigkeiten und der Schilderung sämtlicher Abenteuer des Fürsten, so weit sie ihm bekannt waren. Nun triumphierte Lisaweta Prokofjewna, über Kolja aber entlud sich ein gehöriges Gewitter: »Sonst hat man ihn hier den ganzen Tag vor Augen und wird ihn nicht los, aber diesmal läßt er nicht einmal etwas von sich hören, wenn er schon nicht auf den Gedanken kommt, uns zu beehren.« Kolja war drauf und dran, ihr den Ausdruck »man wird ihn nicht los« zu verübeln, verschob dies aber auf später und fühlte sich, wäre dieser Ausdruck nicht gar zu beleidigend gewesen, sogar geneigt, ihn zu verzeihen: so sehr freuten ihn die Aufregung und Sorge Lisaweta Prokofjewnas bei der Nachricht von der Erkrankung des Fürsten. Einige Zeit bestand sie darauf, unverzüglich einen Eilboten nach Petersburg zu schicken, um eine medizinische Kapazität ersten Ranges aufzusuchen und dieselbe schleunigst mit dem ersten Zug nach Pawlowsk zu schaffen. Die Töchter redeten es ihr aus; sie waren jedoch nicht abgeneigt, ihrer maman zu folgen, als diese sich augenblicklich auf den Weg machen wollte, um den Kranken zu besuchen.

»Er liegt auf dem Totenbett«, sagte Lisaweta Prokofjewna unter ihren hastigen Vorbereitungen, »und wir sollen uns an die Anstandsregeln halten! Ist er ein Freund unseres Hauses oder nicht?«

»Aber man soll nicht in den Fluß steigen, bevor man nach

der Furt gefragt hat», gab Aglaja zu bedenken.

»Du brauchst ja nicht mitzukommen, und du tust sogar gut daran: Jewgenij Pawlowitsch wollte uns besuchen, und keiner von uns ist zu Hause.«

Selbstverständlich schloß sich Aglaja nach diesen Worten den anderen an, was sie übrigens ohnehin getan hätte. Fürst Sch., der Adelaida Gesellschaft geleistet hatte, erklärte sich auf ihre Bitte hin gern bereit, die Damen zu begleiten. Er hatte schon früher, gleich am Anfang seiner Bekanntschaft mit den Jepantschins, großes Interesse bekundet, als er sie von dem Fürsten sprechen hörte. Es hatte sich herausgestellt, daß er mit ihm schon bekannt war, daß sie sich vor kurzem irgendwo kennengelernt und zwei Wochen in irgendeiner kleinen Stadt zusammen verbracht hatten. Das war vor etwa drei Monaten gewesen. Fürst Sch. hatte sogar viel von dem Fürsten erzählt und sich überhaupt mit ausgesprochener Sympathie über ihn geäußert, so daß er sich jetzt auf einen Besuch bei dem alten Bekannten aufrichtig freute. General Iwan Fjodorowitsch war noch nicht zu Hause. Jewgenij Pawlowitsch war ebenfalls noch nicht gekommen.

Bis zu Lebedjews Datscha hatten die Jepantschins nicht mehr als dreihundert Schritte zu gehen. Der erste befremdliche Eindruck Lisaweta Prokofjewnas – die den Fürsten umdrängende Gästechar, ganz davon zu schweigen, daß zwei, drei Personen darunter ihr entschieden verhaft waren; der zweite – der Anblick eines anscheinend gesunden, elegant gekleideten jungen Mannes, der ihnen überraschenderweise entgegenkam, statt dem eines Sterbenden auf dem Totenbett, den sie anzutreffen erwartet hatte. Sie blieb sogar verblüfft stehen, zu Koljas höchstem Gaudium, der ihr freilich noch vor dem Verlassen ihrer Datscha hätte erklären können, daß niemand sterbend auf seinem Totenbett liege, dies jedoch aus verschmitzter Vorfreude auf den künftigen komischen Zornesausbruch der Generalin unterlassen hatte, die sich, wie er erwartete, unbedingt ärgern mußte, wenn sie den

Fürsten, dem sie aufrichtige Freundschaft entgegenbrachte, wohl auf vorfände. Kolja war sogar taktlos genug, seine Vermutung laut auszusprechen, um Lisaweta Prokofjewna, mit der er ungeachtet der sie verbindenden Freundschaft unausgesetzt und zuweilen ausgesprochen boshaft plänkelte, endgültig in Rage zu versetzen.

»Wart's ab, mein Lieber, nicht so voreilig, triumphiere nicht zu früh!« antwortete Lisaweta Prokofjewna und ließ sich in den vom Fürsten zurechtgerückten Sessel fallen.

Lebedjew, Ptizyn und General Iwolgin beeilten sich, den jungen Damen Stühle anzubieten. Aglaja nahm auf dem vom General angebotenen Stuhl Platz. Lebedjew schob auch dem Fürsten Sch. einen Stuhl hin, wobei schon sein gekrümmter Rücken höchste Ehrerbietung ausdrückte. Warja begrüßte die jungen Damen, wie immer, begeistert und mit Geflüster.

»Das ist wahr, ich glaubte dich, Fürst, krank und im Bett anzutreffen. In meiner Angst habe ich alles übertrieben, und ich will um nichts auf der Welt abstreiten, daß ich mich gerade eben über dein glückliches Gesicht furchtbar geärgert habe, aber nur einen einzigen Augenblick, bei Gott!, nur solange ich noch nicht nachgedacht hatte. Immer wenn ich nachgedacht habe, handle und spreche ich vernünftiger; ich glaube, dir geht es nicht anders. Wirklich, ich würde mich über die Genesung meines eigenen Sohnes, wenn ich einen hätte, vielleicht weniger freuen als über die deine; und wenn du mir das nicht glaubst, so ist das deine Schande und nicht meine. Und dieser böse Junge erlaubt sich mir gegenüber noch ganz andere Späße. Du protegierst ihn, wie es scheint; also, ich warne dich, eines schönen Tages, glaub mir, werde ich mich gezwungen sehen, auf das Vergnügen und die Ehre seiner Bekanntschaft zu verzichten.«

»Aber was kann ich denn dafür?« rief Kolja, »ich hätte Ihnen noch und noch schwören können, daß der Fürst inzwischen fast gesund ist, Sie hätten mir niemals geglaubt, weil es

viel spannender war, ihn sich auf dem Totenbett vorzustellen.«

»Bleibst du lange bei uns?« wandte sich Lisaweta Prokofjewna an den Fürsten.

»Den ganzen Sommer, vielleicht auch länger.«

»Du bist noch allein? Nicht verheiratet?«

»Nein, nicht verheiratet.« Der Fürst lächelte über den naiven Stich.

»Da gibt es nichts zu lächeln; so was kommt vor. Ich meine wegen der Datscha; warum bist du nicht zu uns gezogen? Bei uns steht das Gartenhaus leer. Ansonsten – wie du willst. Hast du dich bei ihm eingemietet, bei dem da?« fügte sie halblaut hinzu und deutete mit dem Kopf auf Lebedjew.
»Hampelt der immer so herum?«

In diesem Augenblick trat Wera aus dem Zimmer auf die Veranda hinaus, wie immer mit dem Säugling auf dem Arm.

Lebedjew, der seine Kreise um die Stühle zog und eigentlich nicht wußte, was er tun sollte, aber keineswegs bereit war, sich zurückzuziehen, stürzte plötzlich über Wera her, fuchtelte mit den Armen, um sie von der Veranda zu verjagen, und vergaß sich sogar soweit, daß er mit den Füßen stampfte.

»Ist er verrückt?« fragte plötzlich die Generalin.

»Nein, er ist ...«

»Vielleicht betrunken? Deine Gesellschaft ist nicht besonders ansehnlich«, sagte sie resolut, indem sie ihren Blick auch über die anderen Gäste schweifen ließ. »Aber was für ein reizendes Mädchen! Wer ist denn das?«

»Das ist Wera Lukjanowna, die Tochter dieses Lebedjew.«

»Aha! ... Ganz reizend! Ich will sie kennenlernen.«

Lebedjew, der das Lob Lisaweta Prokofjewnas aufgeschnappt hatte, zog schon seine Tochter herbei, um sie vorzustellen.

»Waisen, alle Waisen!« Er schmolz förmlich dahin. »Und dieser Säugling auf ihren Armen ist auch eine Waise, ihre

Schwester, meine Tochter Ljubow, geboren im höchstlegitimen Ehebund von der jüngst verblichenen Jelena, meiner Gattin, die vor sechs Wochen im Kindbett starb, nach Gottes Ratschluß ... Jawohl ... an Mutters statt, obwohl sie bloß die Schwester ist und nicht mehr als die Schwester ... Nicht mehr, nicht mehr ...«

»Und du, mein Bester, bist nicht mehr als ein Esel, nichts für ungut. Genug jetzt, das weißt du wohl selbst, denke ich«, schnitt ihm plötzlich Lisaweta Prokofjewna schroff und äußerst gereizt das Wort ab.

»Dies ist gewißlich wahr!« bestätigte Lebedjew mit einer ehrerbietigen, tiefen Verbeugung.

»Hören Sie, Herr Lebedjew, ist es wahr, daß Sie die Apokalypse auslegen, wie es Ihnen nachgesagt wird?« fragte Aglaja.

»Gewißlich wahr ... seit über vierzehn Jahren.«

»Ich habe von Ihnen gehört. Hat man über Sie nicht auch in den Zeitungen geschrieben?«

»Nein, über einen anderen Ausleger, einen anderen, er ist verstorben, und ich bin statt seiner geblieben«, sagte Lebedjew außer sich vor Freude.

»Tun Sie mir den Gefallen und erklären Sie mir etwas davon, irgendwann, in den nächsten Tagen, wir sind ja Nachbarn. Ich habe keine Ahnung von der Apokalypse.«

»Ich kann nicht umhin, Sie zu warnen, Aglaja Iwanowna, seinerseits handelt es sich um nichts anderes als Scharlatanerie«, warf plötzlich General Iwolgin ein, der wie auf Nadeln gesessen und keinen anderen Wunsch gehabt hatte, als sich irgendwie an der Unterhaltung zu beteiligen; er hatte neben Aglaja Iwanowna Platz genommen, »freilich, auf der Datscha herrschen eigene Regeln«, fuhr er fort, »und sie bietet ihre eigenen Annehmlichkeiten, und der Einfall, einen solchen eigenartigen Intrusus der Apokalypse-Auslegung zu empfangen, ist eine Laune wie jede andere und sogar eine bemerkenswert geistreiche Laune, aber ich möchte ... Sie sehen

mich, scheint mir, verwundert an? General Iwolgin, habe die Ehre. Habe Sie, Aglaja Iwanowna, auf meinen Armen getragen.«

»Das freut mich sehr. Ich kenne Warwara Ardalionowna und Nina Alexandrowna«, murmelte Aglaja, wobei sie sich die größte Mühe gab, nicht zu lachen.

Lisaweta Prokofjewna wurde feuerrot. Etwas, das sich schon lange in ihrer Seele angesammelt hatte, drängte plötzlich nach Entladung. Sie konnte den General Iwolgin nicht ausstehen, mit dem sie früher irgendwann bekannt gewesen war, es war schon sehr lange her.

»Du lügst, mein Guter, wie gewohnt, niemals hast du sie auf deinen Armen getragen«, sagte sie schroff und voller Zorn.

»Sie haben es vergessen, maman, er hat mich wirklich auf den Armen getragen, es war in Twer«, bestätigte plötzlich Aglaja. »Wir lebten damals in Twer. Ich war damals vielleicht sechs, ich weiß es noch. Er hat mir Pfeil und Bogen gemacht und mich Schießen gelehrt, und ich habe eine Taube getroffen. Erinnern Sie sich, wie wir zusammen die Taube getroffen haben?«

»Und mir einen Helm aus Pappe mitgebracht und einen Degen aus Holz, ich weiß es auch noch!« rief Adelaida.

»Ich weiß es auch noch«, bestätigte Alexandra. »Ihr habt euch damals wegen der verletzten Taube gezankt, und man hat euch beide in die Ecke gestellt; Adelaida mit Helm und Degen.«

Als der General Aglaja eröffnete, er habe sie auf den Armen getragen, hatte er das *nur so* dahingesagt, um ein Gespräch anzuknüpfen, allein deshalb, weil er die Unterhaltung mit jungen Menschen, deren Bekanntschaft er zu machen wünschte, fast immer auf diese Weise einzuleiten pflegte. Diesmal aber sollte er die Wahrheit gesagt haben, und ausgegerechnet diese Wahrheit hatte er selbst vergessen. Und nun, da Aglaja plötzlich bestätigte, daß sie unter seiner Anleitung eine Taube erlegt hatte, erhellt sich sein Gedächtnis blitzar-

tig, und er erinnerte sich an alles, bis in die letzten Details, so, wie man sich gelegentlich im fortgeschrittenen Alter an etwas weit Zurückliegendes erinnert. Schwer zu sagen, was an dieser Erinnerung auf den bedauernswürdigen und wie gewöhnlich leicht angeheiterten General so heftig wirkte, aber plötzlich übermannte ihn eine ungemeine Rührung.

»Ich weiß, ich weiß alles!« rief er aus. »Ich war damals Stabskapitän. Sie waren so winzig und so hübsch. Nina Alexandrowna ... Ganja ... Ich ... verkehrte in Ihrem Haus. Iwan Fjodorowitsch ...«

»Und jetzt siehst du selbst, wie weit es mit dir gekommen ist«, fiel ihm die Generalin ins Wort. »Du hast also deine edlen Gefühle doch nicht ersäuft, wenn das so wirkt! Und deine Frau hast du fast zu Tode gequält. Statt deine Kinder zu leiten, sitzest du im Schuldturm. Geh, mein Guter, geh jetzt, such dir eine stille Ecke, stell dich irgendwo hinter die Tür und weine, denk an deine einstige Unschuld, vertraue darauf, Gott wird dir vergeben! Geh schon, geh, ich meine es ernst. Es gibt keinen sichereren Weg zur Besserung, als sich reumügt an die Vergangenheit zu erinnern.«

Aber es war nicht nötig, die ernsthafte Mahnung zu wiederholen: Der General war, wie alle dauernd angeheiternten Menschen, sehr rühselig und konnte, wie alle endgültig heruntergekommenen Trinker, Erinnerungen an die glückliche Vergangenheit nur schwer ertragen. Er erhob sich und ging demütig zur Tür, worauf Lisaweta Prokofjewna augenblicklich von Mitleid ergriffen wurde.

»Ardalion Alexandrowitsch!« rief sie ihm nach. »Warte einen Augenblick! Wir alle sind Sünder; sobald du fühlst, daß dein Gewissen dich weniger plagt, dann komm zu mir, wir machen es uns behaglich und schwatzen ein wenig von der Vergangenheit. Ich bin ja selbst vielleicht fünfzigmal sündiger als du; jetzt aber leb wohl, geh, hier ist es für dich nicht ...« Sie war plötzlich erschrocken, er könnte auf der Stelle umkehren.

»Sie sollten ihn einstweilen allein lassen«, empfahl der Fürst Kolja, der dem Vater nacheilen wollte. »Sonst wird er sich eine Minute später ärgern, und dann ist diese Minute vertan.«

»Richtig, laß ihn; nach einer halben Stunde kannst du zu ihm gehen«, entschied Lisaweta Prokofjewna.

»So ist es, wenn man einmal im Leben die Wahrheit sagt – da kommen einem prompt die Tränen!« Auch Lebedjew nahm sich heraus, einen Kommentar zu geben.

»Weißt du, mein Lieber, du bist wohl auch so ein Prachtstück, wenn es stimmt, was ich von dir gehört habe«, wies Lisaweta Prokofjewna ihn sofort in die Schranken.

Das wechselseitige Verhältnis sämtlicher Gäste, die sich beim Fürsten versammelt hatten, wurde nach und nach deutlich. Der Fürst war selbstverständlich imstande, die ihn auszeichnende Anteilnahme der Generalin und ihrer Töchter zu würdigen, er würdigte sie gebührend und versicherte wahrheitsgemäß, daß er selbst heute, noch vor ihrem Besuch, sich vorgenommen hätte, unbedingt bei ihnen vorzusprechen, ungeachtet seines angegriffenen Zustandes und der vorgrückten Stunde. Lisaweta Prokofjewna, aus dem Augenwinkel seine Gäste beobachtend, antwortete, daß es dafür immer noch nicht zu spät sei. Ptizyn, ein höflicher und außerordentlich umgänglicher Mensch, hatte sich sehr bald erhoben und sich in Lebedjews Gartenhaus zurückgezogen, nachdem alle seine Versuche, auch Lebedjew dazu zu bewegen, gescheitert waren. Allerdings versprach dieser, ihm alsbald zu folgen; Warja indessen war in ein Gespräch mit den jungen Damen vertieft und blieb. Sie und Ganja waren über den Abgang des Generals sehr erleichtert; Ganja folgte Ptizyn sehr bald. In den wenigen Minuten, die er in Gegenwart der Jepantschins auf der Veranda zugebracht hatte, gab er sich bescheiden, würdig und gefeit gegen die sprechenden Blicke Lisaweta Prokofjewnas, die ihn zweimal von Kopf bis Fuß musterte. In der Tat, jeder, der ihn von früher kannte, mußte schlie-

ßen, daß er sich sehr verändert hätte. Das gefiel Aglaja.

»War das Gawrila Ardalionowitsch, der gerade hinausging?« fragte sie plötzlich laut und schroff, wie sie es mitunter zu tun pflegte, wobei sie durch ihre Frage die Unterhaltung anderer unterbrach, ohne irgend jemand persönlich anzusprechen.

»Ja, er war es«, antwortete der Fürst.

»Ich habe ihn kaum erkannt. Er hat sich sehr verändert und ... sehr zum Besseren.«

»Ich freue mich für ihn«, sagte der Fürst.

»Er war sehr krank«, fügte Warja glücklich und voller Mitgefühl hinzu.

»Wieso soll er sich zum Besseren verändert haben?« fragte Lisaweta Prokofjewna ärgerlich, verblüfft und beinahe erschrocken. »Wie kommst du darauf? Gar nichts ist besser. Was kommt dir eigentlich besser vor?«

»Besser als der ›Arme Ritter‹ kann das Bessere nicht sein!« ließ sich plötzlich Kolja vernehmen, der die ganze Zeit hinter Lisaweta Prokofjewnas Stuhl gestanden hatte.

»Das denke ich auch«, sagte Fürst Sch. und lachte.

»Ich bin ganz derselben Meinung«, bestätigte Adelaida feierlich.

»Was ist das für ein ›Armer Ritter?« fragte die Generalin, dieverständnislos und ärgerlich die Sprechenden musterte, und fügte, als Aglaja über und über errötete, zornig hinzu: »Ein Unsinn, ganz gewiß! Was für ein ›Armer Ritter?«

»Ist es denn das erste Mal, daß dieser Bengel, den Sie favorisieren, anderer Leute Worte verdreht?« fragte Aglaja unwillig und hochmütig.

Jedesmal, wenn Aglaja sich ärgerte (und sie ärgerte sich sehr oft), kam fast jedesmal, ungeachtet ihres offenkundigen Ernstes und ihrer Unerbittlichkeit, so viel Kindliches, ungeduldig Schulmädchenhaftes und schlecht Verhehltes zum Vorschein, daß es manchmal unmöglich war, bei ihrem Anblick nicht in Lachen auszubrechen, übrigens zu Aglajas

höchstem Verdruß, weil sie nicht verstand, worüber man lachte und »wieso sie lachen können und überhaupt zu lachen wagen«. Auch jetzt lachten die Schwestern, Fürst Sch., und sogar Fürst Lew Nikolajewitsch, der ebenfalls aus irgendeinem Grunde errötet war, konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Kolja lachte und triumphierte. Aglaja, ernstlich böse, schien noch einmal so reizend. Ihre Verlegenheit und der Zorn über die eigene Verlegenheit standen ihr auseinander gut zu Gesicht.

»Hat er nicht oft genug auch Ihre Worte verdreht?« fügte sie hinzu.

»Ich beziehe mich auf Ihren eigenen Ausruf!« rief Kolja. »Vor einem Monat blätterten Sie im ›Don Quijote‹ und riefen dabei aus, wortwörtlich, daß es nichts Besseres gäbe als den ›Armen Ritter‹. Ich weiß nicht, wen Sie damals meinten: Don Quijote oder Jewgenij Pawlowitsch oder eine andere Person, aber man hat sich über jemand unterhalten, und es wurde ein langes Gespräch ...«

»Du nimmst dir, wie ich meine, ziemlich viel heraus, mein Lieber, mit deinen Vermutungen«, fiel ihm Lisaweta Prokofjewna ärgerlich ins Wort.

»Bin ich etwa der einzige?« Kolja gab keine Ruhe. »Alle haben damals mitgeredet, sie reden auch jetzt noch darüber; zum Beispiel haben gerade Fürst Sch. und auch Adelaida Iwanowna und alle erklärt, sie hielten zu dem ›Armen Ritter‹, folglich existiert dieser ›Arme Ritter‹, es gibt ihn ganz bestimmt, und meiner Meinung nach liegt es nur an Adelaida Iwanowna, daß wir nicht schon länger wissen, wer dieser ›Arme Ritter‹ ist.«

»An mir?« fragte Adelaida lachend.

»Sie weigerten sich, sein Portrait zu malen – deshalb sind Sie schuld! Aglaja Iwanowna bat Sie damals, den ›Armen Ritter‹ zu portraitiieren, und beschrieb das ganze Bild, wie sie es sich selbst ausgedacht hatte, erinnern Sie sich noch an das Sujet? Sie wollten nicht ...«

»Aber wie konnte ich es malen, wen eigentlich? In dem Sujet heißt es, daß dieser ›Arme Ritter‹

... hob er von den Augen
nie das eiserne Visier ...

Was für ein Gesicht konnte es sein? Was sollte ich malen: Ein Visier? Einen Anonymus?«

»Ich verstehe überhaupt nichts, was für ein Visier?« Die Generalin, die inzwischen sehr gut verstanden hatte, wer unter dem (wahrscheinlich schon längst geläufigen) Titel ›Armer Ritter‹ gemeint war, wurde immer gereizter. Am meisten aber empörte es sie, daß Fürst Lew Nikolajewitsch ebenfalls stutzig wurde und zuletzt hoffnungslos verlegen wie ein zehnjähriger Junge dasaß. »Wie, nimmt diese Albernheit denn gar kein Ende? Wird man mir diesen ›Armen Ritter‹ nun endlich erklären, oder nicht? Ist es vielleicht ein so schreckliches Geheimnis, daß man es gar nicht aussprechen darf?«

Aber das allgemeine Gelächter wollte nicht enden.

»Ganz einfach, es gibt da ein merkwürdiges russisches Gedicht«, mischte sich endlich Fürst Sch. ein, offenkundig mit der Absicht, von dem Thema abzulenken und es zu wechseln, »und zwar über einen ›Armen Ritter‹, ein Fragment ohne Anfang und Ende. Vor etwa einem Monat hatten wir eines Tages nach dem Abendbrot alle zusammen gelacht und wie gewöhnlich ein Sujet für künftige Gemälde Alexandra Iwanownas gesucht. Dabei sind wir auf die Spur des ›Armen Ritters‹ gestoßen, ich weiß nicht mehr, wer der erste war ...«

»Aglaja Iwanowna!« rief Kolja.

»Sehr gut möglich, einverstanden, ich weiß es nur nicht mehr genau«, fuhr Fürst Sch. fort. »Die einen lachten über das Sujet, die anderen behaupteten, daß es nichts Hehreres gäbe, aber um einen ›Armen Ritter‹ zu malen, braucht man unbedingt auch sein Gesicht; wir ließen die Gesichter aller

Bekannten an uns vorüberziehen, es war kein geeignetes darunter, und damit nahm die Sache ein Ende; das ist alles; ich verstehe nicht, warum Nikolaj Ardalionowitsch auf den Gedanken kam, uns daran zu erinnern und Schlüsse daraus zu ziehen. Was damals komisch war, ist heute völlig uninteressant.«

»Weil eine neue Albertheit dahintersteckt, etwas Verletzendes und Kränkendes«, sagte Lisaweta Prokofjewna schneidend.

»Überhaupt keine Albertheit, nichts als allerhöchste Achtung«, sagte plötzlich in einem überraschend ernsten und bedeutungsvollen Ton Aglaja, die inzwischen ihre Fassung wiedergefunden und die anfängliche Verlegenheit überwunden hatte. Mehr noch, einige Anzeichen, wenn man sie genau beobachtete, erlaubten den Schluß, es käme ihr jetzt sogar gelegen, daß der Scherz immer weiter getrieben würde, wobei diese Wandlung sich ausgerechnet in dem Augenblick vollzog, da die ständig wachsende und schließlich auffällige Verlegenheit des Fürsten nicht mehr zu übersehen war.

»Bald schütteln sie sich vor Lachen, als wären sie übergeschnappt, bald empfinden sie plötzlich die allerhöchste Achtung. Seid ihr toll?! Was heißt Achtung? Gestehe, sofort, wie kommst du so mir nichts dir nichts zu der allerhöchsten Achtung?«

»Allerhöchste Achtung«, fuhr Aglaja genauso ernst und bedeutungsvoll nach der fast boshaften Frage ihrer Mutter fort, »weil in diesem Gedicht ganz einfach ein Mann geschildert wird, der fähig ist, ein Ideal zu haben, und der, zweitens, an dieses ein für alle Mal erwählte Ideal glaubt und bereit ist, ihm blind sein ganzes Leben zu weihen. So etwas geschieht in unserer Zeit nur selten. Dort, in diesem Gedicht, wird nicht gesagt, worin das Ideal des ›Armen Ritters‹ besteht, aber man erkennt, daß es eine lichte Gestalt ist, ›der reinsten Schönheit Bild‹, und daß der verliebte Ritter statt einer Schärpe sogar einen Rosenkranz um den Hals trägt. Natürlich, dort gibt es

außerdem einen dunklen, verschlüsselten Wahlspruch, die Buchstaben A. N. B., die er auf seinen Schild geschrieben hat ...«

»A. M. D.«, verbesserte Kolja.

»Ich sage aber A.N.B., und ich will so sagen«, beharrte Aglaja ärgerlich. »Wie dem auch sei, es ist ganz klar, daß es diesen ›Armen Ritter‹ gar nicht mehr kümmerte, wer seine Dame war und was sie tat. Ihm genügte es, daß er sie erwählt hatte und an ihre ›reine Schönheit‹ glaubte, und erst darauf beugte er vor ihr anbetend für ewig das Knie; darin besteht ja seine Größe, daß er sogar, wenn sie sich später als Diebin erweisen sollte, immer noch an sie glaubt und für ihre reine Schönheit die Lanze bricht. Der Dichter wollte, glaube ich, in einer einzigen, herausragenden Gestalt den erhabenen Begriff der mittelalterlichen, ritterlichen, platonischen Liebe des reinen und hochgesinnten Ritters verkörpern; selbstverständlich ist das ein Ideal. Im ›Armen Ritter‹ hat dieses Gefühl schon die höchste Stufe erreicht, die der Askese; man muß zugeben, daß die Fähigkeit, so zu empfinden, sehr bedeutsam ist und daß solche Gefühle auf einen tiefen und in gewisser Hinsicht höchst lobenswürdigen Charakter schließen lassen, Don Quijote braucht man gar nicht zu erwähnen. Der ›Arme Ritter‹ ist ein Don Quijote, nur ein ernster und kein bißchen komisch. Ich habe das anfangs nicht verstanden und über ihn gelacht, jetzt aber liebe ich den ›Armen Ritter‹ und achte ihn vor allem um seiner Taten willen.«

So schloß Aglaja, und es war bei ihrem Anblick kaum zu erkennen, ob sie es ernst meinte oder sich nur lustig machte.

»Ach was, er ist ein Dummkopf, samt seinen Taten!« entschied die Generalin. »Und du, meine Liebe, bist ins Reden gekommen, das war ja eine richtige Lektion; ich halte das sogar für ungehörig. Jedenfalls tut man so etwas nicht. Was ist das für ein Gedicht? Du mußt es vortragen, du kannst es bestimmt! Ich will dieses Gedicht unbedingt kennenlernen. Ich konnte mein Leben lang Gedichte nicht ausstehen, es

war wie eine Vorahnung. Um Gottes willen, Fürst, hab Geduld, wir beide sollen uns offenbar in Geduld üben«, wandte sie sich an Fürst Lew Nikolajewitsch. Sie war sichtlich verärgert.

Der Fürst wollte schon etwas sagen, brachte aber in seiner anhaltenden Verlegenheit kein Wort über die Lippen. Aglaja jedoch, die sich in ihrer »Lektion« so weit vorgewagt hatte, war nicht im geringsten verlegen, sie schien sich sogar zu freuen. Sie erhob sich sofort, immer noch ernst und bedeutsam; mit einer Miene, als hätte sie sich darauf vorbereitet und nur auf eine Aufforderung gewartet, trat in die Mitte der Veranda und blieb dem Fürsten gegenüber stehen, der immer noch in seinem Sessel saß. Alle beobachteten sie mit einiger Verwunderung, und fast alle, Fürst Sch., ihre Schwestern, ihre Mutter, warteten mit Unbehagen auf diesen bevorstehenden neuen Streich, bei dem sie in jedem Fall zu weit gehen würde. Aber man sah, daß Aglaja gerade an der Affektation, mit der sie die Zeremonie des Gedichtvortrags einleitete, Gefallen fand. Es fehlte nicht viel, und Lisaweta Prokofjewna hätte sie zurück auf ihren Stuhl verwiesen, aber im selben Augenblick, in dem Aglaja die berühmte Ballade begann, betraten zwei neue Gäste in angeregtem Gespräch die Veranda, als erster General Iwan Fjodorowitsch Jepantschin und nach ihm ein junger Mann. Es entstand eine kurze allgemeine Bewegung.

VII

DER junge Mann, der dem General folgte, war ungefähr achtundzwanzig, groß, schlank, mit einem sehr schönen und klugen Gesicht und funkeln den, großen, schwarzen Augen, deren Blick Witz und Ironie verriet. Aglaja sah sich nicht einmal nach ihm um und fuhr fort zu deklamieren, wobei sie

nach wie vor den Fürsten nicht aus den Augen ließ und sich ausschließlich an ihn wandte. Der Fürst war inzwischen davon überzeugt, daß sie das in einer ganz bestimmten Absicht tat. Die Ankunft der neuen Gäste erleichterte ein wenig seine peinliche Lage. Bei ihrem Anblick erhob er sich von seinem Platz, nickte dem General liebenswürdig zu, gab durch ein Zeichen zu verstehen, der Vortrag möge nicht unterbrochen werden, und benutzte die Gelegenheit, sich hinter den Sessel zurückzuziehen, von wo aus er, den linken Arm auf die Rückenlehne gestützt, weiter der Ballade lauschte, in einer sozusagen angenehmeren und nicht so »komischen« Position, wie wenn er im Sessel sitzen geblieben wäre. Lisaweta Prokofjewna ihrerseits winkte gebieterisch den Eintretenden zweimal zu, um sie zum Stehenbleiben zu veranlassen. Der Fürst übrigens interessierte sich auffallend für den neuen Gast, der den General begleitete; er war sicher, Jewgenij Pawlowitsch Radomskij vor sich zu sehen, von dem er bereits sehr viel gehört und an den er öfter gedacht hatte. Nur dessen Zivil ließ ihn zweifeln. Er hatte gehört, daß Jewgenij Pawlowitsch Offizier wäre. Ein spöttisches Lächeln lag auf den Lippen des neuen Gastes, solange das Gedicht vorgetragen wurde, als wäre ihm bereits einiges über den »Armen Ritter« bekannt.

”Vielleicht war das sein Einfall”, dachte der Fürst im stillen.

Aber etwas ganz anderes ging mit Aglaja vor. Alles Affektierte und Gekünstelte, mit dem sie ihren Vortrag begonnen hatte, verschwand vor dem Ernst und der Empfindung für Geist und Sinn der Poesie, sie artikulierte jedes Wort des Gedichts mit solchem Verständnis und brachte es mit solcher edlen Schlichtheit zum Erklingen, daß sie am Ende ihres Vortrags nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt hatte, sondern durch die Wiedergabe des hohen Gehalts der Ballade jene affektierte Würde, mit der sie so feierlich in die Mitte der Veranda getreten war, gewissermaßen rechtfertigte. In dieser Würde sah man jetzt nur die grenzenlose, vielleicht

sogar naive Verehrung dessen, das wiederzugeben sie sich vorgenommen hatte. Ihre Augen glänzten, und in ihrem wunderschönen Gesicht zuckte es ein paarmal leicht, kaum merklich, vor Inspiration und Begeisterung. Sie deklamierte:

»Lebte einst ein armer Ritter
still und schlicht in unsrer Welt,
war von Antlitz blaß und bitter,
doch von kühnem Geist erhellt.

Eines Tags war ihm erschienen
eine seltsame Vision,
drang ins Herz ihm, tief nach innen,
ließ ihn nimmermehr davon.

Seither brannte seine Seele,
sah er keine Frau mehr an,
als ob ihm die Sprache fehle,
war er stumm und taub fortan.

Seither hob er von den Augen
nie das eiserne Visier,
nichts wollt ihm zum Schmucke taugen
als der Rosenkranz von Ihr.

Seinem lieben Traume blieb er
treu mit gläubig-festem Mut,
»N. F. B.« schrieb dieser Ritter
auf den Schild mit seinem Blut.

Wenn die andern Kreuzesritter
kühn dem Feind entgegen, laut,
in das wilde Schlachtgewitter
schrien den Namen ihrer Braut,

rief er »Sancta rosa, Sonne!«
und begeistert klang sein Wort,
und er trieb in Siegeswonne
Muselmanen fort und fort.

Schließlich kehrte er nach Hause,
lebte streng und stumm und starr,
und allein in seiner Klause
starb er als ein armer Narr.«

Als der Fürst später an diese Minute zurückdachte, quälte er sich lange in größter Verlegenheit mit einer für ihn unlösbar-
en Frage ab: Wie war es möglich, ein so aufrichtiges, schönes Gefühl mit so unverhohlenem boshaften Spott zu ver-
binden? Denn es war Spott, daran konnte er nicht zweifeln; er hatte es klar erkannt und hatte dafür seine Gründe: Beim Vortrag hatte Aglaja es sich erlaubt, die Buchstaben A. M. D. mit den Buchstaben N. F. B. zu vertauschen. Daß kein Ver-
sprechen ihrerseits oder ein Verhören seinerseits vorlag, daran konnte er nicht zweifeln (später sollte es sich bestätigen). Jedenfalls war Aglajas Ausfall – ein Scherz natürlich, wenn auch ein sehr gewagter und leichtfertiger – nicht ohne Vor-
satz. Über den »Armen Ritter« hatte man schon vor einem Monat geredet (und »gelacht«). Indes kam der Fürst, sooft er später auch zurückdachte, zu dem Schluß, daß Aglaja diese Initialen nicht nur ohne den leisen scherhaftesten oder gar spöttischen Unterton, ja nicht einmal mit besonderer Betonung, in der Absicht, ihre heimliche Bedeutung zu unterstreichen, ausgesprochen hatte, sondern, im Gegenteil, mit einem so unerschütterlichen Ernst, mit einer so unschuldigen und naiven Unbefangenheit, daß man annehmen konnte, diese Buchstaben gehörten in die Ballade und ständen so in dem Buch gedruckt. Der Fürst fühlte sich wie von etwas Schwerem und Unangenehmem verwundet. Lisaweta Prokofjewna waren natürlich weder die vertauschten Buchsta-

ben, geschweige denn die Anspielung aufgefallen, sie hatte nichts verstanden. General Iwan Fjodorowitsch hatte lediglich verstanden, daß ein Gedicht vorgetragen wurde. Mehrere von den übrigen Zuhörern hatten den Ausfall und die dahinter steckende Absicht verstanden und wunderten sich über Aglajas Kühnheit, schwiegen aber und ließen sich nichts anmerken. Jewgenij Pawlowitsch jedoch (der Fürst wäre sogar bereit gewesen, darauf zu wetten) hatte es nicht nur verstanden, sondern auch nicht unterlassen, zu zeigen, daß er es verstanden hatte: Er lächelte unverhohlen spöttisch.

»Das ist ja zauberhaft!« rief die Generalin in wirklichem Entzücken aus, kaum daß der Vortrag beendet war, »wer hat das geschrieben?«

»Puschkin, maman, machen Sie uns doch nicht verlegen, das ist ja peinlich!« rief Adelaida.

»Mit euch wird man vollends zu einer Gans!« parierte Lissaweta Prokofjewna bitter. »Eine Schande! Sobald wir zu Hause sind, müßt ihr mir dieses Gedicht von Puschkin geben.«

»Aber wir haben, glaube ich, gar keinen Puschkin.«

»Seit unvordenklichen Zeiten«, bemerkte Alexandra, »liegen bei uns zwei zerlesene Bände herum.«

»Sofort jemanden in die Stadt schicken! Fjodor oder Alexej, mit dem nächsten Zug, und kaufen lassen – am besten Alexej. Aglaja, komm her! Gib mir einen Kuß! Du hast das Gedicht wunderbar vorgetragen, aber, solltest du es aufrichtig vorgetragen haben«, fügte sie fast flüsternd hinzu, »so dauerst du mich; wenn du es vorgetragen hast, um dich über ihn lustig zu machen, so kann ich deine Gefühle nicht billigen, so daß es in jedem Fall besser gewesen wäre, das Deklamieren zu unterlassen. Verstehst du mich? Geh, mademoiselle, wir haben später noch mit dir zu reden, jetzt aber wird es Zeit für uns.«

Unterdessen hatte der Fürst General Iwan Fjodorowitsch begrüßt, und der General hatte ihm Jewgenij Pawlowitsch

Radomskij vorgestellt.

»Ich habe ihn unterwegs aufgelesen, er war gerade mit dem Zug angekommen; als er erfuhr, daß ich hierher wollte und daß die ganze Familie hier ...«

»Als ich erfuhr, daß auch Sie hier sind«, unterbrach Jewgenij Pawlowitsch den General, »und ich mir schon lange fest vorgenommen hatte, mich nicht nur um Ihre Bekanntschaft, sondern auch um Ihre Freundschaft zu bemühen, wollte ich keine Zeit verlieren. Sie sind nicht ganz wohl? Ich habe erst vorhin davon gehört ...«

»Ich fühle mich durchaus wohl und freue mich, Sie kennenzulernen, ich habe viel von Ihnen gehört und mit Fürst Sch. sogar von Ihnen gesprochen«, antwortete Lew Nikolajewitsch, indem er ihm die Hand reichte.

Die gegenseitigen Artigkeiten waren ausgetauscht, man drückte einander die Hand und schaute einander aufmerksam in die Augen. Im nächsten Moment wurde das Gespräch allgemein. Der Fürst bemerkte (und er bemerkte jetzt alles sehr schnell und gierig und vielleicht sogar einiges, was überhaupt nicht zu sehen war), daß Jewgenij Pawlowitschs Zivil ein allgemeines und irgendwie ungewöhnlich lebhaftes Erstaunen hervorrief, und zwar ein so lebhaftes, daß alle anderen Eindrücke vorübergehend sogar vergessen und ausgelöscht wurden. Man mußte annehmen, daß dieser Kostümwechsel etwas besonders Wichtiges zu bedeuten hatte. Adelaida und Alexandra bedrängten Jewgenij Pawlowitsch mit erstaunten Fragen, Fürst Sch., sein Verwandter, mit besorgten; der General geriet nahezu in Erregung. Nur Aglaja richtete ihren völlig ruhigen Blick etwa eine Minute lang neugierig auf Jewgenij Pawlowitsch, als wollte sie vergleichen, ob ihm das Zivil oder die Uniform besser stände, wandte sich aber eine Minute später ab und sah ihn nicht wieder an. Auch Lisaweta Prokofjewna war nicht nach Fragen zumute, obwohl sie einigermaßen beunruhigt war. Der Fürst hatte den Eindruck, als wäre sie Jewgenij Pawlowitsch nicht besonders gewogen.

»Er hat uns alle überrascht, frappiert!« wiederholte Iwan Fjodorowitsch immer wieder auf alle Fragen. »Ich traute meinen Augen nicht, als wir uns vorhin in Petersburg trafen. Warum so plötzlich – das ist die Frage. Dabei predigt er immer als erster, daß man keine Stühle zerschlagen soll.«

Der entstandenen Unterhaltung ließ sich entnehmen, daß Jewgenij Pawlowitsch schon längst seine Abdankung angekündigt, aber jedesmal so wenig ernst davon gesprochen hatte, daß es allen schwergefallen war, ihm zu glauben. Aber es war nun einmal seine Art, auch über Ernstes mit so scherhafter Miene zu reden, daß man aus ihm überhaupt nicht klug wurde, insbesondere, wenn er es darauf anlegte, daß man aus ihm nicht klug werden sollte.

»Es ist ja nur vorübergehend, ich beabsichtige, nur ein paar Monate, höchstens ein Jahr außer Dienst zu bleiben«, meinte Radomskij lachend.

»Und dafür liegt ja auch keine Notwendigkeit vor, wenngestens, soweit ich über Ihre Verhältnisse unterrichtet bin«, sagte der General, der sich immer noch nicht beruhigen konnte.

»Soll ich meine Güter etwa nicht aufsuchen? Sie haben es mir doch selbst ans Herz gelegt; und außerdem möchte ich ins Ausland reisen ...«

Es dauerte übrigens nicht lange, und das Gespräch nahm eine andere Wendung; aber die ganz besonders auffallende und immer noch anhaltende Spannung überstieg dennoch nach Meinung des beobachtenden Fürsten das übliche Maß und ließ Besonderes dahinter vermuten.

»Es geht also wieder einmal um den ›Armen Ritter?« fragte Jewgenij Pawlowitsch, indem er auf Aglaja zuging.

Zum Erstaunen des Fürsten maß sie Jewgenij Pawlowitsch mit einem erstaunten und fragenden Blick, als wolle sie ihm zu verstehen geben, daß zwischen ihnen von einem »Armen Ritter« nicht die Rede sein könne und daß ihr seine Frage sogar unverständlich sei.

»Aber es ist doch zu spät, viel zu spät, in die Stadt nach Puschkin zu schicken, viel zu spät!« Kolja versuchte, Lisaweta Prokofjewna unter Aufbietung aller seiner Überredungskünste umzustimmen. »Ich wiederhole zum dreitausendsten Mal, daß es zu spät ist.«

»Jawohl, stimmt, es ist zu spät, jetzt jemand in die Stadt zu schicken«, griff Jewgenij Pawlowitsch, der sich beeilte, vor Aglaja zu retirieren, abermals in die Unterhaltung ein, »ich könnte mir vorstellen, daß die Läden in Petersburg bereits geschlossen sind, es ist bald neun«, bestätigte er, indem er seine Uhr zog.

»Er hat lange genug gefehlt, und wir haben ihn nicht vermißt, jetzt werden wir es bis morgen aushalten«, warf Adelaida dazwischen.

»Es gehört sich auch nicht für feine Herrschaften«, fuhr Kolja fort, »sich allzusehr für Literatur zu interessieren. Fragen Sie doch Jewgenij Pawlowitsch. Ein gelber Char-à-bancs mit roten Rädern ist viel schicklicher.«

»Sie reden schon wieder nach dem Buch, Kolja!« bemerkte Adelaida.

»Aber er redet ja nie anders als nach dem Buch.« Jewgenij Pawlowitsch nahm sofort den Faden auf. »Er bedient sich kompletter Sätze aus kritischen Journalen. Ich hatte schon öfter das Vergnügen, Nikolaj Ardalionowitschs Äußerungen beiwohnen zu dürfen, nur diesmal redet er nicht nach dem Buch. Nikolaj Ardalionowitsch spielt unmißverständlich auf meinen gelben Char-à-bancs mit den roten Rädern an. Aber ich habe ihn schon ausgetauscht, Sie kommen zu spät.«

Der Fürst hörte Radomskij sehr aufmerksam zu ... Er hatte den Eindruck, daß dessen Auftreten untadelig wäre, bescheiden und heiter, wobei ihm besonders gefiel, daß er mit dem ihn provozierenden Kolja so freundschaftlich und ganz wie mit Seinesgleichen redete.

»Was ist das?« fragte Lisaweta Prokofjewna Lebedjews Tochter Wera, die mit einem Stapel Bücher in den Händen

vor ihr stand, großformatigen, wunderbar gebundenen und fast neuen Bänden.

»Das ist Puschkin«, sagte Wera. »Unser Puschkin. Papa hat mir befohlen, Ihnen die Bücher zu überreichen.«

»Wieso? Was soll das heißen?« Lisaweta Prokofjewna wunderte sich.

»Nicht als Geschenk, nicht als Geschenk! Dessen würde ich mich nie erdreisten!« rief Lebedjew über Weras Schulter hinweg. »Zum Kaufpreis. Das ist unser eigener, unser Haus- und Familien-Puschkin, die Annenkow-Ausgabe, die man heute kaum noch findet – zum Kaufpreis, wenn's beliebt. Überreicht in tiefer Ehrfurcht, zum Kauf angeboten in dem Wunsch, die edle Ungeduld der edelsten literarischen Gefühle Eurer Exzellenz zu stillen.«

»Aha, zum Kaufen, dann bedanke ich mich. Du wirst auf deine Kosten kommen, keine Angst; aber hample nicht so herum, ich bitte dich, mein Guter. Ich habe schon von dir gehört, du sollst, wie man sagt, sehr belesen sein; irgendwann einmal wollen wir uns unterhalten; könntest du sie mir nach Hause bringen?«

»Ehrfürchtigst und ... ehrerbietigst!« Lebedjew, außerordentlich zufrieden, riß in übertriebener Eile seiner Tochter die Bücher aus der Hand.

»Bring sie mir herüber und verlier sie nur nicht unterwegs, meinewegen auch nicht ehrerbietigst, aber unter einer Bedingung«, fügte sie hinzu, wobei sie ihn aufmerksam musterte, »nur bis zur Schwelle, ich habe nicht vor, dich heute zu empfangen. Die Tochter Wera kannst du von mir aus sofort schicken, die gefällt mir sehr gut.«

»Aber warum sagen Sie nichts von den anderen?« wandte sich Wera ungeduldig an ihren Vater. »Die werden sonst unaufgefordert hereinkommen: Sie werden doch schon laut. Lew Nikolajewitsch«, wandte sie sich an den Fürsten, der bereits seinen Hut in der Hand hielt, »dort sind schon vor einer ganzen Weile welche gekommen, vier Männer, die

warten bei uns und schimpfen, aber Papa läßt sie nicht zu Ihnen.«

»Wer sind die Besucher?« fragte der Fürst.

»In einer geschäftlichen Angelegenheit, sagen sie, aber sie sehen so aus, als ob sie, wenn man sie jetzt nicht hereinläßt, Sie sogar unterwegs anhalten würden. Es ist besser, Lew Nikolajewitsch, sie jetzt hereinzulassen, um sie loszuwerden. Gawrila Ardalionowitsch und Ptizyn reden ihnen zu, aber sie wollen nicht hören.«

»Ein Sohn Pawlistschews! Ein Sohn Pawlistschews! Lohnt sich nicht, lohnt sich bestimmt nicht!« Lebedjew winkte mit beiden Armen ab. »Lohnt sich nicht, sie auch nur anzuhören, und es ziemt sich nicht für Sie, erlauchtigster Fürst, um ihretwillen Umstände zu machen. So ist es. Sie sind es nicht wert«

»Ein Sohn Pawlistschews! Mein Gott!« rief der Fürst in größter Verwirrung. »Ich weiß ... aber ich habe ... mit dieser Sache Gawrila Ardalionowitsch betraut. Vorhin sagte Gawrila Ardalionowitsch ...«

Aber Gawrila Ardalionowitsch trat gerade aus dem Inneren des Hauses auf die Veranda; Ptizyn folgte ihm. Im anschließenden Zimmer erhob sich großer Lärm, und man hörte die laute Stimme von General Iwolgin, der sich offenbar bemühte, mehrere andere Stimmen zu übertönen. Kolja lief sofort hinein.

»Sehr interessant!« bemerkte Jewgenij Pawlowitsch vernehmlich.

»Er ist also von dieser Sache unterrichtet«, dachte der Fürst.

»Was heißt ›ein Sohn Pawlistschews‹? Kann es überhaupt ... einen Sohn Pawlistschews geben?« fragte General Iwan Fjodorowitsch verdutzt, wobei er neugierig alle Gesichter nacheinander musterte und dabei erstaunt feststellte, daß er als einziger über diese neue Geschichte nicht unterrichtet war.

In der Tat, Erregung und Erwartung waren allgemein. Der Fürst war zutiefst erstaunt, daß bereits alle Anwesenden einer so persönlichen Angelegenheit ein so großes Interesse entgegenbrachten.

»Es wird sehr gut sein, wenn Sie auf der Stelle und *in eigener Person* dieser Sache ein Ende machen«, sagte Aglaja, die mit besonderem Ernst zu dem Fürsten trat, »und uns allen gestatten, als ihre Zeugen anwesend zu sein. Man hat vor, Sie zu beschmutzen, Sie müssen sich feierlich rechtfertigen, und ich freue mich jetzt schon ganz schrecklich für Sie.«

»Auch ich wünsche, daß dieser widerwärtigen Prätention ein für allemal ein Ende gesetzt wird!« rief die Generalin. »Nimm sie dir ordentlich vor, Fürst, schonungslos! Man hat mir damit unaufhörlich in den Ohren gelegen, und es hat mir deinetwegen viel Blut verdorben. Eigentlich möchte ich sie auch ganz gern sehen. Laß sie kommen, und wir wollen hier Platz nehmen. Aglajas Idee ist gut. Haben Sie schon etwas davon gehört, Fürst?« wandte sie sich an den Fürsten Sch.

»Natürlich habe ich davon gehört; in Ihrem Hause. Aber ich würde zu gern diese jungen Leute sehen«, antwortete Fürst Sch.

»Es sind doch Nihilisten, nicht wahr?«

»Nein, Gnädigste, Nihilisten eigentlich weniger«, mit diesen Worten trat Lebedjew, der ebenfalls vor Erregung beinahe am ganzen Körper zitterte, einen Schritt vor, »sie sind etwas anderes, etwas Besonderes, mein Neffe sagt, sie gehen weiter als die Nihilisten. Sie hoffen vergeblich, Exzellenz, daß Ihre Anwesenheit als Zeugin sie in Verlegenheit setzen würde; sie werden nicht verlegen. Unter den Nihilisten finden sich immerhin auch kenntnisreiche, sogar gelehrte Köpfe, diese aber – diese gehen noch weiter, sie sind vor allem geschäftstüchtig. Letzteres ist gewissermaßen eine Folge des Nihilismus, wenn auch nicht eine direkte, wenn auch nur eine aus zweiter Hand, eine indirekte, und sie bewähren sich

nicht mehr in einem Zeitungsartikel, sondern direkt in der Praxis; ihnen geht es nicht mehr um die Nutzlosigkeit irgendeines Puschkin, und auch nicht um die Notwendigkeit eines Zerfalls des russischen Reiches; o nein, heute hält man es einfach für sein gutes Recht, sich von keiner Schranke aufzuhalten zu lassen, wenn man etwas Bestimmtes haben will, selbst wenn man dabei über acht Leichen gehen müßte. Fürst, ich möchte Ihnen abraten ...«

Aber der Fürst ging schon zur Tür, um die Besucher hereinzulassen.

»Sie verleumden, Lebedjew«, sagte er lächelnd. »Ihr Neffe macht Ihnen Kummer. Glauben Sie ihm nicht, Lisaweta Prokofjewna, ich versichere Ihnen, daß die Gorskijs und die Danilows nur Einzelfälle sind, und daß diese hier ... sich nur täuschen ... Eigentlich möchte ich nicht hier, vor allen ... Haben Sie Nachsicht, Lisaweta Prokofjewna, wenn sie hereinkommen, werde ich sie Ihnen vorführen und dann mit ihnen hinausgehen. Treten Sie ein, meine Herren!«

Er fühlte sich von einem anderen, von ihm als quälend empfundenen Gedanken bei weitem stärker beunruhigt. Es war eine unbestimmte Vorstellung: Hatte nicht irgend jemand diese Sache mit Bedacht im voraus arrangiert, eben zu dieser Zeit und zu dieser Stunde, ausgerechnet vor diesen Zeugen und vielleicht in der festen Absicht, ihm eine unvermeidliche Schmach anzutun statt eines Triumphs? Aber er war unendlich betrübt über seinen „ungeheuerlichen und bösartigen Argwohn“. Er wäre vermutlich auf der Stelle gestorben, wenn jemand seinen Gedanken erraten hätte, und war in dem Augenblick, als seine neuen Besucher eintraten, aufrichtig bereit, sich in moralischer Hinsicht für den Letzten der Letzten derer, die ihn umgaben, zu halten.

Es waren fünf Personen, die vier neuen Besucher, als Fünfter folgte ihnen General Iwolgin, erhitzt, in höchster Erregung und in einem heftigen Anfall von Redseligkeit. „Der wird bestimmt zu mir halten!“ dachte der Fürst und

lächelte. Kolja kam mit ihnen zurück und redete eifrig auf Ippolit ein, der zu den Besuchern gehörte; Ippolit hörte zu und grinste.

Der Fürst ließ die Besucher Platz nehmen. Es war ein so blutjunges, sogar unmündiges Völkchen, daß man sich über ihr Auftauchen und die durch sie verursachten Umstände wundern mußte. Iwan Fjodorowitsch Jepantschin zum Beispiel, der völlig ahnungslos war und sich keinen Vers auf diese »neue Sache« machen konnte, war sogar empört angesichts solcher Jugend und hätte sicher auf irgendeine Weise dagegen protestiert, wenn das ihm befreindliche, lebhafte Interesse seiner Gattin für die persönlichen Belange des Fürsten ihn nicht davon abgehalten hätte. Er blieb übrigens teils aus Neugier, teils aus Gutmütigkeit, sogar in der Hoffnung zu helfen, jedenfalls aber durch seine Autorität nützlich sein zu können; als aber der eintretende General Iwolgin ihn von weitem mit einer Verneigung grüßte, flammte seine Empörung auf; er wurde finster und beschloß, unnachgiebig zu schweigen.

Einer der vier Besucher war übrigens schon an die Dreißig, es war der verabschiedete Leutnant aus dem Gefolge Rogoschins, jener Boxer, der »seinerzeit je fünfzehn Rubelchen an Bittsteller verschenkt hatte«. Man sah, daß er als aufrichtiger Freund die anderen um der Courage willen, und, falls nötig, zur Unterstützung begleitete. Der erste Platz und die erste Rolle unter den anderen fiel allerdings jenem zu, der als »Sohn Pawlistschews« bezeichnet wurde, obwohl er sich als Antip Burdowskij vorstellte. Dieser junge Mann, ärmlich und ungepflegt gekleidet, in einem Gehrock mit speckigen, nahezu spiegelblanken Ärmeln, einer fettigen, hoch zugeknöpften Weste, die nichts von Wäsche darunter erkennen ließ, mit einem schwarzen, unsagbar schmierigen und beinahe kordelartig gedrehten Seidenschal, hatte ungewaschene Hände, ein von Mitessern übersätes Gesicht, hellblondes Haar und einen, wenn man es so ausdrücken kann, unschul-

dig-dreisten Blick. Er war nicht gerade klein, schlank und mochte zweiundzwanzig Jahre zählen. Nicht die leiseste Ironie, nicht die leiseste Reflexion zeigte sich auf seinem Gesicht; es spiegelte, ganz im Gegenteil, eine ungetrübte, stumpfsinnige, lustvolle Selbstgerechtigkeit wider und zugleich ein eigenartiges, unablässiges Bedürfnis, sich immer wieder gekränkt zu fühlen und in diesem Gefühl zu schwelgen. Er sprach aufgereggt, hastig und gleichzeitig stockend, seine Artikulation war undeutlich, als hätte er einen Sprachfehler oder als wäre er sogar ein Ausländer, obwohl er übrigens rein russischer Herkunft war.

Er wurde begleitet erstens von Lebedjews Neffen, der dem Leser bereits bekannt ist, und zweitens von Ippolit. Ippolit war noch sehr jung, siebzehn, vielleicht auch achtzehn Jahre alt, mit einem intelligenten, aber stets gereizten Gesicht, das von der Krankheit grausam gezeichnet war. Er war bis auf die Knochen abgemagert, gelblichbleich, seine Augen glänzten, und zwei rote Flecken glühten auf seinen Wangen. Er hustete ununterbrochen; jedes seiner Worte und beinahe jeder Atemzug waren von einem Röcheln begleitet. Man erkannte auf den ersten Blick, daß es Schwindsucht war, in weit fortgeschrittenem Stadium. Es sah ganz so aus, als hätte er nicht länger als zwei oder drei Wochen zu leben. Er war aufs äußerste erschöpft und ließ sich als erster auf einen Stuhl fallen. Die anderen gaben sich beim Eintreten ein wenig zeremoniös und fast verlegen, blickten jedoch recht bedeutungsschwer um sich und waren offensichtlich bemüht, nichts von ihrer Würde einzubüßen, was in merkwürdigem Widerspruch zu ihrer Reputation stand, sämtliche nutzlosen gesellschaftlichen Konventionen, Vorurteile und so gut wie alles auf dieser Welt, außer den eigenen Interessen, zu negieren.

»Antip Burdowskij«, stieß »Pawlistschews Sohn« hastig und stockend hervor.

»Wladimir Doktorenko«, stellte sich der Neffe Lebedjews vor, klar und deutlich, als bildete er sich etwas darauf ein,

daß er Doktorenko hieß.

»Keller!« knurrte der Leutnant a. D.

»Ippolit Terentjew«, krächzte der letzte mit einer überraschend schrillen Stimme. Alle hatten endlich auf einer Reihe von Stühlen dem Fürsten gegenüber Platz genommen, alle runzelten nach der Vorstellung alsbald die Brauen und legten, um sich Mut zu machen, ihre Mützen aus der einen Hand in die andere, alle holten Atem, um zu reden, aber alle blieben stumm, abwartend, mit herausfordernden Mienen, die zu verstehen gaben: »Paß auf, mein Lieber, uns machst du nichts vor!“ Man spürte, daß nur einer von ihnen das erste Wort zu sagen brauchte, und alle würden sofort gleichzeitig zu reden beginnen, sich überstürzend und wie um die Wette.

VIII

»MEINE Herren, ich habe keinen von Ihnen erwartet«, begann der Fürst, »ich war ja bis heute krank, und mit Ihrer Angelegenheit«, (er wandte sich an Antip Burdowskij), »hatte ich schon vor einem Monat Gawrilas Ardalionowitsch betraut, was ich Sie damals sogleich wissen ließ. Einer persönlichen Aussprache möchte ich übrigens keinesfalls aus dem Wege gehen, aber Sie werden zugeben, daß dieser Zeitpunkt ... ich schlage vor, daß Sie mir in einen anderen Raum folgen, wenn es nicht allzu lange dauern soll. Hier sind im Augenblick meine Freunde anwesend, und glauben Sie ...«

»Freunde ... ganz, wie beliebt, aber gestatten Sie«, fiel ihm plötzlich in ausgesprochen schulmeisterlichem Ton, wenn auch noch ohne die Stimme zu erheben, Lebedjews Neffe ins Wort, »gestatten Sie die Bemerkung, daß Sie uns höflicher hätten behandeln können und uns nicht zwei geschlagene

Stunden lang in Ihrer Domestikenstube hätten warten lassen sollen ...«

»Und, selbstverständlich ... und ich ... das ist echt fürstlich! Und ... Sie sind also General! Und ich bin aber nicht Ihr Lakai! Und ich, ich ...«, stammelte plötzlich in unbeschreiblicher Erregung Antip Burdowskij, mit bebenden Lippen und beleidigt zitternder Stimme, mit Speichelspritzern, die aus seinem Mund sprühten, als wäre in ihm etwas geplatzt oder übergelaufen, dann aber beeilte er sich plötzlich so sehr, daß man nach den ersten zehn Worten überhaupt nichts mehr verstand.

»Das war echt fürstlich!« rief Ippolit mit seiner krächzenden, brüchigen Stimme.

»Wenn das mir passierte«, knurrte der Boxer, »das heißt, wenn ich direkt, wenn ich als Ehrenmann getroffen wäre, das heißt, wenn ich an Burdowskijs Stelle wäre, dann ...«

»Meine Herren, ich habe erst vor einem Augenblick erfahren, daß Sie hier sind, bei Gott!« wiederholte der Fürst.

»Wir haben vor Ihren Freunden keine Angst, wer sie auch sein mögen, denn das Recht ist auf unserer Seite«, erklärte Lebedjews Neffe.

»Woher nehmen Sie eigentlich das Recht, wenn ich fragen darf«, krächzte von neuem Ippolit, aber diesmal äußerst hitzig, »Burdowskijs Angelegenheit dem Urteil Ihrer Freunde preiszugeben? Vielleicht legen wir auf das Urteil Ihrer Freunde überhaupt keinen Wert; man kann sich schon denken, was das Urteil Ihrer Freunde wert ist! ...«

»Aber ich bitte Sie, Herr Burdowskij, wenn Sie sich hier nicht unterhalten möchten«, endlich gelang es dem Fürsten, der von diesem Auftakt über die Maßen verblüfft war, zu Wort zu kommen, »so lassen Sie uns, wie ich vorgeschlagen habe, ins Haus gehen, ich kann nur wiederholen, daß ich von Ihnen allen erst vor wenigen Minuten gehört habe ...«

»Aber Sie haben kein Recht, Sie haben kein Recht, kein Recht! ... Ihre Freunde ... Jawohl! ...« stammelte Burdowskij

plötzlich von neuem, wobei er sich scheu und argwöhnisch umsah; je mißtrauischer und ängstlicher er wurde, desto heftiger sprach er, »Sie haben kein Recht!« Nachdem er dies hervorgestoßen hatte, verstummte er plötzlich, als hätte ihm jemand das Wort abgeschnitten, und starre wortlos mit seinen vorstehenden, kurzsichtigen, von dicken roten Äderchen durchzogenen Augen erwartungsvoll den Fürsten an, wobei er sich mit dem ganzen Oberkörper vorbeugte. Der Fürst war diesmal so verblüfft, daß er nichts entgegnete und ihn mit aufgerissenen Augen ebenfalls stumm anstarre.

»Lew Nikolajewitsch!« rief plötzlich Lisaweta Prokofjewna. »Hier, lies das vor, augenblicklich, das betrifft unmittelbar deine Sache.«

Sie hielt ihm eilig eine Nummer eines satirischen Wochenblatts hin und zeigte mit dem Finger auf eine Spalte. Lebedjew war, noch während die Besucher die Veranda betrat, an die Seite Lisaweta Prokofjewnas geschlichen, um deren Gunst ihm sehr zu tun war, hatte aus einer Seitentasche diese Zeitung hervorgezogen und ihr wortlos vor die Augen gehalten, wobei er auf eine angestrichene Spalte wies: Das, was Lisaweta Prokofjewna inzwischen gelesen hatte, hatte sie tief getroffen und aufgeregt.

»Wäre es nicht vielleicht besser, nicht laut vorzulesen?« stammelte der Fürst außerordentlich verlegen. »Ich möchte lieber allein ... nachdem ...«

»Dann mußt du es vorlesen, sofort und laut!« wandte sich Lisaweta Prokofjewna an Kolja und entriß ungeduldig dem Fürsten die Zeitung, die er kaum in die Hand genommen hatte. »Ganz laut, damit jeder es hört.«

Lisaweta Prokofjewna war eine hitzige und leicht entflammable Dame, die plötzlich und mit einem Mal, ohne lange zu überlegen, alle Anker lichtete und ins offene Meer hinaussegelte, ohne sich ums Wetter zu kümmern. Iwan Fjodorowitsch war sichtlich beunruhigt. Während alle im ersten Augenblick unwillkürlich verstummten und in erwar-

tungsvollem Staunen verharrten, schlug Kolja die Zeitung auf und begann, die ihm von dem Lebedjew eifertig gezeigte Stelle laut vorzulesen:

»Proletarier und Sprößlinge, Episode aus dem bei hellichem Tage und tagtäglich stattfindenden Diebstahl! Progreß! Reform! Gerechtigkeit!

Seltsame Dinge gehen vor in unserem sogenannten heiligen Mütterchen Rußland, in unserem Zeitalter der Reform und handelsgesellschaftlichen Initiativen, im Zeitalter des nationalen Gedankens und der Hunderten von Millionen, die Jahr für Jahr ins Ausland fließen, im Zeitalter der Förderung der Industrie und der Paralyse der Arbeitskräfte und so weiter, und so weiter, es läßt sich nicht alles aufzählen, Herrschaften, kommen wir deshalb gleich zur Sache! Eine eigenartige Geschichte ist einem der Sprößlinge unserer verblichenen Großgrundbesitzer-Aristokratie (de profundis!) zugestoßen, einem jener Sprößlinge übrigens, deren Großväter bereits ihr Vermögen am Spieltisch beim Roulette durchgebracht hatten, deren Väter gezwungen waren, als Fähnrichen und Leutnants ihr Dasein zu fristen und üblicherweise wegen eines unschuldigen Fehlbetrages in der Regimentskasse unter Anklage starben und deren Kinder, gleich dem Helden unserer Geschichte, entweder als Idioten aufwuchsen oder sogar einer kriminellen Handlung überführt, worauf sie übrigens im Vertrauen auf Einsicht und Besserung von den Schöffen freigesprochen werden, oder sie vollführen schließlich eines jener Kunststücke, die das Publikum Staunen machen und unserer ohnehin ziemlich anrüchigen Zeit zur Schande gereichen. Unser Sprößling kehrte vor rund einem halben Jahr, mit ausländischen Gamaschen an den Füßen und vor Kälte in dem mit Luft gefütterten Mantel zitternd, an einem Wintertag aus der Schweiz nach Rußland zurück, wo er sich einer Kur gegen Idiotie (sic!) unterzogen hatte. Zugegeben, das Glück war ihm hold, dergestalt, daß er, von seiner interessanten Krankheit, die er in der Schweiz zu ku-

rieren gedachte (läßt sich etwa Idiotie kurieren, man stelle sich so was vor!), abgesehen, einen Beweis für die Trifigkeit des russischen Sprichworts darstellte: ›Eine gewisse Sorte Mensch hat immer Glück!‹ Man überlege: Schon als Säugling Vollwaise nach dem Verscheiden seines Vaters, eines Leutnants, der, wie man hört, während eines gerichtlichen Verfahrens, in dem es um das plötzliche Verschwinden der gesamten Kompaniekasse im Zusammenhang mit glücklosem Kartenspiel, vielleicht aber auch um eine allzu großzügig bemessene Anzahl von Stockhieben, die er einem Untergebenen verabfolgen ließ (denken Sie an die gute alte Zeit, Herrschaften!) ging, das Zeitliche gesegnet hatte, kam unser Baron aus Gnade und Barmherzigkeit als Zögling in das Haus eines der sehr reichen russischen Gutsbesitzer. Dieser russische Gutsbesitzer – wir wollen ihn P. nennen –, in den vergangenen goldenen Zeiten Besitzer von viertausend Seelen (leibeigener Seelen! Verstehen Sie, Herrschaften, diesen Ausdruck? Ich verstehe ihn nicht, ich muß im Konversationslexikon nachschlagen: ›Die Mär ist frisch, doch überzeugt sie kaum‹), war offensichtlich einer von jenen russischen Faulpelzen und Tagedieben, die ihr müßiges Leben im Ausland, den Sommer in Bädern, den Winter in Paris, allwo sie im ›Château des fleurs‹ zu ihrer Zeit unermeßliche Summen zurückließen, verbrachten. Es kann definitiv behauptet werden, daß mindestens ein Drittel der Abgaben der gesamten leibeigenen Bauernschaft jener Zeit vom Inhaber des ›Château des fleurs‹ in Paris (was für ein Glückspilz!) eingestrichen wurde. Aber wie dem auch sei, der sorglose P. ließ dem verwaisten Herrchen eine fürstliche Erziehung angedeihen, stellte für ihn Erzieher und Erzieherinnen ein (letztere dürften zweifellos nicht unansehnlich gewesen sein), die er bei gegebener Gelegenheit persönlich aus Paris importierte. Aber der letzte Sprößling des hochherrschaftlichen Geschlechts war ein Idiot. Die ›Château des fleurs-schen Gouvernanten konnten nichts ausrichten, und bis zu seinem zwanzigsten

Lebensjahr hatte unser Zögling sogar nicht einmal sprechen gelernt, in keiner Sprache, Russisch nicht ausgenommen. Letzteres ist übrigens verzeihlich. Endlich tauchte in dem russischen Schädel des Leibeigenenhalters P. der phantastische Einfall, daß man dem Idioten in der Schweiz Verstand beibringen könnte, auf – ein übrigens logischer phantastischer Einfall: Für einen Parasiten aus der besitzenden Klasse war nichts natürlicher, als sich einzubilden, daß man für Geld auf dem Markt sogar Verstand (und insbesondere in der Schweiz) kaufen könnte. Fünf volle Jahre dauerte die Kur bei irgendeinem berühmten Professor in der Schweiz, die Tausende kostete: Gescheit ist der Idiot selbstverständlich nicht geworden, hat jedoch, wie man hört, immerhin menschliche Züge, wenn auch zweifellos nur halbwegs, angenommen. Plötzlich stirbt P. über Nacht. Ein Testament ist selbstverständlich nicht vorhanden; die Vermögensverhältnisse sind, wie gewöhnlich, nicht geregelt, habgierige Erben melden sich scharenweise, aber keiner hat für irgendeinen Sprößling, den Letzten seines Geschlechts, der aus Gnade und Barmherzigkeit von dem erblichen Schwachsinn in der Schweiz geheilt werden sollte, auch nur das geringste Interesse. Obwohl er ein Idiot war, versuchte dieser Sprößling seinen Professor übers Ohr zu hauen, und es gelang ihm, wie man hört, zwei Jahre lang von ihm gratis behandelt zu werden und ihm den Tod seines Wohltäters zu verheimlichen. Aber der Professor war selbst ein Scharlatan und mit allen Wassern gewaschen; aufgeschreckt durch die Mittellosigkeit und vor allem durch den gesegneten Appetit seines fünfundzwanzigjährigen Mitessers, zog er ihm schließlich seine abgelegten Gamaschen über die Füße, schenkte ihm seinen eigenen fadenscheinigen Mantel und schickte ihn gnädigst auf die Reise, dritter Klasse, »nach Rußland« – nur, um ihn aus der Schweiz hinauszutragen. Es sah so aus, als hätte das Glück unserm Helden den Rücken gezeigt. Aber weit gefehlt: Fortuna, die ganze Gouvernements den Hungertod

sterben lässt, schüttet ihre sämtlichen Gaben auf einmal über einen jämmerlichen Aristokraten aus, gleich Krylows „Wolke“, die über ein verdorrtes Feld hinwegeilt und sich über dem Ozean ergießt. Fast im selben Augenblick, als er, aus der Schweiz kommend, sich in Petersburg einfindet, verstirbt in Moskau ein Verwandter seiner Mutter (die, wie man sich denken kann, aus dem Kaufmannsstande kam), ein alter, kinderloser Hagestolz, Kaufmann, Langbart und Raskolnik, und hinterläßt ein paar Millionen unanfechtbares rundes reines Erbe in bar (das war' doch was für uns, wohlgenieigter Leser!) unserem Sprößling, alles unserem Baron, der seine Idiotie in der Schweiz kurieren sollte! Und schon spielte eine andere Musik. Um unsern Gamaschen-Baron, der inzwischen einer stadtbekannten Schönheit, einer Kurtisane, den Hof machte, scharten sich plötzlich Freunde und Kumpane, sogar aufgetauchte Verwandte und vor allem ganze Scharen hochwohlgeborener junger Damen, die es nach dem legitimen Ehebund hungert und dürstet und für die es nichts Besseres gibt: Aristokrat, Millionär, Idiot – sämtliche Vorzüge auf einmal, einen solchen Ehemann kann man mit der Laterne suchen und sich nicht einmal auf Bestellung anfertigen lassen! ...«

»Das ... das verstehe ich nicht!« rief Iwan Fjodorowitsch in höchster Empörung aus.

»Hören Sie auf, Kolja!« rief der Fürst mit flehentlicher Stimme.

Von allen Seiten ertönten Rufe.

»Weiterlesen! Weiterlesen, unter allen Umständen!« befahl Lisaweta Prokofjewna, die sich offensichtlich nur mit äußester Mühe beherrschte. »Fürst! Wenn nicht weitergelesen wird, ist es aus zwischen uns.«

Es war nichts zu machen, Kolja, erhitzt, rot, schockiert, las aufgeregzt weiter:

»Aber während unser frischgebackener Millionär sozusagen in den Empyreen schwiebte, trat ein gänzlich fernliegen-

der Umstand ein. Eines schönen Vormittags erscheint bei ihm ein Besucher mit strengem und ruhigem Gesicht, höflicher und billiger Rede, schlichter und vornehmer Kleidung, eindeutig progressiver Gesinnung und klärt ihn mit knappen Worten über den Grund seines Besuches auf: Er sei ein namhafter Advokat; habe Vollmacht von einem gewissen jungen Herrn; erscheine hier in dessen Namen. Besagter junger Herr ist nicht mehr und nicht weniger, obwohl er einen anderen Namen trägt, als der Sohn des verstorbenen P. Der Lüstling P. hatte in seiner Jugend ein ehrbares armes Mädchen, das zu seinem Gesinde gehörte, aber eine europäische Erziehung genossen hatte, verführt (wobei selbstverständlich die Rechte des Barons zur Zeit der vergangenen Leibeigenschaft zur Geltung kamen) und angesichts der unausbleiblichen, obzwar naheliegenden Folgen dieser Beziehung sie eiligst mit einem gewerblich tätigen und sogar beamteten Mann von vornehmen Charakter, der schon seit langem eine Neigung für dieses Mädchen gefaßt hatte, verheiratet. Anfangs unterstützte er die Neuvermählten; aber alsbald verweigerte der vornehme Charakter des Gatten die Annahme einer Unterstützung. Es verging einige Zeit, P. vergaß nach und nach sowohl das junge Mädchen als auch den von ihm gezeugten Sohn und starb, wie bekannt, ohne eine letztwillige Verfügung hinterlassen zu haben. Unterdessen blieb sein Sohn, bereits in legitimer Ehe geboren und unter anderem Namen aufgewachsen und vorbehaltlos von dem vornehmen Charakter des Gatten seiner Mutter, der nichtsdestotrotz seinerzeit verschied, adoptiert, völlig auf sich gestellt, wobei er auch für seine kränkliche, leidende, gelähmte Mutter in einem der weitab gelegenen Gouvernements zu sorgen hatte; er verdiente sich seinen Unterhalt in der Metropole durch tagtägliche edle Arbeit, indem er Privatunterricht in Kaufmannshäusern erteilte und sich dadurch zuerst den Gymnasiumsbesuch und später das Hören von Vorlesungen, die ihn seinem weitgesteckten Ziel näherbringen

sollten, ermöglichte. Doch wie weit kann man mit Privatunterricht in russischen Kaufmannshäusern, mit zehn Kopeken pro Stunde, und noch dazu mit der leidenden, gelähmten Mutter, deren endlicher Tod in dem weit abgelegenen Gouvernement ihm kaum eine Erleichterung brachte, kommen? Und nun die Frage: Wie mußte unser Sprößling nach Recht und Billigkeit denken? Sie, wohlgeneigter Leser, nehmen selbstverständlich an, daß er sich folgendes gesagt haben müßte: »Ich habe mein Leben lang alle Wohlthaten P.s genossen; meine Erziehung, meine Gouvernanten und die Heilung meiner Idiotie verschlangen in der Schweiz zigtausende. Jetzt sitze ich auf meinen Millionen, und der edle Charakter des Sohnes P.s, der an den Fehlritten seines leichtsinnigen und vergeßlichen Vaters völlig unschuldig ist, geht an seinen Privatstunden zugrunde. Alles, was für mich ausgegeben wurde, hätte gerechterweise ihm zugute kommen müssen. Die riesigen Summen, die für mich verschwendet wurden, gehörten mir eigentlich nie. Es war nichts als ein blinder Fehler der Fortuna; die gehörten dem Sohn von P. Sie sollten zu seinen Gunsten und nicht zu meinen, der ich doch nur die Ausgeburt einer phantastischen Laune des leichtsinnigen und vergeßlichen P. bin, verwendet werden. Wäre ich wirklich edel, taktvoll, gerecht, so müßte ich seinem Sohn die Hälfte meines Erbes abtreten; da ich aber in erster Linie ein berechnender Mensch bin und sehr wohl weiß, daß dieser Fall kein juristischer ist, bin ich nicht willens, mich von der Hälfte meiner Millionen zu trennen. Aber es wäre doch, gelinde gesagt, mehr als gemein und mehr als unverschämt (der Sprößling läßt außer acht, daß es für ihn auch nicht vorteilhaft wäre) meinerseits, wenn ich jetzt jene Zehntausend, die mein Schwachsinn P. gekostet hat, nicht seinem Sohn zurückzahlen wollte. Dabei entscheiden nur Gewissen und Gerechtigkeit! Denn was wäre aus mir geworden, wenn P. sich nicht meiner angenommen, sondern statt dessen für seinen eigenen Sohn gesorgt hätte?«

Aber weit gefehlt, Herrschaften! Unsere Sprößlinge denken anders. Wie beredt der Anwalt des jungen Mannes, der den Fall einzig und allein aus Freundschaft und beinahe gegen dessen Willen übernommen, sich beinahe aufgedrängt hatte, auch sprach, wie eindringlich er ihn auch an die Pflichten von Ehre, Gerechtigkeit, vornehmer Gesinnung, sogar schlichtem Vorteil erinnerte, der Schweizer Zögling blieb unerschüttert. Und was tut er? Alles wäre zu ertragen gewesen, aber eines ist wirklich unverzeihlich und durch keine noch so interessante Krankheit zu erklären: Diesem kaum den Gamaschen seines Professors entwachsenen Millionär will nicht einmal einleuchten, daß der vornehme Charakter des jungen Mannes, der sich mit seinen Privatstunden zu Tode plagt, nicht um eine Gnade oder eine Wohltat, sondern um sein gutes Recht und das ihm, wenn auch nicht im juristischen Sinne, Zustehende bittet, ja, nicht einmal bittet, sondern sich lediglich von seinen Freunden vertreten läßt. In majestätischer Haltung und berauscht von der Möglichkeit, die Menschen mit seinen Millionen ungestraft zu erdrücken, zieht unser Sprößling einen Fünfzig-Rubel-Schein aus der Tasche und bittet, denselben dem vornehmen jungen Mann als schamloses Almosen zu überbringen. Sie wollen es nicht glauben, Herrschaften? Sie sind empört, betroffen? Ihnen entringt sich ein Schrei der Empörung: Aber er tat es, er tat es wahrhaftig! Es versteht sich, daß das Geld ihm umgehend zurückgegeben, sozusagen ihm in die Visage geschleudert wurde. Wie kann dieser Fall entschieden werden? Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Es bleibt nur die Öffentlichkeit! Wir unterbreiten diese Geschichte der Öffentlichkeit, wobei wir uns für ihre Authentizität verbürgen. Einem unserer bekanntesten Humoristen ist, wie man hört, zu diesem Anlaß ein wunderschönes Epigramm, würdig, als Beitrag zu einer Sittenschilderung nicht nur in der Gouvernements-, sondern sogar in der Residenz presse Platz zu finden, gelungen:

Mit dem Mantel Doktor Schneiders*
Hat das Löwchen^{**} lang gespielt,
Hat fünf Jährchen ohne weiters
Mit dem Nichtstun prall gefüllt.

Kommt zurück und trägt Gamaschen,
Erbt die Millionen gern,
Stiehlt Studenten ihre Groschen,
Lobt auf Russisch Gott den Herrn.«

Kaum hatte Kolja zu Ende gelesen, gab er schleunigst die Zeitung dem Fürsten weiter, stürzte wortlos in eine Ecke, drückte sich hinein und schlug die Hände vors Gesicht. Er schämte sich unsäglich, und seine kindliche, an Schmutz noch nicht gewöhnte Empfindlichkeit war sogar übermäßig getroffen. Er glaubte, daß etwas Außerordentliches eingetreten, alles auf einmal zerstört sei und daß wohl auch er Schuld daran habe, allein schon dadurch, daß er dies laut vorgelesen habe.

Aber auch alle anderen schienen ähnliches zu empfinden.

Die jungen Damen waren sehr verlegen, es war ihnen peinlich. Lisaweta Prokofjewna unterdrückte ihren maßlosen Zorn, auch sie bereute vielleicht bitter, daß sie sich eingeschmissen hatte; jetzt schwieg sie. Dem Fürsten ging es nicht anders, wie es in ähnlichen Fällen besonders schüchternen Menschen immer geht: Er schämte sich so sehr für seine Besucher, daß er im ersten Augenblick nicht einmal wagte, sie auch nur anzusehen. Ptizyn, Warja, Ganja, sogar Lebedjew – sie alle machten ziemlich betretene Gesichter. Besonders bemerkenswert war, daß Ippolit und »Pawlistschews Sohn« ebenfalls irgendwie überrascht schienen; auch Lebed-

* Der Name des Schweizer Professors.

** Löwchen. Koseform von Lew, russ. Löwe.

jews Neffe war sichtlich unzufrieden. Nur der Boxer saß vollkommen ruhig da und zwirbelte seinen Schnurrbart mit bedeutungsvoller Miene und leicht gesenkten Augen, letzteres nicht vor Verlegenheit, sondern, im Gegenteil, in vornehmer Bescheidenheit und im Gefühl eindeutigen Triumphs. Alles ließ erkennen, daß er an dem Artikel außerordentlichen Gefallen fand.

»Der Teufel mag wissen, was das soll«, knurrte Iwan Fjodorowitsch halblaut, »als hätten sich fünfzig Lakaien zusammengetan, um einen Artikel zu verfassen, und hätten ihn auch glücklich zustande gebracht.«

»Gestatten Sie die Frage, mein Herr, wieso Sie sich herausnehmen, derart beleidigende Vermutungen zu äußern?« preschte Ippolit vor, am ganzen Körper zitternd.

»Das ist, das ist ... für einen vornehmen Menschen ist das ... Sie müssen das selbst zugeben, General, wenn es sich um einen vornehmen Menschen handelt, dann ist das für ihn einfach beleidigend!« knurrte der Boxer, der sich plötzlich ebenfalls belebte und nun, den Schnurrbart zwirbelnd, den Oberkörper straffte und die Schultern reckte.

»Erstens bin ich für Sie nicht ›mein Herr‹, und zweitens habe ich nicht die Absicht, Ihnen irgendwelche Erklärungen abzugeben«, antwortete Iwan Fjodorowitsch scharf und in höchstem Zorn, erhob sich, ging wortlos zur Verandatreppe und blieb auf der obersten Stufe stehen, mit dem Rücken zum Publikum, tief empört über Lisaweta Prokofjewna, die sogar jetzt noch nicht gewillt war, ihren Platz zu verlassen.

»Meine Herren, meine Herren, erlauben Sie mir doch endlich, meine Herren, etwas zu sagen!« rief der Fürst erregt und voller Pein. »Und haben Sie die Güte, so zu reden, daß wir einander verstehen! Ich möchte nichts gegen diesen Artikel einwenden, meine Herren, mag darin stehen, was will; aber alles, was in diesem Artikel gedruckt steht, meine Herren, ist unwahr: Ich sage das deshalb, weil Sie es selbst wissen; man schämt sich sogar. Darum müßte ich mich ent-

schieden wundern, wenn einer von Ihnen der Verfasser wäre.«

»Ich habe bis zu diesem Moment von diesem Artikel nichts gewußt«, erklärte Ippolit, »ich billige diesen Artikel nicht.«

»Ich habe zwar gewußt, daß er geschrieben wurde, aber ... aber ich hätte ebenfalls von einer Veröffentlichung abgeraten, weil sie verfrüht ist«, fügte Lebedjews Neffe hinzu.

»Ich wußte, aber ich habe das Recht ... ich ...«, stammelte der »Sohn Pawlistschews«.

»Wie? Sie haben das ganze verfaßt?« fragte der Fürst und sah Burdowskij neugierig an. »Das kann doch nicht sein!«

»Es ist durchaus möglich, Ihnen das Recht auf derartige Fragen abzusprechen«, mischte sich Lebedjews Neffe ein.

»Ich habe mich nur gewundert, daß es Herrn Burdowskij gelungen ist ... aber ... ich möchte doch fragen, warum Sie, wenn Sie schon mit dieser Angelegenheit vor die Öffentlichkeit getreten sind, vorhin so gekränkt waren, als ich dieselbe Angelegenheit vor meinen Freunden erwähnte?«

»Na, endlich!« murmelte Lisaweta Prokofewna empört.

»Und Sie geruhnen sogar zu vergessen, Fürst«, Lebedjew, beinahe fiebernd, hielt es nicht länger aus und wand sich plötzlich zwischen den Stühlen hindurch, »Sie geruhnen zu vergessen, daß es nur an Ihrem guten Willen und der beispiellosen Güte Ihres Herzens lag, sie zu empfangen und anzuhören und daß nicht die Spur eines Rechts, irgend etwas zu fordern, auf ihrer Seite ist, zumal Sie diese Sache bereits Gawrila Ardalionowitsch übergeben haben, und auch dieses taten Sie nur aus Ihrer grenzenlosen Güte, aber jetzt, erlauchtestigster Fürst, im Kreise Ihrer auserwählten Freunde, da Sie sich außerstande sehen müssen, eine solche Gesellschaft diesen Herren zu opfern, jedoch durchaus imstande sind, diese Herren samt und sonders unverzüglich vor die Tür zu setzen, was ich als Eigentümer dieses Hauses sogar mit ausgesprochenem Vergnügen ...«

»Richtig!« dröhnte plötzlich aus der Tiefe des Raumes General Iwolgin.

»Es ist genug, Lebedjew, es ist genug, genug«, versuchte der Fürst zu beschwichtigen, aber ein einziger Sturm der Empörung übertönte seine Worte.

»O nein, Fürst! Entschuldigen Sie, aber jetzt ist es nicht mehr genug. Entschuldigen Sie!« verschaffte sich Lebedjews Neffe beinahe schreiend Gehör. »Jetzt gilt es, den Fall klar und deutlich darzustellen, denn man hat ihn offenbar nicht verstanden. Da sind Winkeladvokaten am Werk, und aufgrund dieser Winkeladvokaten droht man uns vor die Tür zu setzen! Glauben Sie etwa, Fürst, wir wären dumm genug, nicht zu wissen, daß unser Anliegen juristisch im höchsten Maße unhaltbar ist und daß wir, juristisch gesehen, auf keinen einzigen Rubel rechtmäßig Anspruch erheben können? Aber wir stehen ja gerade auf dem Standpunkt, daß in diesem Fall nicht das bürgerliche, sondern das humane, das natürliche Recht gilt; das Recht des gesunden Menschenverstandes und die Stimme des Gewissens, mag dieses Recht, unser Recht, auch in keinem morschen menschlichen Codex fixiert sein, aber ein edler und ehrlicher Mensch, das heißt genausoviel wie ein vernünftig denkender Mensch, ist verpflichtet, sich als edler und ehrlicher Mensch sogar in solchen Punkten zu erweisen, die in keinem Codex fixiert sind. Und deshalb sind wir jetzt hier, ohne zu fürchten, daß man uns vor die Tür setzt (was Sie uns soeben angedroht haben), einzig und allein, *weil* wir *nicht bitten*, sondern *fordern* und unsern Besuch zu einer unschicklich späten Stunde abstatten (obwohl wir keineswegs unschicklich spät erschienen sind, sondern von Ihnen selbst zu langem Warten bei den Domes- tiken gezwungen wurden), wir sind jetzt hier, wie schon gesagt, ohne etwas zu fürchten, weil wir darauf rechneten, gerade in Ihnen einem Menschen mit gesundem Verstand, das heißt einem Mann von Ehre und Gewissen, zu begegnen. Ja, es stimmt, wir treten hier keineswegs demütig ein, kei-

neswegs als Schmarotzer und Schmeichler, sondern erhobenen Hauptes, als freie Menschen, die keine Bitte, sondern eine freie und selbstbewußte Forderung vorzubringen haben (Sie hören: keine Bitte, sondern eine Forderung, schreiben Sie es sich hinter die Ohren). Mit Würde und ohne Umschweife stellen wir Ihnen die Frage: Bekennen Sie sich in dem Fall Burdowskij schuldig oder nicht schuldig? Geben Sie zu, von Pawlistschew unzählige Wohltaten empfangen zu haben und von ihm vielleicht sogar vor dem Tode gerettet worden zu sein? Wenn Sie das alles zugeben (und der Augenschein spricht dafür), haben Sie dann die Absicht, oder vielmehr halten Sie es nicht für gerecht, Ihrerseits, nachdem Sie Millionen eingestrichen haben, den notleidenden Sohn Pawlistschews zu entschädigen, auch wenn er den Namen Burdowskij trägt? Ja oder nein? Wenn *ja*, das heißt mit anderen Worten, wenn Sie das in sich haben, was Sie in Ihrer Sprache Ehre und Gewissen nennen und was wir exakter als gesunden Menschenverstand bezeichnen, dann befriedigen Sie unsere Ansprüche, und die Sache ist erledigt. Tun Sie es ohne Bitten und auch ohne Dankesbezeugungen unsererseits, dergleichen können Sie von uns nicht erwarten, denn Sie tun das nicht um unseretwillen, sondern um der Gerechtigkeit willen! Sollten Sie sich jedoch weigern, unsere Ansprüche zu befriedigen, das heißt, sollten Sie antworten: *Nein*, dann werden wir uns sofort entfernen, und das Verfahren wird eingestellt; aber dann werden wir Ihnen ins Gesicht sagen, vor Ihren Zeugen, daß Sie ein Mensch von primitiver Denkart sind und auf einer niedrigen Entwicklungsstufe stehen; daß Sie sich künftig nicht mehr einen Mann von Ehre und Gewissen nennen dürfen und das Recht darauf verscherzt haben, weil Sie für dieses Recht nicht angemessen bezahlen wollen. Ich schließe. Ich habe eine Frage gestellt. Setzen Sie uns jetzt vor die Tür, wenn Sie es wagen. Es steht in Ihrer Macht, das zu tun, die Macht ist auf Ihrer Seite. Bedenken Sie jedoch, daß wir trotzdem fordern, aber nicht bitten.

Fordern, aber nicht bitten.«

Lebedjews Neffe, der sich in Hitze geredet hatte, hielt inne.

»Wir fordern, fordern, fordern, aber wir bitten nicht ...!« stammelte Burdowskij und wurde rot wie ein Krebs.

Nach der Rede von Lebedjews Neffen entstand eine allgemeine Bewegung und sogar ein Stimmengewirr, obwohl alle Anwesenden offensichtlich jede Einmischung vermeiden wollten, allenfalls Lebedjew ausgenommen, der sich wie im Fieber gebärdete. (Sonderbar: Lebedjew, der für den Fürsten offen Partei ergriffen hatte, schien jetzt, nach dem Auftritt seines Neffen, in einer Art Familienstolz zu schwelgen; jedenfalls ließ er den Blick mit höchst zufriedenem Ausdruck über das Publikum schweifen.)

»Meiner Meinung nach«, begann der Fürst ziemlich leise, »meiner Meinung nach haben Sie, Herr Doktorenko, in allem soeben von Ihnen Gesagten zur Hälfte völlig recht, ich gebe sogar zu, daß es die weit größere Hälfte ist, und ich wäre mit Ihnen völlig einig, wenn Sie in Ihrer Rede nicht etwas ausgelassen hätten. Ich bin nicht imstande und finde mich auch nicht in der Lage, genau in Worte zu fassen, was Sie eigentlich ausgelassen haben, aber ganz gewiß hat irgend etwas in der Rede gefehlt, falls Sie den Standpunkt der Gerechtigkeit vertreten wollten. Aber wenden wir uns lieber der Sache zu, meine Herren. Sagen Sie mir doch, wozu haben Sie diesen Artikel veröffentlicht? Er besteht Wort für Wort aus Verleumdungen; auf diese Weise haben Sie, meine Herren, eine Niedertracht begangen.«

»Erlauben Sie! ...«

»Geehrter Herr! ...«

»Das ist ... das ist ... das ist ...« ließen sich die aufgeregten Besucher vernehmen.

»Was diesen Artikel angeht«, fiel Ippolit krächzend ein, »was diesen Artikel angeht, habe ich Ihnen bereits zugegeben, daß ich und auch andere ihn nicht billigen! Geschrieben hat

ihn der da!« Er deutete auf den neben ihm sitzenden Boxer. »Er hat vulgär geschrieben, zugegeben, er hat ungeschickt und in einem Stil geschrieben, dessen sich alle seinesgleichen, alle Offiziere a. D., befleißigen. Er ist dumm und außerdem auf seinen Vorteil aus, einverstanden, ich sage ihm das jeden Tag ins Gesicht, aber trotzdem war er zur Hälfte im Recht: Die Öffentlichkeit ist das legitime Recht eines jeden, folglich auch Burdowskijs. Und die Ungereimtheiten kommen auf seine Rechnung. Wenn es sich aber darum handelt, daß ich im Namen aller anfangs gegen die Anwesenheit Ihrer Freunde protestierte, so halte ich es für notwendig, Ihnen, meine Herrschaften, zu erklären, daß ich einzige und allein deshalb protestierte, um unser Recht zu demonstrieren, daß wir uns in Wirklichkeit sogar Zeugen wünschten, und uns, bevor wir eintraten, alle vier darüber geeinigt hatten. Wer immer Ihre Zeugen auch sein mögen, und seien sie auch Ihre Freunde, sie werden nicht umhin können, das Recht Burdowskijs anzuerkennen (weil dieses Recht, wie auf der Hand liegt, ein mathematisches ist), und somit ist es sogar günstiger, wenn ausgerechnet Ihre Freunde die Zeugen sind; um so evidenter wird die Wahrheit.«

»Stimmt, wir hatten uns darüber geeinigt«, bekräftigte Lebedjews Neffe.

»Aber warum gab es vorhin, gleich nach den ersten Worten, so viel Lärm und Geschrei, wenn Sie es nicht anders wollten?« wunderte sich der Fürst.

»Und wegen dem Artikel, Fürst«, mischte sich der Boxer ein, dem furchtbar viel daran lag, auch mitzureden, und der sich auf einmal sehr aufgekratzt und gefällig zeigte (man darf vermuten, daß die Anwesenheit von Damen eine nicht zu übersehende tiefe Wirkung auf ihn ausübte), »wegen dem Artikel, da muß ich gestehen, daß ich in der Tat der Autor bin, und obwohl mein leidender Freund, dem ich gewohnheitsgemäß wegen seinem angegriffenen Gesundheitszustand alles verzeihe, ihn erbarmungslos kritisiert hat. Verfaßt und

in der Zeitschrift eines aufrichtigen Freundes veröffentlicht habe ich ihn als Leserbrief. Nur das Gedicht ist nicht von mir und stammt tatsächlich aus der Feder eines bekannten Humoristen. Ich habe ihm den Aufsatz lediglich vorgelesen, und zwar in Auszügen, und von ihm sofort die Zustimmung zur Veröffentlichung erhalten, aber Sie werden zugeben, daß ich das auch ohne seine Zustimmung veröffentlichen konnte. Die Öffentlichkeit ist ein allgemeines, edles und wohltätiges Recht. Ich hoffe, Fürst, daß Ihre Denkungsart progressiv genug ist, daß Sie das nicht leugnen ...«

»Ich leugne nichts, aber Sie müssen zugeben, daß in Ihrem Artikel ...«

»Scharf rangegangen wird, wollen Sie sagen? Aber es geht dabei um das allgemeine Wohl, sozusagen, das müssen Sie zugeben, und schließlich, wie kann man einen dermaßen herausfordernden Fall unbeachtet lassen? Pech für die Schuldigen, aber das allgemeine Wohl geht immer vor. Was einige Ungenauigkeiten angeht, Hyperbeln sozusagen, so müssen Sie gleichfalls zugeben, daß es in erster Linie um die Initiative geht, um das Ziel und die Absicht; das gute Beispiel geht vor, und dann erst kommen die Einzelheiten, und schließlich kommt es auf den Stil an, auf die sozusagen humoristische Lektion, und zu guter Letzt schreiben sie alle so, das müssen Sie zugeben. Ha-ha-ha!«

»Aber das ist ein ganz falscher Weg! Ich versichere Ihnen, meine Herren«, rief der Fürst, »Sie haben den Artikel in der Annahme veröffentlicht, daß ich um keinen Preis bereit sein würde, auf die Ansprüche des Herrn Burdowskij einzugehen, also um mich einzuschüchtern und sich irgendwie an mir zu rächen. Aber woher wollten Sie das wissen: Vielleicht war ich bereit, Herrn Burdowskij zufriedenzustellen. Ich erkläre klipp und klar, vor allen Zeugen, daß ich auf alles eingehen werde, was ...«

»Bitte sehr, endlich ein kluges und vornehmes Wort von einem klugen und vornehmen Mann!« verkündete der Boxer.

»Mein Gott!« entfuhr es Lisaweta Prokofjewna.

»Unerträglich«, murmelte der General.

»Erlauben Sie, meine Herren, erlauben Sie mir, den Fall darzulegen«, bat der Fürst flehentlich. »Vor etwa fünf Wochen, Herr Burdowskij, erschien bei mir in S. Ihr Bevollmächtigter und Anwalt, ein gewisser Tschebarow. Sie, Herr Keller, haben ihn sehr schmeichelhaft in Ihrem Artikel portraitiert«, wandte sich der Fürst plötzlich lachend an den Boxer, »mir aber hat er überhaupt nicht gefallen. Ich habe auf den ersten Blick erkannt, daß hinter allem dieser Tschebarow steckt und daß er es gewesen sein muß, der Ihre Naivität, Herr Burdowskij, ausgenutzt und diese ganze Geschichte in Gang gesetzt hat, um es aufrichtig zu sagen.«

»Sie haben kein Recht ... Ich bin nicht ... naiv ... Das ist ...«, stammelte Burdowskij aufgeregt.

»Sie haben nicht das geringste Recht, Vermutungen dieser Art zu äußern«, mischte sich Lebedjews Neffe belehrend ein.

»Das ist in höchstem Maße beleidigend!« krächzte Ippolit. »Eine solche Vermutung ist beleidigend, unwahr und für das Problem ohne Belang.«

»Verzeihung, meine Herren, Verzeihung.« Der Fürst bekannte sich sogleich schuldig. »Bitte, entschuldigen Sie; ich habe so geredet, weil es mir in den Sinn kam, daß es günstiger wäre, wenn wir völlig aufrichtig miteinander sprächen; aber bitte, ganz wie Sie wünschen. Ich habe Tschebarow damals gesagt, daß ich, da ich mich nicht in Petersburg aufhalte, umgehend einen Freund beauftragen würde, sich dieser Sache anzunehmen, und Sie, Herr Burdowskij, davon benachrichtigen würde. Ich gestehe offen, meine Herren, daß ich diese Angelegenheit für ein Gaunerstück hielt, eben wegen dieses Tschebarow ... Oh, nehmen Sie es mir nicht übel, meine Herren, nehmen Sie es mir um Gottes willen nicht übel!« rief der Fürst erschrocken, als er Burdowskijs verlegene und gekränkte Miene und die Erregung und den Protest seiner Freunde bemerkte. »Es bezieht sich doch nicht auf Sie

persönlich, wenn ich sage, daß ich diese Angelegenheit für ein Gaunerstück hielt. Damals habe ich doch keinen von Ihnen persönlich gekannt, habe nicht einmal Ihre Namen gehört; mein Urteil bezog sich allein auf Tschebarow; ich spreche jetzt ganz allgemein, weil ... weil Sie nicht einmal ahnen können, wie entsetzlich ich hintergangen wurde, seitdem ich die Erbschaft angetreten habe!«

»Sie sind maßlos naiv, Fürst«, bemerkte der Neffe Lebedjews höhnisch.

»Und dabei – Fürst und Millionär! Trotz Ihres vielleicht wirklich guten und ein wenig naiven Herzens bringen Sie es nicht fertig, sich über das allgemeine Gesetz hinwegzusetzen«, rasonierte Ippolit.

»Möglich, sehr gut möglich, meine Herren«, bestätigte der Fürst eilig, »obwohl ich nicht weiß, welches allgemeine Gesetz Sie meinen; aber ich fahre fort und bitte, sich nicht grundlos beleidigt zu fühlen; ich schwöre, daß ich nicht die leiseste Absicht habe, Sie zu beleidigen. Und was soll das eigentlich, meine Herren: Man kann nicht ein einziges aufrichtiges Wort sagen, ohne daß Sie sich sofort beleidigt fühlen! Aber zunächst war ich zutiefst betroffen, daß irgendwo ein ›Sohn Pawlistschews‹ leben, und zwar in so entsetzlichen Verhältnissen leben soll, jedenfalls nach den Schilderungen Tschebarows. Pawlistschew war mein Wohltäter und ein Freund meines Vaters. (Oh, Herr Keller, warum haben Sie in Ihrem Artikel solche Unwahrheiten über meinen Vater geschrieben? Von Unterschlagung des Kompaniesolds und Mißhandlungen der Untergebenen kann nicht die Rede sein – das weiß ich definitiv, wie konnte Ihre Hand eine solche Verleumdung niederschreiben?) Und alles, was Sie von Pawlistschew geschrieben haben, ist vollends unerträglich: Sie nennen diesen edelsten aller Menschen lüstern und leichtfertig, mit einer solchen Kühnheit, einer solchen Überzeugung, als sagten Sie wirklich die Wahrheit, dabei war er der keuschnächste Mensch, der je gelebt hat! Er war sogar ein hervorra-

gender Gelehrter; er korrespondierte mit vielen angesehenen Männern der Wissenschaft und hat die Wissenschaft mit großen Summen unterstützt. Wenn es aber um sein Herz, um seine guten Taten geht, oh, so haben Sie freilich zu Recht geschrieben, daß ich damals beinahe ein Idiot und gänzlich unverständlich war (obwohl ich immerhin russisch sprach und verstand), aber ich kann trotzdem all das beurteilen, woran ich mich heute erinnere ...«

»Erlauben Sie«, krächzte Ippolit, »ist das nicht allzu gefühlvoll? Wir sind doch keine kleinen Kinder. Sie wollten direkt zur Sache kommen, es ist bald zehn, bedenken Sie das.«

»Gewiß, meine Herren, gewiß«, pflichtete der Fürst sogleich bei, »nach dem ersten Mißtrauen sagte ich mir, daß ich mich durchaus irren und daß Pawlistschew in der Tat einen Sohn haben könnte. Aber ich war maßlos verblüfft, daß dieser Sohn so leicht, das heißt, ich möchte sagen, so öffentlich das Geheimnis seiner Geburt preisgibt, vor allem, daß er seiner Mutter diese Schmach antut. Tschebarow nämlich wollte mich schon damals mit der Öffentlichkeit einschüchtern ...«

»Was für ein Unsinn!« rief Lebedjews Neffe.

»Sie haben kein Recht ... Kein Recht!« schrie Burdowskij.

»Der Sohn ist nicht verantwortlich für die unsittliche Handlung seines Vaters, und die Mutter trifft keine Schuld«, krächzte Ippolit heftig.

»Um so eher sollte sie geschont werden ...«, sagte der Fürst schüchtern.

»Sie sind nicht nur naiv, Fürst, sondern vielleicht noch einiges mehr«, grinste Lebedjews Neffe boshaft.

»Und woher nehmen Sie das Recht dazu! ...« krächzte Ippolit mit einer völlig unnatürlichen Stimme.

»Überhaupt kein Recht, gar keines«, unterbrach ihn der Fürst eilig, »stimmt, das gebe ich zu, aber es war unwillkürliche, und ich sagte mir sofort, daß meine persönlichen Ge-

fühle auf diese Angelegenheit keinen Einfluß nehmen dürfen, da ich, wenn ich mich einmal verpflichtet fühle, die Forderungen des Herrn Burdowskij um meiner Empfindungen für Pawlistschew willen zu befriedigen, sie in jedem Fall zu befriedigen habe, gleichviel, ob ich Herrn Burdowskij achte oder nicht achte. Ich habe das nur deshalb erwähnt, meine Herren, weil es mir widernatürlich vorkommt, daß ein Sohn das Geheimnis seiner Mutter öffentlich preisgibt ... Mit einem Wort, gerade deshalb bin ich davon überzeugt, daß Tschebarow eine Canaille ist, Herrn Burdowskij betrogen und zu diesem Gaunerstück angestiftet hat.«

»Aber das ist doch einfach unerträglich!« ließen sich seine Besucher vernehmen, von denen einige sogar von ihren Stühlen aufsprangen.

»Meine Herren! Eben dies führte mich zu dem Schluß, daß der unglückliche Herr Burdowskij ein schlichter, hilfloser Mensch ist, der auf jeden Gauner hereinfällt, was mich erst recht verpflichtet, ihm als einem ›Sohn Pawlistschews‹ beizustehen – erstens, indem ich Herrn Tschebarow entgegenwirke, zweitens, indem ich ihm ergeben und freundlich den Weg weise, und drittens habe ich beschlossen, ihm zehntausend Rubel auszuzahlen, das heißt, die Summe, die meiner Berechnung nach Pawlistschew für mich aufgewendet haben kann ...«

»Wie? Nur zehntausend!« schrie Ippolit.

»Na, Fürst, entweder sind Sie im Rechnen nicht sonderlich stark oder ein ganz großer Meister, auch wenn Sie den Einfaltspinsel spielen!« rief Lebedjews Neffe.

»Ich bin mit zehntausend nicht einverstanden«, sagte Burdowskij.

»Kannst einverstanden sein, Antip!« flüsterte ihm der Boxer schnell und für alle hörbar zu, indem er sich hinter Ippolits Stuhllehne zu ihm hinüberbeugte. »Sei erstmal einverstanden, dann sehen wir weiter!«

»Passen Sie nur auf, Herr Myschkin!« krächzte Ippolit.

»Begreifen Sie endlich, daß wir keine Narren sind, keine abgeschmackten Narren, wofür uns alle Ihre Gäste und diese Damen halten, die uns mit solchem Unwillen belächeln, insbesondere dieser feiner Herr (er deutete auf Jewgenij Pawlowitsch), dessen Bekanntschaft zu machen ich selbstverständlich bisher nicht die Ehre hatte, von dem ich aber einiges gehört zu haben glaube ...«

»Erlauben Sie, meine Herren, erlauben Sie, Sie haben mich wiederum mißverstanden«, sprach der Fürst erregt auf sie ein. »Erstens haben Sie, Herr Keller, in Ihrem Artikel mein Vermögen äußerst ungenau angegeben: Ich habe keine Millionen geerbt: Ich besitze vielleicht nur den achten oder zehnten Teil dessen, was Sie bei mir vermuten; zweitens sind keine ungezählten Tausende in der Schweiz für mich ausgegeben worden; Schneider erhielt sechshundert Rubel im Jahr, und auch diese nur in den ersten drei Jahren; Pawlistschew ist nie nach Paris gereist, um hübsche Gouvernanten für mich zu engagieren; das ist eine weitere Verleumdung. Meiner Schätzung nach hat man bedeutend weniger als Zehntausend für mich ausgegeben, aber ich habe mich auf Zehntausend festgelegt, und Sie müssen zugeben, daß ich Herrn Burdowskij niemals mehr anbieten dürfte, sogar, wenn ich ihn über alles liebte, und zwar aus Feingefühl, eben deshalb, weil ich ihm eine Schuld zurückzahlen und nicht ein Almosen zukommen lassen will. Ich weiß nicht, meine Herren, wieso Sie das nicht begreifen! Aber danach wollte ich alles vergelten, durch meine Freundschaft, durch meine tätige Anteilnahme am Schicksal des unglücklichen Herrn Burdowskij, der offenkundig hintergangen wurde, denn er hätte doch niemals, ohne getäuscht zu sein, von sich aus eine solche Niedertracht gutgeheißen, wie die gegenwärtige Erwähnung seiner Mutter in dem Artikel des Herrn Keller ... Aber warum geraten Sie wieder außer sich, meine Herrschaften? Wenn es so weitergeht, werden wir einander überhaupt nicht mehr verstehen! Es ist so gekommen, wie ich gedacht hatte!

Ich habe mich jetzt mit eigenen Augen davon überzeugt, daß meine Vermutung richtig war«, ereiferte sich der Fürst in seinem Bemühen, die Erregung zu besänftigen, ohne zu bemerken, daß er sie nur weiter schürte.

»Wie? Wovon haben Sie sich überzeugt?!« fiel man beinahe wütend über ihn her.

»Aber ich bitte Sie, erstens habe ich nun Gelegenheit, Herrn Burdowskij persönlich kennenzulernen und sehe jetzt selbst, wer er ist ... Er ist ein unschuldiger Mensch, den alle täuschen! Er ist ein hilfloser Mensch ... und eben deshalb muß ich Rücksicht nehmen, zweitens teilte mir Gawrila Ardalionowitsch mit – dem ich die Angelegenheit übergab und von dem ich lange keine Nachricht erhielt, da ich auf Reisen war und anschließend drei Tage krank in Petersburg –, plötzlich, gerade vor einer Stunde, bei unserm ersten Wiedersehen, daß er sämtliche Absichten Tschebarows durchschaut hat, daß er über Beweise verfügt und daß Tschebarow genau das ist, was ich vermute. Ich weiß ja, meine Herren, daß viele mich für einen Idioten halten, und Tschebarow, dem zu Ohren gekommen war, ich würde leicht Geld ausgeben, glaubte, mich ganz leicht betrügen zu können, wobei er insbesondere auf meine Gefühle für Pawlistschew rechnete. Vor allem – aber hören Sie doch zu Ende! Hören Sie doch! –, vor allem stellt sich jetzt plötzlich heraus, daß Herr Burdowskij überhaupt nicht der Sohn Pawlistschews ist! Soeben hat Gawrila Ardalionowitsch mir dies mitgeteilt und versichert, er habe eindeutige Beweise dafür gefunden. Was sagen Sie dazu, das ist doch kaum zu glauben, nach alledem, was Sie inzwischen angestellt haben! Hören Sie: Die Beweise sind eindeutig! Ich kann es selbst noch nicht glauben, ich versichere Sie; noch zweifle ich, denn Gawrila Ardalionowitsch hat noch keine Zeit gefunden, mir alle Details mitzuteilen, aber daß Tschebarow eine Canaille ist, darüber kann es jetzt keinen Zweifel mehr geben! Er hat sowohl den unglücklichen Herrn Burdowskij als auch Sie, meine Herren, die Sie

so edel waren und gekommen sind, um Ihrem Freund beizustehen (da er des Beistandes bedarf, ganz offenkundig, ich sehe das ja ein!), er hat Sie alle betrogen und Sie alle in ein Gaunerstück hineingezogen, denn im Grunde ist es ein Gaunerstück, ein Betrug!«

»Was heißt Gaunerstück? ... Was heißt ›nicht Pawlistschews Sohn! ... Wie ist das möglich?« Es regnete Fragen. Burdowskij's Kumpanei war in hellster Aufregung.

»Ja, ein Gaunerstück, selbstverständlich! Wenn es sich jetzt erweist, daß Burdowskij nicht ›Pawlistschews Sohn‹ ist, dann ist die Forderung des Herrn Burdowskij eine regelrechte Schurkerei (natürlich, wenn er die Wahrheit gewußt hat!), aber das ist es ja gerade, daß er getäuscht wurde, und deshalb bestehe ich darauf, daß er freigesprochen wird; deshalb sage ich auch, daß er bedauernswürdig ist, seiner Naivität wegen, und auf Beistand angewiesen; andernfalls würde er nach dieser Angelegenheit als ein Schurke dastehen. Aber ich bin bereits davon überzeugt, daß er nichts versteht! Ich selbst befand mich bis zu meiner Abreise in die Schweiz in der gleichen Lage, ich stammelte ebenfalls unzusammenhängende Worte – wollte mich äußern und konnte es nicht ... Ich kann es verstehen; ich kann es tief nachempfinden, denn ich bin fast ebenso, ich darf darüber sprechen! Und schließlich werde ich – ungeachtet dessen, daß es einen ›Sohn Pawlistschews‹ nicht mehr gibt und alles sich als Mystifikation erweist – meinen Entschluß nicht ändern und bin bereit, Zehntausend zu erstatten, zum Gedenken Pawlistschews. Ich hatte ja sowieso die Absicht, noch vor Herrn Burdowskij, diese Zehntausend für eine Schule zu stiften, zum Gedenken Pawlistschews, aber jetzt kommt es auf dasselbe hinaus, ob Schule oder Herr Burdowskij, denn obwohl Herr Burdowskij kein ›Sohn Pawlistschews‹ ist, so ist er doch beinahe ein ›Sohn Pawlistschews‹: Er wurde selbst böswillig getäuscht, er hat sich ehrlich für einen Sohn Pawlistschews gehalten! Hören wir nun, meine Herren, Gawrila Ardalionowitsch, ziehen

wir den Schlußstrich, ärgern Sie sich nicht, regen Sie sich nicht auf, behalten Sie doch Platz! Gawrila Ardalionowitsch wird uns jetzt alles erklären, und ich gestehe, ich wünsche mir dringend, alle Einzelheiten zu erfahren. Er sagt, er habe sogar in Pskow Ihre Mutter aufgesucht, Herr Burdowskij, die keineswegs gestorben ist, wie Sie unter Zwang in dem Aufsatz geschrieben haben ... Setzen Sie sich doch, meine Herren, setzen Sie sich!«

Der Fürst setzte sich, nachdem es ihm nochmals gelungen war, die Kumpane des Herrn Burdowskij, die von ihren Plätzen aufgesprungen waren, zum Hinsetzen zu bewegen. Die letzten zehn oder zwanzig Minuten hatte er mit großem Eifer, laut, ungeduldig und schnell gesprochen, hitzig, bemüht, zu überzeugen und gehört zu werden, und sollte im nachhinein manchen ihm jetzt entschlüpften Ausdruck und manche Vermutung natürlich bitter bereuen. Hätte man ihn nicht so gereizt und beinahe aus der Fassung gebracht, dann hätte er es sich nie gestattet, einige seiner Mutmaßungen und überflüssigen Geständnisse so nackt und überstürzt auszusprechen. Aber kaum hatte er sich auf seinen Platz gesetzt, als ein brennendes Reuegefühl schmerhaft sein Herz durchbohrte. Nicht genug, daß er Burdowskij »beleidigt« hatte, indem er bei ihm in aller Öffentlichkeit dieselbe Krankheit vermutete, von der er selbst in der Schweiz Heilung gesucht hatte – überdies war das Angebot der zehntausend für eine Schule bestimmten Rubel seiner Meinung nach so plump und unvorsichtig wie ein Almosen, besonders dadurch, daß es in Anwesenheit anderer gemacht wurde. „Ich hätte warten und sie morgen unter vier Augen anbieten sollen“, ging es dem Fürsten sogleich durch den Kopf, „jetzt aber ist es wohl irreparabel! O ja, ich bin ein Idiot, ein wirklicher Idiot!“ entschied er im stillen in einem Anfall von Scham und tiefem Kummer.

Unterdessen war Gawrila Ardalionowitsch, der bis jetzt im Hintergrund gestanden und hartnäckig geschwiegen hatte,

auf die Aufforderung des Fürsten hin vorgetreten, hatte sich neben ihn gestellt und begonnen, ruhig und klar über den Auftrag des Fürsten zu berichten. Alle Gespräche verstummen augenblicklich. Alle hörten mit außerordentlichem Interesse zu, besonders Burdowskijs Kumpanei.

IX

»Sie werden gewiß nicht in Abrede stellen wollen«, begann Gawrila Ardalionowitsch, wobei er sich unmittelbar an Burdowskijs wandte, der ihm mit vor Staunen weit aufgerissenen Augen und allem Anschein nach in großer Verwirrung äußerst gespannt zuhörte, »Sie werden gewiß nicht ernsthaft in Abrede stellen wollen und können, daß Sie genau zwei Jahre nach der gesetzlichen Eheschließung Ihrer verehrten Frau Mutter mit dem Herrn Kollegiensekretär Burdowskijs, Ihrem Vater, geboren wurden. Der Zeitpunkt Ihrer Geburt ist eine kaum des Beweises bedürftige Tatsache, so daß die für Sie und Ihre Mutter zutiefst beleidigende Entstellung dieser Tatsache in dem Artikel des Herrn Keller sich lediglich aus der exzentrischen Phantasie des Herrn Keller erklären läßt, der sich davon versprach, die Unanfechtbarkeit Ihres Anspruchs zu erhärten und dadurch in Ihrem Interesse zu handeln. Herr Keller gibt an, er habe Ihnen seinen Artikel vor der Veröffentlichung vorgelesen, wenn auch nur in Auszügen ... Zweifellos ist er bis zu dieser Stelle nicht gekommen ...«

»Ich bin bis zu dieser Stelle nicht gekommen, tatsächlich!« unterbrach ihn der Boxer, »aber alle diese Tatsachen hat mir eine kompetente Persönlichkeit mitgeteilt, und ich ...«

»Verzeihung, Herr Keller«, schnitt ihm Gawrila Ardalionowitsch das Wort ab, »erlauben Sie mir weiterzusprechen. Ich versichere Ihnen, daß wir zu gegebener Zeit auf Ihren Artikel zu sprechen kommen und daß Sie dann Gelegenheit

haben werden, Ihre Erklärung vorzubringen, jetzt aber wollen wir der Reihe nach vorgehen. Rein zufällig habe ich mit Hilfe meiner Schwester, Warwara Ardalionowna Ptizyna, von ihrer nahen Freundin Wera Alexejewna Subkowa, Witwe und Gutsbesitzerin, einen Brief erhalten, den der selige Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew vor vierundzwanzig Jahren aus dem Ausland an sie geschrieben hat. Nachdem ich mit Wera Alexejewna in Verbindung getreten war, gab sie mir den Rat, mich an den Oberst a. D. Timofej Fjodorowitsch Wjasowkin zu wenden, einen entfernten Verwandten und einstigen engen Freund des Herrn Pawlistschew. Dieser stellte mir zwei Briefe zur Verfügung, die Nikolaj Andrejewitsch ebenfalls aus dem Ausland an ihn gerichtet hatte. Anhand dieser drei Briefe, der Data und Fakta, die sie enthalten, läßt sich mathematisch genau beweisen, ohne die leiseste Möglichkeit eines Widerspruchs oder gar Zweifels, daß Nikolaj Andrejewitsch damals, anderthalb Jahre vor Ihrer Geburt, Herr Burdowskij, Rußland verlassen hat (und die nächsten drei Jahre ununterbrochen im Ausland verbrachte). Ihre Frau Mutter hat, wie Sie wissen, Rußland niemals verlassen. Ich möchte diese Briefe jetzt nicht vorlesen. Die Zeit ist bereits fortgeschritten; ich möchte lediglich diese Tatsache bekanntgeben. Aber Sie, Herr Burdowskij, brauchen nur umgehend, vielleicht morgen vormittag, bei mir zu erscheinen, in Begleitung von Zeugen (in beliebiger Anzahl) und Experten, zwecks Handschriftenvergleichs, und Sie werden sich der augenscheinlichen Wahrheit der von mir mitgeteilten Tatsache unter keinen Umständen verschließen können, daran besteht für mich kein Zweifel. Die Sache wird damit gegenstandslos und erledigt sich von selbst.«

Eine allgemeine Bewegung und heftige Erregung folgten auf seine Worte. Burdowskij stand plötzlich auf.

»Wenn das so ist, dann hat man mich betrogen, betrogen, aber nicht Tschebarow, schon lange, lange vorher; ich will keine Experten, ich will nirgendwo erscheinen, ich glaube es,

ich verzichte ... ich weigere mich, die Zehntausend ... Leben Sie wohl ...«

Er nahm seine Mütze und schob den Stuhl zurück, um zu gehen. »Wäre es Ihnen nicht möglich, Herr Burdowskij«, sprach ihn Gawrla Ardalionowitsch ruhig und süß an, »noch wenigstens fünf Minuten zu verweilen? Im Zusammenhang mit diesem Fall treten noch einige weitere, höchst bedeutsame Fakta zutage, namentlich für Sie könnten sie interessant sein. Meines Dafürhaltens nach wäre es für Sie unbedingt ratsam, dieselben zur Kenntnis zu nehmen, möglicherweise würde sich Ihre Situation, wenn die Angelegenheit restlos aufgeklärt ist, bedeutend angenehmer gestalten.«

Burdowskij nahm schweigend wieder Platz, mit leicht gesenktem Kopf und irgendwie in Gedanken. Darauf setzte sich auch Lebedjews Neffe wieder, der sich ebenfalls erhoben hatte, um ihm zu folgen; er hatte den Kopf und den Mut nicht verloren, war aber offensichtlich höchst verblüfft. Ippolit war finster, traurig und irgendwie sehr erstaunt. In diesem Augenblick kämpfte er allerdings mit einem so heftigen Hustenanfall, daß sein Taschentuch sogar blutbefleckt war. Der Boxer wirkte geradezu erschrocken.

»O je, Antip«, entfuhr es ihm bitter, »hab' ich dir neulich ... vorgestern war es, doch gesagt, daß du vielleicht gar nicht Pawlistschews Sohn bist!«

Man lachte verhalten, zwei oder drei Anwesende lachten lauter als die anderen.

»Dies soeben von Ihnen erwähnte Faktum, Herr Keller«, griff Gawrla Ardalionowitsch sofort dessen Bemerkung auf, »ist von großer Bedeutung. Nichtsdestoweniger behaupte ich, mit vollem Recht aufgrund exakter Tatsachen, daß Herrn Burdowskij, obwohl ihm der Zeitpunkt seiner Geburt zweifellos bekannt war, jener fragliche Auslandsaufenthalt des Herrn Pawlistschew unbekannt sein mußte, zumal Herr Pawlistschew bekanntlich den größten Teil seines Lebens im Ausland verbrachte und jeweils nur für kurze Zeit nach Ruß-

land zurückzukehren pflegte. Seine fragliche Auslandsreise hatte damals so wenig Aufsehenerregendes, daß zwanzig Jahre später sich niemand daran erinnern konnte, nicht einmal Pawlistschews Verwandte und Freunde, geschweige denn ein Herr Burdowskij, der damals das Licht der Welt noch gar nicht erblickt hatte. Zugegeben, es ist nicht unmöglich, sich heute noch darüber Auskunft zu verschaffen; aber ich muß gestehen, daß ich die erhaltenen Auskünfte nur der Gunst des Zufalls verdanke und ich ebensogut nicht in ihren Besitz hätte kommen können; für Herrn Burdowskij also, sogar für Tschebarow, waren diese Auskünfte in der Tat so gut wie unerreichbar, selbst wenn sie auf die Idee gekommen wären, solche einzuziehen. Aber sie mußten nicht unbedingt auf diese Idee kommen ...«

»Erlauben Sie, Herr Iwolgin«, fiel ihm plötzlich Ippolit ins Wort, »was soll (entschuldigen Sie) das ganze Gerede? Die Angelegenheit ist jetzt geklärt, wir sind bereit, die Voraussetzungen gelten zu lassen, wozu diese bedrückende und kränkende Geschichte in die Länge ziehen? Wollen Sie vielleicht Ihre Erfindungsgabe bei Recherchen ins Licht setzen und uns und dem Fürsten mit Ihren Fähigkeiten als Ermittler und Detektiv imponieren? Oder haben Sie vor, Burdowskij zu entlasten und zu entschuldigen, weil er sich aus Unwissenheit in diese Affaire verstrickt hat? Das ist eine Unverschämtheit, werter Herr! Burdowskij ist auf Ihre Entlastungen und Entschuldigungen nicht angewiesen, merken Sie sich das! Er ist verletzt, er hat es jetzt ohnehin schwer, er befindet sich in einer peinlichen Lage, das hätten Sie sehen, das hätten Sie begreifen müssen ...«

»Genug, Herr Terentjew, genug«, Gawrila Ardalionowitsch gelang es endlich, ihn zu unterbrechen, »beruhigen Sie sich, regen Sie sich nicht auf! Sie sind, glaube ich, sehr krank? Mein aufrichtiges Mitgefühl. Unter diesen Umständen komme ich, wenn Sie es wünschen, zum Schluß, das heißt, ich sehe mich gezwungen, in Kürze einige Tatsachen zu er-

wähnen, die es eigentlich verdienen, in voller Breite mitgeteilt zu werden«, fügte er hinzu, als er eine allgemeine Bewegung bemerkte, die auf Ungeduld schließen ließ. »Ich möchte nur alle an der Sache Interessierten davon unterrichten, und zwar mit Beweisen, daß Ihre Frau Mutter, Herr Burdowskij, das Wohlwollen und die Fürsorge Pawlistschews einzig und allein dem Umstand zu verdanken hatte, daß sie die leibliche Schwester jenes jungen Mädchens aus dem Gezinde war, in das sich Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew in seiner Jugend verliebt hatte, und zwar so sehr, daß er sie unweigerlich geheiratet hätte, wenn sie nicht plötzlich gestorben wäre. Ich kann beweisen, daß dieses Kapitel der Familiengeschichte absolut genau und zuverlässig überliefert, aber kaum bekannt, vielleicht sogar völlig vergessen ist. Weiter könnte ich berichten, daß Ihre Frau Mutter im Alter von zehn Jahren von Pawlistschew aufgenommen wurde wie eine Verwandte, daß sie eine bedeutende Mitgift zu erwarten hatte und daß diese Fürsorge unter der zahlreichen Verwandtschaft Pawlistschews alarmierende Gerüchte aufkommen ließ. Man glaubte sogar, er wolle seine Ziehtochter heiraten, aber alles endete damit, daß sie aus Neigung (auch dies könnte ich hinreichend beweisen) einen Landvermesser, einen Beamten, heiratete, einen Herrn Burdowskij, sie stand damals im zwanzigsten Lebensjahr. Mir sind einige unumstößliche Tatsachen bekannt: Sie beweisen, daß Ihr *Herr* Vater, ein in keiner Weise geschäftstüchtiger Mann, sich die Fünfzehntausend der Aussteuer auszahlen ließ, seinen Abschied einreichte, sich an einem kommerziellen Projekt beteiligte, betrogen wurde, das Kapital verlor, unter der Last des Kummers zusammenbrach und zu trinken anfing, worauf er krank wurde und schließlich viel zu früh verstarb, im achten Ehejahr. Darauf blieb Ihre Frau Mutter nach ihren eigenen Worten in bitterer Armut zurück und wäre ohne die zuverlässige und großzügige Hilfe Pawlistschews, der ihr bis zu sechshundert Rubel pro Jahr als Unterstützung zukommen

ließ, mit Sicherheit verloren gewesen. Es liegen ebenfalls zahlreiche Aussagen darüber vor, daß er Sie, das Kind, innig ins Herz geschlossen hatte. Diese Aussagen, die wiederum von Ihrer Mutter bestätigt werden, erlauben den Schluß, Pawlistschew hätte Sie vorwiegend darum ins Herz geschlossen, weil Sie als Kind den Eindruck eines Krüppels, eines bedauernswerten, unglücklichen, mit einem Sprachfehler behafteten Wesens gemacht hätten (Pawlistschew aber hatte sein Leben lang, wie ich aufgrund unumstößlicher Beweise schließen muß, eine besonders zärtliche Neigung zu allen Unterdrückten und von Natur Benachteiligten, vor allem, wenn es sich um Kinder handelte – ein Faktum, das, meiner Auffassung nach, für unsere Sache von größter Wichtigkeit ist). Und zum Schluß erlaube ich mir, mich einer äußerst exakten Aufklärung jener wichtigsten Tatsache zu rühmen, daß nämlich diese außergewöhnliche Sympathie Pawlistschews für Sie (dank seiner Bemühungen durften Sie das Gymnasium besuchen und unter privater Anleitung lernen) schließlich unter den Verwandten und Hausgenossen Pawlistschews den Gedanken aufkommen ließ, Sie wären sein Sohn und Ihr Vater wäre nur der gehörnte Ehemann gewesen. Die Hauptsache aber ist, daß dieser Gedanke sich erst in Pawlistschews letzten Lebensjahren gefestigt und die Form einer sicheren allgemeinen Überzeugung angenommen hat, zu einer Zeit, da alle um das Testament bangten, da sämtliche ursprünglichen Tatsachen vergessen und Nachforschungen unmöglich geworden waren. Dieser Gedanke muß eines Tages auch Sie, Herr Burdowskij, erreicht und von Ihnen Besitz ergriffen haben. Ihre Frau Mutter, die persönlich kennenzulernen ich die Ehre hatte, hörte zwar von diesen ganzen Gerüchten, weiß aber bis heute noch nicht (und ich habe sie in ihrer Unwissenheit gelassen), daß auch Sie, ihr Sohn, der Faszination dieses Gerüchts erlegen sind. Ihre hochverehrte Frau Mutter, Herr Burdowskij, fand ich in Pskow schwer leidend und in äußerster Armut, in die sie nach Paw-

listschews Ableben geraten war. Mit Tränen der Dankbarkeit erzählte sie mir, daß allein Sie und die von Ihnen gewährte Unterstützung sie am Leben erhielt; sie setzt große Hoffnungen auf Sie und glaubt unverbrüchlich an Ihre künftigen Erfolge.«

»Nun ist es nicht mehr zum Aushalten!« sagte plötzlich Lebedjews Neffe laut und ungeduldig. »Was soll dieser ganze Roman?«

»Ekelhaft und unanständig!« fuhr Ippolit heftig auf. Aber Burdowskij sagte nichts und rührte sich nicht einmal.

»Was er soll? Wozu?« fragte mit gespielter Verwunderung Gawrilà Ardalionowitsch, der gerade mit einer giftigen Schlußfolgerung beginnen wollte. »Erstens ist Herr Burdowskij jetzt vielleicht davon überzeugt, daß Herr Pawlistschew ihn aus Großmut und nicht als sein Kind geliebt hat. Schon allein diese Tatsache mußte Herrn Burdowskij unbedingt zur Kenntnis gebracht werden, nachdem er vorhin Herrn Kellers verlesenen Artikel bestätigt und gebilligt hat. Ich sage das, weil ich Sie für einen anständigen Menschen halte, Herr Burdowskij. Zweitens liegt es jetzt auf der Hand, daß von einem Gaunerstück nicht die Rede sein kann, nicht einmal von Seiten Tschebarows; das ist ein bedeutsamer Punkt sogar für mich persönlich, da der Fürst vorhin im Eifer des Gefechts erwähnte, ich teilte seine Ansicht, diese unselige Angelegenheit sei ein Gaunerstück gewesen. Im Gegenteil, alle Seiten handelten in vollster Überzeugung ihres Rechts, und obwohl Tschebarow vielleicht wirklich ein großer Gauner ist, hat er sich in dieser Sache nur als Winkeladvokat, als Federfuchs gezeigt. Er hat gehofft, das große Geschäft als Anwalt zu machen, und sein Plan war nicht nur feinmaschig und meisterhaft, sondern auch absolut sicher: Er rechnete mit der Unbekümmertheit des Fürsten, der das Geld verschenkt, und auf dessen verehrungsvolle und dankbare Gefühle für den seligen Pawlistschew; er rechnete schließlich (und das ist das Wichtigste) mit der bekannten

ritterlichen Haltung des Fürsten, seiner Auffassung von Pflicht, Ehre und Gewissen. Was nun Herrn Burdowskij angeht, so ließe sich sogar behaupten, daß er aufgrund gewisser eigener Überzeugungen sowohl von Tschebarow als auch von seiner nächsten Umgebung dahingehend beeinflußt wurde, daß er bei dieser Affaire weniger aus Habsucht mitmachte, sondern weil er sie als Dienst an der Wahrheit, am Fortschritt und an der Menschheit betrachtete. Heute, da es aufgrund der dargestellten Tatsachen für alle feststeht, daß Herr Burdowskij wider allen Anschein ein feiner Mensch ist, wird der Fürst ihm eher und lieber als zuvor seine freundschaftliche Hilfe und jene tatkräftige Unterstützung gewähren, die er soeben ankündigte, als er von Schulen und Pawlistschew sprach.«

»Hören Sie auf, Gawrila Ardalionowitsch, hören Sie auf!« rief der Fürst wirklich erschrocken aus, aber es war schon zu spät.

»Ich hab' schon dreimal gesagt«, platzte Burdowskij gereizt heraus, »ich will kein Geld. Ich werde nichts nehmen ... Wie so ... ich will nicht ... weg! ...«

Damit stürzte er zum Ausgang der Veranda. Aber Lebedjews Neffe packte ihn am Arm und flüsterte ihm etwas zu. Burdowskij kehrte sofort um, zog aus der Tasche einen unversiegelten Umschlag großen Formats und warf ihn auf das Tischchen, das neben dem Fürsten stand.

»Hier, das Geld! ... Wie konnten Sie es wagen ... wie konnten Sie ... Geld! ...«

»Die zweihundertfünfzig Rubel, die Sie die Frechheit hatten, ihm durch Tschebarow als Almosen zukommen zu lassen«, erklärte Doktorenko.

»In dem Artikel steht aber fünfzig!« rief Kolja.

»Es ist meine Schuld«, sagte der Fürst, indem er auf Burdowskij zuging. »Es ist meine große Schuld«, (der Fürst sah angegriffen aus, er wirkte müde und geschwächt, und seine Rede war zusammenhanglos). »Ich habe von einem Gauner-

stück gesprochen ... aber ich habe nicht Sie gemeint, ich habe mich geirrt. Ich habe gesagt, daß Sie auch krank sind, wie ich. Aber Sie sind anders als ich, Sie ... Sie geben Stunden, Sie sorgen für den Unterhalt Ihrer Mutter. Ich habe gesagt, daß Sie Ihre Mutter bloßgestellt hätten, aber Sie lieben sie; sie sagt es ja selbst ... ich wußte das nicht ... Gawrila Ardalionowitsch hat es mir heute nicht zu Ende erzählen können ... es ist meine Schuld. Ich habe gewagt, Ihnen Zehntausend anzubieten, aber es ist meine Schuld, ich hätte es anders machen sollen, jetzt ... jetzt aber ... geht es nicht mehr, weil Sie mich verachten ...«

»Das ist ja ein Irrenhaus!« rief Lisaweta Prokofjewna aus.

»Natürlich, ein Haus voller Irrer!« sagte scharf Aglaja, die sich nicht länger beherrschen konnte.

Ihre Worte gingen im allgemeinen Stimmengewirr unter; man begann laut zu reden, zu diskutieren, zu streiten, manche lachten. Iwan Fjodorowitsch Jepantschins Empörung hatte die höchste Stufe erreicht, und er wartete auf Lisaweta Prokofjewna in der Haltung gekränkter Würde. Lebedjews Neffe gab immer noch nicht auf:

»Ja, man muß Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, Fürst, Sie verstehen es vorzüglich, sich Ihre ... gelinde gesagt Krankheit zunutze zu machen und Ihre Freundschaft und Ihr Geld auf eine so geschickte Art und Weise anzubieten, daß ein anständiger Mensch sie auf keinen Fall annehmen kann. Das ist entweder zu naiv oder zu gerissen. Sie werden das schon wissen.«

»Gestatten Sie, meine Herren«, rief Gawrila Ardalionowitsch, der inzwischen den Umschlag mit dem Geld geöffnet hatte, »hier sind keine zweihundertfünfzig, sondern nur hundert Rubel! Ich sage es, Fürst, damit keine Unklarheiten entstehen.«

»Lassen Sie, lassen Sie!« der Fürst winkte mit beiden Händen ab.

»Nein, was heißt ›Lassen Sie‹?!« hakte Lebedjews Neffe so-

fort ein, »Fürst, Sie beleidigen uns mit Ihrem ›Lassen Sie!‹. Wir brauchen uns nicht zu verstecken, wir erklären offen: Ja, hier sind nur hundert Rubel, und nicht zweihundertfünfzig, aber ist das nicht ganz egal ...«

»N-nein!, das ist nicht ganz egal«, warf Gawrila Ardalionowitsch mit einer Miene naiven Erstaunens dazwischen.

»Unterbrechen Sie mich nicht; wir sind nicht so dummm, wie Sie glauben, Herr Advokat!« fuhr ihn Lebedjews Neffe boshhaft und ärgerlich an. »Natürlich sind hundert Rubel nicht zweihundertfünfzig, und das ist nicht ganz egal, aber es kommt auf das Prinzip an; es kommt auf die Initiative an, und wenn hundertfünfzig Rubel fehlen, so ist das lediglich ein Detail. Es kommt darauf an, daß Burdowskij Ihr Almosen ausschlägt, Euer Erlaucht, daß er es Ihnen ins Gesicht wirft, und in diesem Sinne ist es ganz egal, ob es hundert oder zweihundertfünfzig Rubel sind. Burdowskij hat vorhin zehntausend nicht angenommen: Sie haben es gehört, und Burdowskij hätte auch hundert Rubel nicht zurückgebracht, wenn er keine Ehre im Leibe hätte! Diese hundertfünfzig Rubel wurden als Spesen Tschebarow gezahlt, für seine Reise zum Fürsten. Spotten Sie lieber über unsere Untüchtigkeit in geschäftlichen Dingen; Sie haben sich ohnehin alle Mühe gegeben, uns lächerlich zu machen; aber unterstehen Sie sich, zu behaupten, wir seien ehrlos. Diese hundertfünfzig Rubel, mein Herr, werden wir alle zusammen dem Fürsten zurückzuerstatten, und wenn es sein muß rubelweise, und zwar mit Prozenten. Burdowskij ist arm, Burdowskij besitzt keine Millionen, Tschebarow aber präsentierte ihm nach seiner Reise die Rechnung. Wir hofften zu gewinnen ... Wer hätte an seiner Stelle anders gehandelt? ...«

»Was heißt ›wer?‹ entfuhr es dem Fürsten.

»Ich werde hier noch wahnsinnig!« rief Lisaweta Prokofjewna aus.

»Das erinnert mich«, lachte Jewgenij Petrowitsch, der während der ganzen Zeit beobachtend dagestanden hatte,

»an das kürzlich gehaltene, berühmte Plädyer eines Verteidigers, der die Armut seines Mandanten als Entschuldigung dafür anführte, daß er sechs Menschen auf einen Streich ermordet hatte, um sie zu berauben, und zu dem überraschenden Schluß kam: ›Es ist natürlich‹, sagte er ›daß mein Mandant in seiner Armut auf den Gedanken kam, diesen Mord an sechs Personen zu begehen, denn wer an seiner Stelle wäre nicht auf diesen Gedanken gekommen?‹ So ähnlich, jedenfalls sehr komisch.«

»Genug!« verkündete plötzlich Lisaweta Prokofjewna mit erhobener Stimme, beinahe bebend vor Zorn. »Es wird Zeit, mit diesem Irrsinn Schluß zu machen! ...«

Sie war furchtbar erregt, sie warf den Kopf drohend zurück und ließ ihren funkelnden Blick in hochmütiger, feuriger und ungeduldiger Herausforderung über die ganze Gesellschaft schweifen, wobei sie in diesem Augenblick Freund und Feind kaum voneinander unterschied. Es war jener Punkt eines lange zurückgehaltenen, aber endlich sich entladenden Zorns, da hemmungslose Kampflust und hemmungsloses Verlangen, so schnell wie möglich über jemanden herzufallen, zur einzigen Triebfeder werden. Wer Lisaweta Prokofjewna kannte, fühlte sofort, daß in ihr etwas Besonderes vorging. Iwan Fjodorowitsch sagte tags darauf zu dem Fürsten Sch., daß »dergleichen bei ihr vorkommt, aber in einem solchen Grade wie gestern sogar bei ihr nur selten, etwa einmal in drei Jahren, auf keinen Fall häufiger! Auf keinen Fall!« wiederholte er mit Nachdruck.

»Genug, Iwan Fjodorowitsch! Lassen Sie mich!« rief Lisaweta Prokofjewna aus. »Wieso bieten Sie mir jetzt Ihren Arm? Vorhin konnten Sie mich nicht hinausführen: Sie sind der Gatte, Sie sind das Familienoberhaupt; Sie hätten mich dumme Gans am Ohr packen und hinausführen sollen, wenn ich Ihnen nicht gefolgt und nicht mitgegangen wäre! Wenigstens um der Töchter willen hätten Sie dafür sorgen müssen! Jetzt aber finden wir uns auch ohne Sie zurecht, die

Schande reicht für ein ganzes Jahr ... Warten Sie, ich will mich noch bei dem Fürsten bedanken! ... Ich danke, Fürst, für die Bewirtung! Und ich setze mich hier hin, um der Jugend zuzuhören ... Niedertracht, nichts wie Niedertracht! Das ist Chaos, das ist Unfug, das kommt einem nicht einmal im Traum! Gibt es etwa viele von dieser Sorte? ... Schweig, Aglaja! Schweig, Alexandra! Das geht euch nichts an! ... Ziehen Sie doch nicht immer Ihre Kreise um mich, Jewgenij Pawlowitsch! Ich habe genug von Ihnen! ... Und du, mein Lieber, du bittest sie auch noch um Verzeihung«, fiel sie von neuem über den Fürsten her. »Vergeben Sie« wirst du sagen, »daß ich mich erdreiste, Ihnen Geld anzubieten ...« Und du, elender Schwätzer, erlaubst dir auch noch zu lachen«, fuhr sie plötzlich Lebedjew Neffen an, »wir verzichten auf das Kapital, wir fordern, aber wir bitten nicht!« Als wüßte er nicht, daß dieser Idiot sich morgen wieder zu ihnen hinschleppen wird, um ihnen seine freundschaftlichen Gefühle und sein Kapital anzubieten! Du wirst doch hingehen? Oder nicht?«

»Ich werde hingehen«, antwortete der Fürst mit leiser und demütiger Stimme.

»Habt ihr gehört?« wandte sie sich wieder an Doktorenko. »Jetzt hast du das Geld so gut wie in der Tasche, jetzt kannst du schwatzen, um uns Sand in die Augen zu streuen ... Nein, nein, mein Guter, such dir andere Dumme, ich durchschau euch ... und euer ganzes Spiel!«

»Lisaweta Prokofjewna!« rief der Fürst.

»Lassen Sie uns gehen, Lisaweta Prokofjewna, es ist längst Zeit für uns, und den Fürsten nehmen wir auch mit«, sagte Fürst Sch. lächelnd und so gelassen wie möglich.

Die jungen Mädchen standen abseits, fast erschrocken, der General aber war entschieden erschrocken; die übrigen Anwesenden waren erstaunt. Manche, die weiter entfernt standen, lächelten heimlich und flüsterten miteinander; Lebedjews Gesicht drückte höchstes Entzücken aus.

»Unfug und Chaos, Gnädigste, finden sich überall«, bemerkte der übrigens ziemlich verdutzte Neffe Lebedjews.

»Solche aber nicht! Solche, wie jetzt bei euch, mein Lieber, solche nicht!« Lisaweta Prokofjewna griff mit nahezu hysterischer Schadenfreude seine Bemerkung auf. »Könnt ihr mich nicht endlich in Ruhe lassen?« fuhr sie alle an, die sie zu beschwichtigen suchten. »Nein, wenn sogar Sie, Jewgenij Pawlowitsch, uns hier kundtun, wie sogar ein Verteidiger vor Gericht geltend macht, es sei nichts natürlicher, als vor lauter Armut sechs Menschen umzubringen, dann ist das wirklich das Ende der Welt, so etwas ist mir noch nie zu Ohren gekommen! Jetzt wird mir alles klar! Dieser Stotterer da – wird der einem nicht die Kehle durchschneiden?« (Sie zeigte auf Burdowskij, der sie verblüfft anstarnte.) »Ich wette, daß er es tun wird. Dein Geld, die Zehntausend, wird er vielleicht nicht nehmen, vielleicht sogar aus Gewissen nicht nehmen, nachts aber kommt er dann doch und schneidet dir die Kehle durch und nimmt die Zehntausend aus der Schatulle, und zwar aus Gewissen! Und das ist für ihn nicht ehrlos! Das ist ›Ausbruch edler Verzweiflung‹, das ist ›Verneinung‹, ein ›Protest‹, weiß der Teufel, was das ist ... Pfui! Alles ist umgekrempelt, alles auf den Kopf gestellt. Ein junges Mädchen wächst im Elternhaus auf, plötzlich, mitten auf der Straße, springt sie in eine Kutsche: ›Maman, ich habe vor einigen Tagen einen Karlowitsch oder Iwanowitsch geheiratet, Adieu!‹ Und das ist Ihrer Meinung nach richtig? Und achtunggebietend? Und naturgemäß? Ist das die Frauenfrage? Schon dieser Grünschnabel«, (sie zeigte auf Kolja), »schon der hat kürzlich mit mir darüber gestritten, daß gerade das die ›Frauenfrage‹ sei. Selbst wenn die Mutter eine dumme Gans ist, sollte man sie doch wie einen Menschen behandeln! ... Wieso seid ihr vorhin mit hoherhobenem Kopf hereinmarschiert? ›Platz da: Wir kommen! Her mit den Rechten und den Mund gehalten! Du hast uns alle Achtung zu erweisen, sogar solche, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat,

wir aber werden dich schikanieren wie den letzten Lakaien! Wahrheit suchen sie, auf das Recht pochen sie, und den da haben sie in ihrem Artikel verleumdet wie die Heiden. »Wir fordern, wir bitten nicht, und Sie haben von uns keinen Dank zu erwarten, denn Sie tun es, um Ihr eigenes Gewissen zu beruhigen!« Das ist mir eine schöne Moral: Da von dir keine Dankbarkeit zu erwarten ist, kann ja auch der Fürst sagen, er empfindet Pawlistschew gegenüber keine Dankbarkeit, denn auch Pawlistschew hat Gutes nur zur Beruhigung seines eigenen Gewissens getan. Dabei hast du einzig und allein auf seine Dankbarkeit gegenüber Pawlistschew gerechnet: Bei dir hat er doch kein Geld geliehen, bei dir hat er keine Schulden, worauf hast du denn gerechnet, wenn nicht auf Dankbarkeit? Wie kannst du ihr dann abschwören? Ihr seid verrückt! Die Gesellschaft wird roh und unmenschlich genannt, weil sie ein verführtes Mädchen brandmarkt. Aber wenn die Gesellschaft unmenschlich genannt wird, dann wird damit anerkannt, daß dieses Mädchen unter dieser Gesellschaft leidet. Und wenn es leidet, darfst du es doch nicht in der Presse vor eben dieser Gesellschaft bloßstellen und auch noch dazu verlangen, daß es darunter nicht leidet! Ihr seid verrückt! Ihr seid eitel! Ihr glaubt nicht an Gott, ihr glaubt nicht an Christus! Eitelkeit und Stolz haben sich so tief in euch eingefressen, daß ihr euch am Ende gegenseitig verschlingen werdet! Das prophezeie ich euch! Und ist das nicht ein Durcheinander, ist das nicht Chaos, ist das nicht Unfug? Und zu guter Letzt bittet dieser schmähliche Mensch euch auch noch um Verzeihung! Gibt es noch mehr von eurer Sorte? Ihr grinst wohl, weil ich mich eurewegen blamiere? Dann blamiere ich mich eben, dann ist es eben so! ... Du aber sollst nicht grinsen, du Schmutzfink!« (Plötzlich fiel sie über Ippolit her.) »Du kriegst kaum noch Luft, aber andre verdirbst du. Du hast mir diesen Jungen da verdorben«, (sie zeigte auf Kolja); »er redet fast nur noch von dir, du bringst ihm Atheismus bei, du glaubst nicht an Gott, dabei

darf man dich noch mit Ruten strafen, mein sehr geehrter Herr, aber man möchte sich nicht die Hände schmutzig machen! ... Wirst du nun morgen zu diesen da hingehen, Fürst Lew Nikolajewitsch, wirst du hingehen?« fragte sie abermals den Fürsten, beinahe nach Atem ringend.

»Ich werde hingehen.«

»Dann kenne ich dich nicht mehr!« sie wandte sich schnell ab, als wollte sie gehen, kam aber plötzlich zurück. »Und wirst du auch zu diesem Atheisten gehen?« Lisaweta Prokofjewna zeigte auf Ippolit. »Warum grinst du?« schrie sie mit einer unnatürlichen Stimme und stürzte sich plötzlich auf ihn, außerstande, sein höhnisches Lächeln zu ertragen.

»Lisaweta Prokofjewna! Lisaweta Prokofjewna! Lisaweta Prokofjewna!« hörte man von allen Seiten wie aus einem Munde.

»Maman! Schämen Sie sich!« schrie Aglaja laut.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Aglaja Iwanowna«, beschwichtigte sie Ippolit, den Lisaweta Prokofjewna an der Hand gepackt hatte und aus einem unerfindlichen Grunde festhielt; sie stand vor ihm und schien ihn mit ihren wütenden Blicken zu verschlingen, »machen Sie sich keine Sorgen. Ihre maman wird schon merken, daß man über einen Sterbenden nicht herfallen darf ... ich bin bereit zu erklären, warum ich gelacht habe ... und würde mich über die Aufforderung dazu sehr freuen ...«

Hier begann er plötzlich furchtbar zu husten und konnte einige Minuten lang nicht zu Atem kommen.

»Der liegt ja schon in den letzten Zügen, aber Reden hält er immer noch!« rief Lisaweta Prokofjewna, wobei sie seine Hand losließ und beinahe mit Entsetzen beobachtete, wie er sich das Blut von den Lippen wischte. »Was soll das Reden? Du gehörst einfach ins Bett ...«

»Genau das wird geschehen«, antwortete Ippolit leise, heiser, beinahe flüsternd. »Ich werde mich heute, sobald ich zu Hause bin, ins Bett legen ... Und in zwei Wochen, das weiß

ich, werde ich sterben ... Letzte Woche hat es mir B. höchstpersönlich eröffnet. Wenn Sie mir gestatten, möchte ich gern zum Abschied ein paar Worte sagen.«

»Bist du übergeschnappt? Oder? Blödsinn! Du mußt zum Arzt und dich kurieren lassen, ist denn jetzt Zeit für Unterhaltungen? Geh doch, geh, ins Bett! ...« rief Lisaweta Prokofjewna erschrocken.

»Wenn ich jetzt ins Bett gehe, werde ich nie wieder aufstehen«, Ippolit lächelte. »Ich hatte gestern schon vor, mich hinzulegen, um nie mehr aufzustehen, beschloß aber, es bis übermorgen zu verschieben, solange ich mich auf den Beinen halten kann ... um mit ihnen hierher zu kommen ... aber nun bin ich sehr müde ...«

»Aber setz dich doch, setz dich, du darfst nicht stehen! Hier, da hast du einen Stuhl!« Die besorgte Lisaweta Prokofjewna schob ihm eigenhändig einen Stuhl hin.

»Ich danke Ihnen«, fuhr Ippolit leise fort, »und nehmen Sie mir gegenüber Platz, wir wollen uns unterhalten ... Wir wollen uns unbedingt unterhalten, Lisaweta Prokofjewna, jetzt bestehe ich darauf«, er lächelte ihr abermals zu. »Bedenken Sie, daß ich heute zum letzten Mal an der frischen Luft und unter Menschen bin, und zwei Wochen später gewiß unter der Erde. Es wird also eine Art Abschied sein von den Menschen und von der Natur. Ich bin zwar nicht besonders empfindsam, aber stellen Sie sich vor, ich freue mich sehr, daß dies alles sich hier, in Pawlowsk, abspielt: Immerhin kann ich hier einen Baum und grünes Laub sehen.«

»Aber was soll jetzt eine Unterhaltung«, Lisaweta Prokofjewna erschrak mehr und mehr, »du hast Fieber. Eben noch hast du gekrächzt und gepiepst, und jetzt kannst du kaum noch atmen, du bekommst ja keine Luft!«

»Gleich wird es mir besser gehen. Warum wollen Sie mir meinen letzten Wunsch versagen? ... Und wissen Sie, Lisaweta Prokofjewna, daß ich schon lange von einer Begegnung mit Ihnen geträumt habe? Ich habe viel von Ihnen gehört ...

von Kolja; er ist ja fast der einzige, der mich nicht im Stich läßt ... Sie sind eine originelle Frau, eine exzentrische Frau, das habe ich jetzt mit eigenen Augen gesehen ... wissen Sie, daß ich Sie sogar ein wenig geliebt habe?«

»Mein Gott, es hat nicht viel gefehlt, und ich hätte ihn geschlagen.«

»Aglaja Iwanowna hat Sie zurückgehalten; ich irre mich doch nicht? Das ist doch Ihre Tochter Aglaja Iwanowna? Sie ist so schön, daß ich sie auf den ersten Blick erkannte, obwohl ich sie noch nie gesehen habe. Gönnen Sie mir doch, das letzte Mal in meinem Leben eine Schönheit anzusehen«, Ippolit lächelte ein verlegenes, schiefes Lächeln, »der Fürst ist auch hier und Ihr Gatte und die ganze Gesellschaft. Warum versagen Sie mir meinen letzten Wunsch?«

»Einen Stuhl!« rief Lisaweta Prokofjewna, zog aber rasch selbst einen heran und setzte sich Ippolit gegenüber. »Kolja«, befahl sie, »du machst dich mit ihm sofort auf den Weg. Bring ihn nach Hause, und morgen werde ich mich unbedingt selbst ...«

»Wenn Sie gestatten, möchte ich den Fürsten um eine Tasse Tee bitten ... Ich bin sehr müde. Wissen Sie, Lisaweta Prokofjewna, Sie hatten, glaube ich, vor, den Fürsten mitzunehmen, um mit ihm bei Ihnen Tee zu trinken: Bleiben Sie doch hier, lassen Sie uns die Zeit zusammen verbringen, und der Fürst wird uns gewiß den Tee servieren lassen. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich hier einfach kommandiere ... Aber ich kenne Sie ja, Sie sind gut, und der Fürst auch ... Wir alle sind fast komisch gute Menschen ...«

Der Fürst sprang auf. Lebedjew stürzte Hals über Kopf ins Haus, Wera lief ihm nach.

»Einverstanden«, entschied die Generalin mit großer Bestimmtheit. »Sprich nur langsam, und laß dich nicht hinreißen. Du rührst mich ... Fürst, du hast es eigentlich nicht verdient, daß ich bei dir Tee trinke, aber sei's drum, ich bleibe, auch wenn ich mich vor niemandem entschuldigen wer-

de! Vor niemandem! Blödsinn! Ansonsten bitte ich dich, Fürst, mir zu vergeben, falls ich dich gekränkt haben sollte – natürlich nur, wenn du es möchtest. Übrigens sollte sich niemand hier meinetwegen aufgehalten fühlen, das versteht sich von selbst», wandte sie sich plötzlich mit ungemein zorniger Miene an ihren Gatten und ihre Töchter, als hätten diese sich ihr gegenüber etwas Furchtbares zuschulden kommen lassen. »Ich kann auch allein nach Hause finden ...«

Aber man ließ sie nicht ausreden. Man kam auf sie zu und umringte sie bereitwillig. Der Fürst lud sofort alle ein, zum Tee zu bleiben, und entschuldigte sich dafür, daß er bis jetzt nicht darauf gekommen war. Sogar der General war auf einmal so liebenswürdig, daß er Lisaweta Prokofjewna etwas Beruhigendes zuraunte und sich zuvorkommend erkundigte, ob es für sie »auf der Veranda nicht doch zu kühl ist?« Es fehlte nicht viel, und er hätte Ippolit sogar gefragt: »Seit wann sind Sie auf der Universität?«, aber er unterließ die Frage. Jewgenij Pawlowitsch und Fürst Sch. wurden plötzlich ungemein liebenswürdig und gut gelaunt, Adelaias und Alexandras Mienen drückten außer anhaltender Verwunderung sogar Vergnügen aus – mit einem Wort, alle freuten sich offensichtlich, daß die Krise vorüber war. Aglaja war die einzige, die sich mit gerunzelter Stirn und schweigend abseits setzte. Auch die restliche Gesellschaft blieb, niemand dachte daran aufzubrechen, nicht einmal General Iwolgin, dem Lebedjew übrigens im Vorübergehen etwas ins Ohr flüsterte, das wohl nicht besonders schmeichelhaft war, denn der General zog sich daraufhin sofort in eine Ecke zurück. Der Fürst, der keinen überging, lud auch Burdowskij und dessen Kumpane ein. Sie murmelten etwas gezwungen, daß sie auf Ippolit warten wollten, und退ierten sogleich in die entfernteste Ecke der Veranda, wo sie wieder in einer Reihe nebeneinander Platz nahmen. Wahrscheinlich war der Tee schon längst für Lebedjews Familie vorbereitet, denn er wurde sofort serviert. Die Uhr schlug elf.

IPPOLIT benetzte seine Lippen mit dem Tee, den Wera Lebedjewa ihm gereicht hatte, stellte die Tasse auf dem Tischchen ab und sah sich plötzlich wie verlegen, beinahe verwirrt, im Kreise um.

»Beachten Sie, Lisaweta Prokofjewna, diese Tassen ...« begann er in sonderbarer Hast, »diese Porzellantassen, es ist, glaube ich, ein wunderbares Porzellan, sie stehen bei Lebedjew im Schrank hinter Glas, abgeschlossen; sie werden nie gebraucht ... das ist so üblich, sie gehörten zur Mitgift seiner Frau ... bei solchen Leuten ist das so üblich ... Und nun hat er sie für uns herausgeholt, Ihnen zu Ehren, so sehr freut er sich ...«

Er wollte noch etwas hinzufügen, verlor aber den Faden.

»Er ist also doch verlegen geworden«, flüsterte plötzlich Jewgenij Pawlowitsch dem Fürsten ins Ohr, »aber das ist doch gefährlich, nicht wahr? Ein sicheres Zeichen, daß er gleich aus lauter Ärger etwas so Exzentrisches anstellt, daß es auch Lisaweta Prokofjewna vielleicht zuviel wird.«

Der Fürst sah ihn fragend an.

»Sie haben keine Angst vor Exzentrik?« fuhr Jewgenij Pawlowitsch fort. »Ich ebensowenig, ich begrüße sie sogar; mir geht es darum, daß unserer Lisaweta Prokofjewna eine Lektion erteilt wird, und zwar heute noch; vorher weiche ich nicht. Sie haben, glaube ich, Fieber?«

»Später, stören Sie nicht. Ja, ich bin nicht ganz wohl«, antwortete der Fürst zerstreut und sogar ungeduldig. Er hatte seinen Namen gehört, Ippolit sprach von ihm.

»Sie glauben es nicht?« Ippolit lachte hysterisch. »Das kann auch nicht anders sein, der Fürst aber wird es aufs Wort glauben und sich überhaupt nicht wundern.«

»Hörst du, Fürst?« Lisaweta Prokofjewna drehte sich zu ihm um. »Hörst du?«

Man lachte. Lebedjew drängte sich eilfertig vor und tän-

zelte in nächster Nähe vor Lisaweta Prokofjewna.

»Er sagt, daß dieser Possenreißer, dein Hausvermieter ... jenem Herrn den Artikel korrigiert hat, der an deine Adresse ging und den sie eben vorgelesen haben.«

Der Fürst sah Lebedjew erstaunt an.

»Warum schweigst du?« Lisaweta Prokofjewna stampfte sogar mit dem Fuß auf.

»Was soll ich sagen?« murmelte der Fürst, der Lebedjew unverwandt ansah. »Ich sehe ja, daß er ihn korrigiert hat.«

»Ist das wahr?« wandte sich Lisaweta Prokofjewna rasch an Lebedjew.

»Wahr und wahrhaftig, Euer Exzellenz!« antwortete Lebedjew fest und unerschüttert, wobei er die Hand aufs Herz legte.

»Der bildet sich noch etwas darauf ein!« Lisaweta Prokofjewna fuhr beinahe von ihrem Stuhl hoch.

»Niedrig bin ich, niedrig«, murmelte Lebedjew, schlug sich an die Brust und senkte den Kopf tiefer und tiefer.

»Aber was hab' ich davon, daß du niedrig bist? Er glaubt wohl, wenn er sagt, ›ich bin niedrig‹, kann er sich aus der Affaire ziehen. Schämst du dich nicht, Fürst, daß du dich mit solchen Kreaturen abgibst, frage ich dich noch einmal? Das werde ich dir nie verzeihen!«

»Mir wird der Fürst verzeihen!« brachte Lebedjew überzeugt und ergriffen hervor.

»Einzig der Anstand«, mischte sich der plötzlich aufgesprungene Keller mit lauter und sonorer Stimme ein, indem er sich unmittelbar an Lisaweta Prokofjewna wandte, »einzig der Anstand, gnädige Frau, hatte mich bewogen, den kompromittierten Freund nicht zu verraten und seine Korrekturen zu verschweigen, trotz seines Vorschlags, uns vor die Tür zu setzen, wie Sie selbst zu hören beliebten. Um der Wahrheit wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, will ich gestehen, daß ich mich in der Tat an ihn gewandt hatte, zum Preis von sechs Rubeln, aber nicht des Stils wegen, sondern um Fakten

in Erfahrung zu bringen, die mir größtenteils unbekannt waren, und zwar an ihn als einer kompetenten Person. Was die Gamaschen betrifft, den Appetit beim Schweizer Professor, was die fünfzig Rubel statt der zweihundertfünfzig betrifft – kurz, diese ganze Kombination, das alles gehört ihm, zum Preis von sechs Rubeln, aber an dem Stil haben wir nichts geändert.«

»Ich möchte zu bedenken geben«, fiel ihm Lebedjew fiebernd vor Ungeduld und mit einer gewissermaßen kriechenden Stimme ins Wort, während das Lachen um ihn herum immer lauter wurde, »daß ich nur die erste Hälfte des Artikels korrigiert habe, aber da wir beide in der Mitte nicht einig werden konnten und wegen eines bestimmten Gedankens aneinander gerieten, habe ich die zweite Hälfte nicht mehr korrigiert, so daß mir dort alle Verstöße gegen den Stil (und deren gibt es genug) nicht mehr angekreidet werden können ...«

»Das ist also seine größte Sorge!« rief Lisaweta Prokofjewna aus.

»Gestatten Sie die Frage«, wandte sich Jewgenij Pawlowitsch an Keller, »wann wurde dieser Artikel korrigiert?«

»Gestern vormittag«, meldete Keller. »Eine Zusammenkunft mit dem ehrenwörtlichen Versprechen, das Geheimnis auf beiden Seiten zu wahren.«

»Also ausgerechnet, als er vor dir auf den Knien rutschte und dich seiner Ergebenheit versicherte! Was sind das für Kreaturen! Und du, du kannst deinen Puschkin behalten, und deine Tochter braucht bei mir nicht zu erscheinen!«

Lisaweta Prokofjewna wollte sich schon erheben, wandte sich aber plötzlich gereizt an den lachenden Ippolit:

»Wie ist es, mein Lieber, willst du dich eigentlich über mich lustig machen?«

»Gott bewahre!« sagte Ippolit mit schiefem Lächeln, »aber am meisten beeindruckt mich das außerordentlich Exzentrische an Ihnen, Lisaweta Prokofjewna; ich gestehe, daß ich

mit Absicht auf Lebedjew zu sprechen kam, ich wußte, welche Wirkung das auf Sie haben wird, auf Sie allein, der Fürst nämlich wird ihm tatsächlich verzeihen, und hat ihm gewiß schon verziehen ... Und sogar im stillen eine Entschuldigung für ihn gefunden, so ist es doch, nicht wahr, Fürst?«

Er rang nach Luft, seine eigentümliche Erregung nahm mit jedem Wort zu.

»Und? ...« fragte Lisaweta Prokofjewna zornig, erstaunt über seinen Ton, »und? ...«

»Ich habe schon viel von Ihnen gehört, alles in dieser Art ... mit großer Freude ... und habe Sie zutiefst schätzen gelernt«, fuhr Ippolit fort.

Er sprach so, als wollte er mit seinen Worten etwas ganz anderes ausdrücken. Er sprach mit einem spöttischen Unterton, aber gleichzeitig in unverhältnismäßiger Erregung, mit argwöhnischen Blicken, bei jedem Wort offensichtlich verwirrt und unsicher, so daß dies alles, zusammen mit seinem schwindsüchtigen Aussehen und dem eigentlich glänzenden und nahezu verzückten Blick, unwillkürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

»Ich müßte mich wundern, freilich ohne die große Welt zu kennen (das gebe ich zu), nicht nur, weil Sie selbst in unserer für Sie nicht standesgemäßen Gesellschaft geblieben sind, sondern auch diesen ... jungen Damen gestattet haben, eine dermaßen skandalöse Geschichte mit anzuhören, auch wenn sie bereits alles in ihren Romanen gelesen haben sollten. Ich weiß vielleicht wirklich nicht, ich verliere ja immer wieder den Faden, wer außer Ihnen fähig gewesen wäre ... auf die Bitte eines Jungen (jawohl, eines Jungen, auch das gebe ich zu) zu bleiben, um einen Abend mit ihm zu verbringen und sich ... sich an allem zu beteiligen ... und in Kauf nehmen ... daß man sich dessen am nächsten Tag schämen wird ... (ich gebe ja zu, daß ich nicht die richtigen Worte finde); und ich erkenne das außerordentlich an und achte es hoch, obwohl schon allein auf dem Gesicht Seiner

Exzellenz, Ihres Herrn Gemahl, geschrieben steht, wie unangenehm ihm das alles ist ... Hi-hi-hi!« Er verlor den Faden gänzlich, kicherte, mußte aber plötzlich so heftig husten, daß er gut zwei Minuten lang nicht weitersprechen konnte.

»Ihm bleibt sogar die Luft weg«, sagte Lisaweta Prokofjewna kühl und abweisend, indem sie ihn streng und aufmerksam musterte. »Und jetzt, mein guter Junge, jetzt ist es genug. Es wird Zeit!«

»Gestatten Sie auch, mein Herr, eine Bemerkung meinerseits«, mischte sich plötzlich Iwan Fjodorowitsch, dessen Geduld erschöpft war, gereizt ein, »daß meine Gattin sich hier bei Fürst Lew Nikolajewitsch, unserem gemeinsamen Freund und Nachbarn, befindet, und daß es jedenfalls nicht Ihnen, junger Mann, zukommt, über Lisaweta Prokofjewnas Verhalten zu urteilen, ebensowenig wie sich laut und in meiner Gegenwart darüber auszulassen, was auf meinem Gesicht geschrieben steht. So ist es, mein Herr. Und wenn es meiner Gattin beliebt hat zu bleiben«, fuhr er fort, wobei er fast mit jedem Wort gereizter wurde, »so wurde sie dazu am ehesten von Verwunderung und einem durchaus verständlichen zeitgemäßen Interesse veranlaßt, diese absonderliche Jugend aus der Nähe zu erleben. Und auch ich bin geblieben, genau so wie ich manchmal auf der Straße stehenbleibe, wenn mir etwas begegnet, das Aufmerksamkeit verdient, wie ... wie ... wie ...«

»Wie eine Rarität«, half ihm Jewgenij Pawlowitsch weiter.

»Hervorragend und treffend«, freute sich Seine Exzellenz, der beim Vergleichen den Faden verloren hatte. »Eben: Wie eine Rarität. In jedem Fall empfinde ich es als besonders verwunderlich und sogar verdrißend, wenn man sich diesen Ausdruck grammatisch erlauben darf, daß Sie, junger Mann, nicht einmal begreifen, daß Lisaweta Prokofjewna bei Ihnen geblieben ist, weil Sie krank sind – wenn es wirklich wahr ist, daß Sie auf den Tod krank sind –, aus Mitgefühl sozusagen, angerührt durch Ihre erbarmungswürdigen Reden, mein

Herr, und daß niemals welcher Schmutz auch immer ihren Namen, ihre Eigenschaften und ihren Rang besudeln wird ... Lisaweta Prokofjewna!« schloß der General mit hochrotem Kopf. »Wir wollen uns von unserm guten Fürsten verabschieden, falls du aufbrechen möchtest, und ...«

»Ich danke Ihnen für die Lektion, General«, unterbrach ihn Ippolit ernst und unvermutet, indem er ihn nachdenklich ansah.

»Wir wollen gehen, maman, wie lange soll das noch dauern!« sagte Aglaja und erhob sich zornig und ungeduldig von ihrem Stuhl.

»Noch ein paar Minuten, lieber Iwan Fjodorowitsch, wenn es dir recht ist«, Lisaweta Prokofjewna wandte sich mit betonter Würde ihrem Gatten zu, »ich glaube, er hat starkes Fieber und phantasiert, das ist alles; ich bin davon überzeugt, ich sehe es seinen Augen an; man darf ihn nicht sich selbst überlassen. Lew Nikolajewitsch! Könnte er vielleicht bei dir übernachten, damit man ihn nicht nach Petersburg zurückschleppen muß? Cher prince, Sie langweilen sich gewiß?« wandte sie sich plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, an den Fürsten Sch. »Komm her, Alexandra, ordne dein Haar, mein Kind.«

Sie ordnete Alexandra das Haar, an dem gar nichts zu ordnen war, und küßte sie. Nur darum hatte sie die Tochter zu sich gerufen.

»Ich habe Sie für entwicklungsfähig gehalten«, fuhr Ippolit fort, aus seiner Benommenheit erwachend. »Ach ja! Ich wollte noch etwas sagen«, er schien sich zu freuen, weil er sich plötzlich an etwas erinnerte: »Burdowskij zum Beispiel ist doch aufrichtig bemüht, für seine Mutter einzutreten, nicht wahr? Es sieht aber so aus, als liefere er sie der Schande aus. Der Fürst, zum Beispiel, möchte Burdowskij helfen, er bietet ihm reinen Herzens liebevolle Freundschaft und Kapital an und ist vielleicht der einzige von uns allen, der sich nicht vor ihm ekelt, und ausgerechnet diese beiden stehen einander

gegenüber wie geschworene Feinde ... Ha-ha-ha! Ihr alle verabscheut Burdowskij, weil er sich, wie ihr meint, seiner Mutter gegenüber unschön und unvornehm verhält, so ist es doch? Ist es so? Ist es so? Ihr alle liebt die schöne und elegante Form über alles. Das ist das einzige, worauf es euch ankommt, nicht wahr? (Ich ahne schon lange, daß es euch nur darauf ankommt!) Dann aber sollt ihr auch wissen, daß vielleicht keiner von euch seine Mutter so liebt wie Burdowskij! Ich weiß es, Fürst, Sie haben Burdowskijs Mutter heimlich durch Ganetschka Geld zukommen lassen, und ich möchte jede Wette eingehen,« (»hi-hi-hi!« kicherte er hysterisch), »daß kein anderer als Burdowskij Sie daraufhin des Mangels an Taktgefühl und der Mißachtung seiner Mutter zeihen wird, so ist es, bei Gott, ha-ha-ha!«

Wieder rang er nach Luft und hustete.

»Ist das jetzt alles? Hast du jetzt alles, alles gesagt? Dann geh jetzt zu Bett, du hast Fieber!« fiel Lisaweta Prokofjewna, die ihren besorgten Blick nicht von ihm abgewendet hatte, ihm ungeduldig ins Wort. »O mein Gott, er will ja weiterreden!«

»Sie lachen, wie mir scheint? Wieso lachen Sie alle über mich? Ich merke, daß Sie alle über mich lachen!« Plötzlich sprach er unruhig und gereizt Jewgenij Pawlowitsch an; der hatte tatsächlich gelacht.

»Ich wollte Sie fragen, Herr Ippolit ... Entschuldigen Sie, ich habe Ihren Familiennamen vergessen ...«

»Herr Terentjew«, sagte der Fürst.

»Natürlich, Terentjew, vielen Dank, Fürst! Vorhin wurde der Name genannt, aber er war mir entfallen ... Ich wollte Sie fragen, Herr Terentjew: Stimmt es, daß Sie, wie ich einmal hörte, der Meinung sind, Sie brauchten nur eine Viertelstunde aus dem Fenster heraus zum Volk zu sprechen, und schon würden die Menschen Ihnen in allem zustimmen und Ihnen augenblicklich folgen?«

»Sehr gut möglich, daß ich das gesagt habe ...«, antwortete

Ippolit, der sich zu erinnern schien. »Ich habe es sogar bestimmt gesagt!« fügte er plötzlich hinzu, wobei er sich offensichtlich belebte und Jewgenij Pawlowitsch fest ansah. »Und was folgt daraus?«

»Überhaupt nichts; ich wollte es nur wissen, der Vollständigkeit halber.«

Jewgenij Pawlowitsch verstummte, Ippolit aber sah ihn immer noch mit ungeduldiger Erwartung an.

»Wie ist es, bist du fertig?« wandte sich Lisaweta Prokofjewna an Jewgenij Pawlowitsch. »Komm jetzt zum Ende, mein Guter, er muß ins Bett. Oder fällt dir nichts mehr ein?« (Sie war sehr ärgerlich.)

»Ich wäre durchaus nicht abgeneigt, noch hinzuzufügen«, fuhr Jewgenij Pawlowitsch lächelnd fort, »daß alles, was ich von Ihren Kameraden, Herr Terentjew, gehört habe, sowie alles, was Sie selbst soeben dargelegt haben, und zwar mit unbestreitbarem Talent, meiner Meinung nach auf die Theorie vom absoluten Triumph des Rechts hinausläuft, vor allem und über allem, sogar unter Ausschließung alles Übrigen, ja vielleicht sogar der Definition, worin das Recht eigentlich besteht? Irre ich mich?«

»Natürlich irren Sie sich. Ich verstehe Sie sogar überhaupt nicht ... und weiter?«

Auch in der Ecke wurde Protest laut. Lebedjews Neffe murmelte etwas halblaut vor sich hin.

»Weiter gibt es nicht viel zu sagen«, fuhr Jewgenij Pawlowitsch fort, »ich wollte lediglich bemerken, daß von hier aus nur ein kleiner Schritt bis zum Recht des Stärkeren ist, das heißt, bis zum Recht der einzelnen Faust und des persönlichen Willens, wie es auf der Welt sehr oft der Fall war. Auch Proudhon kam zu guter Letzt auf das Recht des Stärkeren. Während des Krieges in Amerika traten sehr viele der progressivsten Liberalen für die Interessen der Plantagenbesitzer ein, und zwar mit der Begründung, die Neger seien eben Neger, stünden tiefer als die weiße Rasse, folglich sei das

Recht des Stärkeren auf Seiten der Weißen ...«

»Und?«

»Soll das bedeuten, daß Sie das Recht des Stärkeren nicht ablehnen?«

»Und weiter?«

»Sie sind wenigstens konsequent; ich wollte lediglich bemerken, daß es vom Recht des Stärkeren bis zum Recht der Tiger und Krokodile und sogar dem der Danilows und Gorskijs nur ein kleiner Schritt ist.«

»Weiß ich nicht, und weiter?« Ippolit hörte Jewgenij Pawlowitsch kaum zu, und wenn er immer wieder »und weiter« sagte, so wohl mehr aus alter, eingefleischter Gewohnheit als aus Aufmerksamkeit und Wißbegier.

»Weiter nichts ... das ist alles.«

»Übrigens bin ich Ihnen nicht böse«, schloß plötzlich Ippolit gänzlich unerwartet und streckte Jewgenij Pawlowitsch die Hand entgegen, sogar mit einem Lächeln. Jewgenij Pawlowitsch stutzte zunächst, nahm aber die ihm gebotene Hand mit tiefster Miene an, als akzeptiere er die Absolution.

»Ich kann es mir nicht versagen«, fügte er im selben zweideutig ehrerbietigen Ton hinzu, »für die Aufmerksamkeit zu danken, mit der Sie mich aussprechen ließen, denn nach meinen zahlreichen Erfahrungen ist unser Liberaler außerstande, einem anderen Menschen seine eigene Meinung zuzugestehen und nicht im gleichen Atemzug seinem Opponenten mit einem Kraftausdruck oder sogar mit noch Schlimmerem zu entgegnen ...«

»Da haben Sie völlig recht«, bemerkte der General Iwan Fjodorowitsch und rettete, gähnend, die Hände auf dem Rücken, mit unendlich gelangweilter Miene zum Ausgang der Veranda.

»Und jetzt reicht es, mein Lieber«, sagte plötzlich Lisaweta Prokofjewna zu Jewgenij Pawlowitsch, »ich habe von euch genug ...«

»Es ist höchste Zeit«, Ippolit sprang plötzlich auf und sah

sich besorgt, verlegen und beinahe erschrocken im Kreise um, »ich habe Sie aufgehalten; ich wollte Ihnen alles sagen ... ich dachte, daß alle ... zum letzten Mal ... eine Phantasie ...«

Es war offenkundig, daß er sich anfallweise belebte, aus regelrechten Delirien plötzlich erwachte, für Augenblicke, und dann sich bei vollem Bewußtsein an Dinge erinnerte und von Dingen redete, meistens fragmentarisch, die er sich vielleicht schon vor langer Zeit ausgedacht und eingeprägt hatte, in den langen, öden Stunden seiner Krankheit, im Bett, in der Einsamkeit, in schlaflosen Nächten.

»Dann leben Sie wohl!« sagte er auf einmal schroff. »Glauben Sie, daß es mir leicht fällt, Ihnen das zu sagen: ›Leben Sie wohl? Ha-ha!« Ärgerlich über sich selbst wegen seiner *peinlichen* Frage, lachte er kurz auf, wie wütend darüber, daß ihm nicht alles, was er so gern gesagt hätte, gelingen wollte, und verkündete laut und gereizt: »Euer Exzellenz, ich gebe mir die Ehre, Sie zu meiner Bestattung einzuladen, falls Sie mich einer solchen Ehre für würdig erachten, nebst allen anderen Herrschaften, die sich dem General anschließen möchten ...«

Er lachte von neuem; aber nun war es das Lachen eines Wahnsinnigen. Lisaweta Prokofjewna neigte sich erschrocken zu ihm und griff nach seiner Hand. Er sah sie aufmerksam an, mit demselben Lachen, das jetzt verstummte, aber auf seinem Gesicht erstarrt und festgefroren war.

»Wissen Sie eigentlich, daß ich hierher gekommen bin, um Bäume zu sehen? Die hier ...«, (er deutete auf die Bäume im Park.) »Das ist doch nicht lächerlich? Das hat doch nichts Lächerliches?« fragte er Lisaweta Prokofjewna sehr ernst und versank plötzlich in Gedanken. Dann, einen Augenblick später, hob er den Kopf und suchte mit den Augen neugierig unter den Anwesenden. Er suchte Jewgenij Pawlowitsch, der ganz in seiner Nähe stand, rechts, an derselben Stelle wie vorhin – aber das hatte er bereits vergessen und suchte im ganzen Kreis. »Aha, Sie sind nicht gegangen!« endlich hatte er ihn entdeckt. »Sie haben sich vorhin darüber lustig ge-

macht, daß ich eine Viertelstunde lang aus dem Fenster reden wollte ... Wissen Sie, ich bin nicht achtzehn Jahre alt: Ich habe ja so lange auf diesem Kissen gelegen, ich habe ja so lange zum Fenster hinausgestarrt und so lange nachgedacht ... über alle ... daß ... Der Tote hat kein Alter, das wissen Sie doch. Das habe ich noch in der letzten Woche gedacht, als ich nachts aufwachte ... Und wissen Sie, wovor Sie die größte Angst haben? Vor unserer Aufrichtigkeit, davor haben Sie die größte Angst, auch wenn Sie uns verachten! Auch das habe ich damals gedacht, auf meinem Kissen, nachts ... Glauben Sie, daß ich mich über Sie lustig machen wollte, Lisaweta Prokofjewna? Nein, ich wollte mich nicht über Sie lustig machen, ich wollte Sie nur loben ... Kolja erzählte, daß der Fürst Sie einmal ein Kind genannt hat ... das ist gut ... Ach ja, was wollte ich ... Ich wollte doch noch etwas ...« Er schlug die Hände vors Gesicht und überlegte. »Ach ja: Als Sie sich vorhin von mir verabschiedeten, mußte ich plötzlich denken: Da sind diese Menschen, und sie werden nie mehr da sein, nie mehr! Und auch die Bäume nicht – nur die Mauer wird da sein, nur die rote Mauer, die Ziegelmauer des Meierschen Hauses ... vor meinem Fenster ... So, und jetzt sag es ihnen, sag ihnen alles ... versuch es doch ... Sag es; hier ist sie, die Schöne ... und du bist doch ein Toter, stell dich als Toter vor, sag doch, ›Der Tote darf alles sagen‹, und daß Fürstin Marja Alexejewna es nicht tadeln wird, ha-ha! Sie lachen nicht?« Er sah sich mißtrauisch im Kreise um. »Wissen Sie, auf meinem Kissen sind mir viele Gedanken durch den Kopf gegangen ... Wissen Sie, ich habe mich davon überzeugt, daß die Natur sehr höhnisch ist ... Sie sagten vorhin, ich sei ein Atheist, aber wissen Sie, die Natur ist ... Warum lachen Sie schon wieder? Sie sind furchtbar grausam!« sagte er plötzlich und empört und ließ den Blick von einem zum anderen wandern. »Ich habe Kolja nicht verdorben«, schloß er in einem völlig anderen Ton, ernst und überzeugt, als wäre auch dies ihm plötzlich eingefallen.

»Niemand, niemand lacht hier über dich, beruhige dich!« Lisaweta Prokofjewna war fast schmerzlich betroffen. »Morgen kommt ein neuer Arzt; der erste hat sich geirrt; aber setz dich, du kannst dich ja kaum auf den Beinen halten! Du phantasierst ... Ach, was soll man jetzt mit ihm machen!« Aufgereggt nötigte sie ihn wieder in den Sessel. Eine Träne glänzte auf ihrer Wange.

Ippolit hielt fast wie erstarrt inne, hob die Hand, streckte sie scheu aus und berührte dieses Tränchen. Er lächelte ein irgendwie kindliches Lächeln.

»Ich habe ... Sie ...«, begann er in freudiger Erregung, »Sie wissen gar nicht ... wie ich Sie ... er hat mir ... immer ... so begeistert von Ihnen erzählt, der da, Kolja ... ich liebe seine Begeisterung. Ich habe ihn nicht verdorben! Er ist der einzige, den ich zurückklasse ... Ich wollte alle zurücklassen, alle – aber es war niemand da, gar niemand ... Ich wollte tätig sein, ich hatte ein Recht darauf ... Oh, wie viel habe ich gewollt! Jetzt will ich nichts mehr, ich will nichts mehr wollen, ich habe mir selbst das Wort gegeben, nichts mehr zu wollen; sollen sie doch ohne mich nach der Wahrheit suchen. O ja, die Natur ist höhnisch! Wozu«, fragte er, plötzlich auffahrend, »wozu schafft sie höchste Wesen, nur um sie später zu verhöhnen? Hat sie es doch so eingerichtet, daß das einzige Wesen, das auf der Erde als die Vollkommenheit selbst anerkannt wird ... Hat sie es doch so eingerichtet, daß sie, nachdem sie Es den Menschen gezeigt hatte, Es dazu bestimmte, das Zu verkünden, weswegen so viel Blut vergossen wurde, daß die Menschen gewiß hätten darin ertrinken müssen, wenn dieses Blut auf einmal geflossen wäre! Oh, es ist gut, daß ich sterbe! Sonst hätte ich wohl auch irgendeine furchtbare Lüge von mir gegeben, die Natur hätte mir schon ein Bein gestellt. Ich habe keinen Menschen verdorben ... ich wollte leben für das Glück aller Menschen, für die Entdeckung und die Verkündung der Wahrheit ... Ich sah aus meinem Fenster auf die Meiersche Mauer und dachte, ich

brauche nur eine Viertelstunde zu sprechen, um alle, alle zu überzeugen, und ich bin ein einziges Mal in meinem Leben ... Ihnen begegnet, statt aller Menschen! Und was ist das Ergebnis? – Nichts! Die Verachtung meiner Person! Also bin ich überflüssig, also bin ich ein Narr, also fort mit mir! Und keine Spur bleibt zurück! Kein Ton, keine Spur, kein Werk, keine verbreitete Überzeugung! ... Spotten Sie nicht über den Tölpel! Vergessen Sie ihn! Vergessen Sie alles ... Bitte, vergessen Sie es, seien Sie nicht so grausam! Wissen Sie überhaupt, daß ich, wenn mir diese Schwindsucht nicht zu Hilfe gekommen wäre, mich umgebracht hätte ...«

Er schien noch vieles sagen zu wollen, verstummte aber, warf sich in den Sessel, schlug die Hände vors Gesicht und weinte wie ein kleines Kind.

»Und jetzt, was sollen wir jetzt mit ihm machen?« schrie Lisaweta Prokofjewna, war mit einem Satz neben ihm, umschlang seinen Kopf und drückte ihn fest, ganz fest an ihre Brust. Er schluchzte konvulsivisch. »Schon gut, schon gut! Nun weine doch nicht, nun ist es genug, du bist ein guter Junge, Gott wird dir um deiner Unwissenheit willen vergeben; nun ist es genug, sei ein Mann ... Außerdem wirst du dich hinterher schämen ...«

»Ich habe dort«, sagte Ippolit, bemüht, den Kopf zu heben, »ich habe dort Geschwister, sie sind noch Kinder, kleine, arme, unschuldige Kinder ... *Sie* wird sie verderben.

Sie sind eine Heilige, Sie ... sind selber ein Kind – oh, helfen Sie, helfen Sie! – Entreißen Sie die Kinder dieser ... *sie* wird ... Schmach und Schande ... Oh, helfen Sie ihnen, helfen Sie, Gott wird es Ihnen hundertfach lohnen! Um Gottes willen, um Christi willen! ...«

»Jetzt sagen Sie doch endlich, Iwan Fjodorowitsch, was man tun soll!« fuhr Lisaweta Prokofjewna ihren Mann gereizt an. »Tun Sie mir den Gefallen und unterbrechen Sie Ihr imposantes Schweigen! Wenn Sie nichts sagen, dann sollen Sie wissen, daß ich für mein Teil hier übernachten werde; Sie

haben mich genug mit Ihrem Absolutismus tyrannisiert.«

Lisaweta Prokofjewna hatte enthusiastisch und entrüstet gefragt und mit einer sofortigen Antwort gerechnet. Aber in solchen Fällen reagieren die Anwesenden, auch wenn es mehrere sind, meistens mit Schweigen, mit passiver Neugier, ohne im geringsten auf irgend etwas einzugehen, und bringen ihre Ansichten erst viel später zum Ausdruck. Unter den hier Anwesenden befanden sich auch solche, die bereit gewesen wären, bis zum Morgen auszuhalten, zum Beispiel Warwara Ardalionowna, die den ganzen Abend abseits gesessen, geschwiegen und mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, wozu sie vielleicht ihre Gründe haben mochte.

»Meiner Meinung nach, meine Liebe«, ließ sich der General vernehmen, »wäre eine Krankenpflegerin sozusagen mehr am Platze als unsere Aufregung und meinetwegen eine zuverlässige, dem Alkohol abholde Bedienung für die Nacht. In jedem Fall sollte man den Fürsten fragen und ... sogleich für Ruhe sorgen. Und morgen kann man von neuem Anteil nehmen.«

»Es ist gleich zwölf, und wir wollen fahren. Fährt er mit, oder bleibt er bei Ihnen?« wandte sich Doktorenko gereizt und ärgerlich an den Fürsten.

»Wenn Sie es wünschen – bleiben Sie bei ihm«, sagte der Fürst, »Platz ist genug da.«

»Euer Exzellenz«, mit einem Satz stand plötzlich vor dem General ein begeisterter Herr Keller, »wenn es für die Nacht eines zufriedenstellenden Mannes bedarf, bin ich bereit, dem Freund ein Opfer zu bringen: Er ist eine hohe Seele! Ich halte ihn schon lange für einen großen Menschen, Euer Exzellenz! Ich habe natürlich Bildung versäumt, aber wenn er kritisiert, dann sind das Perlen, ein Regen von Perlen, Euer Exzellenz!«

Der General wandte sich verzweifelt ab.

»Ich werde mich freuen, wenn er bleibt, die Fahrt würde ihm natürlich schwerfallen«, versicherte der Fürst auf die gereizten Fragen Lisaweta Prokofjewnas.

»Schläfst du eigentlich? Wenn es dir nicht recht ist, mein Lieber, dann nehme ich ihn mit! Mein Gott, der kann sich ja selbst kaum noch auf den Beinen halten. Bist du etwa krank?«

Lisaweta Prokofjewna hatte anfangs, da sie den Fürsten nicht auf dem Sterbelager vorfand, seinen Gesundheitszustand, den sie nach seinem Äußeren beurteilte, übertrieben günstig eingeschätzt, aber der kürzlich überstandene Anfall, die schweren Erinnerungen, die damit verbunden waren, die Erschöpfung nach dem aufregenden Abend, die Sache mit dem »Sohn Pawlistschews« und nun die Sache mit Ippolit – alles das hatte die krankhafte Empfänglichkeit des Fürsten gesteigert und ihn in einen beinahe fieberhaften Zustand versetzt. Darüber hinaus aber war der Blick seiner Augen jetzt irgendwie besorgt, sogar furchtsam; er beobachtete ängstlich Ippolit, als erwarte er von ihm noch irgend etwas.

Plötzlich erhob sich Ippolit, kreidebleich und mit dem Ausdruck einer furchtbaren, an Verzweiflung grenzenden Scham auf seinem verzerrten Gesicht. Dies las man vor allem in seinen Augen, mit denen er die Gesellschaft haßerfüllt und gleichzeitig ängstlich ansah, und in dem unsicherem, schiefen Lächeln, das sich um seine zitternden Lippen schlängelte. Sofort schlug er die Augen nieder und ging schleppend, schwankend und immer noch auf dieselbe Weise lächelnd auf Burdowskij und Doktorenko zu, die am Ausgang der Veranda standen: Er wollte mit ihnen fahren.

»So, das habe ich befürchtet!« rief der Fürst. »So mußte es kommen!«

Ippolit drehte sich rasch nach ihm um, fast rasend vor Wut, jeder Zug in seinem Gesicht schien zu bebren und zu sprechen.

»Aha! Das haben Sie gefürchtet! ›So mußte es kommen!‹ Meinen Sie? Dann sollen Sie wissen: Wenn ich hier einen hasse, (ich hasse sie alle, alle!)«, krächzte er heiser und kreischend, der Speichel sprühte ihm aus dem Mund, »dann

hasse ich Sie, Sie, Sie Jesuitenseele, Sie Melassen-Herz, Sie Idiot, Sie Millionär und Wohltäter, Sie hasse ich mehr als alle und alles auf der Welt! Ich habe Sie gleich durchschaut und Sie gehaßt, sobald ich von Ihnen hörte, ich habe Sie gehaßt mit allem Haß, dessen meine Seele fähig ist ... Und jetzt haben Sie dies alles inszeniert! Sie haben mich in den Anfall getrieben! Sie haben einen Sterbenden in die Scham getrieben, auf Sie, auf Sie, auf Sie fällt mein gemeiner Kleinmut zurück! Ich würde Sie umbringen, wenn ich am Leben bliebe! Ich brauche Ihre großen Wohlthaten nicht, ich nehme von niemandem etwas an, hören Sie, von niemand und nichts! Ich habe phantasiert, und Sie dürfen nicht frohlocken ... Ich verfluche euch alle, einmal und für immer!«

Er war dem Ersticken nahe.

»Seiner Tränen schämt er sich!« flüsterte Lebedjew Lisaweta Prokofjewna zu. »So mußte es kommen! Ja, dieser Fürst! Der hat in ihm gelesen wie in einem offenen Buch ...«

Aber Lisaweta Prokofjewna würdigte ihn keines Blickes. Sie stand da, stolz aufgerichtet, mit zurückgeworfenem Kopf, und musterte mit verächtlicher Neugier »diese Leutchen«. Als Ippolit geendet hatte, reckte der General schon die Schultern; sie maß ihn von Kopf bis Fuß mit einem zornigen Blick, als frage sie nach dem Grund für seine Bewegung, und wandte sich sofort dem Fürsten zu.

»Haben Sie Dank, Fürst, Sie exzentrischer Freund unseres Hauses, für den angenehmen Abend, den Sie uns allen bereitet haben. Ihr Herz wird wohl jubeln, daß es Ihnen gelungen ist, auch uns in Ihr närrisches Treiben hineinzuziehen ... Genug, lieber Hausfreund, besten Dank, daß wir endlich die Gelegenheit hatten, Sie richtig kennenzulernen! ...«

Entrüstet machte sie sich an ihrer Mantille zu schaffen und wartete, daß »die da« aufbrechen würden. Für »die da« fuhr in diesem Augenblick eine Droschke vor, nach der Doktorenko schon vor einer Viertelstunde Lebedjews Sohn, den Gymnasiasten, geschickt hatte. Der General schloß sich

sogleich dem Beispiel seiner Gattin an und ergriff das Wort:

»In der Tat, Fürst, ich habe wirklich nicht erwartet ...
Nach unserem freundschaftlichen Umgang ... und schließlich ist Lisaweta Prokofjewna ...«

»Aber ... aber das ist doch unmöglich!« rief Adelaida aus, trat rasch auf den Fürsten zu und reichte ihm die Hand.

Der Fürst lächelte ihr hilflos zu. Plötzlich war ihm, wie wenn ein heißes, hastiges Flüstern sein Ohr versengte.

»Wenn Sie sich von diesen widerwärtigen Menschen nicht sofort trennen, werde ich mein Leben lang, mein ganzes Leben lang, Sie als einzigen hassen!« flüsterte Aglaja; sie schien außer sich, wandte sich aber ab, bevor der Fürst sie ansehen konnte. Übrigens gab es nichts und niemanden mehr, von dem er sich hätte trennen können: Dem kranken Ippolit hatte man inzwischen, so gut es ging, in die Droschke geholfen, und der Kutscher fuhr ab.

»Wie nun, soll das noch lange dauern, Iwan Fjodorowitsch? Was denken Sie? Muß ich diese bösartigen Jungen noch lange ertragen?«

»Aber ich, meine Liebe ... ich bin selbstverständlich bereit und ... der Fürst ...«

Iwan Fjodorowitsch streckte dem Fürsten zwar die Hand entgegen, fand aber keine Zeit mehr für einen Händedruck und folgte im Laufschritt Lisaweta Prokofjewna, die zornig und laut die Verandastufen hinabstieg. Adelaida, ihr Bräutigam und Alexandra verabschiedeten sich vom Fürsten mit aufrichtiger Freundlichkeit. Jewgenij Pawlowitsch folgte ihrem Beispiel. Er war der einzige, der seine gute Laune bewahrt hatte.

»Ich hab's ja gesagt, und so ist es gekommen! Nur schade, daß auch Sie Ärmster darunter leiden mußten«, flüsterte er mit dem gewinnendsten Lächeln.

Aglaja ging, ohne sich zu verabschieden.

Aber die Zwischenfälle dieses Abends waren noch nicht zu Ende; Lisaweta Prokofjewna hatte eine weitere, höchst uner-

wartete Begegnung zu überstehen.

Sie war von der letzten Treppenstufe noch nicht auf den Weg (der im Bogen um den Park führte) getreten, als plötzlich eine glänzende Equipage, eine offene Kutsche, mit einem Paar Schimmel bespannt, an der Datscha des Fürsten vorbeijagte. In der Kutsche saßen zwei prachtvoll gekleidete Damen. Aber kaum zehn Schritt weiter hielt die Kutsche plötzlich an; eine der Damen drehte sich schnell um, als hätte sie überraschend einen Bekannten entdeckt, den sie dringend zu treffen wünschte.

»Jewgenij Pawlowitsch! Bist du es?« rief plötzlich eine helle, wunderschöne Stimme, bei deren Klang der Fürst und vielleicht noch jemand zusammenzuckte. »Ach, ich freue mich so sehr, daß ich dich endlich gefunden habe! Ich habe schon einen Boten zu dir in die Stadt geschickt; zwei sogar! Sie suchen dich schon den ganzen Tag!«

Jewgenij Pawlowitsch blieb auf einer Treppenstufe, wie vom Donner gerührt, stehen; Lisaweta Prokofjewna blieb ebenfalls stehen, aber nicht erstarrt und entsetzt wie Jewgenij Pawlowitsch; sie betrachtete die dreiste Person mit demselben Hochmut und derselben kalten Verachtung wie vor fünf Minuten »diese Leutchen« und richtete sogleich einen forschenden Blick auf Jewgenij Pawlowitsch.

»Gute Nachrichten!« fuhr die helle Stimme fort. »Um die Wechsel von Kupfer brauchst du dir keine Gedanken zu machen; Rogoschin hat sie für dreißig aufgekauft, ich habe ihn überredet. Wenigstens die nächsten drei Monate kannst du ruhig sein. Und mit Biskup und den kleinen Fischen werden wir schon fertig, man kennt dich doch! Also, alles in Ordnung. Kopf hoch! Bis morgen!«

Die Kutsche fuhr wieder an und verschwand.

»Eine Wahnsinnige!« rief endlich Jewgenij Pawlowitsch, rot vor Zorn, und sah sich fassungslos im Kreise um. »Ich habe keine Ahnung, wovon sie redet! Wechsel? Was für Wechsel? Wer ist das?«

Lisaweta Prokofjewna ließ ihn noch weitere zwei Sekunden lang nicht aus den Augen; endlich wandte sie sich brüsk ab und marschierte festen Schritts zu ihrer Datscha hinüber. Die anderen folgten ihr. Genau eine Minute später stand Jewgenij Pawlowitsch wieder auf der Veranda vor dem Fürsten, er war außerordentlich erregt.

»Fürst, wissen Sie wirklich nicht, was das bedeutet?«

»Ich weiß gar nichts«, antwortete der Fürst, der sich ebenfalls in einer außerordentlichen, krankhaften Spannung befand.

»Nein?«

»Nein.«

»Und ich auch nicht.« Jewgenij Pawlowitsch lachte plötzlich. »Ich habe mit Wechseln nie etwas zu tun gehabt. Sie können mir glauben, Ehrenwort! ... Aber was haben Sie? Ist Ihnen nicht wohl?«

»O nein, nein, ich versichere Sie, nein ...«

XI

ERST am dritten Tag zeigten sich die Jepantschins endgültig besänftigt. Obwohl der Fürst, nach seiner Gewohnheit, an vielem sich selbst die Schuld gab und aufrichtig eine Strafe erwartete, war er anfangs in seinem Herzen fest davon überzeugt, daß Lisaweta Prokofjewna ihm unmöglich ernstlich böse sein könne, daß sie sich vielmehr über sich selbst geärgert habe. Deshalb fand er sich angesichts der anhaltenden Feindseligkeit am dritten Tag in der allerfinstersten Sackgasse. Schuld daran waren noch einige andere Umstände, einer darunter ganz besonders. Im Lauf der drei Tage war er, dieser Umstand, bei der argwöhnischen Stimmung des Fürsten immer wichtiger geworden (seit kurzem nämlich bezichtigte sich der Fürst zweier äußerster Übertreibungen: einer unge-

wöhnlichen »sinnlosen und aufdringlichen« Vertrauensseligkeit und gleichzeitig eines »finsternen und gemeinen« Argwohns). Kurz, am Ende des dritten Tages nahm der Zwischenfall mit der exzentrischen Dame, die aus ihrer Equipage heraus zu Jewgenij Pawlowitsch gesprochen hatte, in seinem Kopf bedrohliche und rätselhafte Ausmaße an. Das eigentliche Rätsel bestand für den Fürsten, von anderen Gesichtspunkten abgesehen, in der leidvollen Frage, ob er nicht auch an dieser neuen »Ungeheuerlichkeit« schuld sei, oder wer ...? Aber er sprach nicht aus, wer es hätte sein können. Was jedoch die Buchstaben N. F. B. betraf, so handelte es sich seiner Meinung nach nur um einen harmlosen Scherz, um einen kindlichen Scherz sogar, so daß auch der leiseste Gedanke daran peinlich und in einer bestimmten Hinsicht ehrlos wäre. Schon am ersten Tag nach dem beispiellosen »Abend« übrigens, an dessen Unschicklichkeit er sich die »Hauptschuld« beimaß, wurde am Vormittag dem Fürsten das Vergnügen zuteil, den Fürsten Sch. und Adelaida zu empfangen: Sie »kamen *hauptsächlich* deshalb vorbei, um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen«, sie kamen auf einem Spaziergang zu zweit. Adelaida hatte vorhin im Park einen Baum entdeckt, einen herrlichen alten Baum, ausladend, mit langen, gewundenen Ästen, über und über mit jungem Grün bedeckt, mit einer Höhlung und einem Riß im Stamm; sie hatte sich vorgenommen, ihn unbedingt zu malen. Und so sprach sie während ihres Besuches fast eine geschlagene halbe Stunde über diesen Baum. Fürst Sch., liebenswürdig und freundlich wie gewohnt, fragte den Fürsten nach früheren Zeiten, erinnerte an die Umstände ihrer ersten Begegnung, worauf die gestrigen Ereignisse kaum mehr erwähnt wurden. Endlich hielt Adelaida nicht länger an sich, sie lächelte und gestand, daß sie inkognito gekommen seien; damit waren die Geständnisse zu Ende, obwohl schon dieses »inkognito« darauf schließen ließ, daß die Eltern, das heißt hauptsächlich Lisaweta Prokofjewna, ganz besonders mißgestimmt waren.

Aber weder Lisaweta Prokofjewna noch Aglaja, ja nicht einmal Iwan Fjodorowitsch wurden von Adelaida und Fürst Sch. während ihrer Visite auch nur erwähnt. Als sie sich verabschiedeten, um ihren Spaziergang fortzusetzen, forderten sie den Fürsten nicht auf, sie zu begleiten. Von einer Einladung war nicht einmal andeutungsweise die Rede; diesbezüglich entschlüpfte Adelaida sogar ein sehr charakteristischer Satz: Als sie von einem ihrer Aquarelle erzählte, äußerte sie plötzlich den dringenden Wunsch, es ihm zu zeigen. »Wie kann das möglichst schnell geschehen? Warten Sie! Ich werde es Ihnen entweder durch Kolja schicken, falls er zu uns kommt, oder es morgen selbst bringen, auf dem Spaziergang mit dem Fürsten« – damit war das Problem schließlich gelöst, und sie freute sich, daß es ihr gelungen war, es so geschickt und so bequem für alle Beteiligten aus der Welt zu schaffen.

Endlich, man war bereits im Begriff, sich zu verabschieden, schien Fürst Sch. sich plötzlich zu erinnern:

»Ach ja«, fragte er, »ist denn Ihnen, lieber Lew Nikolajewitsch, jene Person bekannt, die gestern Jewgenij Pawlowitsch aus ihrer Kutsche heraus etwas zugerufen hat?«

»Das war Nastassja Filippowna«, antwortete der Fürst, »wissen Sie noch nicht, daß sie es war? Aber ich weiß nicht, wer sie begleitete.«

»Doch, doch, ich habe es gehört!« sagte Fürst Sch. lebhaft. »Aber was bedeutete dieser Zuruf? Das ist mir, muß ich gestehen, ein völliges Rätsel ... mir und den anderen auch.«

Fürst Sch. hatte mit unverhohlenem, außerordentlichem Erstaunen gesprochen.

»Sie redete von Jewgenij Pawlowitschs Wechseln«, antwortete der Fürst sehr einfach, »die von irgendeinem Wucherer in Rogoschins Hände gelangt sind, auf ihre Bitte hin, und davon, daß Rogoschin beliebig lange Jewgenij Pawlowitsch Zeit lassen würde.«

»Das habe ich gehört, das habe ich gehört, mein lieber

Fürst, aber das ist ganz unmöglich! Jewgenij Pawlowitsch kann keine Wechsel ausgestellt haben, ganz ausgeschlossen! Bei diesem Vermögen ... Freilich, früher konnte er aus Leichtsinn so etwas tun, und sogar ich habe ihm ausgeholfen ... aber bei einem solchen Vermögen einem Wucherer Wechsel ausstellen und sich darüber Gedanken machen müssen – das ist ausgeschlossen. Und er wird sich doch nicht mit ihr *duzen* und nicht auf so freundschaftlichem Fuße mit Nastassja Filippowna stehen – das ist das größte Rätsel! Er schwört, daß er ahnungslos ist, und ich glaube ihm vorbehaltlos. Es geht mir nur darum, lieber Fürst, daß ich Sie fragen wollte, ob nicht vielleicht Sie etwas darüber wüßten? Das heißt, ob nicht Sie vielleicht durch ein Wunder wenigstens etwas darüber gehört hätten?«

»Nein, ich weiß nichts, und ich versichere Ihnen, daß ich in keiner Weise daran beteiligt war.«

»Ach, Fürst, wie haben Sie sich verändert! Ich erkenne Sie überhaupt nicht wieder! Wäre es denn möglich, daß ich Ihre Beteiligung an einer solchen Geschichte auch nur in Erwägung zöge ...? Nun ja ... Sie sind heute bedrückt.«

Er umarmte und küßte ihn.

»Was für eine ›solche Geschichte‹ soll das sein, an der ich beteiligt sein könnte? Ich sehe keine ›solche Geschichte‹.«

»Zweifellos hatte diese Person vor, Jewgenij Pawlowitsch auf irgendeine Weise zu schaden, indem sie ihn vor Zeugen mit Eigenschaften ausstattete, die er nicht hat und nicht haben kann«, antwortete Fürst Sch. ziemlich trocken.

Fürst Lew Nikolajewitsch wurde verlegen, sah aber den Fürsten nach wie vor aufmerksam und fragend an, dieser aber verstummte.

»Vielleicht handelt es sich nicht wirklich um Wechsel? Vielleicht ist es nicht wortwörtlich so, wie man es gestern hörte?« murmelte schließlich der Fürst, wie in einem Anflug von Ungeduld.

»Aber ich sage Ihnen doch, Sie sehen doch selbst, was

kann es Gemeinsames zwischen Jewgenij Pawlowitsch und ... und ihr geben, und noch dazu mit Rogoschin? Ich kann nur wiederholen, es ist ein riesiges Vermögen, ich bin bestens darüber unterrichtet; ein zweites Vermögen hat er von seinem Onkel zu erwarten. Nastassja Filippowna wollte einfach ...«

Plötzlich verstummte Fürst Sch. abermals, offensichtlich wünschte er nicht, sich mit dem Fürsten weiter über Nastassja Filippowna zu unterhalten.

»Jedenfalls kennt er sie?« fragte plötzlich Fürst Lew Nikolajewitsch nach minutenlangem Schweigen.

»Irgend etwas scheint gewesen zu sein; ein Leichtfuß! Wenn da etwas war, so liegt das allerdings schon sehr weit zurück, es war früher, das heißt, vor zwei oder drei Jahren. Er war ja schon mit Tozkij bekannt. Jetzt ist so etwas ausgeschlossen, sie können einander nie geduzt haben! Sie wissen doch selbst, daß sie sich hier nie aufgehalten hat; nirgends. Viele wissen immer noch nicht, daß sie wieder aufgetaucht ist. Ihre Equipage ist mir erst vor etwa drei Tagen aufgefallen, bestimmt nicht früher.«

»Eine prachtvolle Equipage!« sagte Adelaida.

»Ja, die Equipage ist prachtvoll.«

Beide verabschiedeten sich in, man könnte sagen, ausgesprochen geschwisterlicher Zuneigung zu Fürst Lew Nikolajewitsch.

Und für unsern Helden war dieser Besuch sogar von grundsätzlicher Bedeutung. Auch wenn er selbst nach dieser Nacht (und vielleicht auch schon früher) manches vermutete, hätte er doch bis zu dem Besuch der beiden nicht gewagt, seine Befürchtungen durchweg für gerechtfertigt zu halten. Jetzt wurde ihm klar: Fürst Sch. hatte den Zwischenfall natürlich falsch gedeutet, war aber der Wahrheit dennoch sehr nahe gekommen – es war eine *Intrige*. (Es könnte übrigens sein, dachte der Fürst, daß er im stillen alles ganz richtig versteht, dies aber nicht zugeben möchte und es absichtlich

falsch deutet.) Klarer als alles sonst war jetzt zu erkennen, daß die beiden (insbesondere Fürst Sch.) ihn in der Hoffnung auf irgendwelche Erklärungen aufgesucht hatten. Und wenn das so war, dann glaubten sie bestimmt, er sei an der Intrige beteiligt. Und wenn das alles wirklich so bedeutsam ist, dann muß *sie* ein furchtbare Ziel verfolgen, aber was für ein Ziel? Furchtbar! „Kann man *sie* denn zurückhalten? Es ist ganz und gar unmöglich, *sie* zurückzuhalten, wenn *sie* von ihrem Ziel überzeugt ist!“ Das wußte der Fürst aus Erfahrung. „Eine Wahnsinnige! Eine Wahnsinnige!“

Aber viele, zu viele andere unlösbare Fragen waren an diesem Vormittag zusammengekommen, alle gleichzeitig, alle eine unverzügliche Lösungfordernd, so daß dem Fürsten sehr traurig zumute war. Er wurde ein wenig abgelenkt durch Wera Lebedjewa, die ihn mit Ljubotschka aufsuchte und ihm eine Weile lachend irgend etwas erzählte. Sie wurde von ihrer Schwester, die immer wieder staunend den Mund aufzureißen pflegte, abgelöst, dann von Lebedjews Sohn, dem Gymnasiasten, der behauptete, der »Stern Wermuth« der Apokalypse, der auf die Erde, auf die »Wasserbrunnen«, fällt, werde von seinem Vater als das sich über ganz Europa ausbreitende Eisenbahnnetz gedeutet. Der Fürst wollte nicht glauben, daß Lebedjew es so deute, und man beschloß, ihn bei der ersten sich bietenden Gelegenheit darüber zu befragen. Von Wera Lebedjewa hatte der Fürst erfahren, daß Keller bereits seit gestern bei ihnen wohnte und sie allem Anschein nach nicht so bald wieder verlassen würde, da er eine ihm gemäße Gesellschaft gefunden und sich freundschaftlich an General Iwolgin angeschlossen hätte; ansonsten habe er sie wissen lassen, daß er bei ihnen einzig zu dem Zweck zu verbleiben gedenke, um seine Bildung zu kompletieren. An den Kindern Lebedjews fand der Fürst von Tag zu Tag mehr Gefallen. Mit Kolja war den ganzen Tag nicht zu rechnen: Er war in aller Frühe nach Petersburg gefahren. (Auch Lebedjew war seit Tagesanbruch in eigenen Geschäf-

ten unterwegs.) Dafür erwartete der Fürst ungeduldig Gawri-la Ardalionowitsch, der ihn unbedingt heute noch aufsuchen mußte.

Er erschien nachmittags, sogleich nach Tisch, nach sechs. Beim ersten Blick auf ihn kam dem Fürsten der Gedanke, daß wenigstens dieser Herr sämtliche Hintergründe aufs genaueste kennen müsse – wie sollte er sie nicht kennen, da ihm solche Helfer zur Seite standen wie Warwara Ardalionowna und ihr Gatte? Aber die Beziehungen zwischen Ganja und dem Fürsten waren immer noch irgendwie eigentümlich. Der Fürst hatte ihm zum Beispiel die Sache Burdowskij anvertraut und ihn ausdrücklich gebeten, sie zu übernehmen; aber ungeachtet dieses Vertrauens sowie manches früher Gewesenen, gab es zwischen den beiden einige Punkte, die wie nach Übereinkunft unerwähnt blieben. Dem Fürsten schien es gelegentlich, daß Ganja seinerseits sich gänzlich uneingeschränkte, freundschaftliche Aufrichtigkeit wünsche; gerade zum Beispiel, als er ins Zimmer trat, schien es dem Fürsten sogleich, Ganja sei zutiefst davon überzeugt, daß jetzt der Augenblick gekommen wäre, das Eis all dieser Punkte zwischen ihnen zu brechen. (Gawrla Ardalionowitsch jedoch war in Eile; seine Schwester wartete auf ihn bei Lebedjew; beide hatten Dringendes zu erledigen.)

Sollte Ganja wirklich eine Flut ungeduldiger Fragen, spontaner Äußerungen, freundschaftlicher Geständnisse erwartet haben, so hatte er sich allerdings sehr getäuscht. Während der ganzen zwanzig Minuten seines Besuches zeigte sich der Fürst sogar tief nachdenklich, beinahe zerstreut. Die erwarteten Fragen, besser gesagt, die wichtigste Frage, mit der Ganja gerechnet hatte, blieb überhaupt aus. Daraufhin legte Ganja sich ebenfalls größte Zurückhaltung auf. Er erzählte pausenlos, die ganzen zwanzig Minuten lang, lachte, plauderte leicht und liebenswürdig dahin, jedoch ohne die Hauptsache auch nur zu berühren.

Ganja erzählte unter anderem, daß Nastassja Filippowna

sich erst seit vier Tagen in Pawlowsk aufhalte und bereits die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt habe. Sie wohne irgendwo in der Matrosskajastraße, in einem kleinen, unansehnlichen Haus, bei Darja Alexejewna, ihre Equipage aber gelte beinahe für die vornehmste in ganz Pawlowsk. Um sie herum habe sich bereits eine große Anzahl alter und junger Prätendenten geschart; ihre Equipage werde manchmal von Reitern eskortiert. Nastassja Filippowna sei ebenso heikel wie früher und empfange nur Auserwählte. Trotzdem habe sich ein ganzes Kommando formiert, das notfalls für sie eintreten würde. Ein erklärter Bräutigam unter den Sommergartenen habe sich bereits ihretwegen mit seiner Braut überworfen, ein greiser General seinen Sohn beinahe verflucht; sie ließe sich bei ihren Ausfahrten von einem reizenden Mädchen begleiten, das soeben sechzehn geworden sei, einer entfernten Verwandten Darja Alexejewnas; dieses junge Mädchen singe sehr schön – so daß abends auch ihr Häuschen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenke. Nastassja Filippowna halte übrigens ausdrücklich auf Anstand, kleide sich keineswegs auffallend, aber mit ungewöhnlichem Geschmack, und sämtliche Damen »beneiden sie um ihren Geschmack, ihre Schönheit und die Equipage«.

»Der gestrige exzentrische Auftritt«, entschlüpfte es Ganja, »war natürlich wohlüberlegt und zählt nicht; um ihr etwas anzuhängen, müßte man absichtlich etwas arrangieren oder sie verleumden, was freilich nicht lange auf sich warten lassen wird«, schloß Ganja, der damit rechnete, daß der Fürst hier unbedingt fragen würde: »Warum war der gestrige Auftritt ein wohlüberlegter Auftritt? Und warum wird so etwas nicht lange auf sich warten lassen?« Aber der Fürst fragte nicht.

Über Jewgenij Pawlowitsch verbreitete sich Ganja ebenfalls von sich aus, ohne spezielles Nachfragen, was eigentlich sehr seltsam war, denn er hatte keine Veranlassung, ihn zu erwähnen. Nach Gawrila Ardalionowitschs Ansicht war Jew-

genij Pawlowitsch mit Nastassja Filippowna früher nicht bekannt gewesen, auch jetzt sei die Bekanntschaft ganz flüchtig, vor vier Tagen nämlich habe irgend jemand ihn beim Promenieren Nastassja Filippowna vorgestellt, aber es sei zweifelhaft, ob er je ihr Haus betreten habe, zusammen mit anderen. Die Geschichte mit den Wechseln sei an sich nicht unmöglich (das wisse er sogar sicher); Jewgenij Pawlowitsch verfüge natürlich über ein großes Vermögen, aber »manches auf seinem Gut befindet sich tatsächlich in einer gewissen Unordnung«. Bei diesem interessanten Thema brach Ganja ab. Zu dem gestrigen Auftritt Nastassja Filippownas sagte er nichts, außer dem eben bereits flüchtig Erwähnten. Endlich erschien Warwara Ardalionowna, um Ganja abzuholen, blieb für eine Minute, bemerkte (ebenfalls unaufgefordert), daß Jewgenij Pawlowitsch heute und vielleicht auch morgen in Petersburg zu bleiben beabsichtigte und daß ihr Gatte (Iwan Petrowitsch Ptizyn) sich ebenfalls in Petersburg befinde, möglicherweise sogar in Angelegenheiten Jewgenij Pawlowitschs, es sei etwas Wahres daran. Schon im Weggehen fügte sie hinzu, daß Lisaweta Prokofjewna heute höllischer Laune sei, daß aber Aglaja, und das sei das Allermerkwürdigste, sich mit der ganzen Familie, nicht nur mit Vater und Mutter, sondern sogar mit den beiden Schwestern überworfen habe, und »das ist gar nicht gut«. Nachdem sie diese letzte (für den Fürsten außerordentlich bedeutungsvolle) Neuigkeit scheinbar en passant erwähnt hatte, verabschiedeten sich Brüderchen und Schwestern und gingen. Die Sache mit »Pawlistschews Sohn« hatte Ganetschka ebenfalls mit keinem Wort berührt, vielleicht aus falscher Bescheidenheit, vielleicht auch, »um die Gefühle des Fürsten zu schonen«, der Fürst aber bedankte sich bei ihm nochmals für seine gewissenhaften Bemühungen, den Fall aus der Welt zu schaffen.

Der Fürst war sehr froh, daß er endlich allein war; er ging die Verandastufen hinunter, überquerte den Weg und betrat

den Park; ihn verlangte danach, einen gewissen Schritt zu überdenken und sich zu diesem Schritt zu entschließen. Aber dieser »Schritt« gehörte nicht zu jenen, die überdacht, sondern zu jenen, die einfach getan werden müssen: Plötzlich überkam ihn der brennende Wunsch, hier alles stehen- und liegenzulassen und abzureisen, wieder dorthin zurückzukehren, woher er gekommen war, irgendwohin, weit weg, in die Einöde, sofort und sogar, ohne von irgend jemand Abschied zu nehmen. Ein Vorgefühl sagte ihm, daß er, falls er auch nur wenige Tage hier bliebe, unbedingt und unwiderruflich von dieser Welt aufgesogen und daß diese Welt sein Schicksal werden würde. Aber er überlegte keine zehn Minuten, und seine Entscheidung stand fest, daß eine Flucht »unmöglich«, daß sie eine Art Kleinmut sei, daß auf ihn solche Aufgaben warteten, daß er nicht mehr das Recht habe, sie nicht zu lösen oder wenigstens nicht alle Kräfte zu ihrer Lösung aufzuwenden. In solche Gedanken versunken, kehrte er zurück, er war kaum eine Viertelstunde spazierengegangen. Er war unendlich unglücklich in diesen Minuten.

Lebedjew war immer noch nicht zu Hause, so daß es Keller gegen Abend gelang, zwar nicht betrunken, aber voller Ergüsse und Geständnisse zum Fürsten vorzudringen. Er erklärte unumwunden, daß er gekommen sei, um dem Fürsten seine Lebensgeschichte zu erzählen und daß er allein deshalb in Pawlowsk geblieben wäre. Es bestand nicht die leiseste Hoffnung, ihn loszuwerden: Er wäre um nichts in der Welt gewichen. Keller begann sehr umständlich und sehr verworren, aber schon nach wenigen Worten sprang er auf den Schluß über und erklärte, er habe inzwischen »auch den letzten Schatten von Moral« (einzig aus Unglauben an den Allerhöchsten) so weit verloren, daß er gestohlen hätte. »Stellen Sie sich das vor!«

»Hören Sie, Keller, ich an Ihrer Stelle würde so etwas lieber nicht gestehen, wenn ich es nicht unbedingt müßte«, begann der Fürst, »aber könnte es nicht sein, daß Sie sich

absichtlich schlechtmachen?«

»Vor Ihnen, einzig und allein vor Ihnen! Einzig und allein für meine Entwicklung! Vor keinem Menschen sonst; ich sterbe und nehme unter dem Totenhemd mein Geheimnis mit ins Grab. Aber, Fürst, wenn Sie wüßten, oh, wenn Sie nur wüßten, wie schwer man heutzutage an Geld rankommt! Woher nehmen, wenn ich fragen darf? Da gibt's nur eine Antwort: ›Bring Gold und Brillanten, dann können wir weiterreden‹, das heißtt, genau das, was ich nicht habe, stellen Sie sich das vor! Schließlich wurde es mir zuviel, und ich blieb einfach stehen. ›Und Smaragde,‹ sag' ich, ›geht das auch?‹ – ›Smaragde,‹ sagt er, ›die nehm' ich!‹ – ›Na, das ist ja ausgezeichnet,‹ sag' ich, setze meinen Hut auf und gehe; zum Teufel mit euch, ihr Gauner! Bei Gott!«

»Hatten Sie denn Smaragde?«

»Wie komme ich an Smaragde? Oh, Fürst, wie hell und wie unschuldig zeigt sich Ihnen die Welt, man möchte sogar sagen, wie ein Schäferspiel!«

Schließlich empfand der Fürst weniger Mitleid als vielmehr Scham. Er dachte sogar flüchtig: „Wäre es nicht möglich, auch aus diesem Menschen etwas zu machen, durch irgendwessen wohlütigen Einfluß?“ Seinen eigenen Einfluß hielt er aus gewissen Gründen für ausgesprochen ungünstig – weniger aus Selbstunterschätzung, sondern entsprechend seiner ganz besonderen Ansicht der Dinge. Sie kamen nach und nach ins Gespräch und fanden schließlich so viel Gefallen daran, daß sie sich nicht trennen mochten. Mit ungewöhnlicher Bereitwilligkeit gestand Keller Dinge, die so unvorstellbar waren, daß man kaum für möglich hielt, jemand könnte davon erzählen. Jedesmal, wenn er eine neue Geschichte begann, beteuerte er glaubwürdig, daß er bereue und innerlich »voller Tränen« sei, indessen erzählte er so, als wäre er stolz auf seine Tat, aber gleichzeitig so komisch, daß er und der Fürst zum Schluß manchmal schallend lachten.

»Sie sind vertrauensvoll wie ein Kind und außerordentlich

wahrheitsliebend, das ist die Hauptsache«, sagte endlich der Fürst. »Wissen Sie eigentlich, daß Sie schon allein damit sehr vieles gutmachen?«

»Edel, edel, edel wie ein Ritter«, stimmte Keller gerührt bei. »Aber wissen Sie, Fürst, immer nur in meinen Träumen und wenn ich mich in Positur werfe, in Wirklichkeit gelingt es mir nie! Und warum nicht? Ich kann es nicht begreifen.«

»Verzagen Sie nicht. Jetzt kann man doch wirklich sagen, daß Sie mir Ihr ganzes verborgenes Wesen gezeigt haben; ich habe wenigstens den Eindruck, daß dem, was Sie mir erzählten, nichts mehr hinzuzufügen ist, nicht wahr?«

»Nichts mehr?!« rief Keller mit einer Art Bedauern aus. »Oh, Fürst, wie sehr sehen Sie den Menschen immer noch auf Schweizer Art!«

»Sollte es möglich sein, noch etwas hinzuzufügen?« fragte der Fürst, erstaunt und schüchtern zugleich, »was haben Sie denn von mir erwartet, Keller, bitte sagen Sie es mir, und warum kommen Sie mit Ihrer Beichte zu mir?«

»Von Ihnen? Was ich von Ihnen erwartet habe? Erstens tut es mir schon wohl, Ihre Arglosigkeit zu sehen; es tut mir wohl, mit Ihnen zu sitzen und zu reden; ich kann jedenfalls sicher sein, den tugendhaftesten Menschen vor mir zu haben, und zweitens ... zweitens ...«

Er stockte.

»Vielleicht hatten Sie vor, sich Geld zu leihen?« soufflierte der Fürst sehr ernst und einfach, sogar ein wenig schüchtern.

Keller fuhr ordentlich zusammen; er sah dem Fürsten rasch mit derselben Verwunderung wie früher gerade in die Augen und schlug fest mit der Faust auf den Tisch.

»Ja, das ist es, womit Sie die Menschen aus dem Konzept bringen! Ich bitte Sie, Fürst: Diese Arglosigkeit, diese Unschuld, wie sie nicht einmal das Goldene Zeitalter kannte, und plötzlich durchdringen Sie die Menschen durch und durch wie ein Pfeil, mit dieser tiefsten psychologischen Beobachtung! Aber gestatten Sie, Fürst, das schreit nach Erklä-

rung, denn ich ... ich bin einfach aus dem Konzept! Freilich, wenn man es ganz genau nimmt, hatte ich vor, Sie anzupumpen. Sie aber fragen mich danach auf eine Art, als ob Sie daran nichts Anstößiges fänden, als ob das so sein müßte.«

»Ja ... in Ihrem Fall muß das so sein.«

»Und Sie sind nicht empört?«

»Aber ... worüber denn?«

»Hören Sie, Fürst. Ich bin nach gestern abend hiergeblieben, erstens, aus besonderer Verehrung für den französischen Erzbischof Bourdaloue (wir haben bei Lebedjew bis drei Uhr morgens eine Flasche nach der anderen geköpft), und zweitens, vor allem (ich schlage sämtliche Kreuze, es ist die reinste Wahrheit!) bin ich hiergeblieben, weil ich den Wunsch hatte, dadurch, daß ich Ihnen meine sozusagen vollständige, von Herzen kommende Beichte ablege, meine eigene Entwicklung zu fördern; mit diesem Gedanken schlief ich nach drei Uhr in der Frühe tränenüberströmt ein. Werden Sie jetzt einem durch und durch edlen Mann glauben: Genau in dem Augenblick, da ich einschliefe, aufrichtig erfüllt von inneren und sozusagen äußereren Tränen (denn ich habe am Ende wirklich geschluchzt, ich weiß es noch!), überraschte mich der höllische Gedanke: "Wie wär's, wenn ich ihn zum Schluß, nach der Beichte, anpumpen würde?" Auf diese Weise habe ich die Beichte zubereitet wie so einen ›Fenesärf im Tränenmantel‹, um mir mit eben diesen Tränen den Weg zu versüßen und damit Sie mir vor Rührung hundertfünfzig Rubelchen auf den Tisch blättern. Finden Sie das nicht gemein?«

»Aber das stimmt doch gewiß nicht, sondern ist ein zufälliges Zusammentreffen. Zwei Gedanken treffen zusammen, das geschieht doch häufig. Ich erlebe es fortwährend. Ich glaube allerdings, daß das nicht gut ist, und wissen Sie, Keller, das mache ich mir am ehesten zum Vorwurf. Sie haben mir gleichsam mich erzählt. Ich habe sogar gelegentlich gedacht«, fuhr der Fürst sehr ernst fort, voll aufrichtigem und

tiefem Interesse, »daß es allen Menschen so geht, und schon begann ich, mich zu rechtfertigen, denn es ist unheimlich schwer, gegen diese *zwiefachen* Gedanken anzukämpfen; das habe ich an mir selbst erfahren. Gott mag wissen, woher sie kommen und wie sie entstehen. Sie aber nennen das ohne weiteres eine Gemeinheit! Nun werde auch ich mich wieder vor diesen Gedanken fürchten. Wie dem auch sei, ich darf über Sie nicht zu Gericht sitzen. Aber trotzdem sollte man es nicht ohne weiteres eine Gemeinheit nennen, meinen Sie nicht auch? Sie haben zu einer List gegriffen, um mit Hilfe vergossener Tränen zu Geld zu kommen. Aber Sie schwören doch auch, daß Sie mit Ihrer Beichte noch einen anderen Zweck verfolgt haben, einen edlen Zweck und nicht einen bloß materiellen; was das Geld angeht, so brauchen Sie es, um es zu vertrinken, nicht wahr? Nach einer solchen Beichte ist das selbstverständlich ein Zeichen von Kleinmut. Aber andererseits, wie sollte man von einem Augenblick zum anderen auf das Trinken verzichten? Das ist doch unmöglich! Was kann man da tun? Am besten überläßt man es Ihrem eigenen Gewissen, meinen Sie nicht auch?«

Der Fürst betrachtete Keller mit außerordentlichem Interesse. Offenkundig beschäftigte ihn die Frage der *zwiefachen* Gedanken, und zwar schon seit langem.

»Wie kann man Sie nach alldem nur einen Idioten nennen, das begreife ich nicht!« entfuhr es Keller.

Der Fürst errötete leicht.

»Der Prediger Bourdaloue, der hätte den Menschen nicht geschont, Sie aber haben den Menschen geschont und ein menschliches Urteil über mich gesprochen! Um mich zu bestrafen und um zu zeigen, daß ich gerührt bin, will ich keine einhundertfünfzig Rubel haben, geben Sie mir nur fünfundzwanzig, das reicht! Das ist alles, was ich brauche, wenigstens für die nächsten vierzehn Tage. Ich werde nicht eher wiederkommen, als bis zwei Wochen um sind. Ich wollte Agaschka ein wenig verwöhnen, aber sie verdient es ja gar

nicht. Oh, lieber Fürst, Gott segne Sie!«

Endlich trat Lebedjew, der soeben heimgekehrt war, herein und runzelte die Stirn, als er den Fünfundzwanziger in Kellers Hand sah. Aber Keller, nun bei Kasse, hatte es eilig und verschwand unverzüglich. Lebedjew begann sofort, über ihn zu schimpfen.

»Sie sind ungerecht, seine Reue war aufrichtig«, entgegnete schließlich der Fürst.

»Aber was ist schon seine Reue wert! Ganz genau wie ich gestern: ›ich bin niedrig, niedrig!‹, das sind doch bloß Worte!«

»Waren es bei Ihnen bloße Worte? Und ich dachte schon ...«

»Also, dann werde ich Ihnen, Ihnen allein die volle Wahrheit sagen, denn Sie durchschauen den Menschen durch und durch: Worte und Taten, Lügen und Wahrheit – bei mir ist das alles eins und vollkommen aufrichtig. Wahrheit und Tat sind meine wirkliche Reue, ob Sie es mir glauben oder nicht, ich schlage ein Kreuz darauf, und Worte und Lüge sind der höllische (und stets gegenwärtige) Gedanke, wie ich auch damit den Menschen ins Netz locken, wie ich auch mit den Tränen der Reue ein Geschäft machen könnte! Bei Gott, so ist es! Jemand anderem würde ich das nie sagen – jeder würde lachen und vor mir ausspucken; Sie aber, Fürst, Sie werden ein menschliches Urteil sprechen.«

»Nein, wirklich, er hat mir vorhin Wort für Wort dasselbe gesagt!« rief der Fürst. »Und ihr scheint euch beide dessen zu rühmen! Ihr beide bringt mich sogar zum Staunen, er ist nur aufrichtiger als Sie, denn Sie haben sich ein richtiges Metier daraus gemacht. So, genug davon, machen Sie nicht so ein Gesicht, Lebedjew, und legen Sie nicht immer die Hand aufs Herz. Wollen Sie mir nicht etwas sagen? Sie kommen doch nicht ohne Grund ...«

Lebedjew begann sich zu winden und Gesichter zu schneiden.

»Ich habe den ganzen Tag auf Sie gewartet, um eine Frage an Sie zu richten; antworten Sie wenigstens einmal im Leben ohne Umschweife und wahrheitsgemäß: Hatten Sie mit der Equipage von gestern irgend etwas zu tun oder nicht?«

Lebedjew schnitt wieder Gesichter, begann zu kichern, sich die Hände zu reiben und schließlich sogar zu niesen, traute sich aber immer noch nicht, etwas zu sagen. »Ich sehe, daß Sie damit zu tun hatten.«

»Aber mittelbar, einzig und allein mittelbar! Ich sage die reinste Wahrheit! Ich hatte nur insofern damit zu tun, daß ich eine gewisse Person rechtzeitig wissen ließ, daß die Gesellschaft sich in meinem Haus eingefunden hat und daß die in Frage kommenden Personen anwesend sind.«

»Ich weiß, daß Sie Ihren Sohn *dorthin* geschickt haben, das hat er mir heute selbst gesagt, aber was soll denn diese Intrige!« rief der Fürst ungeduldig.

»Es ist nicht meine Intrige, meine nicht!« beteuerte Lebedjew. »Dahinter stecken andere, ganz andere, und es ist ja eher eine Phantasie, sozusagen, als eine Intrige.«

»Aber worum geht es eigentlich, erklären Sie mir das doch, um Christi willen! Können Sie denn nicht begreifen, daß ich unmittelbar betroffen bin? Jewgenij Pawlowitsch wird ange schwärzt.«

»Fürst! Erlauchtigster Fürst!« Lebedjew wand sich von neuem. »Sie lassen es ja nicht zu, daß die ganze Wahrheit ausgesprochen wird; ich habe doch die Wahrheit schon vor Ihnen berührt; mehr als einmal; aber Sie haben mir nicht erlaubt weiterzureden ...«

Der Fürst schwieg eine Weile und dachte nach. »Also gut; sagen Sie die Wahrheit«, brachte er mühsam hervor, augenscheinlich nach hartem innerem Kampf. »Aglaja Iwanowna ...«, begann Lebedjew sofort.

»Schweigen Sie, schweigen Sie!« rief der Fürst außer sich, errötend vor Entrüstung, aber vielleicht auch vor Scham. »Das kann nicht sein, das ist alles Unsinn! Das alles haben

Sie sich ausgedacht, oder andere Verrückte. Ich wünsche nie mehr davon zu hören!«

Spät abends, es war schon fast elf, erschien Kolja mit einem ganzen Korb voller Neuigkeiten. Es waren zweierlei Neuigkeiten: aus Petersburg und aus Pawlowsk. Nach einem knappen Bericht über das Wichtigste aus Petersburg (vorwiegend über Ippolit und den gestrigen Vorfall; später wollte er wieder darauf zurückkommen) ging er sofort auf die Pawlowsker Neuigkeiten über. Er war seit drei Stunden aus Petersburg zurück und, ohne den Fürsten aufzusuchen, schnurstracks zu den Jepantschins gegangen. »Dort sieht es furchtbar aus!« Natürlich gehe es dort in erster Linie um die Equipage, aber wahrscheinlich käme noch etwas Weiteres hinzu, etwas, wovon er und der Fürst keine Ahnung hätten. »Ich habe selbstverständlich nicht spioniert oder jemanden ausgefragt. Ich wurde sehr freundlich empfangen, so freundlich, daß ich sogar überrascht war. Aber Sie, Fürst, wurden mit keiner Silbe erwähnt!« Das Wichtigste und Bemerkenswerte sei, daß Aglaja sich mit den Ihrigen überworfen habe, Ganjas wegen. Auf welche Details die Sache zurückgehe – das sei unbekannt, aber es hänge mit Ganja zusammen (stellen Sie sich das vor!), und sie stritten sogar ganz entsetzlich, folglich müsse es sich um etwas Wichtiges handeln. Der General sei erst spät zurückgekehrt, sehr schlechter Laune, und zwar in Begleitung von Jewgenij Pawlowitsch, den man sehr freundlich aufgenommen habe, und Jewgenij Pawlowitsch selbst sei erstaunlich heiter und liebenswürdig gewesen. Die allerwichtigste Neuigkeit jedoch sei, daß Lisaweta Prokofjewna ohne jedes Aufsehen Warwara Ardalionowa, die gerade bei den jungen Damen zu Besuch gewesen wäre, zu sich bestellt und ein für alle Mal aus dem Haus gewiesen habe, übrigens auf die verbindlichste Weise – »ich habe es von Warja persönlich«. Aber als Warja das Zimmer Lisaweta Prokofjewnas verlassen und von den jungen Damen Abschied genommen habe, hätten diese noch nicht gewußt, daß

sie nun das Haus nicht mehr betreten dürfe und daß dies der letzte Abschied sei.

»Aber Warwara Ardalionowna war doch um sieben Uhr bei mir?« fragte der Fürst erstaunt.

»Und vor die Tür gesetzt hat man sie gegen acht oder um acht. Warja tut mir sehr leid, und auch Ganja tut mir leid ... aber sie spinnen fraglos ewig irgendwelche Intrigen, sie können nicht anders. Ich habe niemals gewußt, was für Pläne sie schmieden, und ich will es auch nicht wissen. Aber ich versichere Sie, mein lieber, mein gütiger Fürst, daß Ganja ein Herz hat. Er ist ein Mensch, der in mancher Hinsicht natürlich nicht mehr zu retten ist, aber in manch anderer Hinsicht Eigenschaften hat, die zu suchen und zu finden allemal lohnt, und ich werde es mir nie verzeihen, daß ich ihn früher nicht verstanden habe ... Ich weiß nicht, ob ich so weitermachen soll, jetzt, nach der Geschichte mit Warja. Freilich, ich war von Anfang an völlig unabhängig und selbständig, aber ich muß trotzdem darüber nachdenken.«

»Sie haben keinen Grund, Ihren Bruder so sehr zu bedauern«, bemerkte der Fürst, »wenn es dahin gekommen ist, muß Gawrila Ardalionowitsch in Lisaweta Prokofjewnas Augen eine Gefahr bedeuten, folglich haben sich seine Aussichten gebessert.«

»Wie? Welche Aussichten?« rief Kolja erstaunt. »Sie glauben doch nicht, daß Aglaja ... Das kann nicht sein!«

Der Fürst schwieg.

»Sie sind ein schrecklicher Skeptiker, Fürst!« fuhr Kolja nach etwa zwei Minuten fort. »Ich habe festgestellt, daß Sie seit einiger Zeit auffallend skeptisch geworden sind; Sie neigen immer mehr dazu, gar nichts zu glauben und alles für möglich zu halten ... Habe ich jetzt das Wort ›Skeptiker‹ richtig gebraucht oder nicht?«

»Ich denke, richtig, ich weiß es allerdings selbst nicht genau.«

»Oh, ich nehme das Wort ›Skeptiker‹ freiwillig zurück, ich

habe eine neue Erklärung!« schrie Kolja plötzlich. »Sie sind gar kein Skeptiker, Sie sind eifersüchtig! Sie sind höllisch eifersüchtig auf Ganja wegen einer gewissen hochmütigen jungen Dame!«

Als Kolja das gesagt hatte, sprang er auf und lachte, wie er früher vielleicht noch nie gelacht hatte. Als er sah, daß der Fürst über und über errötete, lachte Kolja noch lauter; der Gedanke, daß der Fürst Aglajas wegen eifersüchtig war, gefiel ihm ungemein, aber als er merkte, daß der Fürst wirklich betroffen war, verstummte er sofort. Darauf unterhielten sie sich eine oder anderthalb Stunden sehr ernst und besorgt.

Am nächsten Tag verbrachte der Fürst wegen einer unaufschiebbaren Angelegenheit den ganzen Vormittag in Petersburg. Als er nach Pawlowsk zurückfahren wollte, gegen fünf Uhr nachmittags, lief er im Bahnhof Iwan Fjodorowitsch in die Arme. Dieser faßte ihn rasch bei der Hand, sah sich gleichsam ängstlich nach allen Seiten um und zog den Fürsten hinter sich her zu einem Wagon der ersten Klasse, um mit ihm zusammen zu fahren. Es verlangte ihn brennend, Wichtiges mit ihm zu besprechen.

»Erstens, mein lieber Fürst, sei mir nicht böse, und sollte von meiner Seite irgend etwas gewesen sein – vergiß es. Ich wäre gestern selbst gekommen, aber ich wußte nicht, was Lisaweta Prokofjewna dazu ... Bei mir zu Hause ist ... die reinste Hölle ... Eine rätselhafte Sphinx hat sich bei uns eingestet, und ich gehe herum und kann nichts begreifen. Und was dich betrifft, so hast du, meiner Meinung nach, am wenigsten von uns allen schuld, obwohl vieles deinetwegen passiert ist. Siehst du, Fürst, es ist ganz angenehm, Philanthrop zu sein, aber nicht übermäßig. Vielleicht hast du bereits selbst von derlei Früchten gekostet. Ich habe natürlich viel für Menschenliebe übrig und achte Lisaweta Prokofjewna hoch, aber ...«

Der General fuhr noch lange in dieser Art fort, aber seine Rede blieb erstaunlich zusammenhanglos. Man sah ihm an,

daß etwas ganz und gar Unbegreifliches ihn erschüttert und in äußerste Verlegenheit gebracht hatte.

»Für mich steht es außer Zweifel, daß du damit nichts zu tun hast«, endlich drückte er sich deutlicher aus, »aber besuch uns eine Weile nicht, ich bitte dich als Freund, solange der Wind sich nicht gedreht hat. Und was Jewgenij Pawlowitsch betrifft«, rief er ungewöhnlich lebhaft aus, »so ist das nichts als unsinnige Verleumdung, schlimmste Verleumdung! Üble Nachrede, Intrige, der Wunsch, alles zu zerstören und uns zu entzweien! Weißt du, Fürst, ich sage dir ganz unter uns: Zwischen uns und Jewgenij Pawlowitsch ist noch kein einziges Wort ausgesprochen worden, verstehst du? Wir sind nicht gebunden, in keiner Weise, aber dieses Wort kann ausgesprochen werden, vielleicht sogar sehr bald! Und nun will man ihm schaden! Wozu, warum – ich kann es nicht begreifen! Eine erstaunliche Frau, eine exzentrische Frau, ich fürchte mich dermaßen vor ihr, daß ich kaum noch schlafen kann. Und was für eine Equipage, Schimmel, das ist doch chic, genau das, was die Franzosen chic nennen! Von wem hat sie das? Bei Gott, ich sündiger Mensch habe vorgestern Jewgenij Pawlowitsch verdächtigt. Nun stellt sich heraus, daß das nicht sein kann, und wenn es nicht sein kann, warum will sie dann eingreifen und hier zerstören? Das, das ist das Problem! Um Jewgenij Pawlowitsch nicht aus der Hand zu lassen? Aber ich kann nur wiederholen, und ich schlage ein Kreuz darauf, daß er sie kaum kennt und daß diese Wechsel – nichts wie Bluff sind! Und die Dreistigkeit, mit der sie ihn über die Straße hinweg *duzte*! Die reinste Verschwörung! Ganz klar: mit Verachtung zurückweisen und Jewgenij Pawlowitsch doppelte Hochachtung entgegenbringen! Dasselbe habe ich Lisaweta Prokofjewna empfohlen. Und jetzt vertraue ich dir meinen intimsten Gedanken an: Ich bin fest davon überzeugt, das ist persönliche Rache an mir, weißt du, für Früheres, obgleich ich mir ihr gegenüber auch nicht das geringste habe zuschulden kommen lassen. Ich werde rot,

wenn ich nur daran denke! Jetzt taucht sie wieder auf, ich dachte, sie ist für immer verschwunden. Und wo steckt eigentlich dieser Rogoschin, bitte sehr? Ich dachte, *sie* ist schon längst eine verehelichte Rogoschin!«

Kurz, der Mann war gänzlich verunsichert. Fast während der ganzen einstündigen Fahrt redete er allein, stellte Fragen, die er selbst beantwortete, drückte immer wieder dem Fürsten die Hand und konnte ihn wenigstens davon überzeugen, daß er ihn nicht im mindesten verdächtigte. Das war dem Fürsten wichtig. Zum Schluß erzählte er von dem Onkel Jewgenij Pawlowitschs, der an der Spitze irgendeiner Petersburger Kanzlei stand – »hochangesehene Stellung, siebzig Jahre, Bonvivant, Gourmet und überhaupt ein alter Genießer ... Ha! Ha! Ich weiß, daß er über Nastassja Filippowna informiert war und sich sogar um sie bemühte. Ich wollte ihm vorhin einen Besuch abstatten; er empfängt nicht, ist krank, aber reich, reich, hat großen Einfluß und ... Gott schenke ihm langes Leben, aber Jewgenij Pawlowitsch ist sein einziger Erbe ... Ja, ja ... und trotzdem fürchte ich mich! Ich weiß selbst nicht wovor, aber ich fürchte mich ... Es schwebt etwas in der Luft, wie eine Fledermaus, ein Unheil schwebt in der Luft, und ich fürchte mich, fürchte mich ...«

Endlich, erst am dritten Tag, wie schon oben erwähnt, erfolgte die förmliche Aussöhnung der Jepantschins mit Fürst Lew Nikolajewitsch.

XII

Es war sieben Uhr abends; der Fürst beabsichtigte gerade, in den Park zu gehen. Plötzlich betrat Lisaweta Prokofjewna ohne Begleitung seine Veranda.

»*Erstens*, untersteh dich zu denken, ich komme, um mich bei dir zu entschuldigen. Unsinn! Du bist ganz allein schuld.«

Der Fürst schwieg.

»Bist du schuld oder nicht?«

»Genauso schuld wie Sie. Übrigens haben weder Sie noch ich uns vorsätzlich schuldig gemacht. Vorgestern hielt ich mich für schuldig, aber jetzt weiß ich, daß ich es nicht bin.«

»Das weißt du also! Na, schön; hör zu und setz dich, denn ich habe nicht die Absicht zu stehen.«

Beide setzten sich.

»Zweitens, kein Wort über diese dreisten Burschen! Ich werde zehn Minuten bleiben und mit dir sprechen; ich bin zu dir gekommen, um mich nach etwas zu erkundigen (was hast du denn sonst gedacht?), und wenn du auch nur mit einem einzigen Laut diese dreisten Burschen erwähnst, stehe ich sofort auf und gehe, und dann ist es aus zwischen uns, für immer.«

»Gut«, antwortete der Fürst.

»Gestatte mir die Frage: Hattest du nicht den Einfall, vor etwa zwei oder zweieinhalb Monaten, kurz vor Ostern, Aglaja einen Brief zu schreiben?«

»J-j-a.«

»Mit welcher Absicht? Was stand in dem Brief? Zeig mir den Brief!«

Die Augen Lisaweta Prokofjewnas funkelten, sie zitterte beinahe vor Ungeduld.

»Ich habe keinen Brief«, antwortete der Fürst verdutzt und eingeschüchtert. »Wenn er noch existiert und ganz ist, dann hat ihn Aglaja Iwanowna.«

»Keine Ausflüchte! Was hast du geschrieben?«

»Ich mache keine Ausflüchte und habe nichts zu fürchten. Ich sehe keinen Grund, warum ich nicht an ...«

»Schweig! Du wirst später reden! Was stand in dem Brief? Warum wirst du rot?«

Der Fürst dachte nach.

»Ich kenne Ihre Gedanken nicht, Lisaweta Prokofjewna. Ich sehe nur, daß dieser Brief Ihnen außerordentlich miß-

fällt. Sie werden zugeben, daß ich mich durchaus weigern könnte, eine solche Frage zu beantworten, aber um Ihnen zu zeigen, daß ich wegen dieses Briefes nichts zu fürchten habe und auch nicht bedauere, ihn geschrieben zu haben, und seinetwegen keineswegs zu erröten brauche», (der Fürst errötete noch einmal so stark), »werde ich Ihnen diesen Brief aufsagen, denn ich weiß ihn, glaube ich, auswendig.«

Darauf sagte der Fürst diesen Brief fast Wort für Wort auf.

»Was für ein Kauderwelsch! Was soll dieser Unsinn deiner Meinung nach?« fragte Lisaweta Prokofjewna schneidend, nachdem sie den Brief ungemein aufmerksam angehört hatte.

»Das kann ich selbst nicht genau sagen; ich weiß nur, daß mein Gefühl aufrichtig war. Dort hatte ich Augenblicke von Lebensfülle und größten Hoffnungen.«

»Hoffnungen? Was für Hoffnungen?«

»Das ist schwer zu erklären, aber diejenigen, an die Sie im Augenblick vielleicht denken – die waren es nicht ... also, mit einem Wort, Zukunftshoffnungen und Freude darüber, daß ich vielleicht *dort* kein Fremder, kein Ausländer war. Plötzlich fühlte ich mich in meiner Heimat sehr wohl. Und an einem sonnigen Vormittag nahm ich eine Feder zur Hand und schrieb ihr den Brief; warum gerade ihr – das weiß ich nicht ... Manchmal wünscht man, einen Freund neben sich zu haben; und ich wünschte mir wahrscheinlich einen Freund« fügte der Fürst nach einem Schweigen hinzu.

»Bist du verliebt? Oder?«

»N-nein. Ich ... ich schrieb wie an eine Schwester; und ich habe ja auch mit ›Bruder‹ unterschrieben.«

»Aha; absichtlich; ich verstehe.«

»Es fällt mir sehr schwer, Ihnen auf diese Fragen zu antworten, Lisaweta Prokofjewna.«

»Ich weiß, daß es schwer ist, aber was geht es mich an, ob es schwer ist oder nicht. Paß auf, sag mir die reinste Wahr-

heit, wie vor Gottes Angesicht: Lügst du mir etwas vor, oder lügst du nicht?«

»Ich lüge nicht.«

»Ist es wahr, wenn du sagst, du bist nicht verliebt?«

»Ich glaube, daß es die reinste Wahrheit ist.«

»Bitte schön, ›ich glaube! Hat dieser Bengel den Brief überbracht?«

»Ich hatte Nikolaj Ardalionowitsch gebeten ...«

»Den Bengel! Den Bengel!« fiel ihm Lisaweta Prokofjewna zornentbrannt ins Wort. »Ich kenne keinen Nikolaj Ardalionowitsch! Dieser Bengel!«

»Nikolaj Ardalionowitsch ...«

»Dieser Bengel, sag' ich!«

»Nein, nicht Bengel, sondern Nikolaj Ardalionowitsch«, sagte schließlich der Fürst mit Nachdruck, wenn auch ziemlich leise.

»Schon recht, mein Lieber, schon recht! Das werde ich dir nicht vergessen.«

Einen kurzen Augenblick kämpfte sie mit ihrer Erregung und schöpfte Atem.

»Und was ist mit dem ›Armen Ritter‹?«

»Darüber weiß ich gar nichts, ich war noch nicht da; es ist irgendein Scherz.«

»Welche beruhigende Neuigkeit! Aber kann es denn sein, daß sie sich für dich interessiert? Sie hat dich doch selbst ›Narr‹ und ›Idiot‹ genannt.«

»Das hätten Sie mir nicht weitererzählen sollen«, sagte der Fürst vorwurfsvoll, beinahe flüsternd.

»Ärgere dich nicht. Das Mädchen ist eigenwillig, verrückt, verwöhnt – wenn sie jemand lieben wird, wird sie ihn unbedingt vor aller Welt beschimpfen und ihm ins Gesicht lachen; ich war ganz genauso. Aber du brauchst nicht zu triumphieren, mein Freund, sie ist nichts für dich; ich mag es nicht glauben, und es wird niemals soweit kommen! Ich sage es dir, damit du sofort deine Vorkehrungen triffst. Hör zu!

Schwöre, daß du *die* nicht geheiratet hast!«

»Aber was denken Sie, Lisaweta Prokofjewna, ich bitte Sie!«

Der Fürst fuhr vor Verblüffung fast in die Höhe.

»Aber du hättest sie doch beinahe geheiratet!«

»Ich hätte sie beinahe geheiratet«, flüsterte der Fürst und senkte den Kopf.

»Dann bist du also in *sie* verliebt, wenn es so ist? Und bist jetzt *ihretwegen* gekommen? *Ihr* zuliebe?«

»Ich bin nicht gekommen, um zu heiraten«, antwortete der Fürst.

»Gibt es etwas auf der Welt, was dir heilig ist?«

»Das gibt es.«

»Dann schwöre, daß du nicht gekommen bist, um *die* zu heiraten.«

»Ich schwöre, bei allem, was Sie wünschen!«

»Ich glaub's, gib mir einen Kuß. Endlich kann ich aufatmen; aber du sollst wissen: Aglaja liebt dich nicht, du mußt deine Vorkehrungen treffen, und solange ich lebe, wirst du sie nicht bekommen! Hast du das gehört?«

»Ich habe es gehört.«

Der Fürst wurde so rot, daß er Lisaweta Prokofjewna nicht anzusehen wagte.

»Also, schreib es dir hinter die Ohren. Ich habe auf dich gewartet wie auf die Vorsehung (du warst es nicht wert!), habe nachts mein Kissen naßgeweint, nicht um deinetwillen, mein Lieber, mach dir keine Sorgen, ich habe meinen eigenen, ganz anderen Kummer, der ewig währt und immer derselbe bleibt. Aber es gab einen Grund, weshalb ich so ungeduldig auf dich gewartet habe: Ich glaube immer noch, daß Gott der Herr dich mir als Freund und Bruder geschickt hat! Ich habe niemand, niemand, außer der alten Belokonskaja, und auch die ist davongeflogen, außerdem ist sie vor Alter blöde wie ein Schaf. Und jetzt antworte mir einfach mit ›Ja‹ oder ›Nein‹: Weißt du, warum *sie* vorgestern aus der

Equipage gerufen hat?«

»Mein Wort, daß ich daran nicht beteiligt bin und nichts darüber weiß!«

»Genug, ich glaube dir. Jetzt denke ich darüber anders, aber noch gestern vormittag gab ich alle Schuld Jewgenij Pawlowitsch. Vorgestern, Tag und Nacht, und gestern vormittag. Jetzt muß ich denen natürlich Recht geben: Es ist offenkundig, daß man ihn zum Narren gehalten hat, warum, wozu, weshalb (das allein ist schon verdächtig! Und unerfreulich!) – aber Aglaja wird er nicht bekommen, das sag' ich dir! Mag er ein guter Mensch sein, es bleibt dabei. Ich habe früher geschwankt, jetzt aber habe ich beschlossen: ›Erst müßt ihr mich in den Sarg legen und begraben, dann könnt ihr meine Tochter verheiraten‹, so habe ich heute Iwan Fjodorowitsch wortwörtlich gesagt. Siehst du jetzt, daß ich dir vertraue? Siehst du's?«

»Ich sehe es und schätze es.«

Lisaweta Prokofjewna sah den Fürsten durchdringend an, vielleicht lag ihr viel daran zu erfahren, welchen Eindruck ihre Äußerung über Jewgenij Pawlowitsch auf ihn gemacht hatte.

»Weißt du etwas über Gawrila Iwolgin?«

»Das heißtt, über ... ich weiß viel.«

»Wußtest du, daß er mit Aglaja in Verbindung steht?«

»Das wußte ich nicht«, sagte der Fürst erstaunt und schaute sogar, »wie, Sie sagten, Gawrila Ardalionowitsch steht mit Aglaja Iwanowna in Verbindung? Unmöglich!«

»Erst seit kurzem. Seine Schwester hat den ganzen Winter lang ein Schlupfloch für ihn genagt, wie eine Ratte hat sie gearbeitet.«

»Ich glaube es nicht«, wiederholte der Fürst fest, nach kurzem erregtem Überlegen. »Wenn es so wäre, hätte ich es bestimmt gewußt.«

»Du glaubst, er wäre gekommen und hätte an deiner Brust unter Tränen gebeichtet? Ein Einfaltspinsel bist du, ein Ein-

faltspinsel! Sie betrügen dich alle wie einen ... einen ... Schämst du dich denn nicht? Schämst du dich nicht, so jemand zu vertrauen? Siehst du denn nicht, daß er dich hintergangen hat?«

»Ich weiß sehr wohl, daß er mich manchmal betrügt ...«, sagte der Fürst halblaut und widerwillig, »und er weiß, daß ich es weiß ...«, fügte er hinzu und verstummte.

»Wissen – und vertrauen! Das hat noch gefehlt! Freilich, bei dir muß das so sein. Worüber wundere ich mich eigentlich? Mein Gott! Und weißt du, daß dieser Ganja und diese Warja sie mit Nastassja Filippowna zusammengebracht haben?«

»Wen?« rief der Fürst.

»Aglaja.«

»Das glaube ich nicht! Das ist unmöglich! Und zu welchem Zweck?«

Er sprang vom Stuhl auf.

»Ich glaube es auch nicht, obwohl ich Indizien habe. Das Mädchen ist eigensinnig, das Mädchen ist phantastisch, das Mädchen ist verrückt! Das Mädchen ist böse, böse, böse! Tausend Jahre lang werde ich wiederholen, daß sie böse ist! Augenblicklich sind sie alle so, sogar Alexandra, dieses nasse Huhn. Aber diese geht mir einfach durch. Trotzdem, auch ich glaube es nicht! Vielleicht, weil ich es nicht glauben will«, fügte sie wie zu sich selbst hinzu. »Warum bist du nicht gekommen?« wandte sie sich plötzlich wieder dem Fürsten zu. »Warum bist du die ganzen drei Tage nicht gekommen?« wiederholte sie ungeduldig.

Der Fürst begann schon seine Gründe aufzuzählen, als sie ihm abermals ins Wort fiel.

»Alle halten dich für einen Dummkopf und betrügen dich! Du warst gestern in der Stadt; ich möchte wetten, daß du diesen Schurken auf Knien beschworen hast, zehntausend Rubel anzunehmen!«

»Keineswegs, das kam mir überhaupt nicht in den Sinn.

Ich habe ihn nicht einmal zu Gesicht bekommen, außerdem ist er kein Schurke. Ich habe einen Brief von ihm erhalten.«

»Zeig mir den Brief!«

Der Fürst entnahm seinem Portefeuille ein Blatt und reichte es Lisaweta Prokofjewna. Auf dem Blatt stand:

»Geehrter Herr! Auf Ehrgeiz steht mir natürlich in den Augen der Menschen kein Recht zu. Die Menschen meinen, ich bin dafür viel zu unbedeutend. Aber so ist es nur in den Augen der Menschen, nicht in Ihren Augen. Ich habe mich mehr als ausreichend davon überzeugt, daß Sie, geehrter Herr, vielleicht besser sind als andere. Ich habe eine andere Meinung als Doktorenko, und in dieser Überzeugung trennen sich unsere Wege. Ich werde nie auch nur eine einzige Kopeke von Ihnen annehmen, aber Sie haben meiner Mutter geholfen, und dafür bin ich verpflichtet, Ihnen dankbar zu sein, wenn auch aufgrund von Schwäche. In jedem Fall sehe ich Sie jetzt anders an und halte es für nötig, Sie darüber in Kenntnis zu setzen. Im weiteren rechne ich damit, daß irgendwelche weiteren Verbindungen zwischen uns ausgeschlossen sind. Antip Burdowskij.

P.S.: Die an den zweihundert Rubel fehlende Summe wird an Sie im Laufe der Zeit garantiert zurückerstattet.«

»Was für ein Durcheinander!« meinte Lisaweta Prokofjewna und warf das Blatt hin, »es lohnt sich nicht, es zu lesen. Warum grinst du?«

»Geben Sie doch zu, daß Sie ihn mit einem angenehmen Gefühl gelesen haben.«

»Wie? Dieses von Eitelkeit zerfressene Kauderwelsch! Siehst du denn nicht, daß sie alle vor Eitelkeit und Hochmut den Verstand verloren haben?«

»Ja, aber er hat doch seinen Fehler eingesehen und mit Doktorenko gebrochen, und je eitler er ist, um so teurer kommt ihn seine Eitelkeit zu stehen. Oh, Lisaweta Prokof-

jewna, was sind Sie doch für ein Kind!«

»Hast du es zum Schluß noch auf eine Ohrfeige von mir abgesehen?«

»Nein, ich habe es nicht darauf abgesehen. Weil Sie sich über diesen Brief freuen, aber Ihre Freude verbergen. Warum schämen Sie sich Ihrer Gefühle? Das tun Sie ja immer.«

»Untersteh dich, künftig über meine Schwelle zu treten!«

Lisaweta Prokofjewna, bleich vor Zorn, sprang auf. »Nach dem heutigen Tag will ich von dir in meinem Haus nie mehr etwas sehen und hören!«

»Und nach drei Tagen werden Sie selbst kommen und mich holen ... Schämen Sie sich denn nicht? ... Das sind doch Ihre besten Gefühle! Warum empfinden Sie sie als peinlich? Sie quälen sich doch nur selbst.«

»Und sollte es mein Tod sein – ich werde dich niemals mehr holen! Deinen Namen werde ich vergessen! Ich habe ihn schon vergessen!!«

Sie stürzte davon.

»Man hat mir ohnehin schon verboten, Sie zu besuchen«, rief ihr der Fürst nach.

»Wa-as? Wer hat dir das verboten?«

Sie drehte sich augenblicklich um, wie von einer Nadel gestochen. Der Fürst zögerte mit der Antwort; er fühlte, daß er sich unversehens, aber entscheidend verraten hatte.

»Wer verbietet dir das?« rief Lisaweta außer sich.

»Aglaja Iwanowna verbietet es«

»Wann? Rede!!!«

»Heute früh hat sie geschickt, daß ich Sie nie mehr besuchen darf.«

Lisaweta Prokofjewna stand wie versteinert, aber sie überlegte.

»Was hat sie geschickt? Wen hat sie geschickt? Den Bengel? Mündlich?« rief sie plötzlich.

»Ich habe einen Brief bekommen«, sagte der Fürst.

»Wo? Gib her! Sofort!«

Der Fürst überlegte fast eine Minute, zog dann aus der Westentasche ein unordentlich abgerissenes Stück Papier, auf dem zu lesen war:

»Fürst Lew Nikolajewitsch! Wenn Sie nach allem Vorgefallenen die Absicht haben sollten, mich durch einen Besuch in unserer Datscha zu überraschen, so seien Sie versichert, daß Sie mich unter der Zahl der Erfreuten vergeblich suchen würden.

Aglaja Jepantschina.«

Lisaweta Prokofjewna überlegte fast eine Minute; dann stürzte sie plötzlich auf den Fürsten zu, packte ihn bei der Hand und zog ihn hinter sich her.

»Sofort! Komm! Erst recht! Sofort! Augenblicklich!« rief sie in einem Anfall außergewöhnlicher Erregung und Ungeduld.

»Aber Sie bringen mich in eine ...«

»Eine was? Ahnungslose Unschuld! Als wär' er überhaupt kein Mann! So, jetzt werde ich alles selbst sehen, mit eigenen Augen ...«

»Aber lassen Sie mich doch wenigstens meinen Hut ...«

»Hier hast du deinen elenden Hut, wir gehen! Nicht einmal die Fasson konntest du mit Geschmack wählen! ... Das hat sie ... das hat sie nach dem, was neulich ... das ist das Fieber«, murmelte Lisaweta Prokofjewna und zog den Fürsten, ohne seine Hand auch nur für einen Augenblick loszulassen, hinter sich her. »Neulich bin ich für dich eingetreten und habe laut gesagt, daß du ein Dummkopf bist, weil du nicht kommst ... Sonst hätte sie nicht einen solch albernen Brief geschrieben! Einen unschicklichen Brief! Unschicklich für eine vornehme, wohlerzogene, kluge, sehr kluge junge Dame! ... Hm«, fuhr sie fort, »sie hat sich vielleicht gestern selbst geärgert, daß du nicht kommst, und hat nur nicht bedacht, daß man an einen Idioten so nicht schreiben darf, weil er es wörtlich nimmt, genauso, wie es auch gekommen

ist. Was soll das? Warum belauschst du mich?« fuhr sie ihn an, als ihr zum Bewußtsein kam, daß sie sich verraten hatte. »Sie braucht einen Narren, einen Narren, wie du einer bist, sie hat dich lange nicht gesehen, darum lädt sie dich ein! Ich freue mich, ich freue mich, daß sie dich jetzt aufs Korn nimmt! Du hast es verdient. Darauf versteht sie sich, oh, wie gut sie sich darauf versteht! ...«

DRITTER TEIL

I

ALLE Augenblicke hört man klagen, daß es bei uns keine Praktiker gäbe; Politiker zum Beispiel sehr viele; Generäle ebenfalls sehr viele; Direktoren verschiedenster Art könnten sofort nach Bedarf und in beliebiger Anzahl gefunden werden – aber Praktiker, die gäbe es nicht. Wenigstens hört man alle klagen, daß es sie nicht gäbe. Sogar bei einigen Eisenbahnlinien, sagt man, fehle ordentliches Personal; es sei, sagt man, gänzlich ausgeschlossen, eine halbwegs brauchbare Administration für irgendeine Dampfschiffahrtsgesellschaft auf die Beine zu stellen. Hier, hört man, seien auf einer neu eröffneten Eisenbahnlinie Waggons zusammengestoßen oder auf einer Brücke eingebrochen. Dort hätte, schreibt man, ein Eisenbahnzug in einem Schneefeld beinahe überwintert: Die Fahrt sollte eine einzige Stunde dauern, statt dessen stand man fünf Tage lang im Schnee. Dort modern, erzählt man, viele tausend Pud Ware zwei und auch drei Monate vor sich hin und warten auf Abfertigung. Und dort hätte, sagt man (natürlich kaum glaubhaft), ein Administrator, das heißt irgendein Aufsichtsbeamter, einem penetranten Kaufmannsgehilfen, der sich erdreistete, auf der Abfertigung seiner Waren zu bestehen, statt der Abfertigung einen Faustschlag ins Gesicht administriert und diese Verwaltungsmaßnahme auch noch damit begründet, er sei »ein wenig in Hitze geraten«.

Im Staat gibt es so viele Behörden, daß es einem angst und bange wird. Alle waren im Staatsdienst, alle sind im Dienst, und alle beabsichtigen, in den Staatsdienst einzutreten – wie sollte man nicht, scheint es, aus diesem Material eine anständige Administration für eine Dampfschiffahrtsgesellschaft auf die Beine stellen können?

Die Antwort, die man gelegentlich zu hören bekommt, ist

außerordentlich einfach – so einfach, daß man diese Erklärung kaum glauben mag. Es stimmt, bei uns waren alle im Staatsdienst oder sind es noch, und dies seit zweihundert Jahren nach schönstem deutschem Vorbild, vom Urahn bis zum Urenkel – aber gerade die Staatsdiener sind ganz besonders unpraktisch, und inzwischen ist es soweit gekommen, daß Abstraktheit und Mangel an praktischen Kenntnissen sogar bei Staatsdienern noch vor kurzem als höchste Tugend und als Empfehlung galten. Übrigens sind wir, indem wir auf die Staatsdiener zu sprechen kamen, von unserem Gegentand abgeschweift, eigentlich wollten wir ja über die Praktiker sprechen. Da leidet es nun gar keinen Zweifel, daß Zaghafigkeit und gänzliches Fehlen eigener Initiative bei uns zu jeder Zeit für das wichtigste und entscheidendste Merkmal eines Praktikers gehalten wurden und sogar heute noch dafür gehalten werden. Aber warum sollten wir nur uns selbst dessen anklagen – falls diese Ansicht überhaupt als Anklage aufzufassen ist? Das Fehlen von Originalität wurde ja überall, auf der ganzen Welt, seit diese Welt besteht, für die erste Qualität und beste Empfehlung eines fähigen, tüchtigen und praktischen Menschen gehalten, mindestens neunundneunzig von hundert Menschen (so viel auf jeden Fall) waren schon immer dieser Meinung, und höchstens einer von hundert hatte und hat immer noch eine andere.

Erfinder und Genies wurden am Anfang ihrer Laufbahn (und gar nicht so selten auch an deren Ende) von der Gesellschaft fast immer für Narren gehalten – das ist nicht mehr als eine Allerweltsweisheit, jedermann sattsam bekannt. Gesetzt den Fall, alle hätten jahrzehntelang ihr Geld zum Lombard getragen und dort mit vier Prozent Milliarden gehortet, dann müßte, sobald es keinen Lombard mehr gäbe und alle auf eigene Initiative angewiesen wären, der größte Teil dieser Millionen im Aktienfieber und in den Händen von Schwindlern sich unweigerlich in nichts auflösen – allein schon um des Anstands und der guten Sitten willen. Ganz besonders

der guten Sitten: Wenn Wohlerzogenheit, Sittsamkeit und schickliches Fehlen von Originalität bei uns bislang nach allgemeiner Meinung als unabdingbare Qualität des tüchtigen und anständigen Menschen galten, so wäre es unpassend und sogar unanständig, sich über Nacht von Grund auf zu ändern. Welche Mutter zum Beispiel, die zärtlich an ihrem Kind hängt, würde nicht erschrecken und vor Angst krank werden, wenn ihr Sohn oder ihre Tochter auch nur um Haarsbreite von der Bahn abwiche: "O nein, es soll lieber glücklich sein und in Wohlstand leben, ohne Originalität", wird sie denken, wenn sie ihr Kind in den Schlaf wiegt. Und wenn unsere Wärterinnen das Kind in den Schlaf wiegen, singen und sagen sie seit Menschengedenken: »Goldener Rock und goldener Schal, bist du bald ein General!« Also sogar für unsere Wärterinnen galt der Generalsrang als der höchste Gipfel russischen Glücks und stellte somit das beliebteste nationale Ideal behaglicher, wunderschöner Seligkeit dar. In der Tat: Nach mittelmäßigem Examen und fünfunddreißig Dienstjahren – wer konnte bei uns schließlich nicht General werden und eine hübsche Summe im Lombard zusammen sparen? Auf diese Weise erlangte der russische Mensch nahezu mühelos den Ruf eines tüchtigen Praktikers. Genaugenommen war es lediglich einem originellen, mit anderen Worten unruhigen Menschen nicht möglich, bei uns General zu werden. Vielleicht stimmt das nicht ganz, aber im großen und ganzen scheint es zutreffend, und unsere Gesellschaft hatte völlig recht, als sie ihr Ideal des Praktikers definierte. Wie dem auch sei, wir haben viel zuviel geredet; eigentlich hatten wir vor, ein paar erklärende Worte über die uns schon bekannte Familie Jepantschin zu sagen. Diese Menschen, oder doch wenigstens die nachdenklichsten Mitglieder der Familie, litten chronisch an einer Eigenschaft, die fast allen gemeinsam und den von uns oben erörterten Tugenden diametral entgegengesetzt war. Ohne diese Tatsache in ihrer vollen Bedeutung zu durchschauen (sie lässt sich nur schwer

durchschauen), schwante ihnen doch zuweilen, daß in ihrer Familie alles irgendwie anders verlief als bei allen anderen. Bei allen anderen läuft alles glatt, bei ihnen – holpert es; alle rollen wie auf Schienen – sie springen jeden Augenblick aus dem Gleis. Alle anderen sind jeden Augenblick auf die wohl-erzogenste Weise konsterniert – sie aber niemals. Lisaweta Prokofjewna allerdings ließ sich sogar viel zu leicht erschrecken, aber das war nicht jene wohlerzogene Konsternation der großen Welt, die sie sich so sehnlichst wünschten. Durchaus möglich übrigens, daß Lisaweta Prokofjewna auch als einzige sich Gedanken machte: Die jungen Damen, obwohl ein sehr intelligentes und ironisches Völkchen, waren noch jung, und der General, nicht unintelligent (wenn auch schwerfällig), pflegte in allen schwierigen Situationen nur ein »Hm« von sich zu geben und all seine Hoffnungen auf Lisaweta Prokofjewna zu setzen. Folglich lag sämtliche Verantwortung auf den Schultern Lisaweta Prokofjewnas. Nicht, daß diese Familie sich durch eigene Initiative ausgezeichnet oder daß das bewußte Verlangen nach Originalität sie aus dem Gleis geworfen hätte, was nun vollends unschicklich gewesen wäre – o nein! nichts dergleichen lag vor, das heißt, kein einziges bewußt gesetztes Ziel, und trotzdem hatte es den Anschein, daß die Familie Jepantschin, wenn auch sehr respektabel, so doch irgendwie anders geartet war, als es sich für respektable Familien überhaupt gehört. In letzter Zeit schrieb Lisaweta Prokofjewna allein sich und ihrem »un-glücklichen« Charakter alle Schuld zu – wodurch sich ihre Qualen weiter vergrößerten. Sie selbst schalt sich unaufhörlich »dumm, verschroben und ohne jeden Anstand«, litt unter ihrem Argwohn, verlor immer wieder die Contenance, sah keinen Ausweg bei den allergewöhnlichsten Verwicklungen und übertrieb fortwährend das Unheil.

Bereits zu Beginn unserer Erzählung hatten wir erwähnt, daß die Jepantschins sich allgemeiner und aufrichtiger Achtung erfreuten. Sogar General Iwan Fjodorowitsch, ein

Mann, dessen Herkunft im Dunkel lag, wurde überall bedenkenlos und mit Achtung empfangen. Die Achtung war verdient, erstens, weil er reich war und nicht »zu den Letzten« gehörte, zweitens, weil er ein durchaus anständiger Mann war, wenn auch schlchten Gemüts. Aber eine gewisse Beschränktheit ist, scheint es, eine fast unabdingbare Eigenschaft, wenn nicht eines Mannes der Tat, so doch wenigstens eines jeden ernsthaften Kapitalerwerbers. Und nicht zuletzt besaß der General tadellose Manieren, war bescheiden, konnte schweigen, erlaubte aber dabei keinem, ihm auf den Fuß zu treten, und zwar nicht nur ihm als General, sondern ihm als Ehrenmann. Vor allem aber war er jemand mit äußerst einflußreicher Protektion. Was Lisaweta Prokofjewna betraf, so stammte sie, wie bereits erwähnt, aus sehr guter Familie, obwohl bei uns die Familie nicht sonderlich ins Gewicht fällt, wenn sie nicht zu den erwünschten Beziehungen führt. Aber schließlich knüpfte auch sie ihre Beziehungen; sie wurde geachtet und schließlich ins Herz geschlossen von Personen, deren Beispiel auf natürlichste Weise auch andere veranlaßte, sie zu achten und sie zu empfangen. Kein Zweifel, daß ihre familiären Qualen grundlos, die Anlässe dazu nichtig und bis zum Lächerlichen übertrieben waren; aber wenn jemand eine Warze auf der Nase oder auf der Stirn hat, glaubt er, daß alle Menschen nichts anderes zu tun hätten und gehabt hätten, als diese Warze anzustarren, sich darüber lustig zu machen und ihren Besitzer zu tadeln, selbst wenn er der Entdecker Amerikas wäre. Kein Zweifel, daß die große Welt Lisaweta Prokofjewna tatsächlich für ein ›Original‹ hielt; gleichzeitig wurde sie unbestreitbar geachtet; eines Tages aber wollte Lisaweta Prokofjewna nicht mehr glauben, daß sie geachtet würde – und darin bestand das ganze Unglück. Beim Anblick ihrer Töchter erlag sie dem qualvollen Argwohn, daß sie fortwährend auf irgendeine Weise ihrer Karriere schade, daß sie einen lächerlichen, unanständigen, unerträglichen Charakter habe, was sie selbstverständlich

ihren Töchtern und Iwan Fjodorowitsch zum Vorwurf machte und weshalb sie mit ihnen täglich Streit suchte, während sie Mann und Kinder selbstvergessen, geradezu leidenschaftlich liebte.

Am meisten quälte sie der Verdacht, daß ihre Töchter so »verschroben« werden könnten wie sie und daß es in der großen Welt solche jungen Mädchen nicht gäbe und auch nicht geben dürfte. „Da wachsen drei Nihilistinnen heran, das ist es!“ sagte sie sich immer wieder. Im letzten Jahr, und insbesondere in der allerletzten Zeit, hatte dieser traurige Gedanke begonnen, sich immer mehr in ihr zu festigen. „Erstens, warum heiraten sie nicht?“ fragte sie sich immer wieder. „Um ihre Mutter zu quälen – darin sehen sie ja ihr Lebensziel, und das ist so wegen dieser neuen Idee, wegen dieser verdammten Frauenfrage! Wollte Aglaja nicht vor einem halben Jahr ihr wundervolles Haar abschneiden? (Mein Gott, sogar ich hatte zu meiner Zeit kein so schönes Haar!) Sie hatte schon die Schere in der Hand! Erst nachdem ich sie kniefällig angefleht hatte, ließ sie davon ab! ... Schön, angenommen, daß sie sich aus Bosheit so aufführte, um ihre Mutter zu quälen, weil sie ein boshaftes Frauenzimmer ist, ein eigensinniges, verwöhntes, vor allem aber ein böses, böses, böses! Und wollte diese dicke Alexandra etwa nicht auch, nach Aglajas Vorbild, sich ihre Zöpfe abschneiden, nicht aus Bosheit, nicht aus Laune, sondern aus Überzeugung, diese dumme Gans, der Aglaja eingeredet hatte, mit kurzem Haar schliefe sie besser und wäre ihre Kopfschmerzen los? Wie viele, ja, wie viele, wie viele – nun seit bald fünf Jahren – haben sich um ihre Hand beworben?! Und es waren wirklich gute Menschen darunter, ausgezeichnete Menschen sogar! Worauf warten sie eigentlich, warum heiraten sie nicht? Nur, um ihre Mutter zu ärgern – einen anderen Grund gibt es nicht!“

Endlich schien die Sonne auch für ihr Mutterherz aufzugehen; wenigstens eine der Töchter, wenigstens Adelaida,

sollte endlich versorgt sein. »Gottlob, wenigstens die sind wir los!« pflegte Lisaweta Prokofjewna zu sagen, wenn sie in die Lage kam, sich darüber äußern zu müssen (im stillen drückte sie sich ungleich liebevoller aus). Und wie vorzüglich, mit welchem Anstand hatte sich die Sache gemacht! Sogar in der großen Welt sprach man mit Respekt darüber. Ein Mann mit Namen, ein Fürst, vermögend, ein guter Mensch, der ihr auch noch gefällt – was konnte man Besseres wünschen? Aber um Adelaida hatte sie auch früher schon weniger gebangt als um die anderen Töchter, obwohl ihre künstlerischen Neigungen dem unaufhörlich zweifelnden Herzen Lisaweta Prokofjewnas mitunter die größte Sorge bereiteten. »Dafür hat sie ein heiteres Gemüt und ist trotzdem sehr vernünftig – diesem Mädchen wird also nicht viel passieren«, versuchte sie sich zu trösten. Am meisten zitterte sie um Aglaja. Was die Älteste betraf, Alexandra, wußte Lisaweta Prokofjewna, nebenbei bemerkt, nicht so recht: sollte sie sich ihretwegen ängstigen oder nicht? Bald glaubte sie, daß es »um das Mädchen endgültig geschehen« sei; fünfundzwanzig Jahre – das heißt, sie bleibt eine alte Jungfer! Trotz »solcher Schönheit! ...« Lisaweta Prokofjewna weinte nachts sogar ihretwegen, während Alexandra Iwanowna in denselben Nächten friedlich schlummerte. »Aber was ist sie eigentlich? – Eine Nihilistin oder einfach eine dumme Gans?« Daß sie keine dumme Gans war, daran gab es auch für Lisaweta Prokofjewna keinen Zweifel: Sie legte allergrößten Wert auf Alexandra Iwanownas Meinung und beriet sich gern mit ihr. Aber daß sie ein »nasses Huhn« sei – daran gab es ebenfalls keinen Zweifel: »Sie ist dermaßen ruhig, daß man sie überhaupt nicht wachrütteln kann! Aber auch ›nasse Hühner‹ sind ja gar nicht ruhig – huch! Die bringen mich noch um den letzten Verstand!« Lisaweta Prokofjewna verband mit Alexandra eine unerklärliche mitleidende Zuneigung, viel stärker noch als mit Aglaja, ihrem Abgott. Aber die galligen Ausfälle (in denen ihre mütterliche Sorge und Sympathie

zum Ausdruck kamen), die Scharmütsel und Kosenamen wie »nasses Huhn«, brachten Alexandra höchstens zum Lachen. Manchmal geschah es, daß die unbedeutendsten Dinge Lisaweta Prokofjewnas fürchterlichen Zorn erregten und sie aus der Fassung brachten. Alexandra Iwanowna zum Beispiel schlief gern bis weit in den Tag hinein und träumte dabei besonders oft; aber ihre Träume zeichneten sich stets durch ungewöhnliche Anspruchslosigkeit und Unschuld aus – wie die eines siebenjährigen Kindes; und sogar diese Unschuld begann aus irgendeinem Grunde der Frau Mama auf die Nerven zu gehen. Eines nachts träumte Alexandra Iwanowna von neun Hühnern, und dieser Umstand führte zu einem regelrechten Zerwürfnis zwischen ihr und der Mutter – warum? – das läßt sich kaum erklären. Einmal nur, ein einziges Mal war es ihr gelungen, etwas Originelleres im Traum zu sehen – sie sah einen Mönch, ganz allein, in einem dunklen Zimmer, das zu betreten sie sich fürchtete. Dieser Traum wurde sogleich triumphierend von den beiden lachenden Schwestern Lisaweta Prokofjewna hinterbracht. Die Mutter jedoch zürnte schon wieder und nannte alle drei Schwestern »töricht«. »Hm! Ruhig, wie eine Törin, wirklich ein ›nasses Huhn‹, durch nichts wachzurütteln, und trauert, sie sieht manchmal richtig traurig aus! Warum trauert sie, warum?« Gelegentlich richtete sie diese Frage auch an Iwan Fjodorowitsch, und zwar, nach ihrer Art, hysterisch, drohend, auf unverzügliche Antwort pochend. Iwan Fjodorowitsch ließ ein »Hm« vernehmen, runzelte die Stirn, zuckte die Achseln und entschied schließlich mit einer vagen Handbewegung: »Einen Mann braucht sie!«

»Der Herr möge ihr nur einen schicken, der anders ist als Sie, Iwan Fjodorowitsch«, Lisaweta Prokofjewna explodierte nun wie eine Bombe, »einen, der anders ist in seinen Meinungen und Urteilen als Sie, Iwan Fjodorowitsch, einen, der nicht ein so grober Grobian ist wie Sie, Iwan Fjodorowitsch ...«

Iwan Fjodorowitsch trat unverzüglich den Rückzug an, und Lisaweta Prokofjewna beruhigte sich nach ihrer *Explosion*. Es verstand sich von selbst, daß sie am selben Tag, gegen Abend, wie gewohnt ruhig war, außerordentlich aufmerksam, liebevoll und ehrerbietig gegenüber Iwan Fjodorowitsch, gegenüber »ihrem groben Grobian« Iwan Fjodorowitsch, ihrem gütigen und liebenswerten, ihrem angebeteten Iwan Fjodorowitsch, weil sie zeit ihres Lebens ihren Iwan Fjodorowitsch geliebt hatte und sogar in ihn verliebt war, was Iwan Fjodorowitsch ganz genau wußte und wofür er seine Lisaweta Prokofjewna unendlich schätzte.

Aber ihre größte und beständige Qual war Aglaja.

„Ganz, ganz wie ich, mein Ebenbild in jeder Beziehung“, sprach Lisaweta Prokofjewna zu sich selbst, „ein eigensinniger, boshafter kleiner Satan! Eine Nihilistin! Verschroben! Übergeschnappt und böse, böse, böse! Oh, Herr, wie unglücklich wird sie werden!“

Aber, wie schon gesagt, die aufgehende Sonne hatte alle Härten gemildert und alles für einen Augenblick in freundliches Licht getaucht. Fast einen ganzen Monat ihres Lebens hatte sich Lisaweta Prokofjewna von allen Aufregungen vollkommen erholt. Aus Anlaß der baldigen Hochzeit Adelaidas wurde die große Welt auch auf Aglaja aufmerksam, und Aglaja trat überall so großartig, so ausgeglichen, so intelligent, so überzeugend auf, freilich ein wenig hochmütig, aber das kleidete sie ja so gut! So freundlich, so liebevoll behandelte sie einen ganzen Monat lang ihre Mutter! („Freilich, diesen Jewgenij Pawlowitsch muß man sich noch sehr, sehr genau ansehen, er muß durchschaut werden. Und Aglaja scheint er nicht mehr als andere zu gefallen.“) Aber sie war plötzlich, wie auch immer, ein so wunderbares junges Mädchen geworden – und wie schön, mein Gott, wie schön! Von Tag zu Tag schöner! Und ...

Und kaum war plötzlich dieser abscheuliche Fürst aufgetaucht, dieser ekelhafte Idiot, da war alles wieder durchein-

andergeraten, und das ganze Haus stand Kopf!

Was war denn geschehen?

Für andere wäre sicherlich gar nichts geschehen. Lisaweta Prokofjewna aber zeichnete sich gerade dadurch aus, daß sie im Zusammentreffen und Durcheinander der alltäglichen Ereignisse, durch die ständige, zu ihrem Wesen gehörende Unruhe hindurch, jederzeit etwas zu erspähen vermochte, das sie mit Schrecken erfüllte, bis zum physischen Unwohlsein, mit argwöhnischem, völlig unerklärlichem, folglich dem allerschlimmsten Schrecken. Wie mußte ihr jetzt zumute sein, da plötzlich in dem ganzen Wirrwarr lächerlicher und ungereimter Sorgen sich in der Tat etwas zeigte, etwas wirklich Bedeutendes, etwas, das die Sorgen, die Zweifel und den Argwohn wirklich wert zu sein schien.

“Aber wie wagte man, wie wagte man nur, mir diesen verfluchten anonymen Brief zu schreiben, über diese *Kreatur*, und daß sie mit Aglaja in Verbindung steht?” dachte Lisaweta Prokofjewna auf dem ganzen Weg, während sie den Fürsten hinter sich herzog, und auch noch zu Hause, nachdem sie ihn an dem runden Tisch hatte Platz nehmen lassen, wo die ganze Familie versammelt war. “Wer wagte es, daran auch nur zu denken? Ich wäre vor Scham gestorben, wenn ich auch nur ein bißchen daran geglaubt oder Aglaja diesen Brief gezeigt hätte! Solchen Spott mit uns, den Jepantschins, zu treiben! Und alles, alles wegen Iwan Fjodorowitsch! An allem sind Sie schuld, Iwan Fjodorowitsch! Ach, warum sind wir nicht auf die Jelagin-Insel gezogen: Ich habe doch gesagt, wir wollen auf die Jelagin! Es könnte sein, daß Warja diesen Brief geschrieben hat! Ich weiß es – an allem, allem ist Iwan Fjodorowitsch schuld! Und auch der Streich, den diese *Kreatur* sich geleistet hat, gilt ihm, in Erinnerung an die alten Beziehungen, um ihn zum Narren zu machen, genauso wie früher, als sie sich vor Lachen ausschüttete über ihn, wie über einen Narren, ihm auf der Nase herumtanzte, als er noch zu ihr mit den Perlen angefahren kam ... Und schließlich sind

wir doch alle kompromittiert, Ihre Töchter, Iwan Fjodorowitsch, sind doch auch kompromittiert, junge Mädchen, junge Damen, junge Damen aus der besten Gesellschaft, Bräute, die waren auch dabei, standen da, mußten alles mit anhören, durch die Geschichte mit diesen dummen Bengeln sind sie ebenfalls kompromittiert, Sie können ganz zufrieden sein, da waren sie auch dabei und haben zugehört! Nein, das werde ich diesem Jammerlappen, diesem Fürsten, nie verzeihen, das werde ich ihm nie verzeihen, niemals! Warum ist Aglaja seit zwei Tagen hysterisch, warum hat sie sich mit ihren Schwestern verzankt, sogar mit Alexandra, der sie doch immer die Hand küßt, wie ihrer Mutter – vor lauter Verehrung? Warum ist sie seit drei Tagen uns allen ein Rätsel? Was ist mit Gawrila Iwolgin? Warum hat sie gestern und heute diesen Gawrila Iwolgin zu loben angefangen und ist dann jedesmal in Tränen ausgebrochen? Warum wird dieser verdammte »Arme Ritter« in dem anonymen Brief erwähnt, während sie den Brief des Fürsten nicht einmal den Schwestern gezeigt hat? Und warum ... Wie komme ich dazu, Hals über Kopf zu ihm zu rennen und ihn auch noch an der Hand hierher zu schleppen? Oh, mein Gott, ich habe den Verstand verloren. Was habe ich jetzt angestellt! Mit einem jungen Mann über die Geheimnisse der eigenen Tochter zu sprechen und ausgerechnet ... ausgerechnet über Geheimnisse, die ihn betreffen! Mein Gott, es ist noch ein Glück, daß er ein Idiot ist und ... und ... ein Freund unseres Hauses! Aber sollte es wirklich möglich sein, daß Aglaja sich für eine solche Mißgeburt interessiert? Mein Gott, was rede ich da alles zusammen! Pfui! Wir alle sind Originale ... man sollte uns alle hinter Glas setzen, mich als erste, und uns zur Schau stellen, für zehn Kopeken Eintritt. Das werde ich Ihnen nicht verzeihen, Iwan Fjodorowitsch, niemals! Und warum stichelt sie jetzt nicht? Sie hatte sich vorgenommen zu sticheln, warum tut sie es jetzt nicht? Da, da! Sie starrt ihn aus weitaufgerissenen Augen an, schweigt, geht nicht fort, steht

da, dabei hat sie ihm doch selbst verboten, hier zu erscheinen ... Und der sitzt da und ist kreideweiß! Und dann dieser verdammte Schwätzer, dieser Jewgenij Pawlowitsch, der überschlägt sich ja förmlich und läßt keinen zu Wort kommen! Ich würde sofort alles herauskriegen, wenn ich nur das Gespräch darauf bringen könnte ...!"

Der Fürst, in der Tat kreideweiß, saß an dem runden Tisch und schien gleichzeitig von einer schrecklichen Angst und von einem immer wieder aufflackernden Entzücken erfüllt zu sein, das ihm selbst unbegreiflich war und den Atem nahm. Oh, wie fürchtete er sich, nach jener Seite, in jene Ecke zu blicken, aus der ihn zwei bekannte schwarze Augen betrachteten, und wie stockte gleichzeitig sein Herz vor Glück, daß er wieder hier saß, mitten unter ihnen, daß er die ihm vertraute Stimme hören würde – nach all dem, was sie ihm geschrieben hatte! "O Gott, was wird sie jetzt sagen!" Er selbst hatte noch nicht ein einziges Wort gesprochen und nur angestrengt dem "sich überschlagenden" Jewgenij Pawlowitsch zugehört, der selten so gut gelaunt und angeregt gewesen war wie jetzt, an diesem Abend. Der Fürst hörte ihm zu und konnte lange fast kein Wort verstehen. Außer Iwan Fjodorowitsch, der noch nicht aus Petersburg zurückgekehrt war, hatten sich alle hier versammelt. Fürst Sch. war ebenfalls anwesend. Anscheinend hatte man sich vorgenommen, ein wenig später, noch vor dem Abendtee, das Konzert im Park zu besuchen. Die Unterhaltung hatte wohl schon vor dem Eintreffen des Fürsten begonnen. Es dauerte nicht lange, und Kolja tauchte plötzlich auf der Veranda auf. "Er wird also hier empfangen wie früher", dachte der Fürst.

Die Datscha der Jepantschins war ein prächtiges Chalet im Schweizer Stil, ringsum mit blühenden Pflanzen und Grün geschmückt. Es lag mitten in einem nicht sehr großen, aber wunderschönen Blumengarten. Man saß auf der Veranda, ebenso wie beim Fürsten; nur war die Veranda geräumiger und eleganter eingerichtet.

Das Thema der Unterhaltung, in der man begriffen war, lag offensichtlich nur wenigen am Herzen; diese Unterhaltung hatte sich, wie leicht zu erraten, aus einem heftigen Disput entwickelt, und natürlich hätten alle gern das Sujet gewechselt, aber Jewgenij Pawlowitsch schien sich dadurch nicht stören zu lassen und sich nun erst recht durchzusetzen. Das Erscheinen des Fürsten mochte ihn noch mehr angeregt haben. Lisaweta Prokofjewna verfinsterte sich, obwohl sie nicht alles verstand. Aglaja, die abseits saß, fast in der Ecke, blieb, hörte zu und schwieg hartnäckig.

»Erlauben Sie«, widersprach Jewgenij Pawlowitsch eifrig, »ich erhebe ja keine Einwände gegen den Liberalismus. Der Liberalismus ist keine Sünde, er ist ein unverzichtbarer Bestandteil des Ganzen, das ohne ihn auseinanderfallen oder absterben würde; der Liberalismus hat dieselbe Daseinsberechtigung wie der reputierlichste Konservatismus; aber ich attackiere den russischen Liberalismus, ich wiederhole, ich attackiere ihn, weil der russische Liberalismus nicht *russischer*, sondern *unrussischer* Liberalismus ist. Zeigen Sie mir einen russischen Liberalen, und ich werde ihn auf der Stelle, vor Ihren Augen, abküssen.«

»Vorausgesetzt, daß er Sie küssen will«, sagte Alexandra Iwanowna, die ungewöhnlich erregt war. Sogar ihre Wangen waren röter als gewöhnlich.

»Da sieht man's«, dachte Lisaweta Prokofjewna, »sonst gibt es für sie nichts als Essen und Schlafen, man kann sie kaum wachrütteln, aber plötzlich, alle Jahre einmal, wacht sie auf und führt Reden, daß man nur so staunt.«

Dem Fürsten fiel auf, daß es Alexandra Iwanowna anscheinend außerordentlich mißfiel, wie Jewgenij Pawlowitsch, übertrieben gut gelaunt, ein ernsthaftes Thema aufgriff, dabei in Feuer zu geraten und gleichzeitig zu scherzen schien.

»Ich habe eben, kurz bevor Sie eintraten, Fürst, behauptet«, fuhr Jewgenij Pawlowitsch fort, »daß bei uns die Libera-

len bis heute nur zwei Schichten entstammen, den früheren Gutsbesitzern (die es nicht mehr gibt) und den geistlichen Seminarien. Da aber diese beiden Stände sich schließlich in richtige, von der Nation völlig abgekapselte Kästen verwandelt hatten, zunehmend, von Generation zu Generation, war zwangsläufig alles, was sie taten und tun, ausnahmslos nicht national.«

»Wie? Demnach soll alles Geleistete – alles unrussisch sein?« entgegnete Fürst Sch.

»Nicht national, wenn auch auf russische Art, aber nicht national. Unsere Liberalen sind unrussisch, und unsere Konservativen sind unrussisch, niemand ... Glauben Sie mir, die Nation lässt nichts von dem gelten, was von Gutsbesitzern und Seminaristen geleistet wurde, weder jetzt, noch später ...«

»Hervorragend! Wie können Sie nur ein solches Paradox aufstellen, wenn Sie es ernst meinen? Ich kann solche Ausfälle gegen den russischen Gutsbesitzer nicht zulassen; Sie sind ja selbst ein russischer Gutsbesitzer«, widersprach Fürst Sch. hitzig.

»Aber ich rede ja gar nicht von dem russischen Gutsbesitzer in dem Sinn, wie Sie es auffassen. Es ist ein Stand, der alle Achtung verdient, allein schon deshalb, weil ich ihm angehöre; ganz besonders gegenwärtig, da er den Geist aufgegeben hat ...«

»Ist denn auch in der Literatur nichts Nationales?« fiel ihm Alexandra Iwanowna ins Wort.

»In der Literatur kenne ich mich nicht aus, aber auch die russische Literatur ist meiner Meinung nach durch und durch unrussisch, außer allenfalls Lomonossow, Puschkin und Gogol.«

»Erstens ist das nicht wenig, und zweitens kommt der eine aus dem Volk und die beiden anderen waren Gutsbesitzer«, lachte Adelaida.

»Ganz richtig, aber triumphieren Sie nicht zu früh. Da es

bisher nur diesen dreien von allen russischen Dichtern gelungen ist, etwas wirklich *Eigenes* zu sagen, jeder das Seine, keinem Entlehntes, wurden diese drei eben dadurch sogleich zu Nationaldichtern. Sobald ein Russe etwas *Eigenes* sagt, schreibt oder tut, sein *Eigenes*, das man ihm nicht absprechen kann und das er auch von keinem übernommen hat, wird er unausbleiblich zu einer nationalen Größe, selbst, wenn er das Russische nur mangelhaft beherrscht. Das ist für mich ein Axiom. Aber wir wollten nicht über Literatur sprechen. Wir sprachen über die Sozialisten, davon ging unsere Unterhaltung aus; ich behaupte also, daß wir keinen einzigen russischen Sozialisten haben; wir haben keinen und haben auch nie einen gehabt, weil alle unsere Sozialisten eben von diesen Gutsbesitzern oder Seminaristen abstammen. Alle unsere ausgemachten, erklärten Sozialisten, im Inland wie im Ausland, sind nichts anderes als Liberale aus dem Gutsbesitzerstand, und zwar zur Zeit der Leibeigenschaft. Warum lachen Sie? Geben Sie mir ihre Bücher, geben Sie mir Ihre Theorien, geben Sie mir Ihre Memoiren, und ich mache mich, ohne Literaturkritiker zu sein, anheischig, die überzeugendste Literaturkritik zu verfassen, in der ich sonnenklar beweisen werde, daß jede Seite ihrer Bücher, Broschüren und Memoiren in erster Linie aus der Feder eines ehemaligen russischen Gutsbesitzers stammt. Ihre Bosheit, ihre Entrüstung, ihr Scharfsinn sind die eines Gutsbesitzers (sogar aus der Zeit vor Famussow!); ihre Begeisterung, ihre Tränen sind echt, ihre Tränen sind vielleicht sogar aufrichtig, aber – nach Gutsbesitzerart! Nach Gutsbesitzer- oder Seminaristenart ... Schon wieder lachen Sie? Und auch Sie lächeln, Fürst? Haben Sie ebenfalls Bedenken?«

Tatsächlich: Alle lachten, auch der Fürst lächelte.

»Eigentlich kann ich noch nicht sagen, ob ich mit Ihnen einverstanden bin oder nicht«, sagte der Fürst, der plötzlich nicht mehr lächelte und mit der Miene eines ertappten Schulbuben zusammenfuhr, »aber ich versichere Ihnen, daß

ich mit außerordentlichem Vergnügen zuhöre ...«

Während er sprach, rang er förmlich nach Luft, und auf seiner Stirn perlte sogar kalter Schweiß. Es waren seine ersten Worte, seit er am Tisch Platz genommen hatte. Er wollte sich schon im Kreise umsehen, wagte es aber doch nicht; Jewgenij Pawlowitsch beobachtete ihn und lächelte.

»Ich möchte Ihnen, meine Herrschaften, ein Faktum mitteilen«, fuhr er in seinem früheren Ton fort, das heißt, anscheinend ungewöhnlich beteiligt und eifrig, aber gleichzeitig beinahe lachend, vielleicht über seine eigenen Worte, »ein Faktum, dessen Beobachtung und sogar Entdeckung ich für meine Wenigkeit in Anspruch nehmen darf, und zwar ausschließlich; jedenfalls ist darüber noch nie etwas gesagt oder geschrieben worden. In diesem Faktum tritt das Wesen jenes russischen Liberalismus, den ich im Auge habe, voll zutage. Erstens: Was ist Liberalismus, allgemein gesprochen, wenn nicht eine Attacke (berechtigt oder unberechtigt – das ist eine andere Frage) auf die gegenwärtige Ordnung der Dinge? Ist es nicht so? Nun, und mein Faktum besteht darin, daß der russische Liberalismus weniger eine Attacke auf die gegenwärtige Ordnung der Dinge ist, als vielmehr die Attacke auf das Wesen unserer Dinge, auf die Dinge selbst und nicht nur auf ihre Ordnung, nicht nur auf die russischen Ordnungsprinzipien, sondern auf Rußland selbst. Mein Liberaler geht so weit, daß er Rußland selbst verneint, daß heißt, daß er seine Mutter haßt und prügelt. Jedes unglückliche und negative russische Phänomen reizt ihn zum Lachen und weckt in ihm Triumphgefühle. Er haßt die Volksbräuche, die russische Geschichte, alles. Wenn es für ihn eine Rechtfertigung gibt, so ist sie allenfalls darin zu suchen, daß er nicht weiß, was er tut, und daß er seinen Haß gegen Rußland für einen besonders zukunftsträchtigen Liberalismus hält. (Oh, Sie können bei uns häufig einem Liberalen begegnen, dem Seinesgleichen Beifall klatschen und der aber möglicherweise im Kern der absurdeste, stumpfsinnigste und gefährlichste Kon-

servative ist, ohne es selbst zu wissen!) Diesen Haß gegen Rußland hielten unsere Liberalen noch unlängst für die wahre Vaterlandsliebe und bildeten sich viel darauf ein, daß sie besser als die anderen wüßten, worin sie zu bestehen habe; jetzt aber reden sie unverblümter und schämen sich sogar des Ausdrucks ›Vaterlandsliebe‹, sie haben diesen Begriff des Landes verwiesen und aus der Welt geschafft, als schädlich und nichtig. Dieses Faktum ist nicht zu leugnen, ich stehe dafür ein, und ... die Wahrheit muß ja irgendwann einmal, ohne Abstriche, einfach und offen ausgesprochen werden; aber dieses Faktum ist zugleich so beschaffen, daß es noch nie und nirgends, seit Anfang der Welt und bei keinem Volk, aufgetreten ist, folglich kann dieses Faktum als zufällig und nur vorübergehend gewertet werden, das gebe ich zu. Einen Liberalen, der sein Vaterland haßt, kann es nicht geben. Womit kann man dann unsere russischen Zustände erklären? Ganz einfach mit demselben Argument wie anfangs – der russische Liberale ist vorläufig noch kein russischer Liberaler; eine andere Erklärung kann es meiner Meinung nach nicht geben.«

»Ich halte alles, was du gesagt hast, für Scherz, Jewgenij Pawlowitsch«, entgegnete Fürst Sch. sehr ernst.

»Ich habe nicht alle Liberalen gesehen und möchte mir kein Urteil erlauben«, sagte Alexandra Iwanowna, »aber Ihren Gedanken habe ich mit Empörung angehört: Sie haben einen Einzelfall herausgegriffen und ihn zur allgemeinen Regel gemacht, folglich haben Sie verleumdet.«

»Einen Einzelfall? Aha! Das Wort ist gefallen«, Jewgenij Pawlowitsch ging sofort darauf ein. »Was meinen Sie, Fürst? Ist das ein Einzelfall oder nicht?«

»Ich muß ebenfalls sagen, daß ich nur wenige ... und wenig ... mit Liberalen verkehrt habe«, sagte der Fürst. »Aber ich glaube, daß Sie vielleicht doch in manchem recht haben und daß jener russische Liberalismus, von dem Sie sprechen, wirklich dazu neigt, Rußland selbst zu hassen und nicht bloß

die in ihm herrschende Ordnung der Dinge. Natürlich trifft das nur teilweise zu ... Natürlich kann das nicht für alle gelten.«

Er stockte und verstummte. Trotz seiner Erregung interessierte ihn das Gespräch außerordentlich. Den Fürsten zeichnete eine besondere Eigenschaft aus: die ungewöhnliche Naivität beim Zuhören, wenn ihn etwas interessierte, und beim Antworten, wenn dann eine Frage an ihn gerichtet wurde. Sein Gesicht, sogar seine ganze Körperhaltung spiegelten irgendwie die Naivität wider, dieses Vertrauen, das weder Spott noch Humor argwöhnt. Obwohl Jewgenij Pawlowitsch sich schon längst nicht mehr anders als mit einem gewissen Lächeln an ihn wandte, sah er ihn diesmal, bei seiner Antwort, irgendwie so ernst an, als hätte er von ihm eine solche Antwort nicht erwartet.

»Dann ... das ist aber wirklich merkwürdig«, sagte er, »haben Sie mir jetzt im Ernst geantwortet, Fürst?«

»Haben Sie mich denn im Ernst gefragt?« entgegnete der Fürst erstaunt.

Alle lachten.

»Wie kann man ihm nur glauben!« sagte Adelaida, »Jewgenij Pawlowitsch führt doch immer alle Menschen an der Nase herum! Wenn Sie nur wüßten, was er alles mit todernster Miene erzählen kann! ...«

»Ich meine, das ist ein deprimierendes Gespräch, man hätte es gar nicht anfangen sollen«, bemerkte Alexandra mit einiger Schärfe. »Wir wollten doch spazierengehen ...«

»Dann lassen Sie uns gehen. Es ist ein zauberhafter Abend!« rief Jewgenij Pawlowitsch. »Aber um Ihnen zu beweisen, daß ich diesmal vollkommen ernst gesprochen habe und vor allem, um es dem Fürsten zu beweisen (Sie interessieren mich außerordentlich, und ich schwöre Ihnen, daß ich keineswegs so oberflächlich bin, wie ich offenbar erscheine – obwohl ich in der Tat oberflächlich bin!), und ... und wenn Sie gestatten, meine Herrschaften, möchte ich dem Fürsten noch eine, die

allerletzte Frage stellen, aus persönlicher Neugier, und damit wollen wir die Sache auf sich beruhen lassen. Diese Frage tauchte gerade vor zwei Stunden vor mir auf (wie Sie sehen, Fürst, denke ich zuweilen ebenfalls über ernsthafte Dinge nach); ich habe sie für mich beantwortet, aber wir wollen sehen, was der Fürst dazu meint. Vorhin fiel das Wort ›Einzelfall‹. Dieses Wort ist bei uns äußerst beliebt, man hört es häufig. Kürzlich redeten und schrieben alle über diesen sechsfachen Mord durch diesen ... jungen Mann und über die eigenartige Rede seines Verteidigers, in der er die Auffassung vertrat, daß der Verbrecher in seiner Notlage *natürlicherweise* auf den Gedanken kommen mußte, diese sechs Menschen umzubringen. Vielleicht nicht wortwörtlich, aber dem Sinn nach, oder so ähnlich. Meiner Meinung nach wiegte sich der Verteidiger, als er diesen merkwürdigen Gedanken vorbrachte, in vollkommener Sicherheit, die liberalste, humanste und progressivste Ansicht zu vertreten, die man heutzutage nur vertreten kann. Also, was glauben Sie: Ist diese Perversion von Begriffen und Überzeugungen, die Möglichkeit einer solchen Verdrehung und absonderlichen Auffassung der Dinge ein Einzelfall oder eine allgemeine Erscheinung?«

Alle lachten.

»Ein Einzelfall! Versteht sich, ein Einzelfall!« riefen Alexandra und Adelaida.

»Du erlaubst mir doch, dich darauf aufmerksam zu machen, Jewgenij Pawlowitsch«, fügte Fürst Sch. hinzu, »daß deine Späße schon reichlich abgegriffen sind.«

»Wie denken Sie darüber, Fürst?« Jewgenij Pawlowitsch, der einem neugierigen und ernsten Blick des Fürsten Lew Nikolajewitsch begegnet war, ging auf die letzte Bemerkung nicht ein. »Was glauben Sie: Ist das ein Einzelfall oder eine allgemeine Erscheinung? Ich gestehe, daß ich diese Frage Ihretwegen gestellt habe.«

»Nein, das ist kein Einzelfall«, antwortete der Fürst leise, aber bestimmt.

»Aber ich bitte Sie, Lew Nikolajewitsch!« rief Fürst Sch. mit einiger Ungeduld. »Merken Sie denn nicht, daß er Ihnen eine Falle stellte? Er macht sich lustig und hat sich vorgenommen, gerade Sie zu fangen.«

»Ich dachte, Jewgenij Pawlowitsch meinte es ernst.« Der Fürst errötete und schlug die Augen nieder.

»Mein lieber Fürst«, fuhr Fürst Sch. fort, »erinnern Sie sich doch an unsere Unterhaltung vor etwa drei Monaten. Wir hatten gerade darüber gesprochen, daß in unseren jungen reformierten Gerichten bereits eine ganze Anzahl hervorragender und talentierter Verteidiger tätig ist! Und die vielen ebenso bemerkenswerten Entscheidungen der Geschworenen? Sie freuten sich damals darüber, und ich freute mich über Ihre Freude ... Wir sagten, wir dürften stolz sein ... Und dieses ungeschickte Plädoyer, dieses absonderliche Argument kann nur zufällig sein, das versteht sich doch, eines unter Tausenden.«

Fürst Lew Nikolajewitsch überlegte, antwortete dann aber mit dem Ausdruck tiefster Überzeugung, wenn auch leise und sogar irgendwie schüchtern:

»Ich wollte nur sagen, daß die Perversion von Ideen und Begriffen (wie Jewgenij Pawlowitsch sich ausdrückte) sehr oft zu beobachten und eher eine allgemeine Erscheinung als ein Einzelfall ist, unglücklicherweise. So sehr, daß, wenn diese Perversion nicht eine so weitverbreitete allgemeine Erscheinung wäre, möglicherweise so unglaubliche Verbrechen wie dieses nicht geschehen wären ...«

»Unglaubliche Verbrechen? Aber ich versichere Ihnen, daß solche Verbrechen und möglicherweise noch schlimmere auch früher geschehen sind, sie sind immer geschehen, und nicht nur bei uns, sondern überall, und ich glaube, daß sie sich noch sehr lange wiederholen werden. Der Unterschied besteht darin, daß bei uns früher die Öffentlichkeit wenig aufgeklärt war, jetzt aber spricht man laut und schreibt sogar darüber, deshalb entsteht der Eindruck, daß solche Verbre-

chen erst in unseren Tagen auftraten. Und gerade das ist Ihr Irrtum, ein außerordentlich naiver Irrtum, glauben Sie mir», schloß Fürst Sch. mit einem spöttischen Lächeln.

»Ich weiß selbst, daß auch früher viele Verbrechen begangen wurden, genauso entsetzliche; ich habe kürzlich Gefängnisse besucht und konnte einige Verbrecher und Angeklagte kennenlernen. Unter ihnen solche, die noch schlimmer sind als dieser, die bis zu zehn Menschen ermordet haben, ohne die leiseste Reue zu empfinden. Aber mir ist etwas aufgefallen: Der verstockteste Mörder, der nichts bereut, weiß trotzdem, daß er ein Verbrecher ist, das heißt, sein Gewissen sagt ihm, daß er übel gehandelt hat, auch wenn er keine Reue empfindet. Und so ist jeder unter ihnen; diejenigen aber, die Jewgenij Pawlowitsch meint, weigern sich sogar, sich für Verbrecher zu halten, und glauben, daß das Recht auf ihrer Seite ist und sie ... sogar richtig gehandelt haben, das heißt, so ungefähr. Und da liegt, meiner Meinung nach, der unheimliche Unterschied. Und beachten Sie, daß es sich immer um junge Leute handelt, das heißt um eine Altersstufe, in der man besonders leicht und schutzlos pervertierten Ideen zum Opfer fällt.«

Fürst Sch. lächelte nicht mehr und hörte dem Fürsten mit Verblüffung zu. Alexandra Iwanowna, die offenbar schon seit geraumer Zeit etwas sagen wollte, blieb stumm, als hätte ein besonderer Gedanke sie zum Schweigen gebracht. Jewgenij Pawlowitsch sah den Fürsten unverkennbar überrascht an, dieses Mal ohne das leiseste Lächeln.

»Was gibt es denn da zu staunen, mein Herr?« mischte sich unerwartet Lisaweta Prokofjewna ein. »Glauben Sie vielleicht, er ist dümmer als Sie und kann nicht mitreden?«

»Keineswegs, Gnädigste, ich meine etwas anderes«, sagte Jewgenij Pawlowitsch, »aber wie konnten Sie, Fürst (verzeihen Sie die Frage!), wenn Sie das alles so sehen und beobachten, wie konnten Sie dann (ich bitte nochmals um Verzeihung) bei dieser sonderbaren Angelegenheit ... vor wenigen

Tagen ... der Mann heißt, glaube ich, Burdowskij ... Wie konnten Sie dann eine solche Perversion der Ideen und der moralischen Prinzipien einfach übersehen? Genau dasselbe! Ich hatte damals den Eindruck, Sie hätten gar nichts bemerkt.«

»Weißt du was, mein Lieber«, ereiferte sich Lisaweta Prokofjewna, »wir haben alles bemerkt, wir sitzen ja hier und tun vor ihm wichtig, er aber hat heute einen Brief von einem von ihnen erhalten, von dem Haupthelden, dem mit den Finnen im Gesicht, weißt du noch, Alexandra? Und er bittet ihn um Verzeihung in diesem Brief, wenn auch auf seine Art, und er tut kund zu wissen, daß er sich von jenem Freund, der ihn damals aufhetzte – weißt du noch, Alexandra? –, getrennt hat und jetzt dem Fürsten mehr glaubt als den anderen. So, wir aber haben einen solchen Brief noch nicht bekommen, obwohl wir uns so glänzend darauf verstehen, vor ihm die Nase hochzutragen.«

»Ippolit ist jetzt auch auf unsere Datscha gezogen«, rief Kolja.

»Wie? Er ist schon hier?« fragte der Fürst beunruhigt.

»Kaum hatten Sie mit Lisaweta Prokofjewna das Haus verlassen, war er schon da; ich habe ihm beim Umzug geholfen!«

»Aha, dann gehe ich jede Wette ein«, Lisaweta Prokofjewna kochte förmlich vor Unmut und vergaß vollständig, daß sie den Fürsten soeben gelobt hatte, »ich gehe jede Wette ein, daß er gestern zu ihm auf den Dachboden gestiegen ist und ihn kniefällig um Entschuldigung gebeten hat, damit dieser bösartige Charakter ihm nur ja die Ehre erweist und zu ihm zieht. Bist du gestern dort gewesen? Du hast es doch vorhin selbst zugegeben! Ja oder nein? Hast du gekniet oder nicht?«

»Er hat überhaupt nicht gekniet«, rief Kolja, »im Gegen teil: Ippolit hat gestern dem Fürsten zweimal die Hand geküßt, ich hab's mit eigenen Augen gesehen, das war die ganze Aussprache, außer daß der Fürst gesagt hat, auf der Datscha würde er sich besser fühlen, da war er sofort bereit umzuzie-

hen, sobald er sich erholt hätte.«

»Kolja, Sie sollten das doch nicht, Kolja ...«, murmelte der Fürst, indem er sich erhob und nach seinem Hut griff. »Warum erzählen Sie das alles? Ich ...«

»Wohin?« hielt ihn Lisaweta Prokofjewna zurück.

»Seien Sie unbesorgt, Fürst«, fuhr Kolja voller Begeisterung fort, »gehen Sie ja nicht hin, stören Sie ihn nicht, er ist nach dem Umzug eingeschlafen; er freut sich sehr; und wissen Sie, Fürst, meiner Meinung nach ist es viel besser, wenn Sie einander heute noch nicht sehen; Sie sollten sogar bis morgen warten, sonst wird er wieder verlegen. Heute vormittag hat er gesagt, daß er sich schon ein halbes Jahr lang nicht mehr so wohl und kräftig gefühlt hat; er hustet sogar dreimal so wenig.«

Dem Fürsten war nicht entgangen, daß Aglaja plötzlich ihre Ecke verlassen hatte und an den Tisch getreten war. Er wagte nicht, sie anzusehen, aber er fühlte mit seinem ganzen Wesen, daß sie ihn in diesem Augenblick ansah, vielleicht drohend ansah, daß in ihren schwarzen Augen bestimmt Unwille funkeln und ihr Gesicht glühen mußte.

»Ich dagegen glaube, Nikolaj Ardalionowitsch, Sie hätten ihn lieber nicht herbringen sollen, wenn es sich um denselben schwindsüchtigen Knaben handelt, der neulich in Tränen ausgebrochen ist und uns zu seinem Begräbnis eingeladen hat«, bemerkte Jewgenij Pawlowitsch, »er hat damals so eindrücklich die Mauer des Nachbarhauses geschildert, daß er unbedingt nach dieser Mauer Heimweh bekommen wird, glauben Sie mir.«

»Er hat recht: Er wird sich mit dir streiten, er wird sich mit dir raufen – und ausziehen – so wird es kommen!«

Und Lisaweta Prokofjewna zog würdevoll das Körbchen mit ihrer Strickerei heran, ohne zur Kenntnis zu nehmen, daß alle vorhatten spazierenzugehen.

»Ich erinnere mich, daß er auf diese Mauer sehr stolz war«, fuhr Jewgenij Pawlowitsch fort, »ohne diese Mauer wird er

nicht eloquent sterben können, er möchte aber sehr gern eloquent sterben.«

»Was tut das schon?« murmelte der Fürst, »wenn Sie ihm nicht vergeben wollen, dann wird er auch ohne Sie sterben ... Jetzt ist er um der Bäume willen hierher gekommen.«

»Oh, ich für mein Teil, ich vergebe ihm alles, das können Sie ihm ausrichten.«

»Das sollte man anders verstehen«, antwortete der Fürst leise und gleichsam mit Überwindung und ohne die Augen zu heben, den Blick auf denselben Punkt des Fußbodens geheftet, »es sollte so sein, daß auch Ihnen daran läge, seine Vergebung zu empfangen.«

»Warum eigentlich? Worin besteht meine Schuld ihm gegenüber?«

»Wenn Sie es nicht verstehen, dann ... Aber Sie verstehen es ja; er wünschte sich damals ... alle zu segnen und von allen gesegnet zu werden, das war alles«

»Lieber Fürst«, fiel Fürst Sch. schnell, aber irgendwie vorsichtig ein, nachdem er mit einigen Anwesenden einen raschen Blick gewechselt hatte, »das Paradies auf Erden ist nicht leicht zu erreichen; Sie aber rechnen immer noch gewissermaßen mit dem Paradies; das Paradies ist etwas Schwieriges, lieber Fürst, etwas viel Schwierigeres, als Ihr schönes Herz glaubt. Aber lassen wir es jetzt gut sein, sonst werden wir schon wieder alle verlegen und dann ...«

»Wir gehen ins Konzert«, sagte Lisaweta Prokofjewna scharf und stand verärgert auf.

Darauf erhoben sich alle.

II

PLÖTZLICH trat der Fürst auf Jewgenij Pawlowitsch zu.

»Jewgenij Pawlowitsch«, sagte er mit eigentümlicher

Wärme und faßte ihn bei der Hand, »seien Sie versichert, daß ich Sie für den vornehmsten und besten Menschen halte, trotz allem; seien Sie dessen versichert ...«

Jewgenij Pawlowitsch trat vor Überraschung sogar einen Schritt zurück. Einen Augenblick lang mußte er einen heftigen Lachanfall unterdrücken; aber als er den Fürsten genauer ansah, bemerkte er, daß dieser wie außer sich war, zumindest in einer ganz besonderen Verfassung.

»Ich möchte wetten«, rief er, »daß Sie etwas ganz anderes sagen wollten und vielleicht nicht einmal mir ... Aber was ist Ihnen? Fühlen Sie sich nicht wohl?«

»Möglich, sehr gut möglich, und Sie haben sehr fein beobachtet, daß ich vielleicht gar nicht auf Sie zugehen wollte!«

Nach diesen Worten lachte er irgendwie eigenartig und sogar komisch, rief aber plötzlich, wie in Hitze geratend:

»Erinnern Sie mich nicht an mein Benehmen vor drei Tagen! Ich habe mich in diesen drei Tagen sehr geschämt ... Ich weiß, daß es meine Schuld war ...«

»Aber ... aber was haben Sie denn so Schreckliches getan?«

»Ich sehe, daß Sie sich meinetwegen vielleicht mehr schämen als alle anderen, Jewgenij Pawlowitsch; Sie erröten, das ist ein Zug eines schönen Herzens. Ich werde gleich gehen, seien Sie dessen versichert.«

»Aber was hat er denn! Fangen seine Anfälle so an?« wandte sich Lisaweta Prokofjewna erschrocken an Kolja.

»Seien Sie unbesorgt, Lisaweta Prokofjewna, das ist kein Anfall; ich werde gleich gehen. Ich weiß, daß ich ... von der Natur zurückgesetzt wurde. Ich war vierundzwanzig Jahre krank, von meiner Geburt an bis zu meinem vierundzwanzigsten Lebensjahr. Hören Sie mich auch jetzt an wie einen Kranken. Ich werde gleich gehen, gleich, seien Sie dessen versichert. Ich erröte nicht, denn warum sollte man deswegen erröten? – es wäre doch sonderbar, deswegen zu erröten, nicht wahr? –, aber in der Gesellschaft bin ich überflüssig ... Ich ... es ist keine Eigenliebe ... Ich habe diese ganzen drei

Tage nachgedacht und beschlossen, Sie aufrichtig und ehrhaft davon zu unterrichten, bei der ersten Gelegenheit. Es gibt solche Ideen, es gibt solche erhabenen Ideen, die auch nur zu erwähnen mir nicht zusteht, weil ich alle unfehlbar zum Lachen bringe; Fürst Sch. hat mich soeben daran erinnert ... Mir fehlen die anständige Geste und das Gefühl für das Maß; ich habe Worte, die anders sind, die dem Gedanken nicht entsprechen, und das ist eine Erniedrigung für diesen Gedanken. Und deshalb habe ich kein Recht ... und außerdem bin ich argwöhnisch ... Ich ... Ich bin überzeugt, daß mir in diesem Hause keine Kränkung widerfahren kann und daß man mich liebt, mehr als ich es verdiene, aber ich weiß auch (ich weiß es sicher), daß nach zwanzig Jahren Krankheit unbedingt etwas zurückgeblieben ist, so daß es unmöglich ist, nicht über mich zu lachen ... manchmal ... nicht wahr?«

Er schien auf eine Antwort, auf eine Entscheidung zu warten und sah sich im Kreise um. Alle standen bedrückt und verlegen da, angesichts dieses unerwarteten und anscheinend krankhaften, jedenfalls grundlosen Auftritts. Aber dieser Auftritt wurde der Anlaß zu einer weiteren denkwürdigen Episode.

»Warum sagen Sie das hier?« rief plötzlich Aglaja. »Warum sagen Sie das *ihrer*? Ihnen! Ihnen!«

Sie schien bis zum äußersten entrüstet: Ihre Augen sprühten Funken. Stumm und wortlos stand der Fürst vor ihr, er wurde plötzlich ganz bleich.

»Hier ist kein einziger Mensch, der solcher Reden wert wäre«, brach es aus Aglaja hervor, »alle, alle, die hier sind, sind nicht so viel wert wie Ihr kleiner Finger, Ihr Kopf, Ihr Herz! Sie sind ehrlicher als alle, vornehmer als alle, besser als alle, gütiger als alle, klüger als alle! Hier sind Menschen, die nicht würdig sind, sich zu bücken und das Taschentuch aufzuheben, das Sie da gerade verlieren ... Warum erniedrigen Sie sich selbst und halten sich für geringer als alle? Wa-

rum haben Sie alles in sich verstümmelt, warum haben Sie keinen Stolz?«

»Mein Gott, wer hätte das gedacht?« Lisaweta Prokofjewna schlug die Hände zusammen.

»Der Arme Ritter! Hurra!« schrie Kolja außer sich vor Freude.

»Schweigen Sie! ... Wieso erdreistet man sich, mich in Ihrem Hause zu beleidigen?!« Plötzlich richtete sich Aglajas Unmut gegen Lisaweta Prokofjewna, sie befand sich bereits in jenem hysterischen Zustand, in dem man keine Grenzen mehr kennt und sich über jedes Hindernis hinwegsetzt. »Warum quälen sie mich, alle quälen sie mich! Warum lassen sie mir seit drei Tagen Ihretwegen, Fürst, keine Ruhe? Ich werde Sie um keinen Preis heiraten! Sie sollen wissen, daß ich Sie unter keinen Umständen heiraten werde! Sie sollen das wissen! Kann man denn jemanden heiraten, der so lächerlich ist wie Sie? Werfen Sie doch einmal einen Blick in den Spiegel, wie Sie jetzt dastehen! ... Warum, warum ziehen mich alle damit auf, daß ich Sie heiraten werde? Sie werden das wohl wissen! Sie haben sich mit ihnen gegen mich verschworen!«

»Kein Mensch hat dich je damit aufgezogen«, murmelte Adelaida erschrocken.

»Niemand hat je daran gedacht, keine einzige Silbe ist gefallen!« rief Alexandra Iwanowna.

»Wer hat sie aufgezogen? Wann hat man sie aufgezogen? Wer hat sich erlaubt, ihr etwas darüber zu sagen? Hat sie Halluzinationen?« wandte sich Lisaweta Prokofjewna bebend vor Zorn an die Anwesenden.

»Alle haben es gesagt, einer wie der andere, die ganzen drei Tage! Niemals werde ich ihn heiraten!«

Aglaja schrie es heraus, brach in bittere Tränen aus, drückte sich ein Taschentuch vor das Gesicht und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

»Aber er hat dich doch noch gar nicht gebe...«

»Ich habe Sie nicht gebeten, Aglaja Iwanowna«, entfuhr es

plötzlich dem Fürsten.

»Wi-ie?« Vor Staunen, Empörung und Entsetzen verschlug es Lisaweta Prokofjewna plötzlich die Sprache. »Was?«

Sie wollte ihren Ohren nicht trauen.

»Ich wollte sagen ... ich wollte sagen«, fing der Fürst mit bebender Stimme an, »ich wollte Aglaja Iwanowna nur erklären ... Ich wollte nur die Ehre haben, ihr zu erklären, daß ich nicht im leisesten beabsichtige ... mir die Ehre zu geben, um ihre Hand anzuhalten ..., nicht einmal irgendwann später ... Ich habe daran keine Schuld, bei Gott, Aglaja Iwanowna! Ich habe es nie beabsichtigt, nie daran gedacht, und ich werde es nie beabsichtigen. Sie werden es sehen: Seien Sie dessen versichert! Ein böser Mensch hat mich bei Ihnen verleumdet! Sie können ganz beruhigt sein!«

Indem er sprach, machte er einige Schritte auf Aglaja zu. Sie ließ das Taschentuch, das sie sich vor das Gesicht gedrückt hatte, fallen, warf einen Blick auf ihn, auf seine ganze erschrockene Gestalt, begriff den Sinn seiner Worte und brach plötzlich in schallendes Gelächter aus, ihm direkt ins Gesicht, in ein so fröhliches, unbändiges Lachen, in ein so amüsiertes, spöttisches Lachen, daß Adelaida als erste nicht widerstehen konnte, zumal sie den Fürsten ebenfalls mit einem Blick gestreift hatte, zu der Schwester stürzte, sie umarmte und ebenso unbändig, schulmädchenhaft-vergnügt zu lachen anfing wie Aglaja. Bei ihrem Anblick begann plötzlich auch der Fürst zu lächeln und mit froher und glücklicher Miene zu wiederholen:

»Nun, Gott sei Dank! Gott sei Dank!«

Da konnte auch Alexandra nicht länger an sich halten und lachte laut und herhaft. Es sah so aus, als wollte das Gelächter der drei Schwestern kein Ende nehmen.

»Sie sind übergeschnappt!« grollte Lisaweta Prokofjewna vor sich hin. »Erst erschrecken sie einen, und dann ...«

Aber inzwischen lachte auch Fürst Sch., es lachte Jewgenij

Pawlowitsch, Kolja wollte sich vor Lachen fast ausschütten, und auch der Fürst stimmte in das allgemeine Gelächter ein.

»Wir wollen spazierengehen, wir wollen spazierengehen!« rief Adelaida. »Alle zusammen, und der Fürst muß unbedingt mit; warum wollen Sie fortgehen, Sie lieber Mensch! Was für ein lieber Mensch, Aglaja! Nicht wahr, maman? Außerdem muß ich ihm unbedingt einen Kuß geben und ihn umarmen, wegen ... wegen seiner Erklärung, die er an Aglaja gerichtet hat. Maman, meine Liebe, Sie erlauben mir doch, ihm einen Kuß zu geben? Aglaja, du mußt mir erlauben, deinem Fürsten einen Kuß zu geben!« rief sie, sprang auf den Fürsten zu und küßte ihn tatsächlich auf die Stirn. Er ergriff ihre beiden Hände, drückte sie so kräftig, daß Adelaida beinahe aufgeschrien hätte, sah sie mit unendlicher Freude an, führte plötzlich ihre Rechte an die Lippen und küßte sie dreimal.

»Gehen wir«, drängte Aglaja. »Fürst, Sie führen mich. Erlaubst du, maman? Der Bräutigam, der auf mich verzichtet hat? Sie haben doch für immer auf mich verzichtet, Fürst? Aber doch nicht so, man reicht einer Dame den Arm ganz anders, wissen Sie etwa nicht, wie man einer Dame den Arm reicht? So ist es richtig, lassen Sie uns gehen, wir gehen allen voran: Wünschen Sie, allen voranzugehen, tête-à-tête?«

Sie redete unaufhörlich und mußte dazwischen immer noch lachen.

»Gott sei Dank! Gott sei Dank!« wiederholte Lisaweta Prokofjewna, ohne recht zu wissen, worüber sie sich freute. »Höchst merkwürdige Menschen«, dachte Fürst Sch., vielleicht schon zum hundertsten Mal, seit er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, aber ... aber ihm gefielen diese merkwürdigen Menschen. Was den Fürsten betraf, so gefiel der ihm etwas weniger; Fürst Sch. schien verdrossen und irgendwie besorgt, als alle zum Spaziergang aufbrachen.

Jewgenij Pawlowitsch, offensichtlich bester Laune, plauderte mit Alexandra und Adelaida, die mit auffallender Be-

reitwilligkeit über seine Scherze lachten, dergestalt, daß sich in ihm der leise Verdacht regte, sie hörten ihm vielleicht überhaupt nicht zu. Bei diesem Gedanken brach er plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, in ein unaufhaltsames und von Herzen kommendes Gelächter aus (so war er eben!). Die Schwestern, übrigens in festlicher Stimmung, ließen Aglaja und den Fürsten, die vor ihnen gingen, nicht aus den Augen; es war offenkundig, daß die jüngste Schwester ihnen ein schweres Rätsel aufgab. Fürst Sch. mühte sich redlich, Lisaweta Prokofjewna in eine Konversation über weitabliegende Gegenstände zu verwickeln, vielleicht, um sie abzulenken, und langweilte sie entsetzlich. Sie schien zerstreut, antwortete völlig unpassend oder blieb überhaupt die Antwort schuldig. Aber mit den Rätseln, die Aglaja Iwanowna aufgab, war es an diesem Abend noch nicht zu Ende. Das letzte war einzig und allein für den Fürsten bestimmt. Als sie etwa hundert Schritte von der Datscha entfernt waren, sagte Aglaja zu ihrem beharrlich schweigenden Kavalier rasch mit gesenkter Stimme:

»Sehen Sie nach rechts.«

Der Fürst tat es.

»Sehen Sie aufmerksam hin. Sehen Sie diese Bank, im Park, dort bei den drei großen Bäumen, die grüne Bank?«

Der Fürst antwortete, daß er sie sehe.

»Gefällt Ihnen diese Stelle? Ich komme manchmal in aller Frühe hierher, so gegen sieben, wenn alle noch schlafen, allein, und setze mich auf die Bank!«

Der Fürst murmelte, daß er diese Stelle wunderbar finde.

»Und jetzt nehmen Sie Ihren Arm weg, ich will nicht länger an Ihrem Arm gehen. Nein, lassen Sie mir Ihren Arm, aber reden Sie kein einziges Wort mit mir. Ich will für mich sein und nachdenken ...«

Dieses Ersuchen war jedenfalls überflüssig: Der Fürst hätte gewiß auf dem ganzen Weg kein einziges Wort an sie gerichtet, auch ohne ihr Verbot. Sein Herz hatte plötzlich

schmerhaft gehämmert, als er sie von der Bank sprechen hörte. Aber schon im nächsten Augenblick hatte er sich besonnen und seine absurde Vermutung von sich gewiesen.

Vor dem Bahnhof in Pawlowsk versammelt sich, wie bekannt ist oder wie wenigstens allgemein behauptet wird, an den Wochentagen ein »besseres« Publikum als sonntags und an den Feiertagen, wenn »alle möglichen Leute« aus der Stadt angefahren kommen. Die Toiletten sind nicht festlich, aber elegant. Es gehört sich, die Konzerte zu besuchen. Das Orchester, vielleicht in der Tat das beste unter unseren Kurorchestern, spielt neue Kompositionen. Der gute Ton und der gesellschaftliche Anstand sind außerordentlich, ungeachtet eines familiären und sogar intimen Gesamteindrucks. Bekannte, lauter Sommergäste, treffen sich hier, um einander zu mustern. Manche tun dies mit wahrer Lust und erscheinen hier nur zu diesem Zweck; aber es gibt auch andere, die nur um der Musik willen immer wieder kommen. Peinliche Zwischenfälle sind außerordentlich selten, kommen aber sogar an Wochentagen vor. Aber derartiges ist unvermeidlich. Dieses Mal war der Abend sehr schön und das Publikum zahlreich. Sämtliche Plätze in der Nähe des Orchesters waren besetzt. Unsere Gesellschaft ließ sich etwas abseits nieder, unmittelbar neben dem linken Ausgang des Bahnhofsgebäudes. Die Menschenmenge und die Musik heiterten Lisaweta Prokofjewna ein wenig auf und boten den jungen Damen willkommene Zerstreuung. Schon wechselten sie Blicke mit einigen Bekannten, schon grüßten sie aus der Ferne mit liebenswürdigem Nicken, schon hatten sie die Toiletten gemustert, gewisse Entgleisungen registriert, sich darüber verständigt und mokant gelächelt. Auch Jewgenij Pawlowitsch hatte sich mehrmals grüßend verneigt. Aglaja und der Fürst, die nun nebeneinander saßen, waren bereits manchem aufgefallen. Es dauerte nicht lange, und einige bekannte junge Herren machten der Mutter und den jungen Damen ihre Aufwartung. Zwei oder drei blieben bei ihnen

und knüpften eine Unterhaltung an; alle waren gute Freunde von Jewgenij Pawlowitsch. Unter ihnen befand sich ein junger und sehr gut aussehender Offizier, sehr heiter und sehr gewandt; er beeilte sich, mit Aglaja ins Gespräch zu kommen, und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aglaja zeigte sich ihm gegenüber außerordentlich gnädig und lachlustig. Jewgenij Pawlowitsch bat den Fürsten um Erlaubnis, ihm diesen Freund vorzustellen; der Fürst verstand kaum, wovon die Rede war, aber der Freund wurde ihm vorgestellt, man verbeugte sich und reichte einander die Hand. Jewgenij Pawlowitschs Freund richtete an den Fürsten eine Frage, aber der Fürst hatte sie offenbar unbeantwortet gelassen oder eine sonderbare Antwort gemurmelt, so daß der Offizier sehr aufmerksam zuerst ihn, dann Jewgenij Pawlowitsch ansah, sogleich begriff, was Jewgenij Pawlowitsch bewogen hatte, ihn vorzustellen, kaum merklich lächelte und sich wieder Aglaja zuwandte. Jewgenij Pawlowitsch fiel es als einzigm auf, daß Aglaja dabei erröte te.

Der Fürst bemerkte sogar nicht einmal, daß andere sich mit Aglaja unterhielten und ihr den Hof machten, er schien sogar minutenlang zu vergessen, daß er neben ihr saß. Immer wieder überkam ihn der Wunsch, irgendwohin zu fliehen, für immer zu verschwinden, er hätte sogar mit einem finsternen, öden Ort vorlieb genommen, nur um mit seinen Gedanken allein, um für alle unauffindbar zu sein. Oder wenigstens bei sich zu Hause, um auf der Veranda, aber allein, ohne Lebedjew, ohne die Kinder, sich auf das Sofa fallen zu lassen, das Gesicht in ein Kissen zu vergraben und so liegen zu bleiben, einen Tag, eine Nacht und noch einen Tag. Für Augenblicke tauchten vor ihm auch die Schweizer Berge auf, und zwar eine bestimmte Stelle in den Bergen, an die er sich immer wieder gern erinnerte und die er gern aufgesucht hatte, als er noch dort lebte, um von dort auf das Dorf hinunterzuschauen, auf das von oben kaum sichtbare weiße

Fädchen des Staubbachs, auf die weißen Wolken und die verfallene alte Burg. Oh, wie sehr wünschte er sich, dort zu sein und nur an das eine zu denken – oh! Das ganze Leben lang nur an dieses eine – für tausend Jahre würde es ihm genügen! Mochten sie, mochten sie ihn hier völlig vergessen! Oh, es wäre sogar notwendig, es wäre sogar besser, man würde überhaupt nichts von ihm wissen, und dies alles wäre nur ein Traum. Aber war es nicht gleichgültig, ob Traum oder Wachen! Immer wieder wanderte sein Blick plötzlich zu Aglaja und verweilte manchmal volle fünf Minuten auf ihrem Gesicht; aber sein Blick war ganz eigentümlich: Es schien, als betrachte er einen zwei Werst entfernten Gegenstand oder ihr Portrait und nicht sie selbst.

»Warum sehen Sie mich so an, Fürst?« fragte sie plötzlich, indem sie die heitere Unterhaltung und das Lachen mit den Umstehenden unterbrach. »Ich fürchte mich vor Ihnen. Es kommt mir immer so vor, als wollten Sie Ihre Hand ausstrecken und mein Gesicht mit dem Finger berühren, um es zu betasten. Nicht wahr, Jewgenij Pawlowitsch, so sieht er mich doch an?«

Der Fürst hörte es, schien sich zu wundern, daß man ihn ansprach, überlegte, obwohl er vielleicht nicht alles verstanden hatte, antwortete nicht, aber als er sah, daß sie und alle anderen lachten, öffnete er plötzlich den Mund und lachte mit. Das Gelächter ringsum wurde lauter; der Offizier, ein offenbar lachlustiger Mensch, prustete vor Lachen. Aglaja flüsterte plötzlich zornig vor sich hin:

»Idiot!«

»O Gott, ist es denn möglich, daß sie ausgerechnet einen solchen ... daß sie plötzlich den Verstand verliert?« dachte Lisaweta Prokofjewna zähneknirschend.

»Es ist ein Scherz. Der gleiche Scherz wie damals mit dem »Armen Ritter«, flüsterte ihr Alexandra fest überzeugt ins Ohr, »sonst nichts! Sie macht sich wieder auf ihre Weise über ihn lustig. Aber dieser Scherz geht zu weit; das muß ein Ende

haben, maman! Vorhin hat sie sich wie eine Komödiantin aufgeführt und uns mit ihren Späßen einen Schrecken einge-jagt ...«

»Ein Glück, daß sie auf einen solchen Idioten gestoßen ist«, flüsterte Lisaweta Prokofjewna zurück. Die Bemerkung ihrer Tochter hatte sie trotz allem beruhigt.

Der Fürst hatte gehört, daß er ein Idiot genannt wurde, und schauerte, aber nicht, weil er ein Idiot genannt wurde. Das hatte er im selben Augenblick vergessen. Aber in der Menge, nicht weit von der Stelle, wo er saß, irgendwo seitlich – er hätte unmöglich die Stelle und diesen Punkt zeigen können – war ein Gesicht aufgetaucht, ein bleiches Gesicht mit krausem, dunklem Haar und bekanntem, ihm sehr bekanntem Lächeln und Blick –, es war aufgetaucht und wieder verschwunden. Vielleicht war das nur eine Einbildung gewesen; von der ganzen Erscheinung blieb ihm nur der Eindruck des schiefen Lächelns, der Augen und des grell grünen, stutzerhaften Halstuchs des rasch verschwundenen Herrn. Ob dieser Herr sich unter die Menge gemischt hatte oder in den Bahnhof geschlüpft war, konnte der Fürst nicht sagen.

Aber eine Minute später begann er sich schnell und beunruhigt umzusehen; diese erste Erscheinung konnte eine zweite ankündigen. So mußte es sein! Wie hatte er die Möglichkeit einer Begegnung, als sie zum Konzert aufbrachen, einfach außer acht lassen können? Freilich, auf dem Weg zum Konzert war ihm vielleicht überhaupt nicht bewußt gewesen, daß er hierher ging – in einem solchen Zustand hatte er sich befunden. Wäre er aufmerksamer gewesen, vielmehr, hätte er aufmerksamer sein können, dann hätte er seit einer Viertelstunde bemerkt, daß Aglaja sich wiederholt und ebenfalls beunruhigt umgesehen hatte, als ob sie ebenfalls nach irgend jemand Ausschau halte. Jetzt, da seine Unruhe auffällig wurde, wuchsen Aglajas Erregung und Unruhe, und jedesmal, wenn er sich umdrehte, drehte auch sie sich um. Die Lösung des Rätsels ließ nicht lange auf sich warten.

Im Seitenausgang des Bahnhofs, in dessen Nähe der Fürst und die Jepantschins mit ihren Begleitern Platz genommen hatten, erschien eine ganze Gesellschaft, mindestens zehn Personen. An der Spitze gingen drei Damen; zwei von ihnen waren bewundernswert schön, und es war nicht erstaunlich, daß ihnen so viele Anbeter auf dem Fuße folgten. Aber diese Anbeter und diese Damen hatten etwas Besonderes an sich, sie wirkten irgendwie anders als das versammelte Konzertpublikum. Sie wurden sofort von fast allen bemerkt, aber die meisten taten so, als sähen sie sie nicht, und nur einige junge Leute lächelten bei ihrem Anblick und warfen einander halblaut ein paar Worte zu. Es war völlig unmöglich, sie zu übersehen: Sie suchten offenkundig die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, redeten laut und lachten. Der Schluß lag nahe, daß mehrere unter ihnen nicht mehr ganz nüchtern waren, obwohl sie stutzerhafte und einige auch elegante Kleidung trugen; es waren jedoch auch höchst merkwürdige Gestalten darunter, in merkwürdigem Aufzug und mit merkwürdig erhitzten Gesichtern; einige in Uniform; manche nicht mehr ganz jung; gewisse Herren waren darunter, aufwendig gekleidet, in bequem und elegant geschnittenen Kleidern, mit Ringen und Manschettenknöpfen, mit prächtigen, pechschwarzen Toupets und Backenbärten und von betont aristokratischer, wenn auch herablassender Haltung und Miene, Herren, denen man in der Gesellschaft allerdings aus dem Weg geht, als hätten sie die Pest. Natürlich gibt es unter unseren Sommerresidenzen vor der Stadt auch solche, die sich durch ungewöhnlichen Anstand und vorzüglichsten Ruf auszeichnen; aber auch der vorsichlige Mensch vermag sich nicht in jedem Augenblick vor einem Ziegelstein, der gerade vom Nachbardach herunterfällt, in acht zu nehmen. Ein solcher Ziegelstein drohte jetzt auf das wohlstanđige, vor dem Orchester versammelte Publikum herunterzufallen.

Um aus dem Bahnhof auf den Platz vor dem Orchesterpodium zu gelangen, mußte man drei Stufen hinabsteigen.

Genau vor diesen Stufen hielt die Gruppe an; man traute sich nicht so recht hin, aber eine der Damen trat vor; nur zwei Herren aus ihrem Gefolge hatten den Mut, ihr zu folgen. Der eine war ein Mann in mittleren Jahren, von ziemlich bescheidenem, aber in jeder Hinsicht anständigem Aussehen, in dem man aber schon von weitem den Habenichts erkannte, das heißt einen von jenen, die niemand kennen und auch von niemand gekannt werden. Der zweite, der hinter seiner Dame nicht zurückbleiben wollte, war ein wirklicher Vagabund von höchst zweideutigem Aussehen. Sonst folgte niemand der exzentrischen Dame; aber während sie die Stufen hinabschritt, sah sie sich nicht ein einziges Mal um, als wäre es ihr gänzlich gleichgültig, ob ihr jemand folgte oder nicht. Sie lachte und redete genauso laut wie vorher. Ihre Toilette war außerordentlich geschmackvoll und teuer, aber ein wenig auffallender, als es sich schickte. Sie war im Begriff, an dem Orchester vorbei auf die andere Seite des Platzes zu gehen, wo auf dem Weg eine Equipage auf irgend jemand wartete. Der Fürst hatte *sie* über drei Monate nicht gesehen. Jeden Tag, seit er in Petersburg angekommen war, hatte er sich vorgenommen, sie aufzusuchen, aber vielleicht war es eine heimliche Ahnung gewesen, die ihn zurückgehalten hatte. Jedenfalls hatte es ihm nie gelingen wollen, sich den künftigen Eindruck beim Wiedersehen mit ihr vorzustellen, und er hatte wiederholt bange versucht, diesen Eindruck vorwegzunehmen. Eines schien gewiß – diese Begegnung würde bedrückend sein. Manches Mal während dieser sechs Monate hatte er jene erste Empfindung, die das Gesicht dieser Frau in ihm geweckt hatte, damals, als er es nur als Portrait erblickte, sich ins Gedächtnis zurückgerufen; aber schon der Eindruck dieses Portraits, wie er sich erinnerte, war viel zu quälend gewesen. Die Wirkung jenes Monats in der Provinz, währenddessen er sie fast täglich gesehen hatte, war so furchtbar gewesen, daß der Fürst manchmal die Erinnerung an diese noch gar nicht so weit zurückliegende Zeit

sogar zu verbannen bemüht war. Schon in dem Gesicht dieser Frau hatte für ihn immer etwas Quälendes gelegen; der Fürst hatte in dem Gespräch mit Rogoschin diese Empfindung als Empfindung unendlichen Mitleids übersetzt, und er hatte die Wahrheit gesagt: Dieses Gesicht hatte schon als Portrait sein Herz in Mitleid leiden lassen, dieser Eindruck des Mitleids und sogar Leidens um dieses Geschöpf hatte sein Herz niemals verlassen und verließ es auch jetzt nicht. O nein, es war sogar stärker denn je. Aber der Fürst war mit dem, was er Rogoschin gesagt hatte, unzufrieden gewesen; erst jetzt, in dem Augenblick, da sie unverhofft erschien, erkannte er vielleicht in der unmittelbaren Empfindung, was seinen an Rogoschin gerichteten Worten gefehlt hatte. Es hatten Worte gefehlt, die das Entsetzen ausdrücken; ja, das Entsetzen! Jetzt, in dieser Minute, war er davon erfüllt; er war davon überzeugt, er war dessen gewiß, aus persönlichen, ganz besonderen Gründen, daß diese Frau – eine Geisteskranke war. Wenn man eine Frau über alles in der Welt liebt oder in der Ahnung einer solchen Liebe schwelgt und diese Frau plötzlich angekettet, hinter eisernen Gittern, unter dem Knüppel eines Kerkermeisters sähe – dann wäre der Eindruck den Empfindungen des Fürsten in diesem Augenblick einigermaßen ähnlich.

»Was haben Sie?« flüsterte Aglaja rasch, indem sie sich zu ihm wandte und ihn naiv am Arm rüttelte.

Er drehte den Kopf nach ihr, sah sie an, blickte in ihre schwarzen Augen, deren Funkeln ihm in diesem Augenblick nichts sagte, versuchte, ihr zuzulächeln, aber plötzlich, als hätte er sie im selben Atemzug vergessen, wandten sich seine Augen nach rechts und folgten wie gebannt der ungewöhnlichen Erscheinung. Nastassja Filippowna ging in diesem Augenblick dicht vor den Plätzen der jungen Damen vorüber. Jewgenij Pawlowitsch fuhr fort, etwas offenbar sehr Lustiges und Interessantes zu erzählen, er richtete sich dabei an Alexandra Iwanowna und sprach schnell und sehr lebhaft. Der

Fürst erinnerte sich, daß Aglaja plötzlich, halb flüsternd, gesagt hatte: »Was für eine ...«

Der Satz blieb unbeendet und brach ab. Sie hatte sich sogleich wieder in der Gewalt und fügte nichts mehr hinzu, aber es war schon genug gewesen. Nastassja Filippowna, die, scheinbar ohne jemand einzelnen zu beachten, vorüberging, drehte sich plötzlich nach ihnen um, als hätte sie Jewgenij Pawlowitsch gerade erst entdeckt.

»Ach! Da ist er ja!« rief sie aus und blieb plötzlich stehen. »Man sucht ihn vergeblich mit Kurieren, dann sitzt er da, wo man ihn überhaupt nicht vermutet ... Ich dachte, du bist dort ... beim Onkel!«

Jewgenij Pawlowitsch wurde feuerrot, warf einen wütenden Blick auf Nastassja Filippowna, wandte sich aber eilig wieder ab.

»Wie?! Du weißt es noch nicht? Er weiß es noch nicht! Man stelle sich vor! Erschossen hat er sich! Dein Onkel hat sich heute vormittag erschossen! Ich habe es heute schon um zwei Uhr erfahren; inzwischen weiß es die halbe Stadt; es heißt, dreihundertfünfzigtausend fehlen in der Staatskasse, andere sprechen von fünfhunderttausend. Ich habe ja immer darauf gerechnet, daß du ihn beerben würdest; aber der hat alles durchgebracht. Ein lebenslustiger alter Herr ... Also, leb wohl, bonne chance! Willst du wirklich nicht hinfahren? Du hast im richtigen Augenblick den Dienst quittiert, du Schlaukopf! Natürlich hast du es gewußt, du hast es bereits gewußt: vielleicht schon gestern ...«

Obwohl die dreiste Aufdringlichkeit, die zur Schau gestellte Bekanntschaft und Vertrautheit, die nie bestanden hatten, eine bestimmte Absicht vermuten ließen und irgendwelchen Zweifel daran jetzt endgültig ausschlossen, hatte Jewgenij Pawlowitsch sich zunächst vorgenommen, seine Beleidigerin irgendwie loszuwerden und sie einfach um jeden Preis zu übersehen. Aber Nastassja Filippownas Worte trafen ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel; als er von dem Tod seines

Onkels hörte, wurde er leichenblaß und wandte sich der Überbringerin der Nachricht zu. In diesem Augenblick erhob sich Lisaweta Prokofjewna eilig von ihrem Platz und ergriff, die anderen folgten ihrem Beispiel, fast im Laufschritt die Flucht. Nur Fürst Lew Nikolajewitsch zögerte eine Sekunde wie unschlüssig, und Jewgenij Pawlowitsch stand immer noch geistesabwesend da. Aber die Jepantschins hatten noch keine zwanzig Schritte zurückgelegt, da brach ein fürchterlicher Skandal los.

Der mit Jewgenij Pawlowitsch befreundete Offizier, der sich zuletzt mit Aglaja unterhalten hatte, war außer sich vor Zorn.

»Eine Peitsche muß her, anders wird man mit dieser Kreatur nicht fertig«, sagte er, beinahe ohne die Stimme zu senken. (Er soll schon länger ein Konfident Jewgenij Pawlowitschs gewesen sein.)

Nastassja Filippowna drehte sich augenblicklich nach ihm um. Ihre Augen blitzten; sie stürzte auf einen ihr völlig unbekannten jungen Herrn zu, der zwei Schritte von ihr entfernt stand und in der Hand eine dünne, geflochtene Gerte trug, riß sie ihm aus der Hand und peitschte mit aller Kraft ihrem Beleidiger schräg über das Gesicht. Das alles spielte sich in einem einzigen Augenblick ab ... Der Offizier stürzte wie von Sinnen auf sie zu; Nastassja Filippownas Gefolge war nicht mehr zu sehen; der bessere Herr mittleren Alters hatte sich aus dem Staube gemacht, ihr angetrunkener Begleiter stand abseits und lachte aus vollem Halse. Noch eine Minute, und die Polizei mußte erscheinen, aber in dieser Minute wäre es Nastassja Filippowna übel ergangen, wenn nicht unerwartet Hilfe zur Stelle gewesen wäre: Der Fürst, der ebenfalls zwei Schritt entfernt stehengeblieben war, konnte gerade noch die Arme des Offiziers von hinten festhalten. Als der Offizier sich losriß, stieß er den Fürsten kräftig vor die Brust; der Fürst taumelte etwa drei Schritt zurück und sank auf einen Stuhl. Aber an Nastassja Filippownas Seite waren

inzwischen zwei weitere Beschützer erschienen. Vor dem angreifenden Offizier pflanzte sich plötzlich der Boxer auf, Autor des dem Leser bekannten Artikels und aktives Mitglied in Rogoschins einstmaliger Kumpanei.

»Keller! Leutnant a. D.«, stellte er sich mit Nachdruck vor, »wünschen Sie handgreiflich zu werden, Hauptmann, dann stehe ich zu Ihrer Verfügung, das schwache Geschlecht vertretend; gründliche Erfahrung im englischen Boxkampf. Nicht tätlich werden, Hauptmann! Spreche Beileid aus angesichts der *blutigen* Beleidigung, sehe mich aber außerstande, Faustrecht gegenüber einer Frau in der Öffentlichkeit zu billigen. Aber wenn Sie wünschen, in Anstand, auf andere, für eine vornehme Person passende Manier, dann – Sie verstehen, Hauptmann, dann ...«

Aber der Hauptmann war inzwischen zu sich gekommen und hörte ihm nicht mehr zu. In diesem Augenblick tauchte Rogoschin aus der Menge auf, faßte Nastassja Filippowna schnell unter den Arm und führte sie fort. Rogoschin seinerseits schien erschüttert, er war bleich und zitterte. Aber als er sich mit Nastassja Filippowna entfernte, fand er noch Zeit, dem Offizier boshaft ins Gesicht zu grinzen und mit der Miene eines triumphierenden Markthändlers zu sagen:

»Pfft! Jetzt hast du dein Fett! Die ganze Visage voll Blut!«

Der Offizier, völlig zu sich gekommen, war sich inzwischen darüber im klaren, mit wem er es zu tun hatte, und wandte sich förmlich (wobei er sich allerdings das Taschentuch vor das Gesicht hielt) an den Fürsten, der sich inzwischen von dem Stuhl erhoben hatte:

»Fürst Myschkin, den kennenzulernen ich das Vergnügen hatte?«

»Sie ist geisteskrank! Wahnsinnig! Ich versichere Sie!« antwortete der Fürst mit zitternder Stimme und streckte ihm aus irgendeinem Grunde seine zitternden Hände entgegen.

»Ich bin natürlich nicht in der Lage, mich Kenntnissen dieser Art zu rühmen; aber ich muß Ihren Namen wissen.«

Er nickte mit dem Kopf und ging. Die Polizei erschien genau fünf Sekunden später, nachdem die letzten Akteure die Bühne verlassen hatten. Übrigens hatte der Skandal kaum zwei Minuten in Anspruch genommen. Einige der Konzertbesucher hatten ihre Plätze verlassen und waren gegangen, andere hatten die Plätze gewechselt; die dritten genossen den Skandal; die vierten begannen, lebhaft zu reden und sich für die Zusammenhänge zu interessieren. Mit einem Wort – das Ganze nahm das übliche Ende. Das Orchester spielte weiter. Der Fürst folgte den Jepantschins. Wenn es ihm eingefallen wäre oder er Zeit gefunden hätte, vorhin, als er sich auf dem Stuhl wiederfand, nachdem er zurückgestoßen worden war, einen Blick nach links zu werfen, dann hätte er Aglaja gesehen, die etwa zwanzig Schritt entfernt stehengeblieben war, um die Szene zu beobachten, und den Rufen ihrer Mutter und ihrer Schwestern, die weitergegangen waren, keine Beachtung geschenkt hatte. Dem Fürsten Sch., der zurückgelaufen war, gelang es schließlich, sie zum Mitgehen zu bewegen. Lisaweta Prokofjewna hatte sich gut gemerkt, daß Aglaja, als sie sich ihnen wieder anschloß, so erregt war, daß sie das Rufen kaum gehört haben konnte. Aber genau zwei Minuten später, sobald man den Park betreten hatte, sagte Aglaja mit ihrer gewohnten, gleichgültigen und launischen Stimme: »Ich hatte Lust, das Ende der Komödie zu sehen.«

III

DER Vorfall vor dem Bahnhof hatte Mutter und Töchter beinahe mit Entsetzen erfüllt. Erregt und voller Unruhe legte Lisaweta Prokofjewna mit ihren Töchtern den Weg bis zu ihrem Haus buchstäblich im Laufschritt zurück. Nach ihren Ansichten und Vorstellungen war bei diesem Vorfall viel zu viel geschehen und viel zu wenig ans Licht gekommen, so

daß in ihrem Kopf, ungeachtet aller Verwirrung und Schreckens, bereits einige feste Entschlüsse reiften. Aber auch alle anderen hatten begriffen, daß etwas ganz Besonderes geschehen war und ein bedeutendes Geheimnis, glücklicherweise vielleicht, sich demnächst enträtselfen würde. Trotz aller früheren Beteuerungen und Erklärungen des Fürsten Sch. war Jewgenij Pawlowitsch »die Maske heruntergerissen« worden, er war überführt, entlarvt, durchschaut, und »seine Beziehungen zu dieser Kreatur standen nun endgültig außer Frage«. So dachte Lisaweta Prokofjewna und sogar ihre beiden älteren Töchter. Der Gewinn, den diese Schlußfolgerung mit sich brachte, bestand darin, daß es jetzt mehr Rätsel gab als zuvor. Die Schwestern haderten im stillen mit ihrer maman, weil sie sich viel zu sehr erschreckt und offen die Flucht ergreifen hätte, trauten sich aber zunächst nicht, sie in dem entstandenen Durcheinander mit Fragen zu belästigen. Außerdem hatten sie den unbestimmten Eindruck, daß ihre Schwester Aglaja Iwanowna vielleicht über die Sache besser unterrichtet wäre, als sie beide samt maman. Fürst Sch. war gleichfalls finster wie die Nacht und gleichfalls sehr nachdenklich. Lisaweta Prokofjewna hatte auf dem ganzen Weg kein einziges Wort an ihn gerichtet, was ihm überhaupt nicht aufzufallen schien. Adelaida versuchte es mit einer Frage: »Von welchem Onkel war eben die Rede? Und was soll in Petersburg vorgefallen sein?« Aber er murmelte als Antwort mit ausgesprochen säuerlicher Miene etwas höchst Unbestimmtes von irgendwelchen Auskünften und daß alles natürlich reinster Unsinn sei. »Darüber gibt es keinen Zweifel!« antwortete Adelaida und stellte keine weiteren Fragen. Aglaja schien ungewöhnlich ruhig und machte unterwegs nur die Bemerkung, man laufe doch viel zu schnell. Einmal drehte sie sich um und erblickte den Fürsten, der im Begriff war, sie einzuholen. Sie sah seine Anstrengungen, sie einzuholen, lächelte spöttisch und drehte sich nicht wieder nach ihm um.

Endlich, fast schon vor ihrer Datscha, kam ihnen Iwan

Fjodorowitsch entgegen, der soeben aus Petersburg eingetrofen war. Er erkundigte sich sogleich, als erstes, nach Jewgenij Pawlowitsch. Aber seine Gattin schritt mit drohender Miene an ihm vorüber, ohne zu antworten und sogar ohne ihn eines Blickes zu würdigen. An den Blicken der Töchter und des Fürsten konnte er sofort ablesen, daß sich in seinem Haus ein Gewitter zusammenbraute. Aber auch seine eigenen Mienen verrieten außergewöhnliche Unruhe. Er faßte sofort den Fürsten Sch. unter, hielt ihn vor den Verandastufen fest und wechselte mit ihm flüsternd einige Worte. Aus den besorgten Mienen der beiden, als sie dann die Verandastufen hinaufkamen und gleich darauf nach oben, zu Lisaweta Prokofjewna, weitergingen, konnte man schließen, daß sie eine bestürzende Neuigkeit erfahren hatten. Nach und nach versammelten sich alle oben bei Lisaweta Prokofjewna, nur der Fürst blieb zum Schluß allein auf der Veranda zurück. Er saß in einer Ecke, als warte er auf etwas, obwohl er übrigens selbst nicht wußte, weshalb er hier saß; er kam nicht auf die Idee, sich zu entfernen, auch nicht angesichts der allgemeinen Unruhe im Hause; es schien, als hätte er die ganze Welt vergessen und als wäre er bereit, auch zwei Jahre hintereinander reglos auszuharren, wo immer man ihn hinsetzen würde. Von oben drangen Bruchstücke einer erregten Debatte zu ihm herunter. Er wäre nicht imstande gewesen zu sagen, wie lange er dort gesessen hatte. Es wurde immer später, die Dämmerung brach an. Plötzlich trat Aglaja auf die Veranda heraus; sie wirkte gelassen, wenn auch etwas blaß. Beim Anblick des Fürsten, den sie »gewiß nicht erwartet« hatte, hier, auf einem Stuhl in einer Ecke, lächelte Aglaja wie überrascht.

»Was tun Sie hier?« fragte sie und trat vor seinen Stuhl. Der Fürst murmelte irgend etwas und sprang verlegen auf; aber als Aglaja sich sofort neben ihn setzte, ließ er sich abermals auf dem Stuhl nieder. Plötzlich musterte sie ihn aufmerksam, sah dann zum Fenster hinaus, scheinbar gedankenlos, und richtete dann den Blick wieder auf ihn. "Vielleicht

ist ihr einfach nach lachen zumute”, dachte der Fürst, “nein, dann hätte sie gelacht.”

»Vielleicht wünschen Sie eine Tasse Tee? Ich kann welchen bringen lassen«, sagte sie nach einigem Schweigen.

»N-nein ... Ich weiß nicht ...«

»Ich bitte Sie, wie kann man nur so etwas nicht wissen! Ach ja, hören Sie: Was täten Sie, wenn Sie jemand fordern würde? Das wollte ich Sie schon früher fragen.«

»Aber ... wer soll ... mich wird doch keiner fordern.«

»Aber wenn Sie jemand doch forderte? Würden Sie dann sehr erschrecken?«

»Ich glaube, daß ich sehr ... daß ich große Angst haben würde.«

»Im Ernst? Dann sind Sie ein Feigling?«

»N-nein; vielleicht bin ich es nicht. Ein Feigling ist jemand, der Angst hat und davonläuft; aber wer Angst hat und nicht davonläuft, der ist kein Feigling«, sagte der Fürst nach kurzem Nachdenken und lächelte.

»Und Sie würden nicht davonlaufen?«

»Vielleicht würde ich nicht davonlaufen.« Endlich mußte er über Aglajas Fragen lachen.

»Obgleich ich eine Frau bin, würde ich auf keinen Fall davonlaufen«, sagte sie beinahe gekränkt. »Übrigens machen Sie sich über mich lustig und zieren sich nach Ihrer Gewohnheit, um sich interessant zu machen; sagen Sie: Man schießt doch gewöhnlich auf zwölf Schritt, manchmal aber auch nur auf zehn? Das bedeutet doch, daß man bestimmt getötet oder verwundet wird?«

»Beim Duell trifft man wohl selten.«

»Was heißt selten? Puschkin wurde doch auch getroffen.«

»Vielleicht war das ein Zufall.«

»Das war überhaupt kein Zufall; es war ein Duell auf Leben und Tod, und er wurde getötet.«

»Die Kugel traf ihn so tief, daß man annehmen mußte, d'Anthes hat ganz bestimmt höher gezielt, auf den Kopf oder

auf die Brust; sie steckte dort, wohin niemand zielt, also muß die Kugel Puschkin zufällig getroffen haben, es war ein Fehlschuß, das haben mir kompetente Menschen erklärt.«

»Und mir hat ein Soldat, mit dem ich einmal gesprochen habe, gesagt, daß sie mit Absicht, nach Vorschrift, ›auf die Hälfte des Menschen‹ zielen müssen, so heißt das bei ihnen. Also, nicht auf die Brust oder auf den Kopf, sondern mit Absicht ›auf die Hälfte des Menschen‹ muß man schießen. Ich habe mich hinterher bei einem Offizier danach erkundigt, der hat gesagt, das stimmt und ist ganz richtig.«

»Das ist richtig, wenn es auf große Distanz geht.«

»Und können Sie schießen?«

»Ich habe noch nie geschossen.«

»Dann können Sie vielleicht noch nicht einmal eine Pistole laden?«

»Das kann ich nicht. Das heißtt, ich weiß, wie man es macht, aber ich habe noch nie eine Pistole geladen.«

»Dann können Sie es auch nicht, denn dazu braucht man Übung! Hören Sie mir gut zu, und merken Sie es sich: Erstens müssen Sie sich ordentliches Pistolenpulver kaufen, aber kein feuchtes (man sagt, das Pulver darf nicht naß, sondern muß ganz trocken sein), eine besonders feine Sorte, Sie müssen das richtige verlangen, nicht das andere, mit dem man aus Kanonen schießt. Kugeln kann man irgendwie selbst gießen, sagt man wenigstens. Besitzen Sie Pistolen?«

»Nein, ich brauche keine.« Plötzlich lachte der Fürst.

»Ach, Unsinn! Kaufen Sie eine gute Pistole, eine französische oder englische, das sind, sagt man, die besten. Dann nehmen Sie einen Fingerhut voll Pulver, vielleicht auch zwei Fingerhüte, und schütten es hinein, je mehr, desto besser. Und dann stopfen Sie Filz nach (man sagt, es muß unbedingt Filz sein, was weiß ich, warum), es ist nicht schwer, Filz zu bekommen, aus einer Matratze zum Beispiel, manchmal werden auch Türen mit Filz abgedichtet. Und

dann, wenn der Filz drin ist, schieben Sie die Kugel hinein – hören Sie, die Kugel zuletzt und das Pulver zuerst, sonst geht es nicht! Warum lachen Sie? Ich wünsche, daß Sie jeden Tag mehrmals schießen und unbedingt lernen, ein Ziel zu treffen. Werden Sie das tun?«

Der Fürst lachte; Aglaja stampfte vor Ärger mit dem Fuß auf. Ihre ernste Miene bei einer solchen Unterhaltung machte den Fürsten ein wenig stutzig. Er fühlte dunkel, daß er sich nach etwas erkundigen, nach irgend etwas fragen sollte – jedenfalls nach etwas Ernstem als nach dem Laden von Pistolen. Aber das war ihm alles entfallen, alles, bis auf das eine, daß sie ihm gegenüber sitzt und daß er sie ansieht, aber worüber sie sprach, war ihm in diesem Augenblick beinahe gleichgültig.

Endlich erschien auf der Veranda Iwan Fjodorowitsch; er kam von oben, mit gefurchter Stirn und besorgter, entschlossener Miene; offensichtlich hatte er die Absicht auszugehen.

»Ah, Lew Nikolajewitsch, du bist ja noch ... Was hast du jetzt vor?« fragte er, obwohl Lew Nikolajewitsch keinerlei Anstalten machte, sich zu erheben. »Laß uns zusammen gehen, ich habe dir etwas zu sagen.«

»Auf Wiedersehen«, sagte Aglaja und streckte dem Fürsten die Hand entgegen.

Auf der Veranda war es schon ziemlich dunkel, und der Fürst konnte in diesem Augenblick ihr Gesicht nicht deutlich erkennen. Eine Minute später, als er mit dem General das Grundstück bereits verlassen hatte, errötete er plötzlich über und über und ballte seine rechte Hand fest zusammen.

Es zeigte sich, daß Iwan Fjodorowitsch und er denselben Weg hatten; Iwan Fjodorowitsch beeilte sich, um trotz der späten Stunde mit irgendwem irgend etwas zu besprechen. Und nun, plötzlich, begann er besorgt und ziemlich zusammenhanglos, häufig Lisaweta Prokofjewna erwähnend, auf den Fürsten einzureden. Wäre der Fürst in diesem Augenblick aufmerksamer gewesen, dann hätte er vielleicht be-

merkt, daß es Iwan Fjodorowitsch unter anderem darum ging, ihn über irgend etwas auszufragen oder, besser gesagt, eine offene und direkte Frage an ihn zu richten, daß es ihm aber nicht gelingen wollte, auf den eigentlichen Punkt zu kommen. Der Fürst war so zerstreut, daß er anfangs überhaupt nichts hörte, und als der General vor ihm stehenblieb, um irgendeine besonders brennende Frage an ihn zu richten, sah er sich zu seiner Schande zu dem Geständnis genötigt, er habe nichts verstanden.

Der General zuckte die Achseln.

»Sonderbar seid ihr alle geworden, alle ringsum!« fing er wieder an. »Ich sage dir, daß ich die Ideen und Ängste Lisaweta Prokofjewnas überhaupt nicht verstehe. Sie hat hysterische Anfälle und weint und klagt, wir seien blamiert und entehrt. Von wem? Wieso? Wodurch? Wann und warum? Ich gebe zu, daß ich mir manches habe zuschulden kommen lassen (ich gebe es zu), sehr viel zuschulden kommen lassen, aber die Aufsässigkeit dieser ... Frau (die sich noch dazu schlecht benimmt) kann schließlich von der Polizei in die Schranken gewiesen werden, und ich beabsichtige sogar, heute noch den einen oder anderen aufzusuchen und daraufhin anzusprechen. Alles kann still und ruhig, sogar freundlich vonstatten gehen, unter Bekannten eben, auf jeden Fall ohne Skandal. Ich stimme zu, daß der Schoß der Zukunft noch manche Überraschung birgt und vieles noch ungeklärt ist; eine Intrige ist auch im Spiel; aber wenn man hier nichts weiß, wenn man dort auch nichts erklären kann; wenn ich nichts gehört habe, du nichts gehört hast, er nichts gehört hat und der fünfte auch nichts gehört hat – wer hat dann überhaupt etwas gehört, ich bitte dich! Wie läßt sich das alles anders erklären, deiner Meinung nach, als damit, daß diese Geschichte zur Hälfte eine Fata Morgana ist und daß es sie gar nicht gibt, ähnlich wie zum Beispiel das Licht des Mondes ... oder andere Gespenster.«

»Sie ist geisteskrank«, murmelte der Fürst, dem plötzlich

alles vorhin Vorgefallene wieder schmerzlich zum Bewußtsein kam.

»Ganz meiner Meinung, wenn du *sie* meinst. Mir ist diese Idee gelegentlich auch schon gekommen, und dann konnte ich ruhig einschlafen. Aber jetzt sehe ich, daß man hier richtiger darüber denkt, und glaube nicht mehr an eine Geisteskrankheit. Die Frau hat ihre Launen, zugegeben, aber dabei ist sie sogar sehr schlau, nicht nur nicht geisteskrank. Ihr heutiger Auftritt auf Kosten von Kapiton Alexejewitsch beweist das mehr als genug. Es ist ein Gaunerstück ihrerseits, zumindest ein jesuitischer Trick, alles zu einem besonderen Zweck.«

»Von welchem Kapiton Alexejewitsch?«

»Ach, mein Gott, Lew Nikolajewitsch, du hörst ja überhaupt nicht zu! Damit habe ich doch angefangen, mit Kapiton Alexejewitsch; ich bin so erschüttert, daß ich sogar jetzt noch an allen Gliedern zittere! Deshalb bin ich heute so lange in der Stadt geblieben. Kapiton Alexejewitsch Radomskij, der Onkel von Jewgenij Pawlowitsch, hat sich ...«

»Was?« rief der Fürst.

»... heute erschossen, in der Frühe, um sieben Uhr. Ehrwürdiger alter Herr, siebzig Jahre, Epikuräer – und genau, wie sie sagte – Amtsgelder, eine bedeutende Summe!«

»Woher hat sie ...«

»Woher sie es erfahren hat? Ha-ha! Aber um sie herum hat sich ja bereits ein ganzer Stab gebildet, kaum daß sie wieder da war. Weißt du eigentlich, was für Persönlichkeiten jetzt bei ihr verkehren und sich um die ›Ehre ihrer Bekanntschaft bemühen? Es ist nicht mehr als natürlich, daß sie vorher von ihren Besuchern etwas erfahren hat, denn jetzt weiß es schon ganz Petersburg und hier das halbe Pawlowsk, wenn nicht schon das ganze. Aber wie schlau ihre Bemerkung wegen der Uniform, das wurde mir erzählt, also wegen Jewgenij Pawlowitsch, daß er den Dienst rechtzeitig quittiert hat! Was für eine höllische Anspielung! Nein, das spricht nicht für Geis-

teskrankheit. Ich weise natürlich jegliche Vermutung zurück, Jewgenij Pawlowitsch könnte von der Katastrophe im voraus gewußt haben, an dem und dem Tag, um sieben Uhr in der Frühe und so weiter. Aber er könnte alles geahnt haben. Und ich, und wir alle, und auch Fürst Sch. hatten damit gerechnet, daß der Onkel ihn zu seinem Erben einsetzen würde! Entsetzlich! Entsetzlich! Übrigens, versteh mich recht, ich mache Jewgenij Pawlowitsch nicht den leisesten Vorwurf und eile, dich dessen zu versichern, aber es bleibt irgendwie verdächtig. Fürst Sch. ist über die Maßen erschüttert. Alles ist so sonderbar zusammengekommen.«

»Aber was finden Sie verdächtig an dem Verhalten von Jewgenij Pawlowitsch?«

»Nicht das geringste! Sein Verhalten ist durchaus vornehm. Ich habe auch keine Andeutung machen wollen. Sein eigenes Vermögen dürfte wohl unangetastet bleiben. Lisaweta Prokofjewna will, wie man denken kann, von ... nichts mehr hören. Aber das Schlimmste – das sind all diese Katastrophen in der Familie oder, besser gesagt, all dieser Tratsch, es fällt einem nicht einmal das Wort ein, wie man es nennen soll ... Du bist doch wirklich ein Freund unseres Hauses, Lew Nikolajewitsch, kannst du dir vorstellen, daß ich erst jetzt erfahren habe, wenn auch nicht ganz sicher, daß Jewgenij Pawlowitsch vor mehr als einem Monat Aglaja um ihre Hand gebeten und von ihr in aller Form einen Korb bekommen haben soll?«

»Unmöglich!« entfuhr es dem Fürsten.

»Weißt du etwas davon? Siehst du, Teuerster«, der General horchte auf, stutzte und blieb wie angewurzelt stehen, »vielleicht ist mir gerade bedauerlicher- und unschicklicherweise etwas entschlüpft, aber doch nur, weil du ... also weil du ... so ein Mensch bist. Vielleicht weißt du etwas Spezielles?«

»Ich weiß nichts ... von Jewgenij Pawlowitsch«, murmelte der Fürst.

»Und ich auch nicht! Mich ... mich, mein Lieber, möchten sie in die Erde vergraben, begraben, aber sie wollen nicht einsehen, wie schwer das einen Menschen trifft und daß ich es nicht überstehen kann. Vorhin hat sich eine Szene abgespielt, es war einfach entsetzlich! Ich sage es dir wie meinem eigenen Sohn. Aglaja scheint ihre Mutter nicht ernst zu nehmen, das ist die Hauptsache. Daß sie Jewgenij Pawlowitsch vor einem Monat anscheinend abgewiesen und daß zwischen den beiden eine Aussprache stattgefunden hat, übrigens unter Wahrung aller Formen, das haben die Schwestern erzählt, eher als Vermutung ... freilich eine begründete Vermutung. Aber sie ist ein so eigenwilliges und phantastisches Geschöpf, daß man es gar nicht in Worte fassen kann! Sämtlicher Großmut, sämtliche glänzenden Eigenschaften des Herzens und des Kopfes – das alles hat sie, aber auch Launen, Spott –, kurz, ein teuflischer Charakter, und dazu noch mit Phantasie. Über die Mutter hat sie sich vorhin lustig gemacht, ihr ins Gesicht, über die Schwestern, über den Fürsten Sch.; von mir will ich gar nicht reden, ganz selten, daß sie sich über mich nicht lustig macht, aber wer bin ich schon, ich liebe sie, weißt du, ich liebe sie sogar dafür, daß sie sich über mich lustig macht, und ich glaube, daß dieser Teufel das weiß und mich deswegen auch ganz besonders liebt, mehr als alle anderen, glaube ich. Ich wette, daß sie sich bereits irgendwann auch über dich lustig gemacht hat. Ich fand euch beide soeben mitten im Gespräch, nach dem Blitz und Donner oben bei Lisaweta Prokofjewna; sie saß bei dir, als wäre nichts geschehen.«

Der Fürst errötete über und über und schloß fest die Finger seiner rechten Hand, aber er sagte nichts.

»Mein lieber, mein guter Lew Nikolajewitsch«, fuhr der General plötzlich gefühlvoll und mit Wärme fort, »ich ... und sogar Lisaweta Prokofjewna (bei der du übrigens wieder in Ungnade gefallen bist, und ich mit, deinetwegen, ich begreife nur nicht, warum), wir lieben dich trotz allem, wir lieben

dich aufrichtig und schätzen dich, sogar trotz allem, das heißt trotz allen Augenscheins. Aber du mußt zugeben, lieber Freund, du mußt selbst zugeben, vor welchem Rätsel steht man plötzlich und mit welchem Ärger hört man, daß dieser kaltblütige kleine Teufel (sie stand nämlich vor ihrer Mutter mit dem Ausdruck tiefster Verachtung für all unsere Fragen, vorzugsweise für die meinen, denn ich hatte mir – hol's der Teufel – eine Dummheit geleistet und plötzlich Strenge hervorgekehrt, als Familienoberhaupt sozusagen – das eben war die Dummheit), daß dieser kaltblütige kleine Teufel uns plötzlich mit einem Lächeln wissen läßt, daß diese Geisteskranke (so drückte sie sich aus, und ich finde es eigentümlich, daß sie dasselbe sagte wie du: ›Wieso seid ihr‹, sagte sie, ›bis jetzt nicht von selbst darauf gekommen‹), daß diese Geisteskranke es sich in den Kopf gesetzt hat, mich unbedingt mit dem Fürsten Lew Nikolajewitsch zu verheiraten und deshalb Jewgenij Pawlowitsch aus unserm Hause zu vertreiben ... das war alles, was sie zu sagen geruhte; keine weitere Erklärung, sie lachte, wir standen mit offenem Mund da, sie schlug die Tür hinter sich zu und war verschwunden. Nachher erzählte man mir von dem Auftritt zwischen euch ... und ... und, höre, lieber Fürst, du bist nicht schnell beleidigt und auch sehr vernünftig, das ist mir an dir aufgefallen, aber ... du sollst dich nicht ärgern: Bei Gott, sie macht sich über dich lustig. Sie macht sich lustig, wie ein Kind sich lustig macht, und deshalb sollst du dich nicht über sie ärgern, aber so ist es. Du mußt dir gar nichts dabei denken – sie hält einfach dich und uns alle zum Narren, vor lauter Müßiggang. So, und jetzt leb wohl! Du kennst doch unsere Gefühle, unsere aufrichtigen Gefühle? Sie sind unwandelbar und werden sich niemals ändern, niemals und in keiner Weise ... aber ... ich muß jetzt hier entlang, auf Wiedersehen! Selten habe ich so schlecht in meinem Teller gesessen (sagt man nicht so?) wie jetzt ... Eine schöne Sommerfrische!«

Sobald der Fürst an der Kreuzung allein war, sah er sich

um, ging auf die andere Seite, trat unter das erleuchtete Fenster einer Datscha, entfaltete das kleine Stück Papier, das er während des Gesprächs mit Iwan Fjodorowitsch in der fest geschlossenen Rechten gehalten hatte, und las in dem schwachen Lichtschein:

»Morgen früh um sieben Uhr bin ich an der grünen Bank im Park und warte auf Sie. Ich habe mich entschlossen, eine sehr wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen, die Sie unmittelbar angeht.

PS: Ich hoffe, Sie werden diesen Zettel keinem Menschen zeigen. Obwohl es mir peinlich ist, diese Ermahnung hinzuschreiben, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß Sie sie verdienen, und habe sie hingeschrieben – schamrot über Ihren komischen Charakter.

PPS: Das ist die grüne Bank, die ich Ihnen vorhin gezeigt habe. Schämen Sie sich! Ich sehe mich genötigt, auch das noch hinzuschreiben.«

Das Briefchen war in großer Eile gekritzelt und zusammengefaltet worden, wahrscheinlich unmittelbar bevor Aglaja auf die Veranda kam. In unaussprechlicher Erregung, die einem Schrecken ähnelte, umschloß der Fürst abermals das Stückchen Papier fest in der Hand und sprang mit einem Satz von dem Fenster weg, aus dem Licht, genauso wie ein erschrockener Dieb; dabei prallte er kräftig gegen einen Herrn, der plötzlich dicht hinter seinem Rücken stand.

»Ich bin Ihnen gefolgt, Fürst«, sagte der Herr.

»Sind Sie das, Keller?« rief der Fürst erstaunt.

»Auf der Suche nach Ihnen, Fürst. Habe auf Sie vor der Datscha der Jepantschins gewartet, konnte natürlich nicht reingehen. Folgte Ihnen, solange Sie mit dem General gingen. Stehe ganz zu Ihren Diensten, Fürst, verfügen Sie über Keller. Bin bereit zu opfern und sogar zu sterben, falls nötig.«

»Aber ... warum?«

»Aber – eine Forderung ist doch mit Sicherheit zu erwarten. Dieser Leutnant Molowzow, mir bekannt, das heißtt, nicht persönlich ... wird eine Beleidigung nicht einfach hinnehmen. Unsereinen, das heißtt, mich und Rogoschin, hält er selbstverständlich für Abschaum, möglicherweise nicht unverdient, folglich werden Sie sich zu verantworten haben. Sie werden die Flasche zahlen müssen, Fürst. Er hat sich nach Ihnen erkundigt, habe es gehört, ein Freund von ihm wird Sie aufsuchen, vielleicht wartet er jetzt schon auf Sie. Wenn Sie mir die Ehre erweisen, Ihr Sekundant zu sein, nehme ich auch die rote Mütze in Kauf; deshalb hab' ich Sie gesucht.«

»Auch Sie haben es mit dem Duell!« Der Fürst brach plötzlich zu Kellers außerordentlicher Verwunderung in lautes Gelächter aus. Er schüttelte sich vor Lachen. Keller, der wirklich beinahe auf glühenden Kohlen stand, solange er das Angebot, ihn als Sekundanten zu wählen, nicht losgeworden war und sich erst jetzt zufrieden gab, fühlte sich angesichts des hemmungslosen Gelächters des Fürsten fast gekränkt.

»Aber Sie haben ihn doch an den Armen gepackt, Fürst, noch dazu vor Publikum, ein Mann von Ehre kann das nicht auf sich sitzenlassen.«

»Und er hat mich vor die Brust gestoßen«, rief der Fürst immer noch lachend, »es gibt keinen Grund, weshalb wir uns duellieren müßten! Ich werde mich bei ihm entschuldigen, das ist alles. Und wenn duelliert werden muß, dann duellieren wir uns eben! Soll er doch schießen, ich wünsche es sogar, ha-ha-ha! Ich kann jetzt eine Pistole laden! Wissen Sie, daß man mich soeben gelehrt hat, eine Pistole zu laden? Können Sie eine Pistole laden, Keller? Als erstes muß man Pulver kaufen, für Pistolen, auf keinen Fall feuchtes und auch nicht so grobes wie für Kanonen; dann muß man zuerst das Pulver hineintun, und dann etwas Filz irgendwo von einer Tür abzupfen, und dann die Kugel hineinrollen lassen, nicht etwa die Kugel vor dem Pulver, denn sonst kommt

kein Schuß zustande. Verstehen Sie, Keller: Sonst kommt kein Schuß zustande. Ha-ha! Ist das nicht eine wunderbare Begründung, Freund Keller? Ach, Keller, wissen Sie, ich muß Sie auf der Stelle umarmen und küssen! Ha-ha-ha! Wieso sind Sie vorhin so plötzlich vor ihm aufgetaucht? Besuchen Sie mich bald, wir wollen Champagner trinken. Und uns alle betrinken! Wissen Sie auch, daß ich zwölf Flaschen Champagner besitze, in Lebedjews Keller? Lebedjew hat sie mir vorgestern als günstige Gelegenheit verkauft, gleich am nächsten Tag nach meinem Einzug, und ich habe sie alle gekauft! Ich lade die ganze Gesellschaft ein! Was haben Sie vor? Werden Sie diese Nacht schlafen?«

»Wie jede andere, Fürst.«

»Gut, dann wünsche ich Ihnen angenehme Träume, ha-ha!«

Der Fürst überquerte den Weg, verschwand im Park und ließ den einigermaßen verdutzten und nachdenklichen Keller zurück. Er hatte den Fürsten noch nie in einer so eigenartigen Stimmung gesehen und hätte sich ihn so nicht einmal vorstellen können.

“Hat wohl Fieber, ist ja ein nervöser Mensch, und das alles muß auf ihn gewirkt haben, aber kneifen wird er natürlich nicht. Solche wie der kneifen niemals, bei Gott!” dachte Keller. “Soso, Champagner! Die Neuigkeit ist allerdings interessant. Zwölf Flaschen, ein rundes Dutzend; nicht übel! Eine ordentliche Garnison! Wetten, daß Lebedjew diesen Champagner als Pfand genommen hat. Hmm ... Eigentlich ganz nett, dieser Fürst; wahrhaftig, solche Leute liegen mir; jetzt aber keine Zeit verlieren und ... sollte es Champagner geben, dann ist es höchste Zeit ...”

Daß der Fürst gleichsam fieberte, traf selbstverständlich zu.

Er irrte lange durch den dunklen Park. Schließlich »fand er sich« in einer Allee, die er abschritt. In seinem Bewußtsein blieb nur die Erinnerung, daß er diese Allee auf- und abge-

gangen war, von einer Bank bis zu einem alten, hohen und sehr auffallenden Baum, insgesamt ungefähr hundert Schritt, etwa dreißig- oder vierzigmal hin und zurück. Was er im Laufe dieser einen, wenigstens einer vollen Stunde im Park gedacht hatte, hätte er nicht sagen können, sogar wenn er es gewollt hätte. Er ertappte sich allerdings bei einem Gedanken, der ihn plötzlich laut auflachen ließ; er hatte eigentlich keinen Grund dazu, aber er mußte immer wieder lachen. Es war der überraschende Einfall, daß die Vorstellung eines Duells nicht nur in Kellers Kopf hätte entstehen können und daß vielleicht die Geschichte vom Laden einer Pistole nicht zufällig gewesen wäre ... "Wie!" Plötzlich blieb er stehen, im Banne einer neuen Idee. "Vorhin kam sie auf die Veranda, als ich in der Ecke saß, und war sehr erstaunt, mich dort zu finden, und lachte ... und sprach vom Tee; dabei hielt sie schon diesen Zettel in der Hand, also muß sie schon genau gewußt haben, daß ich auf der Veranda sitze, warum tat sie dann so erstaunt? Ha-ha-ha!"

Er holte das Briefchen aus der Tasche und küßte es, hielt aber sogleich inne und wurde nachdenklich.

"Sonderbar! Wie sonderbar!" sagte er sich eine Minute später sogar mit einer Art Trauer: In überwältigenden Augenblicken, da er Freude empfand, wurde er immer traurig, ohne zu wissen, warum. Er sah sich aufmerksam um und wunderte sich, daß er hierher geraten war. Er war sehr müde, ging auf eine Bank zu und setzte sich. Ringsum war es ganz still. Die Musik im Bahnhof war verstummt. Im Park war wahrscheinlich keine Menschenseele mehr; es war mindestens halb zwölf. Die Nacht war windstill, warm, hell – eine Petersburger Nacht Anfang Juni, aber in dem dichten, schattigen Park, in der Allee, wo er sich befand, war es schon fast ganz dunkel.

Wenn ihm jemand in diesem Augenblick gesagt hätte, er sei verliebt, leidenschaftlich verliebt, so hätte er diesen Gedanken erstaunt, vielleicht sogar empört zurückgewiesen.

Und wenn jemand hinzugefügt hätte, Aglajas Zettel sei ein Liebesbriefchen, die Aufforderung zu einem Rendezvous, wäre er vor glühender Scham für diesen Menschen vergangen und hätte ihn vielleicht sogar gefordert. Es war dabei durch und durch aufrichtig, ihn fochten keinerlei Zweifel an, und er hätte nicht den leisesten »zwiefachen« Gedanken an die Möglichkeit ihrer Liebe zu ihm, geschweige denn an die Möglichkeit seiner Liebe zu diesem jungen Mädchen zugelassen. Die Möglichkeit einer Liebe zu ihm, »einem solchen Menschen wie er«, hätte er für eine Ungeheuerlichkeit gehalten. Es kam ihm vor, als wäre es nur ein Scherz von ihr, wenn es überhaupt etwas wäre; aber er nahm diesen Scherz irgendwie viel zu gelassen auf und fand ihn viel zu sehr in der Ordnung; etwas völlig anderes beschäftigte und beunruhigte ihn. Den Worten, die vorhin dem aufgebrachten General entschlüpft waren, sie mache sich über alle lustig, und ganz besonders über ihn, den Fürsten, hatte er voll und ganz Glauben geschenkt. Er empfand darin nicht die geringste Kränkung; so mußte es sein, seiner Meinung nach. Alles lag für ihn darin beschlossen, daß er sie morgen in aller Frühe wiedersehen, neben ihr auf der grünen Bank sitzen, ihr zuhören, wie man eine Pistole lädt, und sie dabei anschauen würde. Mehr wünschte er sich gar nicht. Die Frage – was sie ihm zu sagen beabsichtigte und worin die wichtige, ihn unmittelbar betreffende Angelegenheit bestehe – ging ihm ebenfalls ein paarmal durch den Kopf. Daß es diese »wichtige Angelegenheit«, um derentwillen er herbestellt worden war, wirklich gab, unterlag für ihn nicht dem geringsten Zweifel, aber sie beschäftigte ihn in diesem Augenblick so wenig, daß er nicht den geringsten Anreiz verspürte, überhaupt daran zu denken.

Das Knirschen leiser Schritte im Sand der Allee ließ ihn aufblicken. Ein Mann, dessen Gesicht im Dunkel schwer zu erkennen war, trat an die Bank und ließ sich neben ihm nieder. Der Fürst rückte schnell so nahe an ihn heran, daß er

ihn beinahe berührte, und erkannte Rogoschins bleiches Gesicht.

»Hab's gewußt, daß du hier irgendwo 'rumläufst, und hab' nich' lange suchen gemußt«, murmelte Rogoschin durch die Zähne.

Es war das erste Mal seit ihrer Begegnung auf der Treppe des Gasthauses, daß sie zusammentrafen. Der Fürst war durch das plötzliche Auftauchen Rogoschins so verblüfft, daß er eine Zeitlang seine Gedanken gar nicht sammeln konnte, und die qualvolle Empfindung wachte in seinem Herzen wieder auf. Rogoschin war sich offenbar des Eindrucks, den er machte, bewußt; obwohl seine Stimme anfangs unsicher klang und er absichtlich ungeniert redete, hatte der Fürst sehr bald den Eindruck, daß an ihm nichts Absichtliches, nicht einmal eine besondere Verlegenheit zu entdecken war: Wenn seine Gesten und seine Worte eine gewisse Befangenheit verrieten, so war sie höchstens äußerlich, in seinem Innern konnte sich dieser Mann nicht ändern.

»Wie ... wie hast du mich hier gefunden?« fragte der Fürst, nur um etwas zu sagen.

»Keller sagte (bin kurz bei dir vorbeigegangen): ›Der is' in den Park; aha, dacht' ich, stimmt also.‹

»Was ›stimmt also?‹ griff der Fürst erschreckt die unbedachte Bemerkung auf.

Rogoschin lächelte, blieb aber eine Erklärung schuldig.

»Hab' deinen Brief gekriegt, Lew Nikolaitsch; is' alles nich' nötig ... Was machst du dir so 'ne Mühe! ... Ich komm' jetzt zu dir in *ihrem* Auftrag: Sie läßt dich ganz dringend zu ihr rufen; sie muß dir was Dringendes sagen. Heute noch, bittet sie.«

»Ich komme morgen. Ich möchte jetzt nach Hause gehen; du ... kommst du mit?«

»Wozu? Ich hab' dir alles ausgerichtet; leb wohl.«

»Willst du nicht mitkommen?« fragte der Fürst leise.

»'n wunderlicher Mensch bist du, Lew Nikolaitsch, man

kann über dich nur staunen.« Rogoschin lächelte höhnisch.

»Warum? Warum bist du mir jetzt so böse?« fragte der Fürst traurig und beschwörend. »Du weißt doch jetzt, daß alles, was du früher gedacht hast – nicht wahr ist. Ich habe mir übrigens gedacht, daß du mir im Herzen immer noch böse bist, und weißt du, warum? Weil du mir nach dem Leben getrachtet hast, deshalb mußt du mir immer noch böse sein. Und ich sage dir, daß ich nur jenen Parfjon Rogoschin kenne, mit dem ich an jenem Tag die Kreuze getauscht habe und der mein Bruder geworden ist; das habe ich dir gestern in meinem Brief geschrieben, damit du keinen Gedanken mehr an diesen Wahn vergeudest und auch nicht noch einmal versuchst, mit mir darüber zu sprechen. Warum weichst du vor mir zurück? Warum versteckst du deine Hand vor mir? Ich sage dir, daß ich alles, was damals geschah, für bloßen Wahn halte: Jetzt weiß ich ein für allemal, wie es dir damals, an jenem Tag, zumute war, genau so, als wäre ich es gewesen. Was du dir eingebildet hast, ist nie gewesen und konnte niemals sein. Warum soll dann unsere Bosheit sein?«

»Wie kann man bei dir von Bosheit reden!« Rogoschin beantwortete den plötzlichen beschwörenden Ausbruch des Fürsten abermals mit Lachen. Er war tatsächlich vor ihm zurückgewichen, stand jetzt etwa zwei Schritte von ihm entfernt und versteckte seine Hände.

»Jetzt steht's mir nich' mehr an, dich zu besuchen, Lew Nikolaitsch«, fügte er gemessen und sentenziös hinzu.

»So sehr haßt du mich, oder?«

»Ich mag dich nich', Lew Nikolaitsch, warum soll ich mitkommen? Weißt du, Fürst, du bist wie so 'n kleines Kind, das will sein Spielzeug – auf der Stelle. Aber du verstehst nich', worum's geht. Du hast alles im Brief so geschrieben, Wort für Wort, wie du jetzt sagst, glaub' ich dir etwa nich'? Ich glaub' dir aufs Wort, weiß, daß du mich nie betrogen hast und mich nie betrügen wirst; aber ich mag dich

trotzdem nich'. Du schreibst, du hast alles vergessen und denkst nur an deinen Kreuzbruder Rogoschin, nich' aber an jenen Rogoschin, der damals das Messer gegen dich zückte. Woher willst du meine Gefühle kennen?« (Rogoschin lächelte wieder.) »Vielleicht hab' ich meine Tat seitdem noch keinmal bereut, du aber sendest mir schon dein brüderliches Vergeben. Vielleicht hab' ich am selben Abend schon an etwas ganz anderes gedacht und daran ...«

»Keinen einzigen Gedanken verschwendet!« fiel ihm der Fürst ins Wort. »Freilich! Wetten, daß du damals sofort in die Eisenbahn gestiegen und hierher, nach Pawlowsk, zum Konzert gefahren bist, um in der Menge nach ihr zu suchen und zu spähen, genauso wie heute. Glaubst du mich damit zu überraschen? Wärest du damals nicht in einem Zustand gewesen, in dem du nur eines denken konntest, dann hättest du vielleicht überhaupt nicht das Messer gegen mich gezückt. Schon am Vormittag ahnte ich damals so etwas, immer wenn ich dich ansah; weißt du überhaupt, wie du damals warst? Als wir die Kreuze tauschten, da regte sich in mir wohl dieser Gedanke. Weshalb hast du mich damals zu Mütterchen geführt? Hast du geglaubt, das könnte deine Hand zurückhalten? Und du hast es auch nicht gedacht, du hast es nur geahnt, genauso wie ich ... Wir haben damals zur selben Zeit dasselbe gefühlt. Hättest du damals nicht die Hand gegen mich erhoben (die Gott zur Seite gelenkt hat), wie stände ich jetzt vor dir da! Denn ich hatte dich ja dessen verdächtigt, es ist unser beider Sünde, beider! (Mach nicht ein solches Gesicht! Was gibt es da zu lachen?) Noch keinmal bereut! Selbst wenn du bereuen wolltest, würdest du nicht bereuen können, denn du liebst mich ja nicht. Und sollte ich vor dir schuldlos sein wie ein Engel, würdest du mich doch nicht ausstehen können, solange du denkst, daß sie nicht dich, sondern mich liebt. So ist eben die Eifersucht. Allerdings bin ich in dieser Woche auf etwas gekommen, Parfyon, und ich möcht es dir sagen: Weißt du eigentlich, daß sie dich vielleicht jetzt mehr

als alle anderen liebt, so sehr sogar, daß sie dich, je mehr sie dich quält, desto inniger liebt. Das sagt sie nicht, aber du mußt es sehen. Warum will sie dich schließlich doch heiraten? Eines Tages wird sie es dir noch sagen. Manche Frauen wollen sogar so geliebt werden, und sie ist ein solcher Charakter! Und dein Charakter und deine Liebe müssen sie überwältigen! Weißt du, daß eine Frau fähig ist, einen Mann durch ihre Grausamkeit und ihren Spott bis aufs Blut zu peinigen und keinerlei Gewissensbisse dabei zu empfinden, weil sie jedesmal bei seinem Anblick denkt: »Jetzt quäle ich ihn zu Tode, aber später werde ich ihn mit meiner Liebe für alles entschädigen ...«

Rogoschin lachte laut auf, als der Fürst verstummte.

»Wie is' das, Fürst, bist du nich' selbst so einer in die Hände gefallen? Ich hab' so was über dich gehört, stimmt's?«

»Was ... was kannst du gehört haben?« Der Fürst schrak plötzlich zusammen und hielt in größter Verlegenheit inne.

Rogoschin lachte immer noch. Er hatte dem Fürsten nicht ohne Neugierde und vielleicht mit einer gewissen Befriedigung zugehört; die freudige und offenherzige Begeisterung des Fürsten hatte ihn sehr überrascht und ermutigt.

»Was heißt »gehört«, wenn ich jetzt mit eigenen Augen seh', daß es stimmt?« fügte er hinzu. »Wann hast du je so geredet wie jetzt? Solche Reden sind so, als ob sie gar nich' von dir sind. Hätt' ich das alles nich' über dich gehört, wär' ich nich' hergekommen; und noch dazu in den Park un' noch dazu um Mitternacht.«

»Ich verstehe dich überhaupt nicht, Parfjon Semjono-witsch.«

»Sie erklärt mir schon lange, wie's um dich steht, und heut abend hab' ich's mit eigenen Augen gesehen, als du mit der anderen bei der Musik gesessen hast. Sie hat mir bei Gott geschworen gestern und bei Gott geschworen heute, daß du in Aglaja Jepantschina wie 'n Kater verliebt bist. Mir ist's gleich, Fürst, und geht mich auch nix an: Aber wenn du sie

auch nich' mehr liebst, sie liebt dich immer noch. Du weißt doch, daß sie dich mit der anderen unbedingt verheiraten will, das hat sie sich geschworen, he-he! Sie sagt zu mir: ›Ohne dem nehm' ich dich nich', die gehn zur Kirche, und wir gehn zur Kirche.‹ Was dahintersteckt, das kapier' ich nich' und hab's noch nie kapiert: Entweder hat ihre Liebe zu dir keine Grenzen oder ... wenn sie dich liebt, wie will sie dich dann mit der anderen verheiraten? Sie sagt: ›Ich will ihn glücklich sehen‹, also liebt sie dich.«

»Ich habe dir gesagt und geschrieben, daß sie ... nicht bei Verstand ist«, sagte der Fürst, der Rogoschin gequält zugehört hatte.

»Der Herr mag's wissen! Kann sein, daß du dich irrst ... übrigens hat sie heute den Tag festgesetzt, als ich sie von der Musik nach Haus brachte: Noch drei Wochen, vielleicht auch früher, ganz bestimmt, sagt sie, und wir treten vor den Altar; geschworen hat sie, eine Ikone von der Wand genommen und sie geküßt. Jetzt liegt's bei dir, Fürst, he-he!«

»Aber sie phantasiert! Das, was du von mir sagst, das kann niemals, niemals geschehen! Morgen komme ich zu euch ...«

»Warum soll sie nich' bei Verstand sein?« bemerkte Rogoschin, »wieso is' sie mit allen anderen bei Verstand und nur mit dir wie 'ne Verrückte? Wie kann sie Briefe dahin schreiben? Wenn sie verrückt war', hätt' man's doch an den Briefen gemerkt.«

»Was für Briefe?« fragte der Fürst erschrocken.

»Sie schreibt dahin, an die *andere*, und die liest's. Weißt du das nich'? Eines Tages wirst du's erfahren; sie wird dir die Briefe bestimmt selbst zeigen.«

»Das darf man nicht glauben!« rief der Fürst.

»Meinst du? Du, Lew Nikolaitsch, bist erst ein kurzes Stück auf diesem Weg gegangen, merk' ich, und stehst noch am Anfang. Wart nur: Du wirst 'ne eigene Polizei anstellen, wirst selbst Tag und Nacht Wache halten und über jeden Schritt dort unterrichtet sein, wenn ...«

»Hör auf damit, und sprich nie mehr davon!« rief der Fürst. »Paß auf, Parfjon, ich lief hier auf und ab, bevor du kamst, und mußte plötzlich lachen, ich wußte nicht, warum, aber es gibt einen Grund, mir fiel nämlich ein, daß morgen – mein Geburtstag ist, ausgerechnet. Jetzt ist es fast Mitternacht. Laß uns gehen und den Tag begrüßen! Ich habe Wein. Wir werden Wein trinken, und du sollst mir das wünschen, was selbst ich mir jetzt nicht zu wünschen weiß, gerade du sollst mir das wünschen, und ich werde dir dein vollkommenes Glück wünschen. Sonst – her mit dem Kreuz! Du hast mir ja das Kreuz am nächsten Tag nicht zurückgeschickt. Du trägst es doch? Du trägst es auch jetzt?«

»Ich trag's«, sagte Rogoschin.

»So, und jetzt laß uns gehen. Ich möchte mein neues Leben nicht ohne dich begrüßen, denn mein neues Leben hat begonnen! Weißt du nicht, Parfjon, daß mein neues Leben heute begonnen hat?«

»Jetzt seh' ich's selber und weiß selber, daß es begonnen hat; so werd' ich's auch *ihr* melden. Ganz und gar außer dir bist du, Lew Nikolaitsch!«

IV

ALS der Fürst sich mit Rogoschin seiner Datscha näherte, sah er zu seinem größten Erstaunen, daß sich auf seiner hellerleuchteten Veranda eine lärmende und zahlreiche Gesellschaft eingefunden hatte. Die lustige Runde lachte und redete laut durcheinander; man schien sogar hitzig zu diskutieren; auf den ersten Blick war zu sehen, daß man die Zeit auf die vergnüglichste Weise verbrachte. Und in der Tat, als er die Stufen zur Veranda hinaufstieg, sah er, daß alle tranken, sie tranken Champagner und zwar, wie es schien, schon seit geraumer Zeit, so daß mancher Zecher sich bereits in ange-

nehmer und angeregter Stimmung befand. Die Gäste waren lauter Bekannte des Fürsten, aber sonderbarerweise hatten sie sich alle hier versammelt, wie nach Aufforderung, obwohl der Fürst keinen eingeladen und sich eben erst zufällig an seinen Geburtstag erinnert hatte.

»Hast wohl dem Richtigen gesagt, daß es bei dir Champagner gibt, und schon sind sie alle da«, knurrte Rogoschin, während er dem Fürsten auf die Veranda folgte. »Den Punkt kennen wir; da braucht man bloß zu pfeifen ...«, fügte er beinahe grimmig hinzu, natürlich in Gedanken an seine jüngste Vergangenheit.

Man empfing den Fürsten mit Rufen und Glückwünschen, man umringte ihn. Einige waren sehr laut, andere ruhiger. Alle aber beeilten sich, da sie von seinem Geburtstag gehört hatten, ihm zu gratulieren, und jeder wartete, bis er an die Reihe kam. Die Anwesenheit einiger Personen fiel dem Fürsten besonders auf, zum Beispiel die Burdowskijs; aber am meisten staunte er, als er plötzlich inmitten dieser Gesellschaft auch Jewgenij Pawlowitsch entdeckte; der Fürst wollte seinen Augen nicht trauen und erschrak beinahe, als er ihn sah.

Inzwischen war Lebedjew, fast außer sich vor Begeisterung, mit Erklärungen auf ihn zugeeilt; sein Gesicht war gerötet, er war beinahe *»hinüber«*. Seinem Wortschwall ließ sich entnehmen, daß alle sich hier ohne besonderen Grund und sogar zufällig versammelt hatten. Als erster, gegen abend, war Ippolit angereist und wollte, da sein Befinden sich deutlich gebessert hatte, den Fürsten auf der Veranda erwarten. Er hatte sich auf dem Diwan niedergelassen; darauf hatte sich Lebedjew ihm zugesellt, darauf war ihm seine gesamte Familie gefolgt, das heißt General Iwolgin und die Töchter. Burdowskij hatte Ippolit begleitet. Ganja und Ptizyn waren erst vor kurzem gekommen, nur für einen Augenblick (ihr Erscheinen war zeitlich mit dem Skandal vor dem Bahnhof zusammengefallen); dann war Keller erschienen, hatte den

bevorstehenden Geburtstag verkündet und Champagner verlangt. Jewgenij Pawlowitsch war erst vor etwa einer halben Stunde gekommen. Auf Champagner und Feiern hatte auch Kolja mit Feuereifer bestanden. Er, Lebedjew, hatte bereitwillig den Champagner geholt.

»Aber den eigenen, den eigenen!« lallte er dem Fürsten ins Ohr, »auf meine eigenen Kosten, um zu ehren und zu gratulieren, es wird auch etwas zu Essen geben, Sakuska, das besorgt meine Tochter, aber, wenn Sie nur wüßten, Fürst, welches Thema gerade debattiert wird! Wissen Sie noch, Hamlet: ›Sein oder Nichtsein? Ein zeitgemäßes Thema, ein wirklich zeitgemäßes! Fragen und Antworten ... Und Herr Terentjew ist höchst ... dagegen, sich zur Ruhe zu begeben! Und vom Champagner hat er nur einen Schluck genommen, einen einzigen Schluck, der wird ihm nicht schaden ... Treten Sie näher, Fürst, und entscheiden Sie. Alle haben auf Sie gewartet, alle haben nur Ihrer glücklichen Einsicht geharrt ...«

Dem Fürsten fiel der freundliche, liebe Blick von Wera Lebedjewa auf, die sich ebenfalls beeilte, ihm zu gratulieren, und vergeblich versuchte, zu ihm vorzudringen. Ihr streckte er als erster die Hand entgegen, an allen anderen vorbei; sie wurde vor Vergnügen feuerröt und wünschte ihm »ein glückliches Leben *vom heutigen Tage an*«. Dann stürzte sie Hals über Kopf in die Küche; sie bereitete dort die Sakuska vor; aber auch schon vor dem Erscheinen des Fürsten war sie immer wieder – sobald sie sich für einen Augenblick von ihrer Arbeit losreißen konnte – auf die Veranda hinausgeschlüpft, um mit höchster Aufmerksamkeit den heißen Debatten über für ihr Ohr völlig abstrakte und wunderliche Gegenstände zu lauschen, die von den angeheiterten Gästen unaufhörlich fortgesetzt wurden.

Ihre jüngere Schwester, die beim Lachen den Mund so weit aufzureißen pflegte, war im Nebenzimmer auf einer Truhe eingeschlafen, aber Lebedjews Sohn stand neben Kolja

und Ippolit, und schon ein einziger Blick auf sein waches Gesicht genügte, um zu erkennen, daß er bereit war, hier, auf derselben Stelle, genießend und zuhörend beliebig lange auszuharren, und wären es zehn Stunden hintereinander.

»Ich habe Sie mit besonderer Ungeduld erwartet und bin furchtbar froh, daß Sie jetzt so glücklich sind«, sagte Ippolit, als der Fürst auf ihn zutrat und ihm als zweitem, nach Wera, die Hand drückte.

»Woher wissen Sie, daß ich ›so glücklich‹ bin?«

»Ich sehe es Ihrem Gesicht an. Begrüßen Sie die Herrschaften und setzen Sie sich hierher, zu uns, sobald es angeht. Ich habe Sie ganz besonders erwartet«, fügte er hinzu, wobei er das »erwartet« bedeutsam betonte. Auf die Frage des Fürsten: »Ob das Aufbleiben zu so später Stunde ihm nicht schade?« antwortete er, er sei selber erstaunt, warum er vor drei Tagen habe sterben wollen, und daß er sich noch nie besser gefühlt habe als an diesem Abend.

Burdowskij sprang auf und murmelte, daß er »nur so ...« mit Ippolit als »Begleitung« gekommen sei und daß er sich ebenfalls freue; daß er in seinem Brief »Unsinn geschrieben« habe und er jetzt »einfach froh« ... Ohne den Satz zu beenden, drückte er dem Fürsten kräftig die Hand und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

Zuletzt trat der Fürst auch zu Jewgenij Pawlowitsch. Dieser faßte ihn sofort unter dem Arm.

»Ich habe Ihnen ein paar Worte zu sagen«, sagte er halblaut, »und zwar in einer sehr wichtigen Angelegenheit, lassen Sie uns für einen Moment beiseite gehen.«

»Ein paar Worte«, flüsterte eine andere Stimme dem Fürsten in das andere Ohr, und ein anderer Arm schob sich von der anderen Seite unter den seinen. Der Fürst erblickte mit Erstaunen ein furchtbar struppiges, erhitztes, zwinkerndes und grinsendes Subjekt, in dem er augenblicklich Ferdystschenko erkannte, der Gott weiß woher aufgetaucht war.

»Kennen Sie Ferdystschenko noch?« fragte er.

»Wo kommen Sie denn her?« rief der Fürst.

»Er bereut!« rief Keller, herbeileidend, »er hatte sich versteckt, er traute sich nicht, vor Ihnen zu erscheinen, er hat sich in der Ecke verkrochen, er bereut, Fürst, er fühlt sich schuldig.«

»Aber weshalb, weshalb?«

»Ich hab' ihn getroffen, Fürst, ich hab' ihn vorhin getroffen und hergebracht; er ist ein seltener Fall unter meinen Freunden; aber er bereut.«

»Sehr erfreut, meine Herren; nehmen Sie doch bei den anderen Platz, ich komme sofort.« Endlich konnte sich der Fürst losmachen, um sich eilig Jewgenij Pawlowitsch zuzuwenden.

»Es ist unterhaltsamer hier bei Ihnen«, bemerkte dieser, »und ich habe mit Vergnügen diese halbe Stunde auf Sie gewartet. Es handelt sich darum, bester Lew Nikolajewitsch, daß ich mit Kurmyschew alles geregelt habe und gekommen bin, um Sie zu beruhigen; Sie haben keinen Grund zur Sorge, er hat sehr vernünftig reagiert, um so mehr, da er meiner Meinung nach eher im Unrecht ist.«

»Mit Kurmyschew, wer ist das?«

»Der, dem Sie vorhin in den Arm gefallen sind ... Er war so außer sich, daß er gleich morgen seinen Sekundanten schicken wollte.«

»Aber ich bitte Sie, das ist doch absurd!«

»Natürlich ist es absurd, und es würde auch bestimmt einen absurden Ausgang nehmen; aber bei uns sind diese Leute ...«

»Sie kommen vielleicht auch aus einem anderen Grund, Jewgenij Pawlowitsch?«

»Oh, natürlich, auch aus einem anderen Grund«, sagte dieser lachend. »Ich reise morgen in aller Frühe nach Petersburg, lieber Fürst, in dieser unglückseligen Angelegenheit (Sie wissen: die Sache mit meinem Onkel); stellen Sie sich vor: Es stimmt alles, und alle wissen es – nur ich nicht. Das

alles hat mich so sehr getroffen, daß ich keine Zeit mehr fand, mich *dort* zu verabschieden (bei den Jepantschins); morgen werde ich ebenfalls nicht kommen können, weil ich in Petersburg bleibe, Sie verstehen? Es könnte sein, daß ich drei Tage fernbleiben muß – mit einem Wort: eine Pechsträhne. Obwohl es sich um keine unendlich wichtige Angelegenheit handelt, habe ich beschlossen, mich mit Ihnen über einiges ganz offen auszusprechen, und zwar ohne Aufschub, das heißt, noch vor der Abreise. Ich kann jetzt hierbleiben, wenn es Ihnen recht ist, und warten, bis die Gesellschaft auseinandergeht; außerdem weiß ich nicht, wie ich mich fassen soll: Ich bin so aufgereggt, daß ich unmöglich zu Bett gehen kann. Und schließlich, mag es noch so rücksichtslos und ungehörig sein, einen Menschen so direkt zu bedrängen, möchte ich Ihnen doch offen sagen: Ich bin gekommen, weil ich Ihre Freundschaft suche, mein lieber Fürst; Sie sind ein unvergleichlicher Mensch, das heißt, einer, der nicht auf Schritt und Tritt lügt, vielleicht sogar nie, und ich brauche in einer bestimmten Angelegenheit einen Freund und Ratgeber, denn ich gehöre nämlich jetzt entschieden zu der Zahl der vom Schicksal Benachteiligten ...«

Er lachte wieder.

»Es ist nur schade«, der Fürst überlegte einen Augenblick, »Sie wollen warten, bis alle gegangen sind, aber Gott allein mag wissen, wann das sein wird. Sollten wir nicht lieber sofort in den Park gehen; sie werden auf uns warten; ich werde mich entschuldigen.«

»Nein-nein, ich habe Gründe, den Eindruck zu vermeiden, wir müßten dringend ein Gespräch mit einem bestimmten Zweck führen; hier gibt es Menschen, die sich für unsere Beziehung außerordentlich interessieren – wissen Sie das nicht, Fürst? Und es ist sehr viel besser, wenn man feststellt, daß wir ohnehin schon in der freundschaftlichsten Art und keineswegs nur aus einem dringenden Anlaß miteinander verkehren, Sie verstehen? Nach etwa zwei Stunden werden

sie aufbrechen; ich werde Sie etwa zwanzig Minuten lang in Anspruch nehmen, höchstens eine halbe Stunde ...«

»Aber herzlich gern, ich bitte Sie; ich freue mich außerordentlich auch ohne alle Erklärung; und für Ihr gutes Wort über unseren freundschaftlichen Verkehr danke ich ganz besonders. Haben Sie Nachsicht, wenn ich heute zerstreut bin; wissen Sie, ich bringe es irgendwie nicht fertig, gegenwärtig aufmerksam zu sein.«

»Ich sehe, ich sehe«, sagte Jewgenij Pawlowitsch leichthin und lächelte. Er war an diesem Abend besonders gut aufgelegt.

»Was sehen Sie?« Der Fürst schien aufzuwachen.

»Und in Ihnen regt sich so gar kein Verdacht, lieber Fürst«, Jewgenij Pawlowitsch lächelte immer noch, ohne auf die Frage einzugehen, »so gar kein Verdacht, daß ich gekommen sein könnte, um Sie hinters Licht zu führen und Sie nebenbei auszufragen, nicht wahr?«

»Daß Sie gekommen sind, um mich auszufragen, steht außer Zweifel«, der Fürst lachte endlich auch, »vielleicht haben Sie sogar vor, mich ein wenig hinters Licht zu führen. Und wenn schon! Ich habe keine Angst vor Ihnen; außerdem ist mir jetzt alles ziemlich gleichgültig, können Sie sich das vorstellen? Und ... und ... und da ich vor allem anderen davon überzeugt bin, daß Sie ein wunderbarer Mensch sind, so könnten wir durchaus dahin kommen, daß wir Freundschaft schließen. Sie haben mir schon immer sehr gut gefallen, Jewgenij Pawlowitsch, Sie sind ... Sie sind meiner Meinung nach ein sehr anständiger Mensch!«

»Nun, es ist in jedem Fall ein Vergnügen, mit Ihnen zu tun zu haben, sogar unabhängig von der Veranlassung«, schloß Jewgenij Pawlowitsch. »Kommen Sie, ich möchte auf Ihr Wohl einen Kelch leeren; ich bin furchtbar froh, daß ich mich Ihnen angeschlossen habe. Ach ja!« unterbrach er sich plötzlich. »Ist dieser Herr Ippolit zu Ihnen gekommen, um hier zu wohnen?«

»Ja.«

»Er wird doch nicht sofort sterben, denke ich?«

»Wieso?«

»Oh, nur so, nichts Besonderes; ich habe ihm vorhin eine halbe Stunde Gesellschaft geleistet.«

Ippolit hatte währenddessen auf den Fürsten gewartet und ihn und Jewgenij Pawlowitsch, solange sie sich abseits unterhielten, nicht aus den Augen gelassen. Er belebte sich fieberhaft, als die beiden an den Tisch traten. Er war unruhig und erregt; Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Aus seinen glänzenden Augen sprach außer einer anhaltenden Unruhe auch eine Art unbestimmter Ungeduld; sein unsteter Blick irrte ziellos von einem Gegenstand zum anderen, von einem Gesicht zum anderen. Obwohl er bis zu dieser Minute an der allgemeinen lautstarken Unterhaltung regen Anteil genommen hatte, war seine Lebhaftigkeit nur eine Folge seines fiebrigen Zustandes; aber seine Aufmerksamkeit galt eigentlich nicht der Unterhaltung; seine Äußerungen waren zusammenhanglos, hämisch, nachlässig und paradox; er führte die Sätze nicht zu Ende und brach ab, auch wenn er eine Minute zuvor mit fieberndem Eifer ein Thema angeschnitten hatte. Erstaunt und bekümmert erfuhr der Fürst, daß Ippolit an diesem Abend ungehindert zwei volle Kelche Sekt geleert hatte und daß der vor ihm stehende der dritte war. Aber das bemerkte er erst später; in diesem Augenblick fiel ihm nicht sonderlich viel auf.

»Wissen Sie, ich freue mich furchtbar, daß ausgerechnet heute Ihr Geburtstag ist!« rief Ippolit.

»Warum?«

»Das werden Sie noch sehen; setzen Sie sich doch; vor allem, weil sich hier dieses ganze ... Publikum versammelt hat. Ich habe ja mit Publikum gerechnet; zum ersten Mal in meinem Leben hat es mit meinem Plan geklappt! Schade, daß ich nichts von Ihrem Geburtstag gewußt habe, sonst wäre ich mit einem Präsent erschienen, ha-ha! Aber vielleicht bin ich

doch mit einem Präsent erschienen! Wie lange dauert es noch, bis es hell wird?«

»Keine zwei Stunden mehr, bis es tagt«, sagte Ptizyn mit einem Blick auf seine Uhr.

»Wozu muß es tagen, wenn man draußen auch vor Tagesanbruch lesen kann?« fragte jemand.

»Weil ich den Rand der Sonne sehen muß. Darf man auf das Wohl der Sonne trinken, Fürst; wie denken Sie?«

Ippolit fragte unwirsch, sprach alle gänzlich ungeniert so an, als kommandierte er, allerdings ohne es selbst zu merken.

»Das wollen wir tun; aber Sie sollten sich zur Ruhe begeben, Ippolit, nicht wahr?«

»Sie denken ja nur ans Schlafen, Fürst, Sie sind ja meine Amme!« sagte Ippolit. »Sobald sich die Sonne zeigt und am Himmel ›tönt‹ (wer sagt das doch in seinem Gedicht: ›Die Sonne tönt nach alter Weise? Sinnlos, aber schön!‹), dann legen wir uns hin und schlafen. Lebedjew! Die Sonne ist doch die Quelle des Lebens? Was sind die ›Quellen des Lebens‹ in der Apokalypse? Haben Sie von dem ›Stern Wermuth‹ gehört, Fürst?«

»Ich habe gehört, daß Lebedjew das Eisenbahnnetz, das sich über Europa ausbreitet, für diesen ›Stern Wermuth‹ hält.«

»Nein, mein Herr, gestatten Sie, so geht das nicht!« schrie Lebedjew, wobei er aufsprang und mit den Armen ruderte, als wollte er dem ausbrechenden allgemeinen Gelächter Einhalt gebieten. »Gestatten Sie! Mit diesen Herrschaften ... alle diese Herrschaften«, plötzlich wandte er sich dem Fürsten zu, »... sind in gewissen Punkten ... so gut wie ...«, und er schlug ohne jeden Anstand zweimal mit der Faust auf den Tisch, worauf das Gelächter noch lauter wurde.

Obwohl Lebedjew sich in seiner üblichen »Abendstimmung« befand, hatte ihn der vorausgegangene lange »gelehrte« Streit außerordentlich erregt und gereizt, und in dieser Verfassung behandelte er die Opponenten mit unendlicher

und höchst unverblümter Verachtung.

»So geht das nicht! Wir haben, Fürst, vor einer halben Stunde die Vereinbarung getroffen, daß ein Redner nicht unterbrochen werden darf, daß nicht gelacht werden darf, solange jemand spricht, daß er ungehindert alles vorbringen kann und daß anschließend auch die Atheisten ihm, falls gewünscht, widersprechen können; den General haben wir zum Präsidenten ernannt, bitte schön! Wie würde es sonst hier zugehen? Jeden kann man aus dem Konzept bringen, auch wenn es um eine erhabene Idee, eine tiefe Idee geht ...«

»Aber reden Sie, reden Sie doch! Niemand will Sie aus dem Konzept bringen!« riefen mehrere Stimmen.

»Reden Sie, aber bleiben Sie bei der Sache!«

»Was ist das für ein ›Stern Wermuth‹?« fragte ein anderer.

»Keine Ahnung«, antwortete General Iwolgin und nahm würdevoll seinen Präsidentensitz wieder ein.

»Ich liebe all dieses Streiten und Disputieren, Fürst, auf dem Felde der Gelehrsamkeit selbstverständlich«, murmelte indessen Keller, der vor Begeisterung und Ungeduld auf seinem Stuhl hin und her rutschte, »der Gelehrsamkeit und der Politik«, wandte er sich plötzlich und unvermittelt an Jewgenij Pawlowitsch, der fast in seiner Reichweite saß. »Wissen Sie, ich lese in den Zeitungen furchtbar gern von den englischen Parlamenten, das heißt, nicht in dem Sinne, was sie dort reden (ich bin, wissen Sie, kein Politiker), sondern wie sie miteinander umgehen, wie sie sich sozusagen wie Politiker benehmen: ›Der edle Viscount mir gegenüber‹, ›der edle Graf, der meine Ansicht teilt‹, ›mein edler Opponent, der ganz Europa durch seinen Vorschlag in Erstaunen setzt‹, das heißt, alle diese hübschen Ausdrücke, all dieser Parlamentarismus eines freien Volkes – das ist es, was für unsereinen so verlockend ist. Ich bin entzückt, Fürst! Ich war schon immer im Grunde meiner Seele Künstler, das schwöre ich Ihnen, Jewgenij Pawlowitsch!«

»Dann läuft es also darauf hinaus«, ereifert sich Ganja in

einer anderen Ecke, »daß die Eisenbahn Ihrer Meinung nach ein Fluch ist, der Untergang der Menschheit, eine Seuche, die auf die Erde fiel, um die ›Quellen des Lebens‹ zu verderben?«

Gawrla Ardalionowitsch war, wie es dem Fürsten vorkam, an diesem Abend irgendwie besonders aufgeregt, in einer heiteren, nahezu triumphierenden Stimmung. Über Lebedjew hatte er sich natürlich lustig gemacht, um ihn zu reizen, hatte aber bald selbst Feuer gefangen.

»Nicht die Eisenbahn, o nein!« entgegnete Lebedjew, der fast außer sich geriet und zugleich unendliche Wonne empfand, »die Eisenbahn allein würde die ›Quellen des Lebens‹ nicht trüben, aber das alles zusammen ist verflucht, die ganze Verfassung unserer letzten Jahrhunderte, im Allgemeinen und im Ganzen, wissenschaftlich und praktisch, ist vielleicht wirklich verflucht.«

»Wirklich verflucht oder nur vielleicht? In diesem Fall ist das von einiger Bedeutung«, erkundigte sich Jewgenij Pawlowitsch.

»Verflucht, verflucht, wirklich verflucht!« bekräftigte Lebedjew emphatisch.

»Vorsicht, Lebedjew, vormittags sind Sie viel milder«, bemerkte Ptizyn lächelnd.

»Aber abends bin ich aufrichtiger! Abends bin ich herzlicher und aufrichtiger!« parierte Lebedjew mit Feuereifer. »Treuherziger und eindeutiger, ehrlicher und anständiger, und wenn ich euch allen damit eine Flanke biete – das ist mir schnuppe; ich fordere euch jetzt alle heraus, ihr Atheisten: Wie wollt ihr die Welt retten, und wo seht ihr einen allgemeingültigen Weg für sie – ihr, ihr Menschen der Wissenschaft, der Industrie, der Assoziationen, des Arbeitslohns und so weiter? Wie? Mit Kredit? Was ist Kredit? Wohin führt euch der Kredit?«

»Sind Sie aber neugierig!« bemerkte Jewgenij Pawlowitsch.

»Und ich meine, daß jemand, der sich für solche Fragen

nicht interessiert, ein feiner Pinkel ist.«

»Immerhin fördert er die allgemeine Solidarität und das Gleichgewicht der Interessen«, bemerkte Ptizyn.

»Und das ist alles, alles! Unter Verzicht auf alle sittlichen Grundsätze, nur zur Befriedigung des eigenen Egoismus und der materiellen Notdurft? Allgemeiner Friede, allgemeines Glück – aus Notdurft! Verstehe ich Sie richtig oder nicht, mein Herr, wenn ich mir die Frage erlauben darf, oder nicht?«

»Aber die allgemeine Notdurft – Wohnen, Essen, Trinken – und die erschöpfende wissenschaftliche Erkenntnis, daß diese Notdurft ohne allgemeine Assoziation und Solidarität der Interessen nicht befriedigt werden kann, scheint eine ausreichend tragfähige Idee zu sein, um als Ausgangspunkt und ›Quelle des Lebens‹ für die kommenden Jahrhunderte der Menschheitsgeschichte zu dienen«, sagte Ganja, der nun ernsthaft in Feuer geriet.

»Die Notdurft, Essen und Trinken, das heißt, der bloße Selbsterhaltungstrieb ...«

»Ist denn der bloße Selbsterhaltungstrieb zu wenig? Ist denn der Selbsterhaltungstrieb nicht das allgemeingültige Menschheitsgesetz?«

»Wer sagt das?« mischte sich plötzlich Jewgenij Pawlowitsch ein, »ein Gesetz, das ist wahr, aber ebenso allgemeingültig wie das Gesetz der Zerstörung und vielleicht auch der Selbstzerstörung. Ist denn die Selbsterhaltung das einzige allgemeingültige Menschheitsgesetz?«

»Oho!« rief Ippolit aus, indem er sich brüsk Jewgenij Pawlowitsch zuwandte und ihn aufgeschreckt und neugierig ansah; als er aber bemerkte, daß dieser lachte, lachte er ebenfalls, stieß den neben ihm stehenden Kolja an und fragte ihn abermals nach der Uhrzeit, zog sogar Koljas silberne Uhr zu sich heran und warf einen gierigen Blick auf den Zeiger. Darauf streckte er sich, als hätte er alles um sich her vergessen, auf dem Diwan aus, verschränkte die Arme hinter dem

Kopf und starrte wie gebannt zur Decke hinauf; aber eine halbe Minute später saß er wieder am Tisch, sehr aufrecht, und hörte den flammenden Reden des bis aufs äußerste erregten Lebedjew zu.

»Ein Gedanke, tückisch und höhnisch, ein aufstachelnder Gedanke!« Lebedjew ging begierig auf Jewgenij Pawlowitschs Paradoxon ein. »Ein Gedanke, der zu dem Zweck ausgesprochen wurde, die Gegner aufeinander zu hetzen – aber ein zutreffender Gedanke! Alldieweil Sie, ein Lästerer aus der großen Welt und Kavallerist (zugegebenermaßen nicht ohne Talente!), selbst nicht wissen, in welchem Grade Ihr Gedanke ein tiefesinniger Gedanke ist, ein zutreffender Gedanke. Jawohl. Das Gesetz der Selbstzerstörung und das Gesetz der Selbsterhaltung kommen in der Menschheit einander gleich! Der Teufel herrscht über die Menschheit ständig bis an das Ende der Zeiten, das wir noch nicht kennen. Sie lachen? Sie glauben nicht an den Teufel? Der Unglaube an den Teufel ist eine französische Idee, eine leichtfertige Idee. Wissen Sie, wer der Teufel ist? Wissen Sie, wie sein Name lautet? Nicht einmal seinen Namen kennen Sie, machen sich aber über seine Form lustig, Voltaires Beispiel folgend, über seine Hufe, seinen Schwanz und seine Hörner, die ihr selbst ihm angedichtet habt; der unreine Geist ist nämlich ein großer und mächtiger Geist, ohne Hufe und Hörner, die ihr ihm angedichtet habt. Aber es geht jetzt nicht um ihn! ...«

»Woher wissen Sie, daß es jetzt nicht um ihn geht?« rief Ippolit und lachte plötzlich wie in einem Anfall.

»Ein listiger und anspielungsreicher Gedanke!« lobte Lebedjew. »Aber es geht schon wieder nicht darum, sondern ob nicht die ›Quellen des Lebens‹ um so schwächer werden, je stärker ...«

»... die Eisenbahnen sich ausbreiten!« rief Kolja dazwischen.

»Nicht das Verkehrsmittel Eisenbahn, Sie grüner Hitzkopf, sondern jene Richtung, für welche die Eisenbahn als

Bild, als künstlerischer Ausdruck sozusagen, dienen kann. Es wird gehetzt, gedröhnt, gehämmert, geeilt – alles, wie es heißt, zum Wohl der Menschheit! ›Es ist zu laut und zu betriebsam um den Menschen geworden, er findet keine geistige Ruhe‹, klagt ein Denker, der sich von der Welt zurückgezogen hat. ›Mag sein, aber das Rattern der Wagenräder, die der hungernden Menschheit Brot bringen, ist vielleicht besser als geistige Ruhe‹ – antwortete ihm triumphierend ein anderer, ständig herumreisender Denker und entfernt sich mit stolzer Miene. Ich aber, der abscheuliche Lebedjew, traue nicht den Wagen, die der Menschheit Brot bringen! Alldieweil die Wagen, die der Menschheit zuhauf Brot bringen, ohne sittliche Grundsätze imstande sind, einem bedeutenden Teil der Menschheit den Genuß des Gebrachten kaltblütig vorzuenthalten, wofür es schon Beispiele gibt ...«

»Die Wagen sollen imstande sein, etwas kaltblütig vorzuenthalten?« fragte jemand.

»Wofür es schon Beispiele gibt«, wiederholte Lebedjew, ohne auf die Frage einzugehen, »gab es doch schon einen Malthus, den Menschenfreund. Aber ein Menschenfreund mit schwankenden sittlichen Grundsätzen ist ein Menschenfresser an der Menschheit, von seiner Eitelkeit ganz zu schweigen; man braucht ja nur einen dieser unzähligen Freunde der Menschheit in seiner Eitelkeit zu treffen, und schon ist er bereit, die Welt an allen vier Ecken aus kleinlicher Rachsucht anzuzünden – ganz genau so übrigens, wie jeder von uns, ehrlich gesagt, wie auch ich, der Abscheulichste von allen, denn ich werde vielleicht als erster die Holzscheite herbeischaffen und mich dann aus dem Staube machen. Aber es geht wieder nicht darum.«

»Worum geht es denn eigentlich?«

»Das ist ja langweilig!«

»Es geht um eine Anekdote aus alten Zeiten, denn ich sehe mich gezwungen, eine Anekdote aus alten Zeiten zum besten zu geben. In unserer Zeit, in unserem Vaterland, das

Sie, meine Herrschaften, gleich mir lieben, wie ich hoffe, denn ich meinerseits bin bereit, sogar all mein Blut zu vergießen ...«

»Weiter! Weiter!«

»In unserem Vaterland wird die Menschheit, ebenso wie in Europa, von allgemeinen, weit ausgebreiteten und furchtbaren Hungersnöten heimgesucht, heutzutage, nach annähernden Berechnungen und soweit ich mich erinnere, kaum häufiger als einmal pro Vierteljahrhundert, mit anderen Worten, einmal in fünfundzwanzig Jahren. Ich kann mich für die genaue Zahl nicht verbürgen, aber im Vergleich selten.«

»Im Vergleich wozu?«

»Zum zwölften Jahrhundert und den flankierenden Jahrhunderten, diesseits und jenseits. Denn damals, wie die Autoren schreiben und behaupten, wurde die Menschheit von allgemeinen Hungersnöten alle zwei Jahre, wenigstens aber alle drei Jahre heimgesucht, so daß der Mensch bei solcher Lage der Dinge sich sogar mit Anthropophagie behelfen mußte, wenn auch nur insgeheim. Ein solcher Schlemmer bekannte an der Schwelle des Alters ganz von selbst und ohne jeden Zwang, daß er im Laufe seines langen und kargen Lebens sechzig Mönche und einige weltliche Kleinkinder eigenhändig geschlachtet und verspeist habe. Von letzteren höchstens sechs, auf keinen Fall mehr, das heißt, ungemein wenig im Vergleich zu der verspeisten Geistlichkeit. Erwachsene Weltliche hatte er, wie sich herausstellte, niemals für seinen Zweck verwendet.«

»Das kann nicht sein!« rief der Präsident, der General, mit nahezu gekränkter Stimme. »Ich pflege mit ihm, meine Herrschaften, des häufigen über dergleichen zu debattieren und zu streiten, immer über ähnliche Gedanken; aber meistens behauptet er einen solchen Unsinn, daß einem sogar die Ohren welken, für keine zwei Kopeken Wahrscheinlichkeit!«

»Vorsicht, General! Denk an die Belagerung von Kars,

und Sie, meine Herrschaften, sollen wissen, daß meine Anekdote die nackte Wahrheit ist. Von mir aus sei hinzugefügt, daß fast jede Realität ihre eigenen unwiderlegbaren Gesetze hat, aber fast immer unglaublich und unwahrscheinlich ist. Und je realer, desto unwahrscheinlicher mitunter.«

»Aber ist es überhaupt möglich, sechzig Mönche zu verspeisen?« fragte man lachend.

»Er hat sie auch nicht alle auf einmal verspeist, das ist doch klar, sondern vielleicht im Laufe von fünfzehn oder zwanzig Jahren, und dann ist es völlig begreiflich und natürlich ...«

»Und natürlich?«

»Und natürlich!« beharrte Lebedjew pedantisch und hartnäckig. »Abgesehen von allem anderen ist der katholische Mönch seiner Natur nach verführbar und neugierig, und es ist ein leichtes, ihn in einen Wald oder an einen anderen verschwiegenen Ort zu locken und dort mit ihm, wie oben gesagt, zu verfahren – wobei ich keineswegs bestreiten möchte, daß die Anzahl der verzehrten Personen außerordentlich hoch ist, sogar bis zur Unmäßigkeit hoch.«

»Vielleicht ist es wahr, meine Herrschaften«, bemerkte plötzlich der Fürst.

Bis zu diesem Augenblick hatte er den Streitenden schweigend zugehört und sich nicht an dem Gespräch beteiligt, oft hatte er sich den allgemeinen Lachsalven mit einiger Verspätung angeschlossen. Man sah ihm an, daß er sich von Herzen freute, weil es so lustig und so laut zuging; sogar, weil so reichlich getrunken wurde. Vielleicht hätte er auch den ganzen Abend geschwiegen, aber irgendwie kam ihm plötzlich der Einfall, sich am Gespräch zu beteiligen. Er sprach mit außerordentlichem Ernst, so daß alle sich plötzlich ihm neugierig zuwandten.

»Ich wollte eigentlich sagen, meine Herrschaften, daß damals solche Hungersnöte sehr häufig waren. Ich habe davon gehört, obgleich ich mich in der Geschichte schlecht ausken-

ne. Aber wahrscheinlich mußte das so sein. Als ich in die Schweizer Berge kam, staunte ich immer wieder über die Ruinen der alten Ritterburgen, die an Berghängen erbaut waren, auf steilen Felsen, mindestens eine halbe Werst hoch, senkrecht gemessen (das bedeutet mehrere Werst auf Fußpfaden). Man weiß ja, was eine Burg ist: ein ganzer Berg von Steinen. Eine schreckliche, eine unmögliche Arbeit! Und das alles wurde von diesen armen Menschen, den Vasallen, errichtet. Außerdem mußten sie allerlei Abgaben leisten und auch die Geistlichkeit unterhalten. Wie konnten sie da noch für den eigenen Lebensunterhalt sorgen und das Land bestellen? Sie waren damals nicht zahlreich, wahrscheinlich starben sie einen schrecklichen Hungertod, möglicherweise hatten sie buchstäblich nichts zu essen. Ich dachte sogar manchmal: Wie ist es möglich, daß diese Menschen nicht überhaupt ausgestorben sind und daß ihnen nichts zugestoßen ist, daß sie überlebt und alles überstanden haben? Daß es Menschenfresserei gab, und zwar sehr häufig, darin hat Lebedjew zweifellos recht. Ich weiß nur nicht, warum er gerade die Mönche erwähnt und was er damit sagen will?«

»Wahrscheinlich, daß im zwölften Jahrhundert nur die Mönche genießbar waren, weil nur die Mönche Fett ansetzen konnten«, bemerkte Gawrla Ardalionowitsch.

»Ein hervorragender, ein treffender Gedanke!« rief Lebedjew. »Die Weltlichkeit nämlich hat er nicht einmal angeführt, nicht ein einziger Weltlicher auf sechzig Nummern Geistlichkeit, ein schrecklicher Gedanke, ein historischer Gedanke, ein statistischer Gedanke schließlich, aus solchen Tatsachen setzt sich für den Kenner die Geschichte zusammen; denn mit mathematischer Genauigkeit wird dadurch bewiesen, daß die Geistlichkeit um mindestens sechzigmal glücklicher und wohler lebte als die übrige Menschheit damals. Und daß sie mindestens sechzigmal fetter war als die gesamte übrige Menschheit ...«

»Übertrieben, Lebedjew, übertrieben!« Alle lachten.

»Ich gebe zu, daß es ein historischer Gedanke ist, aber worauf wollen Sie hinaus?« fragte der Fürst weiter. (Er sprach ohne den leisen Spott oder gar Hohn über Lebedjew, den alle auslachten, so daß seine Stimmung inmitten des herrschenden Tones der ganzen Gesellschaft unwillkürlich komisch wirkte, es fehlte nicht viel, und alle hätten auch ihn belächelt, aber er bemerkte es nicht.)

»Sehen Sie denn nicht, Fürst, daß er närrisch ist?« Jewgenij Pawlowitsch beugte sich zum Fürsten hinüber. »Man hat mir vorhin gesagt, er sei närrisch, sähe sich als Advokaten, beabsichtigte Plädoyers zu halten und eine Prüfung abzulegen. Ich erwarte eine köstliche Parodie.«

»Ich werde zu einer grandiosen Folgerung kommen«, tönte währenddessen Lebedjew, »aber wir wollen zuerst die psychologische und juristische Lage des Verbrechers untersuchen. Wir sehen, daß der Verbrecher, mein Klient sozusagen, ungeachtet der Unmöglichkeit, sich ein anderes Nahrungsmittel zu beschaffen, während seiner bemerkenswerten Karriere mehrfach eine Neigung zur Reue bekundete und bereit war, auf die Geistlichkeit zu verzichten. Die Tatsachen lassen das deutlich erkennen: Es wird erwähnt, daß er immerhin fünf oder sechs Kinder verspeist hätte, eine relativ geringe, jedoch in anderer Beziehung bedeutsame Zahl. Man sieht, daß er, von grausamen Gewissensqualen geplagt (denn mein Klient ist ein religiöser Mensch mit empfindlichem Gewissen, was ich beweisen werde) und im Bestreben, seine Sünde nach Möglichkeit zu verkleinern, sechsmal die monastische Speise probeweise mit weltlicher vertauschte. Daß es sich um eine Probe handelte, ist nicht zu bezweifeln; denn wäre es ihm um eine gastronomische Variante gegangen, müßte die Zahl sechs als zu gering angesehen werden: Warum nur sechs Nummern und nicht dreißig? (Also halb-und-halb.) Wäre es aber nur eine Probe aus purer Verzweiflung gewesen, aus Furcht vor Sakrileg und Beleidigung der Kirche, so ist diese Zahl völlig einleuchtend; denn sechs Proben sind, um Gewis-

sensqualen zu beschwichtigen, mehr als genug, da die Proben unmöglich zu dem gewünschten Resultat führen konnten. Erstens ist ein Kleinkind meiner Meinung nach viel zu klein, das heißt, nicht groß genug, dergestalt, daß in einem bestimmten Zeitraum der Bedarf an weltlichen Kleinkindern ums Dreifache, ums Fünffache gegenüber der Geistlichkeit hätte steigen müssen, also die Sünde sich auf der einen Seite verkleinert, aber auf der anderen vergrößert hätte, wenn nicht qualitativ, so doch quantitativ. Indem ich diese Be trachtungen anstelle, meine Herren, versetze ich mich natürlich in das Herz eines Verbrechers aus dem zwölften Jahr hundert. Was mich persönlich, einen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, betrifft, so wäre ich vielleicht zu anderen Folgerungen gekommen, was ich Ihnen hiermit kund- und zu wissen tue, so daß Sie, meine Herrschaften, nicht den geringsten Grund haben, über mich zu grinsen, und Sie, General, schon gar nicht. Zweitens ist ein Klein kind, meiner persönlichen Meinung nach, nicht nahrhaft, vielleicht sogar süßlich und fade, so daß es, ohne das Bedürfnis zu befriedigen, nichts als Gewissensqualen hinterläßt. Und nun komme ich zum Schluß, zum Finale, meine Herr schaften, einem Finale, das die Lösung eines der größten Probleme der damaligen und der heutigen Zeit enthält! Der Verbrecher endet damit, daß er sich auf den Weg macht, sich bei der Geistlichkeit anzeigt und der Regierung aus liefert. Man fragt, welche Qualen erwarteten ihn nach den Gepflogenheiten jener Zeit, welche Räder, Scheiterhaufen und Flammen? Wer hat ihn gezwungen, sich selbst anzuseigen? Warum hat er sich nicht einfach mit der Zahl sechzig begnütigt und das Geheimnis bis zu seinem letzten Atemzug bewahrt? Warum nicht einfach von den Mönchen ab gelassen und als Einsiedler Buße getan? Warum ist er schließlich nicht selbst Mönch geworden? Hier liegt der Schlüssel! Es muß also etwas gegeben haben, was mächtiger war als alle Scheiterhaufen und Flammen, ja, sogar mächtiger als eine zwan-

zigjährige Gewohnheit! Es muß also eine Idee gegeben haben, die mächtiger war als alle Unbill, Mißernten, Folter, Pest, Aussatz und jene ganze Hölle, die die damalige Menschheit ohne diese verbindende, das Herz leitende, die Quellen des Lebens befruchtende Idee niemals hätte ertragen können! Man zeige mir etwas, das jener Macht gleichkäme in unserem Zeitalter der Laster und Eisenbahnen ... ich sollte sagen: in unserem Zeitalter der Dampfer und Eisenbahnen, aber ich bleibe dabei: in unserem Zeitalter der Laster und Eisenbahnen, denn ich bin zwar betrunken, aber gerecht! Man zeige mir doch eine die gegenwärtige Menschheit verbindende Idee, die auch nur halb so mächtig wäre, wie in jenen Jahrhunderten. Man wage es, schließlich, zu behaupten, daß die Quellen des Lebens unter diesem »Stern« sich nicht getrübt hätten, unter diesem Netz, das sich über die Menschen gelegt hat. Versucht ja nicht, mich mit eurem Wohlstand einzuschüchtern, mit euren Reichtümern, mit der Seltenheit der Hungersnöte, mit der Schnelligkeit der Verbindungen! Der Reichtum nahm zu, die Kraft nahm ab; die verbindende Idee ist dahin; alles ist aufgeweicht, alles ist schlaff und alle sind erschlafft! Wir alle, alle, alle sind schlaff! ... Aber genug davon, jetzt geht es nicht darum, sondern ob wir, hochverehrter Fürst, nicht unsere Anweisungen betreffs der für die Gäste vorbereiteten kleinen Sakuska geben sollten?»

Lebedjew, der einige seiner Zuhörer um ein Haar in wirkliche Empörung versetzt hatte (es sei erwähnt, daß inzwischen immer neue Flaschen entkorkt wurden), gelang es durch den überraschenden Schluß seiner Rede mit der Erwähnung der »kleinen Sakuska«, alle seine Gegner sofort zu versöhnen. Er selbst pflegte einen solchen Schluß einen »meisterlichen Advokatentrick« zu nennen. Man hörte wieder lustiges Lachen, die Gesellschaft belebte sich; die Gäste erhoben sich vom Tisch, um sich Bewegung zu verschaffen und ein paar Schritte auf der Veranda zu tun. Nur Keller,

mit Lebedjews Rede unzufrieden, geriet in höchste Aufregung.

»Der zieht gegen die Aufklärung zu Felde, predigt den Fanatismus des zwölften Jahrhunderts, spielt den Narren, und das alles nicht einmal mit reinem Herzen: Wie ist er eigentlich zu diesem Haus gekommen, wenn man fragen darf?« fragte er immer wieder, indem er alle und jeden anhielt.

»Ich habe einen richtigen Ausleger der Apokalypse gesehen«, erzählte der General in einer anderen Ecke anderen Zuhörern, darunter auch Ptizyn, den er am Rockknopf gepackt hatte, »den seligen Grigorij Semjonowitsch Brumistrow: Der versengte sozusagen die Herzen. Als erstes setzte er die Brille auf die Nase, schlug einen gewaltigen Folianten in schwarzem Ledereinband auf, nun, und das mit dem weißen Bart und den zwei Medaillen für wohltätige Stiftungen. Er begann ernst und streng, Generäle neigten vor ihm das Haupt, und Damen fielen in Ohnmacht, ja – und hier endet man mit einer Sakuska! So was gehört sich nicht!«

Offensichtlich beabsichtigte Ptizyn, der dem General lächelnd zuhörte, sich zu entfernen, aber entweder konnte er sich nicht dazu entschließen, oder er vergaß es. Ganja hatte plötzlich, schon bevor man sich vom Tisch erhob, aufgehört zu trinken und sein Glas weggeschoben; etwas Düsteres zog über sein Gesicht. Als man sich vom Tisch erhob, ging er auf Rogoschin zu und setzte sich neben ihn. Man hätte denken können, sie wären die besten Freunde. Rogoschin, der sich anfangs ebenfalls mehrmals vorgenommen hatte, unauffällig zu verschwinden, saß jetzt reglos da, mit gesenktem Kopf, als hätte er ebenfalls vergessen, daß er gehen wollte. Während des ganzen Abends hatte er keinen einzigen Tropfen Champagner getrunken und war sehr nachdenklich gewesen; hin und wieder hatte er seinen Blick über die Anwesenden streifen lassen. Jetzt hätte man denken können, daß er hier auf etwas wartete, etwas für ihn äußerst Wichtiges, und deshalb entschlossen war, einstweilen zu bleiben.

Der Fürst hatte nicht mehr als zwei oder drei Kelche geleert und war nur unbeschwert. Als er sich vom Tisch erhob, begegnete er dem Blick Jewgenij Pawlowitschs, erinnerte sich an die bevorstehende Aussprache und lächelte freundlich. Jewgenij Pawlowitsch nickte ihm zu und deutete plötzlich auf Ippolit, den er gerade aufmerksam beobachtete. Ippolit hatte sich auf dem Sofa ausgestreckt und schlief.

»Sagen Sie, Fürst, was hat dieser Junge bei Ihnen zu suchen?« fragte er plötzlich, so offenkundig verärgert und sogar erbost, daß der Fürst sich wunderte. »Ich wette, daß er nichts Gutes im Sinne hat!«

»Ich habe bemerkt«, sagte der Fürst, »wenigstens habe ich den Eindruck, daß er Sie heute ganz besonders interessiert, Jewgenij Pawlowitsch; ist das wahr?«

»Und wenn man berücksichtigt, daß ich in meiner Lage genug zu bedenken habe, muß ich mich selbst wundern, wieso ich den ganzen Abend keinen Blick von dieser widerwärtigen Physiognomie abwenden kann!«

»Er hat ein schönes Gesicht ...«

»Da, da! Sehen Sie!« rief Jewgenij Pawlowitsch und packte den Fürsten am Arm, »da! ...«

Der Fürst warf Jewgenij Pawlowitsch abermals einen verwunderten Blick zu.

V

IPPOLIT, der gegen Ende von Lebedjews Erörterungen plötzlich auf dem Sofa eingeschlafen war, wachte jetzt ebenso plötzlich auf, als hätte ihn jemand in die Seite gestoßen, schauderte, richtete sich auf, sah sich im Kreise um und wurde totenbleich; immer wieder sah er sich im Kreise um, sogar wie erschrocken, aber beinahe Entsetzen zeigte sich auf seinem Gesicht, als er sich an alles erinnerte und sich seiner

Lage bewußt wurde.

»Wie, die gehen schon? Ist es zu Ende? Ist alles zu Ende? Ist die Sonne aufgegangen?« fragte er in äußerster Unruhe und griff nach der Hand des Fürsten. »Wie spät ist es? Um Gottes willen: Wie spät ist es? Ich habe verschlafen! Habe ich lange geschlafen?« fragte er mit geradezu verzweifelter Miene, als hätte er etwas verschlafen, wovon in jedem Fall sein ganzes Schicksal abhinge.

»Sie haben sieben oder acht Minuten geschlafen«, antwortete Jewgenij Pawlowitsch.

Ippolit sah ihn gierig an und überlegte einen Augenblick.

»Aha ... Nicht länger! Also kann ich ...«

Er holte tief und gierig Luft, als wäre eine furchtbare Last von ihm abgefallen. Endlich hatte er verstanden, daß nichts »zu Ende« war, daß die Morgendämmerung noch nicht angebrochen, daß die Gesellschaft nur zur Sakuska vom Tisch aufgestanden und nur Lebedjew Erguß zu Ende war. Er lächelte, und die schwindsüchtige Röte erschien auf seinen Wangen, zwei grelle Flecken.

»Und Sie, Jewgenij Pawlowitsch, haben wohl die Minuten gezählt, als ich schlief?« fuhr er spöttisch fort. »Sie haben mich den ganzen Abend nicht aus den Augen gelassen, ich habe es gesehen. Aha, Rogoschin! Gerade habe ich von ihm geträumt«, flüsterte er düster dem Fürsten zu und deutete mit dem Kopf auf Rogoschin, der am Tisch sitzen geblieben war, »ach ja!« Plötzlich fiel ihm wieder etwas Neues ein, »wo ist denn unser Redner, wo ist Lebedjew? Lebedjew ist wohl fertig? Worüber sprach er? Ist es wahr, Fürst, daß Sie einmal gesagt haben, die Schönheit wird die Welt erretten? Meine Herren!« rief er mit lauter Stimme. »Der Fürst behauptet, die Schönheit wird die Welt erretten! Ich aber behaupte, daß seine Gedanken jetzt so launig sind, weil er verliebt ist. Meine Herrschaften, der Fürst ist verliebt; vorhin, als er hier eintrat, konnte ich mich davon überzeugen. Sie dürfen nicht erröten, sonst tun Sie mir leid. Was ist das für eine Schön-

heit, die die Welt erretten wird? Kolja hat es mir erzählt ... Sind Sie überzeugter Christ? Kolja sagt, daß Sie sich selbst als Christen bezeichnen.«

Der Fürst betrachtete ihn aufmerksam und antwortete nicht.

»Sie antworten mir nicht? Sie glauben vielleicht, daß ich Sie sehr gern habe?« fügte Ippolit plötzlich hinzu, gänzlich unvermittelt.

»Nein, das glaube ich nicht. Ich weiß, daß Sie mich nicht gern haben.«

»Wie? Sogar nach gestern? Gestern war ich doch aufrichtig mit Ihnen?«

»Auch gestern wußte ich, daß Sie mich nicht gern haben.«

»Sie meinen, weil ich Sie beneide, nicht wahr, beneide? Sie haben das schon immer gedacht und denken es auch jetzt, aber ... aber warum rede ich mit Ihnen darüber? Ich möchte noch Champagner trinken; schenken Sie mir ein, Keller!«

»Sie dürfen nicht mehr trinken, Ippolit, Sie bekommen keinen mehr ...«

Und der Fürst schob den Sektkelch zur Seite.

»Stimmt ...«, Ippolit gab sich sofort zufrieden, als ginge ihm etwas durch den Kopf, »sonst sagt man noch ... Aber was zum Teufel geht mich an, was die sagen ...! Nicht wahr? Nicht wahr? Sollen die doch hinterher reden! Nicht wahr, Fürst? Und was geht es uns an, was *hinterher* sein wird! ... Ich bin übrigens noch nicht ganz wach. Wie schrecklich habe ich geträumt, jetzt fällt es mir ein ... Ich wünsche Ihnen solche Träume nicht, Fürst, obwohl ich Sie vielleicht wirklich nicht gern habe. Aber auch wenn man einen Menschen nicht gern hat, warum soll man ihm Böses wünschen, nicht wahr? Warum frage ich bloß immer? Warum muß ich immer fragen? Geben Sie mir die Hand; ich möchte sie kräftig drücken ... so ... Sie haben mir also doch die Hand gegeben? Dann wissen Sie also, daß ich sie in aller Aufrichtigkeit drücke? ...

Meinetwegen, ich werde nichts mehr trinken. Wie spät ist es? Schon gut, nicht nötig, ich weiß, wie spät. Die Stunde hat geschlagen! Der Augenblick ist gekommen. Die Sakuska wird dort in der Ecke angerichtet? Also bleibt dieser Tisch frei? Ausgezeichnet! Meine Herrschaften, ich ... aber diesen Herrschaften fällt es ja gar nicht ein, zuzuhören ... Ich habe die Absicht, einen Artikel vorzulesen, Fürst; freilich, die Sakuska ist interessanter, aber ...«

Plötzlich, völlig unerwartet, zog er aus seiner oberen Seitentasche ein großes Couvert im Kanzleiformat, das mit einem großen roten Siegel verschlossen war. Er legte es vor sich auf den Tisch.

Diese Überraschung machte großen Effekt in der dazu noch nicht fertigen oder, besser gesagt, in einem ganz anderen Sinne schon *fertigen* Gesellschaft. Jewgenij Pawlowitsch fuhr sogar auf seinem Stuhl in die Höhe; Ganja rückte schnell an den Tisch heran; Rogoschin ebenfalls, aber mit ärgerlicher und mürrischer Miene, als wüßte er, worum es sich handele. Lebedjew, der gerade zufällig in der Nähe war, trat herzu und starre aus seinen kleinen, verquollenen Augen neugierig auf das Paket, als wolle er erraten, worum es sich handelte.

»Was haben Sie da?« fragte der Fürst beunruhigt.

»Sobald sich der Sonnenrand zeigt, lege ich mich zur Ruhe, Fürst, ich verspreche es; Ehrenwort: Sie werden es sehen!« rief Ippolit. »Aber ... aber ... glauben Sie etwa, daß ich nicht imstande bin, dieses Couvert zu öffnen?« fügte er irgendwie herausfordernd hinzu, wobei sein Blick von einem zum anderen wanderte und er sich gleichsam an alle wandte.

Der Fürst bemerkte, daß er am ganzen Körper zitterte.

»Keiner von uns glaubt das«, antwortete der Fürst im Namen aller, »und warum vermuten Sie, daß jemand einen solchen Gedanken haben könnte und daß ... wie kommen Sie auf diese sonderbare Idee, jetzt etwas vorzulesen? Was haben Sie da, Ippolit?«

»Was ist los? Was hat er denn schon wieder?« fragte man ringsum.

Alle Anwesenden versammelten sich von neuem, einige noch kauend; das Couvert mit dem roten Siegel zog alle an wie ein Magnet.

»Das habe ich selbst geschrieben, gestern, unmittelbar nachdem ich Ihnen mein Wort gegeben hatte, zu Ihnen zu ziehen, Fürst. Ich habe gestern den ganzen Tag geschrieben und auch die ganze Nacht und war heute morgen damit fertig; nachts, gegen Morgen, hatte ich einen Traum ...«

»Wäre es nicht besser, es morgen zu tun?« unterbrach ihn schüchtern der Fürst.

»Morgen ›soll hinfert keine Zeit mehr sein!‹ Ippolit lächelte hysterisch. »Machen Sie sich keine Sorgen, ich brauche zum Vorlesen vierzig Minuten, höchstens eine Stunde ... Sie sehen ja, wie sich alle dafür interessieren; alle haben sich versammelt; alle sehen mein Siegel an; hätte ich den Artikel nicht in das Couvert gesteckt und ihn nicht versiegelt, wäre dieser Effekt ausgeblieben! Ha-ha! Da sieht man, was das Geheimnisvolle ausmacht! Soll ich das Siegel brechen oder nicht, meine Herrschaften?« rief er mit seinem eigentümlichen Lachen und funkeln den Augen. »Ein Geheimnis! Ein Geheimnis! Und erinnern Sie sich, Fürst, wer es verkündet, daß ›hinfert keine Zeit mehr sein soll? Das verkündet der gewaltige und mächtige Engel in der Apokalypse.«

»Besser nicht lesen!« rief plötzlich Jewgenij Pawlowitsch, aber mit einer so ungewohnt besorgten Miene, daß es manchem sonderbar vorkam.

»Lesen Sie nicht!« warnte auch der Fürst und legte die Hand auf das Couvert.

»Was soll das? Vorlesen? Wir sind jetzt bei der Sakuska«, meinte jemand.

»Ein Artikel? Für eine Zeitschrift? Oder?« erkundigte sich ein zweiter.

»Vielleicht langweilig«, fügte ein dritter hinzu.

»Worum geht es?« erkundigten sich andere. Aber die furchtsame Geste des Fürsten hatte offensichtlich Ippolit erschreckt.

»Also ... nicht lesen?« flüsterte er dem Fürsten zu, irgendwie furchtsam und mit schiefem Lächeln auf den blauen Lippen.

»Nicht lesen?« murmelte er, indem er seinen Blick über das Publikum wandern ließ, über sämtliche Augen und Gesichter, als klammerte er sich schon wieder an alle mit der früheren, gleichsam überfallartigen Expansivität, »Sie haben ... Angst?« wandte er sich wieder an den Fürsten.

»Wovor?« fragte dieser, der sich mehr und mehr veränderte.

»Hat jemand zwanzig Kopeken, eine Silbermünze?« Ippolit sprang plötzlich auf, wie in die Höhe gerissen. »Oder sonst eine kleine Münze?«

»Hier!« Lebedjew reichte ihm sofort eine Münze; einen Augenblick dachte er, der kranke Ippolit sei übergeschnappt.

»Wera Lukjanowna!« forderte Ippolit hastig das junge Mädchen auf. »Hier, nehmen Sie! Werfen Sie die Münze auf den Tisch: Adler oder Gitter? Adler – Lesen!«

Wera warf einen erschrockenen Blick zuerst auf die Münze, auf Ippolit, dann auf ihren Vater, und warf die Münze ungeschickt, mit zurückgeworfenem Kopf, auf den Tisch, als glaubte sie, nicht hinsehen zu dürfen. Der Adler war oben.

»Also Lesen«, flüsterte Ippolit, als hätte ihn der Schicksalsspruch erdrückt; bei der Verkündung seines Todesurteils hätte er nicht bleicher werden können. »Allerdings«, plötzlich schauderte er, nachdem er etwa eine halbe Minute geschwiegen hatte, »was ist das? Hab' ich mir jetzt wirklich das Los geworfen?« Wieder ließ er seinen Blick mit derselben aufdringlichen Offenheit in der Runde wandern. »Aber das ist doch ein verblüffender psychologischer Zug!« rief er plötzlich aus, wobei er sich aufrichtig erstaunt an den Fürsten wandte. »Das ist ... das ist ein unfaßlicher Zug, Fürst«, bestätigte er,

sich belebend und gleichsam zu sich kommend, »notieren Sie, Fürst! Halten Sie das fest! Sie sammeln doch, wenn ich nicht irre, Material über die Todesstrafe ... Man hat es mir erzählt, ha-ha! Oh, mein Gott, was für ein hanebüchener Unsinn!« Er setzte sich auf das Sofa, stützte beide Ellbogen auf den Tisch und hielt sich den Kopf fest. »Das ist sogar peinlich! ... Aber was kümmert's mich, zum Teufel, wenn es peinlich ist.« Fast im selben Augenblick hob er den Kopf. »Meine Herrschaften! Meine Herrschaften, ich breche das Siegel!« verkündete er mit plötzlicher Entschlossenheit. »Ich ... ich nötige übrigens keinen, mir zuzuhören! ...«

Mit vor Erregung zitternden Händen brach er das Siegel und zog aus dem Couvert einige Bogen Briefpapier, eng beschrieben, breitete sie vor sich aus und fuhr glättend mit der Hand darüber.

»Was soll das? Was ist das? Was wird vorgelesen?« knurrten die einen verdrossen; andere schwiegen. Alle aber hatten Platz genommen und schauten gespannt. Vielleicht erwarteten sie in der Tat etwas Außergewöhnliches. Wera klammerte sich an den Stuhl ihres Vaters und war vor Angst den Tränen nahe; auch Kolja hatte Angst. Lebedjew, der sich inzwischen gesetzt hatte, stand plötzlich wieder auf, nahm die Kerzen und schob sie näher zu Ippolit, damit er beim Lesen besseres Licht hätte.

»Meine Herrschaften, das ist ... Sie werden gleich sehen, was das ist«, fügte Ippolit aus irgendeinem Grunde hinzu und begann plötzlich unvermittelt zu lesen: »Eine notwendige Erklärung! Motto: Après moi le déluge ... pfui Teufel!« rief er aus, als hätte er sich verbrannt. »Konnte ich wirklich so ein dämliches Motto vorausschicken? ... Hören Sie, meine Herrschaften! ... Ich versichere Ihnen, daß das alles vielleicht furchtbarer Unsinn ist. Hier sind nur einige Gedanken von mir ... Wenn Sie annehmen sollten, hier gäbe es etwas ... etwas Geheimnisvolles oder ... Verbotenes ... kurz ...«

»Sie sollten ohne Vorreden lesen!« fiel ihm Ganja ins Wort.

»Alles Finten!« fügte jemand hinzu.

»Zuviel Geschwätz«, ließ sich Rogoschin vernehmen, der bis dahin geschwiegen hatte.

Ippolit sah ihn plötzlich an, und als ihre Blicke sich begegneten, grinste Rogoschin unfroh und gallig und sprach langsam den seltsamen Satz:

»So ‘ne Sache macht man anders, Bursche, anders ...«

Was Rogoschin damit sagen wollte, verstand natürlich niemand, aber seine Worte hinterließen bei allen einen seltsamen Eindruck; jeden streifte der Saum eines allen gemeinsamen Gedankens. Einen entsetzlichen Eindruck machten diese Worte auf Ippolit: Er begann derart zu zittern, daß der Fürst schon den Arm ausstreckte, um ihn zu stützen, und hätte gewiß laut aufgeschrien, wenn seine Stimme nicht offensichtlich versagt hätte. Eine ganze Minute war er nicht imstande zu antworten, atmete schwer und starre Rogoschin unentwegt an. Endlich brachte er, sehr mühsam und nach Luft ringend, hervor:

»Dann waren Sie ... Sie waren ... Sie ...«

»Was war ich? Ich?« fragte Rogoschinverständnislos, aber Ippolit, plötzlich wutentbrannt und nahezu rasend, fuhr ihn scharf und laut an:

»*Sie* waren bei mir, letzte Woche, nachts, nach ein Uhr, an demselben Tag, als ich *Sie* vormittags besucht hatte! *Sie!!* Geben Sie zu, daß *Sie* es waren?«

»Letzte Woche? Nachts? Bist du denn wirklich übergeschnappt, Bursche?«

Der »Bursche« schwieg abermals fast eine Minute, den Zeigefinger an die Stirn gelegt und offensichtlich überlegend; aber in seinem blassen, immer noch ängstlich sich schlängelnden Lächeln blitzte plötzlich etwas Listiges, sogar Triumphierendes auf.

»Das waren *Sie!*« wiederholte er endlich, beinahe flüsternd, aber völlig überzeugt. »*Sie* sind zu mir gekommen und haben bei mir schweigend auf einem Stuhl gesessen, am

Fenster, eine ganze Stunde; länger noch; es war zwischen ein ... und zwei Uhr nachts; dann sind Sie aufgestanden und fortgegangen, schon nach zwei ... Das waren Sie, Sie! Warum wollten Sie mich erschrecken, warum kamen Sie, mich zu quälen – ich kann es nicht begreifen, aber das waren Sie!«

In seinem Blick blitzte plötzlich unendlicher Haß auf, obwohl er immer noch vor Schreck zitterte.

»Sie werden das alles sogleich erfahren, meine Herrschaften, ich ... ich ... Hören Sie! ...«

Er wandte sich wieder in furchtbarer Hast seinen Blättern zu; sie lagen verstreut und waren durcheinander geraten; er versuchte, sie wieder zu ordnen; sie zitterten in seinen zitternden Händen. Eine geraume Zeit gelang es ihm nicht, mit dem Lesen anzufangen.

Endlich begann er zu lesen. Zuerst, etwa fünf Minuten lang, rang der Verfasser des unerwarteten *Artikels* immer noch nach Luft und las zusammenhanglos und stockend; dann aber wurde seine Stimme kräftiger und brachte den Sinn des Gelesenen deutlich zum Ausdruck. Nur gelegentlich wurde er von ziemlich heftigem Husten unterbrochen; nach der Mitte des Artikels klang die Stimme heiser; die außerordentliche Begeisterung, die sich seiner im Laufe des Lesens zunehmend bemächtigte, erreichte gegen den Schluß ihren Höhepunkt, ebenfalls das Mißbehagen der Zuhörer. Und nun dieser »Artikel« im Wortlaut:

»EINE NOTWENDIGE ERKLÄRUNG«

›Après moi le déluge!«

»Gestern vormittag war der Fürst bei mir; unter anderem hat er mich dazu überredet, in seine Datscha zu ziehen. Ich wußte im voraus, daß er unbedingt darauf bestehen würde, und war überzeugt, daß er mit der Tür ins Haus fallen und mir erklären würde, daß mir auf der Datscha ›das Sterben unter Menschen und Bäumen leichter fallen müßte‹, wie er sagt.

Heute aber sagte er nicht ›sterben‹, sondern ›leichter leben‹, was für mich beinahe dasselbe bedeutet, in meiner Lage. Ich fragte ihn, was er mit seinen ewigen ›Bäumen‹ meine und warum er mir diese ›Bäume‹ so aufdringe – und vernahm zu meiner Verwunderung, ich hätte mich angeblich an jenem Abend dahingehend geäußert, ich sei nach Pawlowsk gekommen, um zum letzten Mal Bäume zu sehen. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß es kein großer Unterschied sei, ob ich unter Bäumen oder mit dem Blick aus dem Fenster auf meine Ziegel sterbe, und daß es sich für zwei Wochen kaum lohne, Umstände zu machen, stimmte er mir sogleich zu; das Grün jedoch und die reine Luft müßten seiner Meinung nach zu einer physischen Veränderung bei mir führen, meine Erregungszustände und *meine Träume* würden sich ändern und vielleicht nachlassen. Wieder machte ich ihn darauf aufmerksam, und zwar lachend, daß er wie ein Materialist rede. Er antwortete mir, mit seinem Lächeln, daß er schon immer Materialist gewesen sei. Da er niemals lügt, müssen diese Worte etwas bedeuten. Sein Lächeln ist gut; heute habe ich ihn mir genau angesehen. Ich weiß nicht, ob ich ihn jetzt mag oder nicht; jetzt habe ich keine Zeit mehr, mich damit abzugeben. Mein fünf Monate währender Haß gegen ihn begann vor einem Monat sich zu legen, das muß ich sagen. Wer weiß, vielleicht war ich hauptsächlich nach Pawlowsk gekommen, um ihn zu sehen. Aber ... warum hatte ich damals mein Zimmer verlassen? Ein zum Tode Verurteilter darf seinen Winkel nicht verlassen; hätte ich jetzt nicht den endgültigen Entschluß gefaßt, sondern mich zum Gegenteil entschlossen, nämlich die letzte Stunde abzuwarten, dann hätte ich selbstverständlich mein Zimmer nicht verlassen und seinen Vorschlag, ›zum Sterben‹ zu ihm nach Pawlowsk zu ziehen, um nichts in der Welt angenommen.

Ich muß mich beeilen und diese ganze ›Erklärung‹ unbedingt bis morgen abschließen. Folglich werde ich keine Zeit mehr haben, sie durchzulesen und zu korrigieren. Das werde

ich morgen tun, wenn ich sie dem Fürsten und den zwei oder drei Zeugen vorlesen werde, die ich bei ihm anzutreffen beabsichtige. Da sie auch nicht ein einziges Wort der Lüge enthalten wird, sondern die reinste, letzte und feierliche Wahrheit, bin ich schon jetzt neugierig, welchen Eindruck sie auf mich selbst zu jener Stunde und jener Minute, da ich sie wieder lesen werde, machen wird. Übrigens sind die Worte: ›Letzte und feierliche Wahrheit‹ überflüssig; angesichts der zwei Wochen lohnt es sich ohnehin nicht zu lügen, weil es sich nicht lohnt, zwei Wochen zu leben; das ist der beste Beweis, daß ich nichts als die Wahrheit schreibe, (n. b. Nicht außer acht zu lassen der Gedanke: Bin ich in diesem Augenblick nicht etwa verrückt, das heißt, bin ich es nicht hin und wieder? Man hat mir definitiv gesagt, daß Schwindsüchtige im letzten Stadium anfallweise den Verstand verlieren. Morgen, beim Vorlesen, an der Wirkung auf die Zuhörer überprüfen. Diese Frage morgen unbedingt exakt beantworten; gegebenenfalls darf nicht gehandelt werden.)

Ich glaube, ich habe soeben eine furchtbare Dummheit niedergeschrieben. Aber ich habe keine Zeit zu korrigieren, das habe ich schon gesagt; außerdem habe ich mir geschworen, in diesem Manuskript absichtlich keine einzige Zeile zu verbessern, sogar, wenn es mir selbst auffiele, daß ich mir mit jeder fünften Zeile widerspreche. Ich will ja gerade morgen, beim Vorlesen, feststellen, ob der logische Fluß meines Denkens richtig ist; ob mir meine Fehler auffallen und folglich alles, was mir in diesem Zimmer innerhalb dieser sechs Monate durch den Kopf ging, richtig ist oder nur ein einziger Fiebertraum war.

Noch vor zwei Monaten wäre ich bestimmt traurig gewesen, wenn ich mein Zimmer für immer hätte verlassen und von Meiers Brandmauer hätte Abschied nehmen müssen, davon bin ich überzeugt. Und nun empfinde ich gar nichts, indes ich morgen sowohl das Zimmer als auch die Mauer verlassen werde, *für alle Ewigkeit!* Folglich hat meine Über-

zeugung, daß es wegen zweier Wochen sich nicht lohne, irgend etwas zu bedauern oder irgendwelchen Empfindungen sich zu überlassen, inzwischen die Herrschaft über meine Natur erlangt und dirigiert bereits alle meine Empfindungen. Ist das aber wahr? Ist es wahr, daß meine Natur jetzt restlos besiegt ist? Wenn man mich jetzt folterte, würde ich doch bestimmt schreien und nicht sagen, es lohne sich nicht zu schreien und Schmerzen zu empfinden, weil ich nur noch zwei Wochen zu leben habe.

Aber ist es denn wahr, daß ich nur noch zwei Wochen zu leben habe und nicht länger? Neulich in Pawlowsk habe ich gelogen: B. hatte mir weder etwas gesagt, noch hatte er mich gesehen; aber vor einer Woche brachte man den Studenten Kisslorodow zu mir; seiner Überzeugung nach ist er Materialist, Atheist und Nihilist, und eben aus diesem Grunde ließ ich ihn kommen; ich brauchte endlich einen Menschen, der mir die nackte Wahrheit sagt, ohne alle Rücksichten und Zeremonien. Das tat er auch, und nicht nur bereitwillig und ohne Umstände, sondern sogar mit sichtlichem Vergnügen (was meiner Ansicht nach schon nicht mehr zur Sache gehört). Er platzte einfach damit heraus, daß ich ungefähr noch einen Monat zu leben hätte, vielleicht auch etwas länger, wenn die äußeren Bedingungen günstig wären, aber ich könnte auch früher, sehr viel früher sterben. Seiner Meinung nach könnte ich auch plötzlich, zum Beispiel sogar schon morgen sterben: Solche Fälle kämen vor, und erst vor drei Tagen hätte sich eine junge Dame in Kolomna, schwind süchtig und in einem vergleichbaren Stadium wie ich, ange schickt, auf den Markt zu gehen und Lebensmittel einzukaufen, hätte sich plötzlich übel gefühlt, auf ein Sofa gelegt, tief geseufzt und wäre tot gewesen. Dies alles erzählte Kisslorodow mit betonter Gefühlskälte und Rücksichtslosigkeit, als erweise er mir damit eine Ehre, das heißt, er ließ mich merken, daß er mich für ein ebensolches alles verneinendes höheres Wesen halte wie sich selbst, dem Sterben selbstverständ-

lich eine Kleinigkeit wäre. Wie dem auch sei, an der Tatsache sei nicht zu rütteln: Einen Monat und keinen Tag länger! Daß er sich nicht getäuscht hat – davon bin ich fest überzeugt.

Es wundert mich sehr, wieso der Fürst neulich erriet, daß ich ›schlimme Träume‹ habe; er sagte wortwörtlich, daß in Pawlowsk ›meine Erregung und meine Träume‹ sich bessern würden. Wieso Träume? Entweder ist er ein Mediziner, oder er ist wirklich außerordentlich klug und kann sehr vieles erraten. (Aber daß er letzten Endes ein ›Idiot‹ ist, steht außer Zweifel.) Ausgerechnet vor seinem Besuch, kurz vorher, hatte ich einen dieser netten Träume (übrigens von der Sorte, wie sie mich jetzt zu Hunderten heimsuchen). Ich schlief ein – ich glaube, eine Stunde, bevor er kam – und sah mich in einem Zimmer (aber nicht in meinem). Das Zimmer war größer, mit höherer Decke, besser möbliert, hell; Schrank, Kommode, Sofa, und mein Bett, groß und breit, unter einer grünen seidenen Steppdecke. Aber in diesem Zimmer bemerkte ich ein unheimliches Tier, ein Monstrum. Es erinnerte an einen Skorpion, war aber kein Skorpion, sondern gräßlicher und unheimlicher, gerade deshalb, weil es solche Tiere in der Natur nicht gibt und weil es vorsätzlich bei mir auftauchte, und gerade darin schien ein Geheimnis zu liegen. Ich habe es mir sehr genau angesehen: Es war ein braunes Krustentier, ein Reptil von etwa vier Werschok Länge, zwei Finger dick am Kopfteil, zum Schwanz hin immer dünner, so daß die Schwanzspitze nicht dicker war als ein Zehntel Werschok.

Ein Werschok hinter dem Kopf traten aus dem Leib, im Winkel von fünfundvierzig Grad, zwei Beine heraus, eines an jeder Seite, je zwei Werschok lang, so daß das Tier von oben gesehen die Form eines Dreizacks hatte. Den Kopf habe ich mir nicht genau angesehen, aber mir sind die zwei Fühler aufgefallen, nicht besonders lang, wie zwei kräftige Stacheln, ebenfalls braun. Zwei ebensolche Fühler an der Schwanzspit-

ze und am Ende jedes Beins, insgesamt acht Fühler. Das Tier bewegte sich im Zimmer sehr schnell hin und her, wobei es sich mit den Beinen und dem Schwanz abstieß, und während es sich fortbewegte, wanden sich sein Leib und seine Beine wie kleine Schlangen mit unvorstellbarer Geschwindigkeit, ungeachtet des Panzers, es war ein ganz widerlicher Anblick. Ich hatte große Angst, es könnte mich stechen; mir wurde gesagt, es sei giftig, aber am meisten quälte mich die Frage, wer es in mein Zimmer geschickt hatte, was man mit mir vorhatte und was das für ein Geheimnis war? Es versteckte sich unter der Kommode, unter dem Schrank, verkroch sich in die Ecken. Ich setzte mich mit angezogenen Beinen auf einen Stuhl. Es durchquerte rasch das ganze Zimmer und verschwand irgendwo in der Nähe meines Stuhls. Ich sah mich ängstlich um, aber da ich mit angezogenen Beinen saß, tröstete ich mich mit der Hoffnung, es könnte nicht an meinem Stuhl hochklettern. Plötzlich hörte ich in meinem Rücken, fast unmittelbar neben meinem Kopf, ein knisterndes Rascheln; ich drehte mich um und sah: Das Reptil kriecht die Wand hinauf, ist bereits in gleicher Höhe mit meinem Kopf und berührt sogar mein Haar mit dem sich unheimlich drehenden und windenden Schwanz. Ich sprang auf, und das Tier verschwand. Ich hatte Angst, mich auf das Bett zu legen, weil es unter das Kopfkissen gekrochen sein konnte. Meine Mutter und einer ihrer Bekannten traten ins Zimmer. Sie wollten das Untier fangen, sie waren ruhiger als ich und hatten nicht einmal Angst. Aber sie waren ja ahnungslos. Plötzlich kroch das Reptil wieder hervor; diesmal bewegte es sich sehr langsam, wie mit besonderer Absicht, es schlängelte sich gemächlich dahin, und das war noch abscheulicher, abermals quer durch das Zimmer, auf die Tür zu. Da öffnete meine Mutter die Tür und rief Norma, unsere Hündin – eine riesige Neufundländerin, schwarz und zottig; sie starb vor ungefähr fünf Jahren. Die Hündin stürmte ins Zimmer und blieb über dem Reptil wie angewurzelt stehen. Auch das Reptil

hielt inne, schlängelte sich aber immer noch und klopfte mit den Spitzen der Beine und des Schwanzes auf den Fußboden. Tiere kennen, wenn ich mich nicht irre, keinen mystischen Schrecken; in diesem Augenblick aber schien es mir, daß Normas Schrecken irgendwie ungewöhnlich war, beinahe auch mystisch, und daß sie folglich ahnte, ebenso wie ich, daß in dem Reptil sich etwas Schicksalhaftes und ein Geheimnis verbarg. Langsam wich Norma vor dem Reptil zurück, das ebenso langsam und vorsichtig auf sie zukroch; es hatte offenbar vor, sich plötzlich auf den Hund zu stürzen und ihn zu stechen. Aber ungeachtet ihres Schreckens, blickte Norma äußerst wütend, auch wenn sie am ganzen Körper zitterte. Plötzlich fletschte sie langsam ihre furchtbaren Zähne, riß ihr riesiges rotes Maul auf, zielte, duckte sich, schoß vorwärts und packte plötzlich das Reptil mit den Zähnen. Wahrscheinlich wand sich das Reptil mit Gewalt heraus, so daß Norma es schon in der Luft packte, zweimal zuschnappte, immer noch in der Luft, bis es gänzlich in ihrem Maul verschwand, als wollte sie es verschlucken. Der Panzer krachte zwischen ihren Zähnen. Der Schwanz und die Beine, die aus dem Maul hingen, zappelten unheimlich. Plötzlich winselte Norma kläglich: Das Reptil hatte es fertiggebracht, sie in die Zunge zu stechen. Winselnd und heulend vor Schmerz riß sie das Maul auf, und ich sah, daß das zerbißene Reptil immer noch quer in ihrem Maul lag und zappelte, wobei aus seinem halbzerquetschten Leib eine Menge weißen Safts, der an den Saft einer zertretenen schwarzen Schabe erinnerte, auf die Hundezunge quoll ... Da wachte ich auf, und der Fürst trat ein.«

»Meine Herrschaften«, sagte Ippolit, plötzlich innehaltend und fast verlegen, »ich habe es nicht noch einmal durchgelesen, aber jetzt kommt es mir so vor, als ob ich wirklich viel Unnötiges geschrieben hätte. Dieser Traum ...«

»Da haben Sie nicht Unrecht«, warf Ganja sofort ein.

»Hier ist viel zuviel Persönliches, zugegeben, das heißt,

über mich selbst ...«

Während er sprach, wischte sich Ippolit, müde und angegriffen, mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

»Jawohl, Sie interessieren sich viel zuviel für sich selbst«, zischte Lebedjew.

»Ich möchte niemanden nötigen, meine Herrschaften, das sei noch einmal gesagt; wer keine Lust hat, kann ja gehen.«

»Der setzt einen vor die Tür ... in ‘nem fremden Haus«, knurrte Rogoschin kaum hörbar.

»Und wenn wir alle plötzlich aufstehen und gehen?« fragte auf einmal Ferdystschenko, der übrigens bis jetzt noch nicht gewagt hatte, sich laut zu äußern.

Ippolit schlug plötzlich die Augen nieder und griff nach seinem Manuskript; aber in derselben Sekunde hob er wieder den Kopf mit den zwei roten Flecken auf den Wangen, starrte mit funkeln den Augen Ferdystschenko an und sagte:

»Sie lieben mich gar nicht!«

Man hörte Lachen; die meisten lachten allerdings nicht. Ippolit errötete tief.

»Ippolit«, sagte der Fürst, »legen Sie Ihr Manuskript zusammen, geben Sie es mir, und dann gehen Sie schlafen, hier, in meinem Zimmer. Wir wollen uns noch vor dem Einschlafen und morgen darüber unterhalten; aber dann sollten diese Seiten nie wieder aufgeschlagen werden. Einverstanden?«

»Ist denn das möglich?« Ippolit sah ihn mit größtem Erstaunen an. »Meine Herrschaften«, rief er, von neuem fieberhaft erregt, »das war ein dummes Zwischenspiel, in dem ich versagt habe. Ich werde das Lesen nicht noch einmal unterbrechen. Wer zuhören möchte, mag zuhören ...«

Er nahm hastig einen Schluck Wasser aus dem Glas, stützte sich hastig mit den Ellbogen auf den Tisch, um sich vor den Blicken zu verstecken, und setzte das Vorlesen unbeirrt fort. Seine Verlegenheit sollte sich übrigens bald legen ...

»Die Idee«, (las er weiter), »daß es sich nicht lohnt, ein

paar Wochen zu leben, begann sich meiner ernsthaft zu bemächtigen, glaube ich, vor einem Monat, als ich noch vier Wochen zu leben hatte, aber erst vor drei Tagen, nachdem ich nach jenem Abend in Pawlowsk nach Hause zurückgekehrt war, hat sie mich völlig überwältigt. Der erste Augenblick des uneingeschränkten, unmittelbaren Einsseins mit diesem Gedanken trat auf der Veranda des Fürsten ein, ausgerechnet in dem Moment, als ich mir vornahm, das Experiment mit dem Leben zum letzten Mal durchzuführen, Menschen und Bäume zu sehen (vielleicht habe ich das wirklich gesagt), als ich mich heiß redete, auf Burdowskijs, ›meines Nächstens Recht beharrte und davon träumte, daß alle plötzlich ihre Arme ausbreiten, mich ans Herz drücken und um Vergebung bitten würden, und ich sie ebenfalls; kurz, ich endete als schwachsinniger Narr. Und ausgerechnet während dieser Stunden flammte in mir meine ›letzte Überzeugung‹ auf. Jetzt wundere ich mich, wie ich ganze sechs Monate lang ohne diese ›Überzeugung‹ habe leben können! Ich habe positiv gewußt, daß ich an Schwindsucht erkrankt bin, an unheilbarer Schwindsucht; ich habe mir nichts vorgemacht und die Dinge klar gesehen. Aber je klarer ich die Dinge sah, desto krampfhafter wünschte ich, nur zu leben; ich klammerte mich an das Leben und wollte leben, um jeden Preis. Natürlich durfte ich mich damals gegen das dunkle und taube Fatum auflehnen, nach dessen Willen ich wie eine Fliege zerquetscht werden sollte, und zwar ohne zu wissen, warum; aber warum bin ich nicht bei der Auflehnung geblieben? Warum habe ich tatsächlich *begonnen* zu leben, obwohl ich wußte, daß es mir nicht mehr zukam, überhaupt zu beginnen; und experimentiert, obwohl ich wußte, daß es für mich nichts mehr zu experimentieren gab? Inzwischen brachte ich es nicht einmal mehr fertig, ein Buch durchzulesen, und gab das Lesen auf: Wozu lesen, wozu Neues erkennen, wenn es nur für sechs Monate ist? Dieser Gedanke hat mich mehr als einmal veranlaßt, ein Buch aus der Hand zu legen.

Ja, Meiers Brandmauer könnte manches erzählen! Ich habe manches darauf aufgeschrieben. Es gab keinen einzigen Flecken auf dieser schmutzigen Mauer, den ich mir nicht eingeprägt habe. Verflixte Mauer! Und trotzdem ist sie mir teurer als sämtliche Bäume in Pawlowsk, das heißtt, sie müßte mir teurer sein als alles, wenn mir jetzt nicht alles egal wäre.

Ich erinnere mich jetzt daran, mit welch gierigem Interesse ich damals angefangen habe, *deren* Leben zu beobachten. Dieses Interesse hatte ich früher nicht. Ich erwartete Kolja ungeduldig und vorwurfsvoll, wenn ich mich so schlecht fühlte, daß ich das Zimmer nicht verlassen konnte. Ich vertiefte mich so sehr in alle Kleinigkeiten und interessierte mich so sehr für alle Gerüchte, daß ich, glaube ich, zum Klatschmaul wurde. Ich konnte zum Beispiel nicht begreifen, wie diese Leute, die so viel Leben vor sich haben, es nicht fertigbrachten, reich zu werden (das verstehet ich übrigens heute immer noch nicht). Ich kannte einen armen Schlucker, von dem man mir später erzählte, er sei regelrecht verhungert, und ich weiß noch, daß mich diese Nachricht aus der Fassung brachte: Wenn man diesen Hungerleider ins Leben hätte zurückholen können, dann hätte ich ihn hingerichtet, glaube ich. Manchmal trat eine Besserung ein, die wochenlang anhielt, und ich konnte wieder ausgehen; aber draußen überkam mich schließlich eine solche Verbitterung, daß ich tagelang mit Absicht hinter verschlossenen Türen und Fenstern saß, obwohl ich hätte ausgehen können, genauso wie alle anderen. Ich konnte dieses hastende, geschäftige, ewig düstere und aufgeschreckte Volk, das links und rechts von mir auf dem Trottoir dahineilte, nicht ertragen. Was sollten ihr ewiger Trübsinn, ihre ewige Unruhe und Hast; ihre ewige übel-lauelige Bosheit (denn sie sind böse, böse, böse)? Wer ist schuld daran, daß sie unglücklich sind und nicht zu leben wissen, obwohl sie sechzig Jahre vor sich haben! Wieso hat sich Sarnizyn erlaubt, Hungers zu sterben, während er sechzig Jahre vor sich hatte! Und jeder zeigt auf seine armseligen

Lumpen, auf seine schwieligen Hände, ist erbost und brüllt:
›Wir arbeiten wie die Ochsen, wir schuften, wir sind hungrig
wie die Hunde und sind arm! Andere arbeiten nicht und
schuften nicht und sind reich!‹ (Die ewige Leier!) Unter ih-
nen hastet geschäftig diese armselige Morche aus guter Fa-
milie, Iwan Fomitsch Surikow, mit ewig durchgescheuerten
Ärmeln – er wohnt in unserm Haus, direkt über uns – und
baumelnden Knöpfen, Laufbursche für alle möglichen Leute,
von früh bis spät in Kommissionen unterwegs. Kommt man
mit ihm ins Gespräch: ›Arm, bettelarm, bedürftig, Frau ge-
storben, kein Geld für Arzneien gehabt, im Winter ein Säug-
ling erfroren; die Älteste läßt sich aushalten ...‹ Ewiges Jam-
mern, ewiges Klagen! Oh, nicht die Spur, nicht mal eine
Spur Mitleid habe ich mit diesen Narren, habe nie welches
gehabt und habe auch jetzt keines – ich sage es und bin stolz
darauf! Warum ist er kein Rothschild? Wer ist schuld, daß er
keine Millionen hat wie Rothschild? Daß er keinen Berg
Imperiale und Napoleons d'or besitzt? Einen Berg, einen
genauso hohen Berg wie zur Butterwoche vor den Jahr-
marktsbuden! Da er lebt, steht alles in seiner Macht! Wer ist
schuld, daß er das nicht kapiert?

Oh, jetzt ist mir alles egal, jetzt bleibt mir keine Zeit
mehr, mich darüber zu erbosen, damals aber, ja, damals, ich
wiederhole es, habe ich nachts buchstäblich mein Kissen
zerbissen und meine Decke vor Wut zerfetzt. Oh, wie habe
ich damals davon geträumt und mir gewünscht, mir mit
Bedacht gewünscht, daß man mich mit meinen achtzehn
Jahren, fast nackt und bloß, plötzlich auf die Straße wirft
und völlig allein läßt, ohne Dach über dem Kopf, ohne Be-
schäftigung, ohne ein Stück Brot und ohne Verwandte, ohne
einen einzigen Bekannten in der riesengroßen Stadt, hungrig,
geprügelt (noch besser!), aber gesund, und dann, dann hätte
ich es ihnen gezeigt ...

Was hätte ich ihnen gezeigt?

Oh, glauben Sie etwa, ich wüßte nicht, wie sehr ich mich

selbst durch meine ›Erklärung‹ ohnehin schon erniedrigt habe! Wer wird mich daraufhin nicht für eine Rotznase halten, die vom Leben keine Ahnung hat, und übersehen, daß ich nicht mehr achtzehn bin; übersehen, daß man, wenn man so lebt, wie ich diese sechs Monate gelebt habe, das Greisenalter bereits erreicht hat! Aber soll man ruhig lachen und behaupten, das seien alles Märchen. Stimmt, ich habe mir wirklich Märchen erzählt. Ich habe meine Nächte randvoll mit Märchen gefüllt; jetzt kann ich mich immer noch an alle erinnern.

Aber warum soll ich sie jetzt wiedererzählen – jetzt, da auch für mich die Zeit der Märchen vorüber ist? Und wem? Ich habe mich mit ihnen getrostet, als ich klar erkannte, daß es mir verwehrt war, auch nur die griechische Grammatik zu lernen, was ich mir gerade vorgenommen hatte: ›Bevor ich zur Syntax gekommen bin, bin ich tot‹, dachte ich schon bei der ersten Seite und warf das Buch unter den Tisch. Da liegt es immer noch; ich habe Matrjona verboten, es aufzuheben.

Mag einer, dem meine Erklärung in die Hände fällt und dessen Geduld ausreicht, um sie durchzulesen, mich für einen Geisteskranken oder sogar für einen Gymnasiasten halten, am ehesten für einen zum Tode Verurteilten, dem es verständlicherweise scheint, daß alle Menschen, er ausgenommen, das Leben viel zu gering schätzen, sich daran gewöhnt haben, viel zu verschwenderisch damit umzugehen, es viel zu träge, viel zu verantwortungslos benutzen und folglich alle, ausnahmslos alle, seiner unwürdig sind! Und? Ich werde erklären, daß mein Leser sich täuscht und daß meine Überzeugung von meinem Todesurteil völlig unabhängig ist. Sie brauchen die Menschen nur zu fragen, was sie alle, ausnahmslos alle, unter Glück verstehen? Oh, seien Sie sicher, daß Columbus glücklich war, nicht, als er Amerika entdeckt hatte, sondern als er dabei war, es zu entdecken; seien Sie sicher, daß sein Glück vielleicht genau drei Tage vor der

Entdeckung der Neuen Welt seinen Höhepunkt erreichte, als die meuternde Besatzung in ihrer Verzweiflung um ein Haar das Steuer herumgeworfen hätte, um wieder Kurs auf Europa zu nehmen, zurück! Es geht nicht um die Neue Welt, mag sie zur Hölle fahren! Columbus starb, fast ohne sie gesehen zu haben und eigentlich ohne zu wissen, was er entdeckt hatte. Es geht um das Leben, einzige und allein um das Leben – um das Entdecken des Lebens, ununterbrochen und ewig, aber keineswegs um die Entdeckung als solche! Aber wozu reden! Ich vermute, daß alles, was ich jetzt sage, so sehr an Gemeinplätze erinnert, daß man mich sicherlich für einen Schüler der untersten Klasse hält, der einen Aufsatz ›Über den Sonnenaufgang‹ schreibt, oder meint, daß ich vielleicht etwas zu sagen beabsichtigt, es aber trotz aller Anstrengung nicht fertiggebracht ... es nicht ›entwickelt‹ hätte. Ich möchte allerdings hinzufügen, daß in jedem genialen oder neuen menschlichen Gedanken, oder sogar einfach in jedem ernsten menschlichen Gedanken, der in einem Kopf zu keimen beginnt, immer etwas ist, das zurückbleibt und sich unmöglich anderen Menschen mitteilen läßt, selbst wenn man Bände vollschreibt und diesen Gedanken fünfunddreißig Jahre lang erläutert; es bleibt immer etwas zurück, was um keinen Preis den Schädel verlassen will und für alle Ewigkeit in einem bleibt; und so stirbt man, vielleicht ohne das Wichtigste seiner Idee an irgend jemand weitergegeben zu haben. Aber wenn es auch mir nicht gelungen ist, jetzt alles auszudrücken, was mich in diesen sechs Monaten gequält hat, so werden zumindest alle begreifen, daß ich für meine gegenwärtige ›letzte Überzeugung‹ einen vielleicht zu hohen Preis gezahlt habe; und es kam mir darauf an, mit einer bestimmten Absicht, gerade dies in meiner ›Erklärung‹ in den Vordergrund zu stellen. Aber ich fahre fort.«

»ICH möchte nicht lügen: Auch ich ging im Laufe dieser sechs Monate der Wirklichkeit an die Angel und wurde von ihr so sehr in Beschlag genommen, daß ich mein Todesurteil vergaß oder, besser gesagt, mich nicht darum kümmern und sogar dies und das tun wollte. Nebenbei, über meine äußersten Verhältnisse: Als ich sehr krank wurde, es sind etwa acht Monate her, brach ich alle meine Verbindungen ab und zog mich von meinen ehemaligen Mitschülern zurück. Weil ich schon immer ein ziemlich finsterer Geselle war, fiel es meinen Kameraden nicht schwer, mich zu vergessen; das hätten sie bestimmt auch ohne den eingetretenen Umstand getan. Was meine Verhältnisse zu Hause, das heißt ›en famille‹ angeht, so lebte ich ebenso zurückgezogen. Vor fünf Monaten etwa habe ich mich für immer eingeschlossen und seitdem die übrigen Zimmer unserer Wohnung nicht mehr betreten. Man hatte mir schon immer gehorcht, und niemand wagte es, bei mir einzutreten, außer zu den festgesetzten Stunden, um aufzuräumen und das Essen zu bringen. Meine Mutter befolgte ängstlich meine Befehle und traute sich nicht einmal, in meiner Gegenwart zu flennen, wenn ich ihr dann und wann gestattete, bei mir einzutreten. Die Kinder wurden von ihr dauernd geprügelt, damit sie nicht lärmten und mich nicht störten; ich habe mich ziemlich oft über ihr Geschrei beklagt; damit habe ich mich ganz bestimmt bei ihnen sehr beliebt gemacht! Den ›getreuen Kolja‹, wie ich ihn nannte, habe ich, ganz bestimmt, ebenfalls ordentlich gequält. In letzter Zeit hat auch er mich gequält: Das alles war ganz natürlich, die Menschen sind ja dazu geschaffen, einander zu quälen. Aber mir war aufgefallen, daß er meine Geiztheit so ertrug, als habe er sich das Wort gegeben, den Kranken zu schonen. Das reizte mich selbstverständlich; aber er hatte sich offenbar vorgenommen, dem Fürsten in der ›christlichen Demut‹ nachzueifern, und das war schon eini-

germaßen lächerlich. Er ist jung und fängt leicht Feuer und eifert selbstverständlich jedem nach; aber ich habe manchmal den Eindruck, als sei es für ihn schon an der Zeit, nach seinem eigenen Kopf zu leben. Ich habe ihn sehr gern. Ich habe auch Surikow gequält, der über uns wohnt und von früh bis spät seine Kommissionen erledigt; ich wollte ihm immer beweisen, daß er seine Armut selbst verschuldet hätte, bis er schließlich erschrak und mich nicht mehr besuchte. Er ist ein sehr demütiger Mensch, das demütigste Wesen überhaupt (N. B. Es heißt, Demut sei eine ungeheure Kraft; den Fürsten fragen, es sind seine eigenen Worte); aber als ich, es war März, zu ihm hinaufging, um in Augenschein zu nehmen, wie sie dort ein Kind, wie er selbst sagte, hatten »erfrieren lassen«, und über der Leiche seines Kleinen unversehens lächelte, weil ich wieder einmal Surikow zu erklären versuchte, daß er »selbst schuld« sei, zitterten plötzlich die Lippen dieser Mörchel, er packte mich mit einer Hand bei der Schulter, deutete mit der anderen auf die Tür und sagte leise, das heißt, beinahe flüsternd: »Bitte, gehen Sie!« Ich ging, das gefiel mir sehr gut, es gefiel mir damals sogleich, sogar im selben Augenblick, da er mich vor die Tür setzte; aber später, wenn ich mich daran erinnerte, riefen seine Worte in mir noch lange ein irgendwie sonderbares, herablassendes Mitleid hervor, ein bedrückendes Gefühl, das zu ertragen ich keineswegs gewillt war. Sogar in dem Augenblick einer solchen Beleidigung (ich fühle doch, daß ich ihn beleidigt hatte, wenn auch ohne Absicht), sogar in einem solchen Augenblick war dieser Mann außerstande, in Zorn zu geraten! Seine Lippen zuckten damals keineswegs vor Wut, ich könnte es beschwören; er packte mich am Arm und brachte sein großartiges »Bitte, gehen Sie!« ganz ohne Groll heraus. Eine Würde war da, eine große sogar, eine so große sogar, daß sie ihm überhaupt nicht zu Gesicht stand (es war sogar recht komisch, ehrlich gesagt), aber kein Zorn. Vielleicht empfand er plötzlich Verachtung für mich. Seitdem, und das wiederholte

sich ein paarmal, zog er, wenn wir uns im Treppenhaus begegneten, plötzlich vor mir den Hut, was er früher nie getan hatte, blieb aber, im Gegensatz zu früher, nicht mehr stehen, sondern huschte furchtbar verlegen an mir vorbei. Selbst wenn er mich verachtete, tat er es doch auf seine eigene Art: Er ›verachtete *in aller Demut*.‹ Vielleicht zog er seinen Hut auch nur aus Angst vor dem Sohn seiner Gläubigerin, denn er stand bei meiner Mutter in der Kreide und hatte keine Chance, den Schuldenberg jemals abzutragen. Das ist sogar sehr wahrscheinlich. Ich hatte mir einmal vorgenommen, mich mit ihm auszusprechen, und bin sicher, daß er mich nach zehn Minuten um Verzeihung gebeten hätte, kam aber dann doch zu dem Schluß, ihn lieber in Frieden zu lassen.

Zur selben Zeit, das heißt ungefähr damals, als Surikow sein Kind hatte ›erfrieren lassen‹, etwa Mitte März, ging es mir plötzlich aus irgendeinem Grund viel besser, und dieser Zustand hielt fast zwei Wochen lang an. Ich ging an die Luft, meistens bei anbrechender Dämmerung. Ich liebte die Abenddämmerungen im März, wenn es zu frieren beginnt und die Gaslaternen angezündet werden; manchmal wagte ich mich weit hinaus. Einmal, in der Schestilawotschnaja, überholte mich im Dunkeln ein ›besserer‹ Herr, ich konnte ihn nicht richtig erkennen; er trug ein in Papier eingeschlagenes Paket und war für die Jahreszeit zu leicht gekleidet, in einen viel zu kurzen, schäbigen Mantel. Als er die nächste Laterne erreicht hatte, vielleicht zehn Schritte vor mir, sah ich, daß ihm etwas aus der Tasche fiel. Ich beeilte mich, es aufzuheben, und es war höchste Zeit, denn schon war ein Subjekt in langem Kaftan mit einem Satz zur Stelle, das sich aber nach einem flüchtigen Blick auf den Fund in meinen Händen wortlos zurückzog. Dieser Gegenstand war eine große, altmodische, prallgefüllte Brieftasche aus Saffian; aber aus irgendeinem Grunde erriet ich auf den ersten Blick, daß sie alles mögliche enthielt, nur kein Geld. Ihr Besitzer war mir inzwischen schon gut vierzig Schritt voraus und ver-

schwand bald in der Menge. Ich lief hinterher und rief; aber da ich außer ›He!‹ nichts rufen konnte, wandte er sich nicht einmal um. Plötzlich schlüpfte er nach links, in die Toreinfahrt eines Hauses. Als ich ihm in die sehr dunkle Toreinfahrt nachlief, war niemand mehr zu sehen. Das Haus war riesengroß, eines von jenen Kolossen, die von Spekulanten zum Vermieten kleiner Wohnungen gebaut werden; in manchen dieser Häuser finden sich bis zu hundert Wohnungen. Als ich aus der Toreinfahrt herauslief, glaubte ich, in der rechten hinteren Ecke des riesigen Hofes einen Menschen zu sehen, obgleich ich im Dunkeln kaum etwas erkennen konnte. Ich lief ihm nach und entdeckte in diesem Winkel die Tür zu einem Treppenhaus; das Treppenhaus war eng, auffallend schmutzig und ohne jede Beleuchtung; aber ich konnte hören, daß jemand über mir die Stufen hinauflief, und ich rannte ihm nach, in der Hoffnung, ihn einzuholen, bevor ihm irgendwo eine Tür geöffnet wurde. Und so geschah es auch. Die Geschoßtreppen waren sehr kurz, aber zahllos, und ich geriet völlig außer Atem; die Tür wurde im fünften Stock geöffnet und wieder geschlossen. Ich hörte es noch drei Geschoßtreppen tiefer. Bis ich auf dem Treppenabsatz zu Atem gekommen war, bis ich die Türglocke gefunden hatte, vergingen einige Minuten. Eine Frau, die in der winzigen Küche dabei war, einen Samowar aufzusetzen, öffnete mir; schweigend hörte sie sich meine Fragen an, natürlich ohne etwas zu verstehen, und öffnete mir ebenso schweigend die Tür in das angrenzende Zimmer, ebenso klein, mit furchtbar niedriger Decke, dürftig und ärmlich möbliert, aber mit einem breiten, riesigen Bett mit Vorhängen, auf dem ›Terentjitsch‹, so nannte ihn die Frau, ausgestreckt lag, betrunknen, wie mir schien. Auf dem Tisch flackerte ein Kerzenstummel in einem Nachtleuchter aus Blech und stand eine fast leere viereckige Wodkaflasche. Terentjitsch lallte mir, ohne sich aufzurichten, etwas zu und deutete mit der Hand auf die nächste Tür, die Frau verschwand, und so blieb

mir nichts anderes übrig, als diese Tür aufzustoßen. Das tat ich auch und betrat das nächste Zimmer.

Dieses Zimmer war noch schmäler und enger als das erste, so daß ich kaum wußte, wie ich mich umdrehen sollte. Das schmale, einschlaftrige Bett in der Ecke nahm unverhältnismäßig viel Platz ein; die übrige Einrichtung bestand nur aus drei einfachen Stühlen, auf denen allerlei Zeug übereinanderlag, und einem ganz billigen, ungestrichenen Küchentisch vor einem alten Wachstuchsofa, so daß man sich zwischen Tisch und Bett nur mit Mühe hindurchzwängen konnte. Auf dem Tisch brannte ein Talglicht in einem gleichen Nachtleuchter aus Blech, und auf dem Bett schrie ein winziger, nach seiner Stimme zu urteilen höchstens drei Wochen alter Säugling; eine wohl junge, höchst nachlässig gekleidete, kränkliche und blasse Frau, die sicherlich erst vor kurzem das Wochenbett verlassen hatte, war im Begriff, ihn »trockenzulegen«, das heißt, zu wickeln; aber das Kind wollte sich nicht beruhigen und schrie in Erwartung der mageren Mutterbrust. Auf dem Sofa schlief ein zweites Kind, ein dreijähriges Mädchen, das, glaube ich, mit einem Frack zugedeckt war. An dem Tisch stand ein Herr in einem sehr abgetragenen Rock (den Mantel hatte er bereits abgelegt und auf das Bett geworfen) und packte aus blauem Papier etwa zwei Pfund Weißbrot und zwei kleine Würste aus. Auf dem Tisch stand außerdem eine Teekanne und lagen ein paar Kanten Schwarzbrot. Unter dem Bett sah man einen offenen Koffer und zwei Bündel mit irgendwelchen alten Kleidern.

Kurz, es herrschte schreckliche Unordnung. Ich hatte beim ersten Blick den Eindruck, daß die beiden, der Herr und die Dame, anständige Menschen, aber durch ihre Armut in jene entwürdigende Lage geraten waren, in der die Unordnung über jeden Versuch, sie zu bekämpfen, triumphiert und in den Menschen schließlich das bittere Bedürfnis erregt, gerade an dieser täglich zunehmenden Unordnung irgendeine bittere und irgendwie schadenfrohe

Genugtuung zu empfinden.

Als ich eintrat, sprach dieser Herr, der ebenfalls gerade erst eingetreten war und angefangen hatte, seine Einkäufe auszupacken, überstürzt und leidenschaftlich mit seiner Frau; diese, obwohl mit dem Wickeln noch nicht fertig, flennte bereits; die Neuigkeiten waren offenbar, wohl wie gewohnt, unerfreulich. Das Gesicht des Herrn, der etwa achtundzwanzig sein mochte, brünett und hager, von einem schwarzen Backenbart umrahmt, mit glänzend rasiertem Kinn, machte auf mich einen recht manierlichen und sogar angenehmen Eindruck; es war finster, mit einem ebenfalls finsternen Blick, aber mit einem Zug krankhaften, übertrieben reizbaren Stolzes. Als ich eintrat, spielte sich eine sonderbare Szene ab.

Es gibt Menschen, die ihre reizbare Empfindlichkeit als einen außerordentlichen Genuß erleben, insbesondere, wenn sie ihren Höhepunkt erreicht (was immer sehr bald geschieht); in einem solchen Augenblick möchten sie sich sogar, scheint es, lieber gekränkt als nicht gekränkt fühlen. Die Reizbaren werden nachträglich immer von Reue geplagt, jedenfalls, wenn sie klug und imstande sind zu begreifen, daß sie sich zehnmal mehr ereifert haben als nötig. Der Herr starrte mich eine Zeitlang ganz verblüfft, seine Frau aber erschrocken an, als wäre es die größte Seltenheit, daß jemand über ihre Schwelle trat; aber plötzlich fuhr er mich geradezu rasend an; ich hatte noch keine zwei Worte hervorgebracht, als er sich schon, zumal er sah, daß ich anständig gekleidet war, offenbar zutiefst gekränkt fühlte durch meine Dreistigkeit, ungeniert in seine Behausung einzudringen und sie in ihrer ganzen Widerwärtigkeit, deren er sich so sehr schämte, zu gewahren. Natürlich war ihm auch die Gelegenheit willkommen, die Wut über alle seine Mißfolge auszulassen. Einen Augenblick dachte ich sogar, er könnte tödlich werden; er wurde kreidebleich, wie eine Frau bei einem hysterischen Anfall, und jagte seiner Gattin einen furchtbaren Schrecken ein.

›Wie können Sie es wagen, hier einzutreten? Raus!‹ brüllte er zitternd, sogar ohne die Worte richtig auszusprechen. Plötzlich aber fiel sein Blick auf seine Brieftasche in meiner Hand.

›Ich glaube, Sie haben das hier verloren‹, sagte ich möglichst gelassen und trocken (übrigens gehört es sich so).

Er stand vor mir, stumm vor Schrecken, und schien eine Zeitlang überhaupt nicht zu begreifen; dann griff er rasch nach seiner Seitentasche, riß vor Entsetzen den Mund auf und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn.

›Mein Gott! Wo haben Sie das gefunden? Wie?‹

Ich erklärte ihm mit wenigen Worten und möglichst noch trockener, wie ich die Brieftasche aufgehoben, ihm nachgerufen hätte, wie ich hinter ihm hergelaufen und schließlich eigentlich auf gut Glück und beinahe tastend die Treppe hinaufgerannt wäre.

›Mein Gott!‹ rief er aus, sich an seine Frau wendend, ›hier sind unsere ganzen Papiere, hier sind meine letzten Instrumente, hier ist alles ... Oh, mein Herr, wissen Sie auch, was Sie für mich getan haben? Ich wäre verloren gewesen!‹

Ich hielt inzwischen die Klinke in der Hand, um ohne Antwort hinauszugehen; aber auch ich rang nach Luft, und plötzlich entlud sich meine Erregung in einem so heftigen Hustenanfall, daß ich mich kaum auf den Beinen halten konnte. Ich sah, wie der Herr sich eilig nach einem freien Stuhl umsah, wie er dann die Lumpen von einem der Stühle auf den Boden fegte und mir diesen Stuhl rasch hinschob, wobei er mich behutsam stützte. Aber der Hustenanfall hielt an, er dauerte noch weitere drei Minuten. Als ich endlich zu mir kam, saß er bereits neben mir auf einem anderen Stuhl, den er wohl auf die gleiche Weise von den Lumpen befreit hatte, und beobachtete mich aufmerksam.

›Sie sind wohl leidend?‹ fragte er in jenem Ton, in dem gewöhnlich die Ärzte am Anfang der Untersuchung die Patienten ansprechen. ›Ich bin ... Mediziner‹ (er sagte nicht:

Arzt) und machte, nachdem er dies gesagt hatte, eine unbestimmte Geste, als wollte er gegen seine gegenwärtige Lage protestieren. ›Ich sehe, daß Sie ...‹

›Ich habe die Schwindsucht‹, sagte ich kurzangebunden und erhob mich.

Er sprang sofort auf.

›Vielleicht übertreiben Sie, und wenn man die erforderlichen Maßnahmen ergreift ...‹

Er war sehr verwirrt und schien sein inneres Gleichgewicht immer noch nicht wiedererlangt zu haben. Die Brieftasche hielt er immer noch in der linken Hand.

›Oh, machen Sie sich keine Gedanken‹, schnitt ich ihm abermals das Wort ab und griff nach der Türklinke. ›Vorige Woche hat mich B-n untersucht, (ich berief mich noch einmal auf B-n), ›mein Fall ist erledigt. Verzeihung ...‹ Ich war abermals im Begriff, die Tür zu öffnen und meinen verlegenen, dankbaren und zerknirschten Doktor zu verlassen, aber schon wieder überfiel mich dieser verdammte Husten. Da bestand mein Doktor darauf, daß ich mich noch einmal hinsetzte und verschlafte; er wandte sich zu seiner Frau, und diese richtete, ohne ihren Platz zu verlassen, einige dankbare und freundliche Worte an mich. Sie wurde dabei sehr verlegen, und ihre gelblichen, hageren Wangen zeigten sogar einen Anflug von Röte. Ich blieb, aber mit einer Miene, die jede Sekunde erkennen ließ, wie sehr ich fürchtete, ihnen lästig zu fallen (so gehört es sich). Das schlechte Gewissen meines Doktors ließ ihm schließlich keine Ruhe mehr, ich sah es.

›Wenn ich ...‹, begann er stockend und setzte immer wieder von neuem an, ›ich bin Ihnen so dankbar und ... stehe so tief in Ihrer Schuld ... Ich ... Sie sehen ja ...‹, er deutete wieder auf das Zimmer, ›ich befindet mich im Augenblick in einer Lage, die ...‹

›Oh‹, sagte ich, ›da gibt es nichts zu sehen; das kennt man; Sie haben wahrscheinlich Ihre Stellung verloren und sind

hierhergekommen, um Recht zu suchen und eine neue Stellung zu erhalten?«

›Wieso ... Woher wissen Sie das?« fragte er erstaunt.

›So etwas sieht man doch auf den ersten Blick,« antwortete ich. Meine Antwort klang wider Willen ironisch. ›Viele kommen aus den Provinzen mit großen Hoffnungen hergerieist, rennen herum und hausen ähnlich wie Sie.«

Plötzlich kam er ins Reden, hitzig und mit bebenden Lippen; er begann zu klagen, zu erzählen, und ich muß es gestehen, er fesselte mich; ich blieb fast eine Stunde bei ihm. Er erzählte mir seine Geschichte, eine übrigens ganz alltägliche Geschichte. Er war Landarzt in irgendeinem Gouvernement gewesen, hatte eine amtliche Stellung innegehabt, aber dann gab es irgendwelche Intrigen, in die sogar seine Frau verwickelt wurde. Er war stolz, er ließ sich hinreißen; einige Posten in der Gouvernementsverwaltung wurden neu besetzt, und zwar zugunsten seiner Feinde; sein Ansehen wurde untergraben, eine Beschwerde gegen ihn eingereicht; er verlor seine Stellung und reiste mit seinem letzten Geld nach Petersburg, um Recht zu suchen; in Petersburg wurde er lange nicht vorgelassen, dann durfte er vorsprechen, dann wurde sein Ersuchen abgelehnt, dann gab es Versprechungen, dann reagierte man mit Strenge, dann wurde geraten, eine weitere Erklärung aufzusetzen, dann weigerte man sich, das Aufgesetzte anzunehmen, und legte ihm nahe, eine Bittschrift einzureichen – mit einem Wort, seit über vier Monaten lief er herum, das Geld war aufgebraucht, die letzten Kleider seiner Frau waren verpfändet, und da kam das Kind, und ... und ... ›Heute ist die endgültige Ablehnung meiner eingereichten Bittschrift erfolgt, und wir haben so gut wie kein Stück Brot mehr, wir haben nichts mehr, meine Frau hat gerade das Wochenbett verlassen, und ich ... ich ...«

Er sprang von seinem Stuhl auf und wandte sich ab. Seine Frau weinte in der Ecke, das Kind begann wieder zu schreien. Ich zog mein Notizbuch aus der Tasche und begann,

einiges zu notieren. Als ich damit zu Ende war und mich erhab, stand er vor mir und sah mich ängstlich und neugierig an.

›Ich habe mir Ihren Namen notiert‹, sagte ich, ›und alles Übrige auch: Dienstort, Namen Ihres Gouverneurs, Daten und Monate. Ich habe hier einen Freund, noch aus der Schulzeit, Bachmutow. Sein Onkel, Pjotr Matwejewitsch Bachmutow, ist Wirklicher Staatsrat und Direktor ...‹

›Pjotr Matwejewitsch Bachmutow!‹ rief mein Mediziner aus, beinahe zitternd. ›Aber von ihm hängt ja überhaupt beinahe alles ab!‹

In der Tat, in der Geschichte meines Medicus mit ihrem glücklichen Ende, an dem ich nicht unschuldig war, hat sich alles so günstig getroffen und gefügt, als wäre es vorbereitet gewesen, wie in einem Roman. Ich hatte damals diesen armen Leuten gesagt, daß sie möglichst keine Hoffnungen auf mich setzen sollten, daß ich selber ein armer Gymnasiast wäre (ich habe mit Bedacht die Erbärmlichkeit meiner Lage unterstrichen: Ich habe das Gymnasium ordnungsgemäß abgeschlossen und bin kein Schüler mehr), daß sie meinen Namen nicht zu wissen brauchten, daß ich aber stehenden Fußes meinen Schulfreund Bachmutow auf den Wassiljewskij Ostrow aufzusuchen gedachte, ich wüßte nämlich mit Bestimmtheit, daß sein Onkel, der Wirkliche Staatsrat, ein eingefleischter Junggeselle und kinderlos, seinen Neffen geradezu andächtig bewunderte und leidenschaftlich liebte, weil er in ihm den letzten Sproß der Familie sähe, also ›könnte mein Freund vielleicht in der Lage sein, etwas für Sie, und damit natürlich auch für mich, bei seinem Onkel zu erreichen.‹

›Wenn man mir nur gestattete, bei Seiner Exzellenz vorzusprechen! Wenn ich es nur erlangte, der Ehre teilhaftig zu werden, den Fall persönlich zu erläutern!‹ rief er mit funkelnden Augen und wie im Fieber zitternd. So sagte er wörtlich: ›Wenn ich es nur erlangte!‹ Nachdem ich wiederholt

hatte, daß der Plan bestimmt wie eine Seifenblase platzen und sich in nichts auflösen würde, fügte ich hinzu, daß, wenn ich am nächsten Vormittag nicht käme, dies bedeuten würde, alles sei aus, und sie hätten nichts mehr zu erwarten. Sie begleiteten mich unter tiefen Verbeugungen hinaus, sie waren wie von Sinnen. Ihren Gesichtsausdruck werde ich nie vergessen. Ich nahm eine Droschke und fuhr sofort nach dem Wassiljewskij Ostrow.

Mit diesem Bachmutow hatte ich auf dem Gymnasium einige Jahre in ununterbrochener Fehde gelegen. Er galt bei uns als Aristokrat, wenigstens ich nannte ihn so: Er war vorzüglich gekleidet, wurde mit eigenen Pferden gebracht, war kein Angeber, stets sehr kameradschaftlich, stets gutgelaunt und manchmal sogar sehr witzig, wenn auch nicht besonders intelligent, obwohl er stets unser Primus war; ich bin nie und in keinem Fach der Beste gewesen. Alle Klassenkameraden mochten ihn, nur ich nicht. In diesen wenigen Jahren ist er einige Male auf mich zugegangen, aber ich habe ihm jedesmal mißmutig und gereizt den Rücken zugekehrt. Jetzt hatte ich ihn fast ein Jahr lang nicht gesehen; er hatte sein Universitätsstudium begonnen. Als ich gegen neun Uhr bei ihm eintrat (nach einem richtigen Zeremoniell: Ich wurde angemeldet), empfing er mich anfangs sehr erstaunt, sogar nicht einmal besonders freundlich, aber seine Miene klärte sich sofort auf, er sah mich an und brach in lautes Lachen aus.

›Sie brauchen mich, Terentjew? Wie kommen Sie denn darauf?‹ rief er mit seiner gewohnten, gewinnenden, mitunter übermütigen, aber niemals beleidigenden Ungezwungenheit, die ich an ihm so liebte und um derentwillen ich ihn so haßte. ›Aber was ist das?‹ rief er erschrocken aus. ›Sie sind ja ganz krank!‹

Wieder hatte ich qualvoll husten müssen, ich fiel auf den Stuhl und rang nach Luft.

›Oh, machen Sie sich keine Gedanken, ich habe die

Schwindsucht, sagte ich, »ich komme mit einer Bitte zu Ihnen.«

Er setzte sich erstaunt hin, ich referierte sogleich die ganze Geschichte des Arztes und erklärte ihm, daß er aufgrund seines außerordentlichen Einflusses auf den Onkel vielleicht etwas erreichen könne.

»Ich will es tun, ich will es unbedingt tun, ich werde gleich morgen meinen Onkel damit überfallen. Ich tue es sogar sehr gern, Sie haben das alles so gut dargestellt ... Trotzdem, Tarentjew, wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, mich deswegen anzusprechen?«

»Von Ihrem Onkel hängt dabei sehr viel ab, und außerdem sind wir, Bachmutow, immer Feinde gewesen, und da dachte ich, daß Sie als edles Gemüt Ihrem Feind die Bitte nicht abschlagen würden,« fügte ich ironisch hinzu.

»Genau so wie Napoleon sich an England wandte«, rief er lachend, »ich tue es, ich tue es! Ich will sogar sofort zu ihm, wenn es geht«, fügte er eilig hinzu, als er merkte, daß ich mich mit ernster und strenger Miene von meinem Stuhl erhob.

Und wirklich nahm unsere Angelegenheit auf die überraschendste Weise die günstigste Wendung. Anderthalb Monate später erhielt unser Mediziner wieder eine Stelle in einem anderen Gouvernement, die Reisekosten wurden ihm erstattet und sogar eine Umzugshilfe gewährt. Ich vermute, daß Bachmutow, der in der letzten Zeit sehr häufig bei ihm auftauchte (während ich eben deshalb mit Bedacht meine Besuche einstellte und den Arzt, wenn er bei mir vorsprach, geradezu kühl empfing), daß Bachmutow, wie ich sehr stark vermute, den Arzt sogar überredet hat, sich Geld bei ihm zu leihen. Bachmutow habe ich in diesen sechs Wochen, glaube ich, zweimal gesehen, ein drittes Mal beim Abschiedsfest für den Doktor. Das Abschiedsfest veranstaltete Bachmutow bei sich zu Hause, ein Essen mit Champagner, bei dem auch die Frau des Arztes anwesend war; sie fuhr aber sehr bald wieder

fort zu ihrem Kind. Es war Anfang Mai, der Abend sehr klar, die riesige Sonnenkugel sank langsam in die Bucht. Bachmutow begleitete mich nach Hause; wir gingen über die Nikolajewskij-Brücke, beide leicht angeheizert. Bachmutow sprach von seiner Begeisterung über den glücklichen Ausgang der Angelegenheit, dankte mir aus unerklärlichen Gründen, schwärzte davon, wie wohl ihm sei nach der guten Tat, beteuerte, dies alles sei mein Verdienst und daß man, wenn man heute allerorten lehre und predige, eine einzelne gute Tat sei wertlos, sich ganz gewiß im Irrtum befindet. Mich überkam der unwiderstehliche Wunsch mitzureden.

›Wer gegen die ‚Wohltätigkeit‘ des einzelnen zu Felde zieht, begann ich, ›der vergreift sich an der Natur des Menschen und tastet seine persönliche Würde an. Aber die Organisation der ‚öffentlichen Wohlfahrt‘ und die Frage der persönlichen Freiheit sind zwei verschiedene Fragen, die sich gegenseitig nicht auszuschließen brauchen. Die Wohltätigkeit des einzelnen wird immer bleiben, weil sie ein Bedürfnis der Persönlichkeit ist, das lebendige Bedürfnis nach unmittelbarer Einwirkung einer Persönlichkeit auf eine andere. In Moskau lebte ein alter Mann, ein ‚General‘, das heißt, ein Wirklicher Staatsrat, mit einem deutschen Namen; sein ganzes Leben lang suchte er Zuchthäuser und Verbrecher auf; jeder Sträflingstransport nach Sibirien wußte im voraus, daß er auf Worobjowy Gory von dem ‚alten General‘ verabschiedet wird. Er tat das mit tiefstem Ernst und großer Frömmigkeit; er erschien, schritt die Reihen der Sträflinge ab, die sich um ihn scharften, blieb vor jedem stehen, fragte jeden nach seinen Bedürfnissen, erteilte fast nie irgendwelche Belehrungen und sprach alle mit ‚Golubtschik‘ an. Er verteilte Geld und schickte Notwendiges – kleine Fußlappen, große Fußlappen, Leinwand, brachte manchmal Erbauungsbücher mit, die er an jeden Lesekundigen verschenkte, in dem festen Glauben, daß er sie unterwegs selbst lesen und daraus den Analphabeten vorlesen würde. Nach den Verbrechen fragte

er nur selten, hörte höchstens zu, wenn ein Verbrecher von selbst zu erzählen begann. Alle Verbrecher galten ihm gleich, er machte keinerlei Unterschied. Er sprach mit ihnen wie mit Brüdern, aber nach und nach betrachteten sie ihn als ihren Vater. Wenn er unter den Sträflingen eine Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm sah, trat er an sie heran, streichelte das Kind, schnalzte mit den Fingern, um es zum Lachen zu bringen. So hielt er es jahrelang, bis zu seinem Tod; es kam so weit, daß man ihn in ganz Rußland und in ganz Sibirien kannte, das heißt, alle Sträflinge kannten ihn. Mir hat ein aus Sibirien Heimgekehrter erzählt, daß er Zeuge gewesen war, wie die verstocktesten Verbrecher des Generals gedacht hatten, dabei hatte der General, wenn er die Sträflingstrupps besuchte, nur selten mehr als zwanzig Kopeken pro Mann zu verschenken. Freilich, sie gedachten seiner kaum mit großer Hingabe oder gar mit tiefstem Ernst. Einer der ‚Unglücklichen‘, der an die zwölf Menschen umgebracht und sechs Kinder abgeschlachtet hatte, einzig und allein zu seinem Vergnügen (das soll es geben), seufzte plötzlich, ohne jeden ersichtlichen Grund, irgendwann einmal, vielleicht nur ein einziges Mal in den ganzen zwanzig Jahren, und sagte: ‚Wie wird es wohl dem alten General gehen? Ob der noch am Leben ist?‘ Vielleicht lächelte er sogar dabei – und das war alles. Aber woher wollen Sie wissen, welches Samenkorn dieser ‚alte General‘, den er nach zwanzig Jahren noch nicht vergessen hatte, für ewig in seine Seele gesät hat? Woher wollen Sie wissen, Bachmutow, welche Bedeutung die Hinwendung einer Persönlichkeit zu einer anderen für das Schicksal dieser anderen haben wird ...? Es ist doch ein ganzes Leben und eine unendliche Menge von Verzweigungen, die uns verborgen sind. Der beste Schachspieler, der scharfsinnigste von allen, kann nur einige Züge im voraus übersehen; von einem französischen Spieler, der ganze zehn Züge voraussehen konnte, schrieb man wie von einem Wunder. Und wie viele Züge gibt es hier, und wie vieles ist uns unbe-

kannt? Wenn Sie Ihr Saatkorn, wenn Sie Ihre ‚Wohltätigkeit‘, wenn Sie Ihre gute Tat, in welcher Form auch immer, ausstreuen, geben Sie einen Teil Ihrer Persönlichkeit hin und nehmen einen Teil der anderen in sich auf. Sie kommunizieren miteinander; noch ein wenig mehr Achtsamkeit, und schon werden Sie belohnt mit Wissen, mit den überraschendsten Entdeckungen. Sie werden schließlich Ihre Sache wie eine Wissenschaft betrachten; sie wird Ihr ganzes Leben beanspruchen und Ihr ganzes Leben erfüllen. Andererseits werden alle Ihre Gedanken, die von Ihnen ausgestreute Saat, von Ihnen selbst vielleicht längst vergessen, Gestalt annehmen und emporwachsen; der von Ihnen Beschenkte wird sie seinem Nächsten weitergeben. Und woher wollen Sie wissen, welchen Anteil Sie an den künftigen Geschicken der Menschheit haben? Wenn aber ein Wissen und ein Leben, erfüllt von dieser Arbeit, Sie endlich auf eine solche Höhe emportragen, daß Sie imstande sind, eine gewaltige Saat auszusäen, der Welt einen gewaltigen Gedanken als Erbe zu hinterlassen – dann ... und so weiter, ich habe damals viel geredet.

›Und wenn man sich überlegt, daß ausgerechnet Ihnen das Leben nicht gegönnt ist!‹ rief Bachmutow mit leidenschaftlichem, wer weiß gegen wen gerichtetem Vorwurf.

In diesem Augenblick standen wir auf der Brücke, lehnten uns über das Geländer und sahen auf die Newa hinunter.

›Wissen Sie, was mir einfällt?‹ sagte ich und beugte mich über das Geländer.

›Sie wollen doch nicht ins Wasser springen?‹ rief Bachmutow beinahe erschrocken. Vielleicht hatte er mir den Gedanken von der Stirn abgelesen.

›Nein, vorläufig nur eine Überlegung, nämlich: Ich habe jetzt nur noch zwei bis drei Monate zu leben, vielleicht vier; aber wenn es soweit ist und nur noch zwei Monate übrig sind und wenn mich dann die Lust überkommt, ein gutes Werk zu tun, das Arbeit, Lauferei und Mühe erfordert, zum

Beispiel so etwas wie die Sache mit dem Doktor, dann würde ich darauf verzichten müssen, aus Mangel an Zeit, und mich nach einem anderen ‚guten Werk‘ umsehen, das bescheiden ist und meinen *Mitteln* entspricht (wenn es mich gar zu arg nach guten Werken drängte). Sie müssen zugeben, daß dieser Gedanke amüsant ist!

Der arme Bachmutow war sehr besorgt um mich; er begleitete mich bis vor die Haustür und war so taktvoll, daß er keinen Versuch unternahm, mich zu trösten, und fast die ganze Zeit schwieg. Als er sich von mir mit einem warmen Händedruck verabschiedete, bat er um die Erlaubnis, mich besuchen zu dürfen. Ich antwortete, daß er, falls er mich als Tröster zu besuchen gedenke (denn er würde, selbst wenn er schwiege, mich trotzdem als Tröster besuchen, das habe ich ihm klargemacht), mich jedesmal mit seinem Besuch an den Tod erinnern müßte. Er zuckte die Achseln, konnte aber nicht anders, als mir recht geben; wir trennten uns einigermaßen verbindlich, womit ich gar nicht gerechnet hatte.

Aber an diesem Abend und in dieser Nacht begann das Samenkorn meiner ›letzten Überzeugung‹ zu keimen. Gierig klammerte ich mich an diesen *neuen* Gedanken, gierig zer gliederte ich ihn in allen seinen Verzweigungen, in allen seinen Varianten, und je mehr ich mich in ihn vertiefte, je mehr ich mich mit ihm verband, desto mehr erschrak ich. Eine furchtbare Angst bemächtigte sich schließlich meiner und wich auch in den folgenden Tagen nicht von mir. Manchmal, wenn ich an diese ständige Angst dachte, vereiste ich förmlich vor neuem Entsetzen: An diesem Entsetzen konnte ich ja erkennen, daß meine ›letzte Überzeugung‹ viel zu tiefe Wurzeln in mir geschlagen hatte und unbedingt zu einer Lösung drängen würde. Aber für eine Lösung reichte meine Entschlossenheit nicht aus. Drei Wochen später jedoch war es soweit, und die Entschlossenheit stellte sich ein, jedoch dank eines höchst sonderbaren Umstandes.

Hier, in meiner Erklärung, halte ich alle diese Zahlen und

Daten fest. Für mich wird das selbstverständlich bedeutungslos sein, *jetzt* aber (und vielleicht nur in diesem Augenblick) wünsche ich, daß jene, die über meine Tat urteilen werden, klar und deutlich erkennen, welche Kette logischer Folgerungen meiner ›letzten Überzeugung‹ vorangeht. Ich schrieb soeben, daß die endgültige Entschlossenheit, die mir zur Vollstreckung meiner ›letzten Überzeugung‹ gefehlt hatte, keineswegs durch logische Folgerung zustande kam, vielmehr durch einen sonderbaren Umstand, der vielleicht mit dem Gang der Dinge in gar keiner Weise zusammenhing. Vor etwa zehn Tagen erschien Rogoschin bei mir, in einer persönlichen Angelegenheit, über die ich mich nicht zu verbreiten brauche. Ich hatte Rogoschin früher noch nie gesehen, aber sehr viel von ihm gehört. Ich erteilte ihm die gewünschten Auskünfte, worauf er sich bald verabschiedete, und da er mich nur wegen dieser Auskünfte aufgesucht hatte, schien kein Anlaß für eine weitere Beziehung zwischen uns zu bestehen. Aber er hatte mich furchtbar neugierig gemacht, und ich verbrachte diesen ganzen Tag unter dem Einfluß sonderbarer Gedanken, so daß ich mich entschloß, ihn am nächsten Tag aufzusuchen und seinen Besuch zu erwideren. Rogoschin war mein Erscheinen keineswegs willkommen, er gab mir sogar höflich zu verstehen, daß es sinnlos sei, unsere Bekanntschaft fortzusetzen; nichtsdestoweniger verbrachte ich eine höchst bemerkenswerte Stunde bei ihm, und auch ihm wird es wohl nicht anders ergangen sein. Zwischen uns bestand ein solcher Gegensatz, daß wir beide ihn unmöglich übersehen konnten, ich am wenigsten: Ich war ein Mensch, dessen Tage bereits gezählt waren, und er – jemand, der aus der Fülle des unmittelbaren Lebens lebte, dem Augenblick hingeggeben, ohne sich um ›letzte‹ Folgerungen zu kümmern, um Fristen oder um was auch immer, außer ... außer ... seiner Marotte; möge Herr Rogoschin mir diesen Ausdruck verzeihen, meinetwegen als einem schlechten Literaten, dem es nicht gelingt, seinen Gedanken angemessen auszudrücken.

Trotz seiner ganzen Unliebenswürdigkeit machte er auf mich den Eindruck eines Mannes von Intelligenz, der für vieles Verständnis hat, obwohl ihn nur weniges außer seinen eigenen Angelegenheiten interessiert. Ich erwähnte meine »letzte Überzeugung« mit keinem Wort, glaubte aber aus irgendeinem Grunde, er müsse, während er mir zuhörte, etwas davon erraten haben. Darüber schwieg er, er ist entsetzlich schweig-sam. Ich erwähnte beim Abschied, daß er, ungeachtet aller Verschiedenheit und aller Gegensätze zwischen uns – les extrémités se touchent (ich erklärte es ihm auf Russisch) –, möglicherweise von meiner »letzten Überzeugung« gar nicht so weit entfernt wäre, wie es schien. Er antwortete darauf mit einer sehr abweisenden und sauren Grimasse, stand auf, reichte mir eigenhändig meine Mütze, wobei er so tat, als wünschte ich zu gehen, und führte mich ohne Umstände aus seinem düsteren Haus, unter dem Anschein, er geleite mich aus Höflichkeit. Sein Haus verblüffte mich; es erinnert an einen Friedhof, ihm aber scheint es zu gefallen, was übrigens sehr begreiflich ist: Ein so pralles, unmittelbares Leben, wie er es lebt, birgt eine solche Fülle in sich, daß es auf die Umgebung nicht angewiesen ist.

Dieser Besuch bei Rogoschin hatte mich sehr ermüdet. Außerdem hatte ich mich schon am Morgen angegriffen gefühlt; gegen Abend wurde ich ganz schwach und legte mich auf mein Bett, hin und wieder glühte ich vor Fieber und phantasierte sogar minutenlang. Kolja blieb bis elf Uhr bei mir. Ich kann mich jedoch an alles erinnern, worüber er sprach und worüber wir uns unterhielten. Wenn aber meine Augen sich für Minuten schlossen, sah ich immerzu Iwan Fomitsch vor mir, dem Millionen zugefallen waren. Er wußte gar nicht, wo er sie lassen sollte, zerbrach sich den Kopf, zitterte vor Angst, sie könnten gestohlen werden, und beschloß endlich, sie in die Erde zu vergraben. Endlich riet ich ihm, aus diesem Haufen Gold, statt ihn sinnlos in die Erde zu vergraben, einen goldenen Sarg für das »erfrorene«

Kind zu gießen und zu diesem Zweck das Kind zu exhumieren. Surikow nahm, träumte ich, meinen Hohn mit Tränen der Dankbarkeit auf und ging sofort an die Ausführung dieses Plans. Ich zuckte mit den Schultern und ließ ihn stehen, immer noch im Traum. Kolja versicherte, als ich wieder zu mir kam, daß ich überhaupt nicht geschlafen und mich während der ganzen Zeit mit ihm über Surikow unterhalten hätte. Immer wieder überkamen mich außerordentliche Beklemmung und Verwirrung, so daß Kolja sich in großer Sorge verabschiedete. Als ich aufstand, um die Tür hinter ihm abzuschließen, erinnerte ich mich plötzlich an das Bild, das ich an diesem Tag bei Rogoschin gesehen hatte, in einem der düsteren Säle seines Hauses, über der Tür. Er selbst hatte mich beim Hinausgehen darauf aufmerksam gemacht; ich glaube, ich bin gute fünf Minuten davor stehengeblieben. In künstlerischer Hinsicht war an diesem Bild nichts Bemerkenswertes; aber es löste in mir eine seltsame Unruhe aus.

Auf dem Bild ist Christus dargestellt, unmittelbar nach der Kreuzabnahme. Mir kommt es so vor, als ob die Maler es sich zur Gewohnheit gemacht hätten, Christus sowohl am Kreuz als auch nach der Kreuzabnahme immer noch mit dem Schein außerordentlicher Schönheit auf Seinem Antlitz darzustellen; diese Schönheit wollen sie Ihm sogar bei den furchtbarsten Qualen erhalten. Auf Rogoschins Bild jedoch kann von Schönheit nicht die Rede sein; es ist die genaue Abbildung des Leichnams eines Menschen, der schon vor der Kreuzigung unendliche Qualen ausgestanden hat, die Wunden, die Marter, die Schläge der Wachen, die Schläge des Volkes, als Er das Kreuz trug und unter dem Kreuz zusammenbrach, und am Ende die Kreuzigung und das Leiden am Kreuz, mindestens sechs Stunden lang (nach meiner Rechnung wenigstens). Freilich, es ist das Antlitz eines Menschen *unmittelbar* nach der Kreuzabnahme, das heißt, in ihm ist noch sehr viel Leben und Wärme; noch ist nichts erstarrt, so daß aus dem Gesicht des Toten sogar das Leiden noch nicht gewichen ist, gerade so, als fühle er es

gewichen ist, gerade so, als fühle er es immer noch (das hat der Künstler sehr gut eingefangen); dafür aber hat er das Gesicht nicht im geringsten geschont; hier ist nichts als Natur, und wahrlich, so muß der Leichnam eines Menschen, wer er auch sei, aussehen, nach solchen Qualen. Ich weiß, daß die christliche Kirche schon in den ersten Jahrhunderten festgesetzt hat, daß Christus nicht sinnbildlich, sondern real gelitten habe und daß infolgedessen sein Leib am Kreuz dem Naturgesetz gänzlich und absolut unterworfen gewesen sei. Auf dem Bild ist dieses Gesicht durch die Schläge furchtbar entstellt, verquollen, mit unheimlich geschwollenen, nässenden Blutergüssen, die Augen offen, die Pupillen gebrochen; das deutlich sichtbare Weiß im Auge schimmert in leblosem, glasigem Glanz. Aber seltsam, beim Anblick dieses Leichnams eines gemarterten Menschen taucht eine ganz besondere und interessante Frage auf: Wenn einen solchen Leichnam (und genauso muß er ausgesehen haben) alle seine Jünger, seine wichtigsten späteren Apostel, gesehen haben, wenn ihn die Frauen, die ihm folgten und unter dem Kreuze standen, gesehen haben, alle, die an Ihn glaubten und Ihn liebten – wie konnten sie angesichts eines solchen Leichnams glauben, daß dieser Märtyrer auferstehen wird? Hier drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Wenn der Tod so schrecklich und die Naturgesetze so allmächtig sind – wie können sie überwunden werden? Wie will man sie überwinden, wenn nicht einmal jener sie besiegt hat, der während seines Lebens die Natur besiegte, dem die Natur sich unterwarf, der gerufen hatte: ›Talitha kumi!‹, worauf das Mägdelein erwachte, und ›Lazarus, komm heraus!‹, worauf der Tote herauskam? Beim Anblick dieses Gemäldes erscheint die Natur in Gestalt eines riesigen, unerbittlichen und stummen Tieres oder richtiger, viel richtiger, wenn auch befremdlich ausgedrückt, als eine gigantische Maschine moderner Konstruktion, die ein großes und unschätzbares Wesen sinnlos ergriffen, zerschmettert und verschlungen hat, dumpf und gefühllos – ein Wesen, das

die ganze Natur samt allen ihren Gesetzen, die ganze Erde, die vielleicht einzig und allein geschaffen wurde, um das Kommen dieses Wesens zu ermöglichen, aufwiegt! In diesem Gemälde scheint in der Tat die Vorstellung von der finsternen scham- und sinnlosen unendlichen Kraft, der alles unterworfen ist, zum Ausdruck zu kommen und sich dem Betrachter unbemerkt mitzuteilen. Diese Menschen, die den Toten umgaben, von denen kein einziger auf diesem Gemälde zu sehen ist, mußten an jenem Abend, der mit einem Schlag alle ihre Hoffnungen und beinahe ihren Glauben zerschmetterte, einen furchtbaren Schmerz und eine unbeschreibliche Verwirrung empfunden haben. Sie mußten in der grauenhaftesten Angst jeder seines Weges gehen, wenn auch jeder in seiner Seele eine gewaltige Idee mitnahm, die ihm nie mehr genommen werden konnte. Und wenn ihr Meister selbst am Tage vor der Kreuzigung sein eigenes Bild gesehen hätte, wäre er wohl auf das Kreuz gestiegen und so gestorben, wie es geschehen ist? Auch diese Frage erscheint wie von selbst, wenn man das Gemälde betrachtet.

All das erschien vor mir, teils fragmentarisch, vielleicht gelegentlich mit Fieberphantasien vermischt, manchmal sogar in richtigen Bildern anderthalb Stunden lang, nachdem Kolja gegangen war. Kann aber einem etwas als Bild erscheinen, was kein Bild ist? Und doch kam es mir mitunter so vor, als sähe ich in einer eigentümlichen und unwirklichen Form diese unendliche Kraft, dieses dumpfe, finstere und stumme Wesen. Ich weiß noch, jemand führte mich, eine Kerze in der Hand, eine Weile an der Hand dahin, zeigte mir eine riesige, widerwärtige Tarantel und versicherte mir, das sei jenes finstere, dumpfe und allmächtige Wesen, und lachte über meine Entrüstung. In meinem Zimmer wird vor der Ikone für die Nacht das Heilige Licht angezündet – der Schein ist trübe und sehr schwach, aber ausreichend, um alles zu erkennen, und unmittelbar unter dem Heiligen Licht könnte man sogar lesen. Ich glaube, es war kurz nach Mit-

ternacht. Ich war völlig wach und lag mit offenen Augen da; plötzlich ging meine Zimmertür auf, und Rogoschin trat ein.

Er trat ein, zog die Tür hinter sich zu, sah mich stumm an und ging langsam auf den Stuhl zu, der in der Ecke fast genau unter dem Ewigen Licht steht. Ich war sehr verwundert und sah ihm erwartungsvoll zu, Rogoschin stützte einen Ellbogen auf den kleinen Tisch und richtete schweigend den Blick auf mich. So verstrichen zwei oder drei Minuten, und ich weiß noch, daß sein Schweigen mich sehr kränkte und ärgerte. Warum spricht er nicht? Den Umstand, daß er so spät gekommen war, fand ich natürlich sonderbar, aber ich weiß noch, daß gerade dies mir kein Kopfzerbrechen bereitete, sogar eher im Gegenteil: Obwohl ich am Vormittag meinen Gedanken nicht klar genug vor ihm entwickelt hatte, wußte ich doch, daß er mich verstand; und dieser Gedanke war von solcher Art, daß man selbstverständlich kommen konnte, um sich darüber noch einmal zu unterhalten, sogar zu nächtlicher Stunde. Also dachte ich, daß er deswegen gekommen wäre. Wir hatten uns vormittags ziemlich feindselig verabschiedet, und ich erinnerte mich sogar, daß er mich ein paarmal ausgesprochen höhnisch gemustert hatte. Und ausgerechnet diesen Hohn las ich auch jetzt in seinem Blick, und dieser Hohn war es, der mich verletzte. Ich hatte von Anfang an nicht den leisesten Zweifel, daß es der wirkliche Rogoschin war und keine Erscheinung, kein Fieberwahn. Auf diesen Gedanken kam ich gar nicht.

Währenddessen saß er da und sah mich immerfort höhnisch an. Ich drehte mich wütend auf die Seite, stützte mich ebenfalls mit dem Ellbogen auf das Kissen und nahm mir vor, ebenfalls zu schweigen, auch wenn wir die ganze Zeit auf diese Weise verbringen sollten. Aus irgendeinem Grund lag mir sehr viel daran, daß er als erster anfinge. Ich glaube, so vergingen gut zwanzig Minuten. Plötzlich kam mir dieser Gedanke: Wie, wenn das gar nicht Rogoschin, sondern eine Erscheinung wäre?

Weder im Verlauf meiner Krankheit, noch jemals früher habe ich Gespenster gesehen; aber ich glaubte immer, schon als kleiner Junge, und glaube sogar heute noch, das heißt bis vor kurzem, daß ich sofort tot umfallen würde, wenn ich auch nur ein einziges Mal ein Gespenst erblickte, sogar unbeschadet dessen, daß ich an keine Gespenster glaube. Aber als mir der Gedanke kam, daß ich nicht Rogoschin, sondern ein Gespenst vor mir haben könnte, erschrak ich nicht im mindesten, daran erinnere ich mich. Mehr noch, ich wurde sogar wütend. Auch die Antwort auf die Frage: Ist das ein Gespenst oder der wirkliche Rogoschin? beschäftigte oder beunruhigte mich merkwürdigerweise weniger, als man hätte erwarten sollen; mir scheint, ich hatte damals etwas ganz anderes im Kopf. Mich beschäftigte vielmehr, warum Rogoschin, der mich vorhin in Schlafrock und Pantoffeln empfangen hatte, jetzt Frack, weiße Weste und Halsbinde trug? Zwischendurch dachte ich auch: Wenn es ein Gespenst ist und wenn ich mich nicht davor fürchte, warum will ich nicht aufstehen, nicht auf es zugehen und mir Gewißheit verschaffen? Vielleicht hatte ich mich übrigens nicht getraut und mich gefürchtet. Aber kaum hatte ich gedacht, daß ich mich vielleicht fürchtete, als ich plötzlich das Gefühl hatte, als streife ein Eisbrocken an meinem ganzen Körper entlang; ich spürte Kälte im Rücken, und meine Knie begannen zu zittern. Im selben Augenblick, als hätte er erraten, daß ich mich fürchtete, ließ Rogoschin den Unterarm, auf den er sich bis dahin gestützt hatte, sinken, richtete sich auf und öffnete langsam den Mund, als wolle er in ein Gelächter ausbrechen; er starre mich immer noch an. Rasend vor Wut, war ich endgültig bereit, mich auf ihn zu stürzen, aber da ich mir das Wort gegeben hatte, nicht als erster zu sprechen, blieb ich auf meinem Bett liegen, zumal ich immer noch nicht sicher war, ob es der wirkliche Rogoschin war oder nicht.

Ich weiß nicht mehr genau, wie lange das dauerte; ich weiß auch nicht mehr genau, ob ich nicht für Minuten ein-

dämmerte oder nicht. Schließlich stand Rogoschin auf, musterte mich so langsam und aufmerksam wie vorhin beim Eintreten, jedoch ohne zu lächeln, ging leise, fast auf Zehenspitzen zur Tür, öffnete sie, zog sie hinter sich zu und verschwand. Ich verließ das Bett nicht; ich kann mich nicht erinnern, wie lange ich noch mit offenen Augen dalag und dachte; Gott weiß, was ich dachte; ich kann mich auch nicht erinnern, wie ich eindämmerte. Am nächsten Morgen weckte mich das Klopfen an meiner Tür. Es war gegen zehn. Ich hatte angeordnet, daß Matrjona bei mir anklopfen sollte, wenn ich bis etwa zehn die Tür nicht aufschloß und wünschte, mir möge der Tee gebracht werden. Als ich ihr öffnete, kam mir sofort der Gedanke: Wie konnte er hereinkommen, wenn die Tür abgeschlossen war? Ich fragte nach und überzeugte mich, daß der wirkliche Rogoschin unmöglich hätte hereinkommen können, weil bei uns sämtliche Türen für die Nacht abgeschlossen werden.

Dieser eigenartige Vorfall, den ich so eingehend beschrieben habe, war der Grund für meinen endgültigen ›Entschluß‹. Der endgültige Entschluß wurde infolgedessen nicht durch Logik, nicht durch logische Argumente, sondern durch den Widerwillen begünstigt. Ein Leben, das derartig sonderbare, beleidigende Formen annimmt, ist nicht länger zu ertragen. Diese Erscheinung hat mich gedemütigt. Es geht fast über meine Kraft, mich einer dunklen Macht zu unterwerfen, die die Gestalt einer Tarantel annimmt. Und erst, als ich schließlich, die Dämmerung war schon angebrochen, in mir spürte, daß das endgültige Moment unbeirrbarer Entschlossenheit eingetreten war, da wurde es mir leichter ums Herz. Das war nur das erste Moment; um des zweiten Moments willen fuhr ich nach Pawlowsk, aber das habe ich ja schon zur Genüge erklärt.«

»ICH besaß eine kleine Taschenpistole; ich habe sie mir schon als Kind zugelegt, in jenem komischen Alter, in dem man plötzlich Gefallen findet an Geschichten von Duellen, von Räuberüberfällen und an der Vorstellung, daß ich gefordert werde und in edler Haltung dem Pistolenlauf des Gegners gegenüberstehe. Vor einem Monat habe ich sie hervorgeholt und inspiziert. In dem Kasten, in dem sie lag, fanden sich zwei Kugeln, und in dem Pulverhorn Pulver für ungefähr drei Ladungen. Diese Pistole ist Schrott, sie hält die Bahn nicht, und ihre Schußweite beträgt höchstens fünfzehn Schritt; aber natürlich kann man damit einen Schädel zer-schmettern, wenn man sie dicht an die Schläfe drückt.

Ich habe mir vorgenommen, in Pawlowsk zu sterben, bei Sonnenaufgang im Park, um niemand in der Datscha zu stören. Meine ›Erklärung‹ wird der Polizei die Angelegenheit genügend erklären. Liebhaber der Psychologie und sonst alle, die es nötig haben, mögen aus ihr schließen, was ihnen beliebt. Ich wünsche jedoch nicht, daß dieses Manuskript der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Ich bitte den Fürsten, ein Exemplar bei sich aufzubewahren und das zweite Aglaja Iwanowna Jepantschina zu übergeben. Dies ist mein letzter Wille. Mein Skelett hinterlasse ich der Medizinischen Akademie für wissenschaftliche Zwecke.

Ich erkenne keinen Richter über mir an und weiß, daß ich jetzt keiner richterlichen Gewalt mehr unterstehe. Erst kürzlich mußte ich über einen Einfall lachen: Wie, wenn ich plötzlich darauf verfiele, jemand, wen auch immer, zu ermorden, meinetwegen zehn Personen auf einmal, oder sonst irgend etwas zu tun, das auf dieser Welt für das Schlimmste gehalten wird – in welche Verlegenheit würde ich dann das Gericht bringen – mit meinen zwei oder drei Wochen Frist und nach Abschaffung von Folter und Strafen? Ich würde dann mit allem erdenklichen Komfort in ihrem Lazarett

sterben, in der Wärme und von einem aufmerksamen Arzt versorgt, möglicherweise wesentlich komfortabler und wärmer als zu Hause. Ich begreife nicht, warum Menschen in derselben Lage wie ich nicht auf denselben Gedanken kommen, und wenn auch nur zum Spaß? Vielleicht tun sie es; auch bei uns gibt es Spaßvögel genug.

Aber wenn ich auch keinen Richter über mir anerkenne, so weiß ich doch, daß man über mich zu Gericht sitzen wird, und zwar dann, wenn ich, der Angeklagte, taub und stumm sein werde. Ich will nicht dahingehen, ohne ein Wort zu hinterlassen – ein freies, nicht erzwungenes Wort –, nicht als Rechtfertigung – o nein! es gibt für mich keinen Grund, irgend jemand um Verzeihung zu bitten und irgend etwas zu bereuen –, sondern einfach so, weil ich es eben will.

Erstens der sonderbare Gedanke: Wer könnte und im Namen welchen Rechts, mit welcher Absicht, darauf verfallen, mein Verfügungsrecht über diese zwei, drei Wochen Frist in Zweifel zu ziehen? Welches Gericht wäre dafür zuständig? Wem könnte daran liegen, daß ich nicht nur ein Verurteilter bin, sondern auch brav die verhängte Frist respektiere? Gibt es denn jemand, dem etwas daran liegt? Um der Moral willen? Ich könnte noch verstehen, daß, wenn ich in der Blüte meiner Gesundheit und meiner Kräfte mir das Leben, das meinem Nächsten Nutzen bringen soll und so weiter, nehmen wollte, die Moral mir dies zum Vorwurf mache, routinemäßig, weil ich über mein Leben ohne Genehmigung oder sonstwie unerlaubt verfügte. Aber jetzt, jetzt, da mir das Urteil verlesen und die Frist festgesetzt worden ist? Welche Moral erhebt Anspruch nicht nur auf unser Leben, sondern auch noch auf das letzte Röcheln, mit dem wir das letzte Atom Leben von uns geben, begleitet von den Tröstungen des Fürsten, dessen christliche Argumentation in dem glücklichen Gedanken gipfeln wird, daß es eigentlich sogar besser sei, daß man sterbe. (Christen seines Schlags landen immer bei dieser Idee: Sie ist ihr Steckenpferd.) Und

was wollen sie eigentlich mit ihren komischen ›Pawlowsker Bäumen? Mir etwa die letzten Stunden versüßen? Wollen sie denn nicht begreifen, daß sie, je mehr ich träume, je mehr ich mich diesem letzten Schein von Leben und Liebe hingebe, hinter dem sie meine Meiersche Mauer, samt allem, was so offen und unverblümt darauf geschrieben steht, verstecken wollen, daß sie mich um so unglücklicher machen? Was sollen mir eure Natur, euer Park in Pawlowsk, eure Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge, euer blauer Himmel und eure stets zufriedenen Gesichter, wenn dieses Gastmahl, das kein Ende nimmt, damit begonnen hat, mich allein für überzählig zu erklären? Was soll mir diese ganze Schönheit, wenn ich jede Minute, jede Sekunde denken soll und jetzt unter Zwang denken muß, daß sogar diese winzige Fliege, die jetzt vor mir im Sonnenstrahl summt, daß sogar sie an diesem Gastmahl und an diesem Chor teilnimmt, ihren Platz kennt, liebt und glücklich ist, ich dagegen ein Ausgestoßener bin und es nur aus Kleinmut bis jetzt nicht wahrhaben wollte! Oh, doch, ich weiß, wie gern der Fürst und alle anderen mich dazu bringen möchten, statt solcher ›tückischen und boshaften Reden artig und zum Triumph der Moral die berühmte klassische Strophe von Millevoye zu intonieren:

O, puissent voir votre beauté sacrée
Tant d'amis, sourds à mes adieux!
Qu'ils meurent pleins de jours, que leur mort soit pleurée,
Qu'un ami leur ferme les yeux!

Aber glaubt mir, ihr harmlosen Leute, glaubt mir, daß auch in dieser artigen Strophe, in dieser akademischen Segnung der Welt in französischen Versen sich heimlich so viel Galle abgesetzt hat, so viel unversöhnliche, sich in Reimen genüßlich auslebende Wut, daß vielleicht sogar der Dichter selbst darauf verfiel, diese Wut für Zähren der Rührung zu halten, und in diesem Glauben verschieden ist; Friede seiner Asche!

Wisset, daß im Bewußtsein der eigenen Nichtigkeit und Schwäche es eine Grenze der Schmach gibt, die der Mensch nicht überschreiten kann und an der er beginnt, in seiner Schmach einen unermeßlichen Genuß zu empfinden ... Selbstverständlich ist die Demut in diesem Sinne eine unermeßliche Kraft, ich halte das für möglich – wenn auch nicht in dem Sinne, wie die Religion die Demut für eine Kraft hält.

Die Religion! Ich lasse ein ewiges Leben gelten und habe es vielleicht schon immer gelten lassen. Mag das Bewußtsein durch den Willen der höchsten Macht entzündet worden sein, mag es die Welt geschaut und gesagt haben: ›Ich bin!‹ Und mag ihm von dieser höchsten Macht die plötzliche Vernichtung vorgescriben sein, da sie aus irgendeinem Grunde (und sogar ohne Erklärung dieses Grundes) notwendig ist, mag es so sein, ich lasse das alles gelten, aber da taucht wieder die ewige Frage auf: Wer hat dabei meine Demut nötig? Kann man mich nicht einfach verschlingen, ohne von mir Lobpreisungen dessen zu verlangen, was mich verschlingt? Ist es denn möglich, daß jemand dort sich gekränkt fühlt, weil ich die zwei Wochen nicht abwarten will? Das glaube ich nicht; viel richtiger wäre die Annahme, daß mein nichtiges Leben hier nötig ist, das Leben eines Atoms, zwecks Vervollkommnung irgendeiner allgemeinen Harmonie des Ganzen, zwecks irgendeines Plus oder Minus, zwecks irgend-eines Kontrastes etc., etc., ebenso wie das Leben ungezählter Wesen täglich nötig ist und geopfert wird, ohne deren Sterben die übrige Welt nicht bestehen kann (obwohl man anmerken muß, daß dies genaugenommen kein besonders großherziger Gedanke ist). Mag sein! Ich bin bereit zuzugeben, daß anders, das heißt ohne fortgesetztes gegenseitiges Verschlingen, die Welt unmöglich eingerichtet werden konnte; und ich bin sogar bereit gelten zu lassen, daß ich von dieser Einrichtung nicht den Deut verstehe; aber etwas weiß ich dafür um so sicherer: Wenn mir schon das Bewußtsein

verliehen ist, ›ich bin‹ zu sagen – was geht es dann mich an, daß die Welt fehlerhaft ist und daß sie anders nicht bestehen kann? Wer ist demnach befugt, mich zur Rechenschaft zu ziehen, und wofür? Sagen Sie, was Sie wollen, das alles ist unmöglich und ungerecht.

Indessen konnte ich mir niemals vorstellen, so sehr ich es mir auch wünschte, daß es kein künftiges Leben und keine Vorsehung gäbe. Höchstwahrscheinlich gibt es das alles, aber wir wissen nicht, wie wir uns das künftige Leben und seine Gesetze vorstellen sollen. Wenn das so schwer und sogar überhaupt nicht vorstellbar ist – wie kann ich dann dafür zur Rechenschaft gezogen werden, daß ich außerstande war, Unfaßbares zu erfassen? Freilich, sie sagen – und der Fürst stimmt ihnen natürlich zu, daß es gerade hier auf Gehorsam ankomme, daß man widerspruchslös zu folgen habe, aus purer Artigkeit, und daß meine Sanftmut gewiß im Jenseits ihren Lohn empfangen werde. Wir schätzen die Vorsehung viel zu gering ein, wenn wir ihr in unserm Ärger, sie nicht durchschauen zu können, unsere Begriffe zuschreiben. Aber wiederum, wenn sie nun einmal nicht zu durchschauen ist, dann kann man, ich wiederhole es, unmöglich den Menschen zur Rechenschaft ziehen, weil er sie eben nicht durchschaut. Und wenn das so ist, wie kann man mich zur Rechenschaft ziehen, weil ich die wahren Absichten und Gesetze der Vorsehung nicht durchschau? Nein, lassen wir die Religion lieber beiseite.

Und es ist auch genug. Wenn ich bei diesen Zeilen angelangt sein werde, wird die Sonne bestimmt aufgehen und ›am Himmel tönen‹, und eine unermessliche, unerschöpfliche Kraft sich über die ganze Erdenwelt ergießen. Mag sie doch! Ich werde sterben, die Augen auf die Quelle der Kraft und des Lebens gerichtet, und auf dieses Leben verzichten! Hätte es in meiner Macht gestanden, nicht geboren zu werden, so hätte ich den Spott und Hohn einer solchen Existenz gewiß abgelehnt. Aber es steht immer noch in meiner Macht zu

sterben, auch wenn ich nur bereits Gezähltes zurückgebe. Die Macht ist nicht sonderlich groß, die Revolte auch nicht.

Letzte Erklärung: Ich sterbe keineswegs darum, weil ich nicht die Kraft hätte, diese drei Wochen zu überstehen; oh, ich hätte Kraft genug, wenn ich es wollte, und wenn ich es wollte, wäre schon das Bewußtsein der mir angetanen Kränkung Trost genug; aber ich bin kein französischer Poet und wünsche derlei Tröstungen nicht. Und schließlich die Verführung: Die Natur hat mein Handeln durch ihren Urteilspruch, die drei Wochen zugebilligter Frist, soweit eingeschränkt, daß der Selbstmord vielleicht das einzige ist, was ich aus eigenem Entschluß beginnen und vollenden kann. Und wie, wenn ich diese letzte Möglichkeit *zum Handeln* nicht ungenutzt verstreichen lassen möchte? Ein Protest ist gelegentlich nicht nichts ...«

Die »Erklärung« war beendet; Ippolit hielt endlich inne.

Die letzte, zynische Offenheit erreicht in extremen Fällen jene Stufe, da ein nervöser Mensch, gereizt und außer sich, jede Scheu verliert und jeden Skandal in Kauf nimmt, sogar mit Freuden; da er über Menschen herfällt mit dem unklaren, aber festen Ziel, im nächsten Augenblick von einem Glockenturm zu springen und dadurch, mit einem Schlag, sämtliche Bedenken zu beseitigen, falls inzwischen welche aufgetreten sein sollten. Das Symptom dieses Zustandes ist gewöhnlich drohende Erschöpfung der physischen Kräfte. Die außerordentliche, beinahe unnatürliche Spannung, die Ippolit bis dahin aufrechterhalten hatte, erreichte nun diese letzte Stufe. Dieser von Krankheit ausgezehrte, achtzehnjährige Junge schien eigentlich so kraftlos wie ein vom Baum abgerissenes, zitterndes Blatt; aber kaum hatte er den Blick – zum ersten Mal seit der ganzen letzten Stunde – über seine Zuhörer schweifen lassen, als schon der allerhochmütigste, allerverächtlichste und beleidigendste Widerwille in seinen Augen und seinem Lächeln sichtbar wurde. Er hatte es eilig mit seiner Herausforderung. Aber auch die Zuhörer waren

hell entrüstet. Geräuschvoll und mißmutig erhoben sie sich alle vom Tisch. Die Müdigkeit, der Wein, die Anstrengung verstärkten das Ungehörige und gewissermaßen Unsaubere ihrer Eindrücke, wenn man so sagen darf.

Plötzlich schoß Ippolit von seinem Stuhl empor, wie hochgerissen.

»Die Sonne ist aufgegangen!« rief er aus, als er die aufleuchtenden Baumwipfel erblickte, und zeigte sie dem Fürsten wie ein Wunder. »Sie ist aufgegangen!«

»Sie haben wohl gedacht, sie geht nicht auf? Wie?« fragte Ferdystschenko.

»Schon wieder einen ganzen Tag Hitzel!« murmelte Ganja lässig und verdrossen, er hielt seinen Hut in der Hand, reckte sich und gähnte. »Und wenn diese Dürre einen ganzen Monat anhält ...! Ptizyn, gehen wir, oder nicht?«

Ippolit hörte aufmerksam zu, fast erstarrte er vor Staunen; plötzlich wurde er kreideweiß und begann am ganzen Leib zu zittern.

»Sie wollen mich mit Ihrer gespielten Gleichgültigkeit beleidigen, aber Sie spielen sehr schlecht«, wandte er sich an Ganja und sah ihm gerade ins Gesicht. »Sie sind ein Schuft!«

»Also, das geht entschieden zu weit, hol's der Teufel, wie kann man sich so hängenlassen!« brüllte Ferdystschenko. »Was ist das für eine phänomenale Schlappheit!«

»Ein Narr, sonst nichts«, sagte Ganja.

Ippolit rang nach Fassung.

»Ich verstehe, meine Herren«, begann er, immer noch zitternd und bei jedem Wort stockend, »daß ich durchaus Ihre persönliche Rache verdiene, und ... bedaure, daß ich Sie mit diesen Phantasien«, (er deutete auf das Manuskript), »strapaziert habe, das heißt, ich bedaure, daß ich Sie keineswegs strapaziert habe«, (er lächelte töricht), »habe ich Sie strapaziert, Jewgenij Pawlowitsch?« wandte er sich unvermittelt an diesen. »Habe ich Sie strapaziert oder nicht? Sagen Sie!«

»Es war ein wenig langatmig, aber sonst ...«

»Sagen Sie alles! Wenigstens einmal in Ihrem Leben sollten Sie nicht lügen«, befahl der zitternde Ippolit.

»Oh, es ist mir ganz gleich! Tun Sie mir den Gefallen, und lassen Sie mich in Ruhe, ich bitte Sie!« Jewgenij Pawlowitsch wandte sich angewidert ab.

»Gute Nacht, Fürst!« Ptizyn trat zu dem Fürsten.

»Aber er wird sich gleich erschießen. Merken Sie das nicht? Sehen Sie ihn an!« schrie Wera, stürzte entsetzt auf Ippolit zu und packte ihn sogar bei der Hand. »Er hat doch gesagt, daß er sich bei Sonnenaufgang erschießen will! Merken Sie das nicht!«

»Der wird sich schon nicht erschießen«, murmelten einige schadenfrohe Stimmen, darunter auch Ganja.

»Meine Herrschaften, geben Sie acht!« rief Kolja, der inzwischen ebenfalls Ippolit bei der Hand gepackt hatte. »Sehen Sie ihn doch an! Fürst! Fürst, merken Sie das nicht?«

Wera, Kolja, Keller und Burdowskij scharterten sich um Ippolit; alle vier hielten ihn fest.

»Das Recht hat er, das Recht!« murmelte Burdowskij, der allerdings auch ganz verwirrt war.

»Erlauben Sie, Fürst, wie sind Ihre Anordnungen?« Lebedjew, betrunken und erbost bis zur Dreistigkeit, pflanzte sich vor dem Fürsten auf.

»Welche Anordnungen?«

»Nein, wenn's erlaubt ist; gestatten Sie; ich bin der Hausbesitzer, obwohl ich keineswegs Hochachtung vor Ihnen markieren möchte ... Fraglos, Sie sind Gastgeber, aber ich wünsche nicht, daß in meinem eigenen Haus dermaßen ... Jawohl!«

»Der wird sich nicht erschießen: alles Kapriolen!« warf unerwartet General Iwolgin entrüstet und mit Nachdruck ein.

»Bravo, General!« stimmte Ferdystschenko zu.

»Ich weiß, daß er sich nicht erschießen wird, mein General, mein hochzuverehrender General, dennoch ... alldieweil ich der Hausbesitzer bin.«

»Hören Sie, Herr Terentjew!« sagte plötzlich Ptizyn, der sich inzwischen von dem Fürsten verabschiedet hatte und Ippolit gerade die Hand reichte. »Sie erwähnen, glaube ich, in Ihrem Artikel, Ihr Skelett und vermachen es der Akademie? Meinen Sie mit Ihrem Skelett Ihr eigenes, das heißt, Sie vererben Ihre eigenen Knochen?«

»Ja, meine Knochen ...«

»Ach so. Denn das könnte zu einem Irrtum führen: Wie man hört, soll ein solcher Irrtum bereits vorgekommen sein.«

»Warum necken Sie ihn?« rief plötzlich der Fürst.

»Er fängt gleich an zu weinen«, fügte Ferdystschenko hinzu.

Aber Ippolit weinte keineswegs. Er wollte einen Schritt machen, aber schon packten die vier, die ihn umringten, ihn an den Armen. Man hörte lachen.

»Das war's, worum's ihm ging, man sollte seine Hände festhalten; dafür hat er doch aus seinem Heft vorgelesen«, bemerkte Rogoschin. »Leb wohl, Fürst. Hat aber lange gedauert; alle Knochen tun einem weh.«

»Wenn Sie, Terentjew, sich wirklich erschießen wollten«, sagte Jewgenij Pawlowitsch lachend, »so würde ich an Ihrer Stelle nach solchen Komplimenten mich absichtlich nicht erschießen, um sie alle zu ärgern.«

»Die möchten um ihr Leben gerne sehen, wie ich mich erschieße!« fuhr ihn Ippolit an.

Er wurde aggressiv.

»Sie finden es ärgerlich, daß sie es nicht zu sehen bekommen.«

»Dann glauben Sie also auch, daß sie es nicht zu sehen bekommen?«

»Ich möchte Sie nicht dazu verleiten; ich halte es im Gegen teil durchaus für möglich, daß Sie sich erschießen. Sie dürfen nur nicht zornig werden, das ist das Wichtigste ...«, beschwichtigte ihn Jewgenij Pawlowitsch, wobei er seine Worte gönnerhaft dehnte.

»Ich merke erst jetzt, daß ich einen großen Fehler gemacht habe, indem ich Ihnen diese Blätter vorlas!« sagte Ippolit und sah Jewgenij Pawlowitsch auf einmal so vertrauensvoll an, als wolle er einen guten Freund um einen freundschaftlichen Rat bitten.

»Die Situation ist lächerlich, aber ... Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen raten soll«, antwortete Jewgenij Pawlowitsch lächelnd.

Ippolit sah ihn unverwandt streng an und schwieg. Man konnte glauben, daß er immer wieder für Minuten geistesabwesend war.

»Nein, ich muß schon bitten, was ist das für ein Benehmen?« sagte Lebedjew. »Ich will mich im Park erschießen, um keinen Menschen zu belästigen!« Der glaubt wohl, daß er keinen Menschen belästigt, wenn er die Treppe runtergeht und drei Schritt in den Park läuft.«

»Meine Herren ...«, setzte der Fürst an.

»Nein, ich muß schon bitten, hochzuverehrender Fürst«, fiel ihm Lebedjew wütend ins Wort, »da Sie nun höchstselbst bemerkt haben dürften, daß es sich nicht um einen Spaß handelt, und da mindestens die Hälfte Ihrer Gäste diese Meinung teilt und überzeugt ist, daß er, nach den hier ausgesprochenen Worten, sich unbedingt erschießen muß, aus Ehre, ersuche ich Sie als Hausbesitzer und in Gegenwart von Zeugen um Ihre Unterstützung!«

»Aber was ist zu tun, Lebedjew? Ich bin bereit, Sie zu unterstützen.«

»Folgendes: Erstens muß er umgehend seine Pistole, mit der er vor uns geprahlt hat, samt zugehörigen Präparaten herausgeben. Gibt er sie heraus, erkläre ich mich bereit, ihn diese Nacht in meinem Haus zu beherbergen, in Anbetracht seines angegriffenen Gesundheitszustandes, natürlich nur unter Beobachtung meinerseits. Morgen aber muß er das Haus widerspruchslos verlassen und kann ziehen, wohin er will; Sie müssen schon entschuldigen, Fürst! Gibt er seine

Waffe nicht heraus, so nehme ich ihn unverzüglich, auf der Stelle, bei der Hand, ich bei der einen, der General bei der anderen, und lasse sofort die Polizei holen, und die Polizei entscheidet über alles weitere. Herr Ferdystschenko als guter Bekannter wird diesen Gang auf sich nehmen.«

Es erhob sich lautes Stimmengewirr; Lebedjew kochte vor Erregung, es fehlte nicht viel, und er hätte das Maß überschritten; Ferdystschenko machte sich bereit, den Gang zur Polizei anzutreten; Ganja bestand beharrlich darauf, daß niemand sich erschießen werde. Jewgenij Pawlowitsch schwieg.

»Fürst, sind Sie schon einmal von einem Glockenturm gesprungen?« flüsterte plötzlich Ippolit dem Fürsten zu.

»N-nein«, antwortete dieser naiv.

»Haben Sie etwa geglaubt, ich hätte all diesen Haß nicht vorausgesehen?« flüsterte Ippolit wieder, mit funkeln den Augen und einer Miene, als erwarte er wirklich eine Antwort des Fürsten.

»Genug!« brüllte er plötzlich in das Publikum. »Ich bin schuld ... mehr als alle anderen! Lebedjew, hier ist der Schlüssel!« (Er zog das Portemonnaie hervor und entnahm ihm einen Stahlring mit drei oder vier kleinen Schlüsseln.) »Der hier, der vorletzte ... Kolja wird Ihnen helfen ... Kolja! Wo ist Kolja?« rief er, indem er Kolja anstarre, ohne ihn wahrzunehmen. »Da ..., er wird es Ihnen zeigen; er hat vorhin mit mir zusammen die Reisetasche gepackt. Gehen Sie mit ihm, Kolja; im Kabinett des Fürsten, unter dem Tisch ... steht meine Reisetasche ... hier, der Schlüssel, unten in dem Kasten ... meine Pistole und das Pulverhorn ... Er hat sie selbst eingepackt, er wird es Ihnen zeigen, Herr Lebedjew; unter der Bedingung, daß Sie mir morgen früh, vor meiner Abreise nach Petersburg, die Pistole zurückgeben, hören Sie? Ich tue es dem Fürsten zuliebe, nicht Ihretwegen.«

»Das ist schon besser!« Lebedjew griff schnell nach dem Schlüssel und lief giftig lächelnd ins Nebenzimmer.

Kolja zögerte und wollte etwas sagen, aber Lebedjew zog ihn hinter sich her.

Ippolit betrachtete die lachenden Gäste. Der Fürst bemerkte, daß seine Zähne klapperten wie bei heftigem Schüttelfrost.

»Was sind das alles für Schufte!« flüsterte Ippolit wieder dem Fürsten zu, er war völlig außer sich. Jedesmal, wenn er dem Fürsten etwas sagte, beugte er sich vor und flüsterte.

»Kümmern Sie sich nicht um sie; Sie sind sehr erschöpft ...«

»Sofort, sofort ... ich gehe sofort.«

Plötzlich umarmte er den Fürsten.

»Sie glauben vielleicht, ich bin verrückt?« Er sah ihn mit einem sonderbaren Lachen an.

»Nein, aber Sie ...«

»Sofort, sofort, schweigen Sie, sprechen Sie nicht; warten Sie ... ich will Ihnen in die Augen sehen ... Bleiben Sie so stehen, und ich schaue Sie an. Ich nehme Abschied von dem MENSCHEN.«

Er stand da und sah ihn schweigend an, etwa zehn Sekunden lang, sehr bleich, die Schläfen naß von Schweiß, und klammerte sich an den Fürsten, als fürchte er, ihn loszulassen.

»Ippolit, Ippolit, was haben Sie?« rief der Fürst.

»Sofort ... Genug ... ich werde mich hinlegen. Ich trinke einen Schluck auf die Sonne! Ich will, ich will es, lassen Sie mich!«

Er nahm schnell einen Kelch vom Tisch und stand einen Augenblick später an den Verandastufen. Der Fürst wollte ihm rasch folgen, aber ausgerechnet in diesem Moment streckte ihm Jewgenij Pawlowitsch die Hand entgegen, um sich zu verabschieden. Es verstrich eine Sekunde, und plötzlich schrien alle auf der Veranda auf. Und dann folgte ein Augenblick höchster Verwirrung.

Folgendes war geschehen:

Als Ippolit an den Verandastufen angelangt war, blieb er

stehen, in der linken Hand den Kelch, die rechte in der Seitentasche seines Paletots. Keller behauptete später, Ippolit habe schon vorher diese Hand in der rechten Tasche gehalten, während er noch mit dem Fürsten sprach und sich an dessen Schulter und Kragen klammerte, und diese rechte Hand in der Tasche habe, so Keller, in ihm den ersten Verdacht geweckt. Wie dem auch sei, eine unbestimmte Unruhe hatte auch ihn veranlaßt, Ippolit nachzulaufen. Aber auch er kam zu spät. Er sah nur, wie in Ippolits rechter Hand plötzlich etwas aufblitzte, und in der gleichen Sekunde die kleine Taschenpistole dicht an Ippolits Schläfe. Bevor Keller ihm in den Arm fallen konnte, drückte Ippolit ab. Man hörte das scharfe, trockene Klicken des Hahns, aber keinen Schuß. Als Keller Ippolit umfaßte, fiel ihm dieser in die Arme wie ohnmächtig, vielleicht in dem ehrlichen Glauben, er sei schon tot. Die Pistole war schon in Kellers Händen. Man fing Ippolit auf, schob ihm einen Stuhl unter, alle drängten sich um ihn, alle schrien, alle fragten. Alle hatten das Klicken gehört und sahen nun einen lebendigen Menschen vor sich, der völlig unverletzt war. Ippolit saß da, ohne zu begreifen, was um ihn vorging, und sah sich mit stumpfem Blick im Kreise um. In diesem Moment stürzten Lebedjew und Kolja herein.

»Versager?« fragte man ringsum.

»Vielleicht gar nicht geladen«, vermuteten einige.

»Geladen!« verkündete Keller, der die Waffe untersuchte, »aber ...«

»Versager? Ist das möglich?«

»Das Zündhütchen fehlt«, meldete Keller.

Es fällt nicht leicht, die nun folgende peinliche Szene zu schildern. Der anfängliche und allgemeine Schrecken schlug rasch in Gelächter um; einige lachten sogar aus vollem Halse, offenbar hatte der Vorfall ihnen einen schadenfrohen Genuß bereitet. Ippolit schluchzte wie in einem hysterischen Anfall, rang die Hände, rannte von einem zum anderen, sogar zu Ferdystschenko, packte diesen mit beiden Händen und

schwor, daß er vergessen, »ohne die leiseste Absicht, ganz zufällig vergessen« habe, das Zündhütchen einzulegen, und daß er die Zündhütchen »bei sich, hier, in der Westentasche, bestimmt ein Dutzend« trage (er zeigte sie im Kreise herum), daß er es nicht früher eingelegt habe, weil er befürchtete, der Schuß könne vorzeitig in der Tasche losgehen, daß er damit gerechnet habe, es jederzeit noch tun zu können, sobald es soweit wäre, und daß er es plötzlich vergessen habe. Er stürzte zum Fürsten, zu Jewgenij Pawlowitsch, beschwore Keller, ihm die Pistole zurückzugeben, damit er auf der Stelle allen beweisen könne, daß »seine Ehre, seine Ehre ...«, und daß er jetzt »für ewig entehrt« sei!

Schließlich brach er ohnmächtig zusammen. Man trug ihn in das Kabinett des Fürsten, und Lebedjew, inzwischen völlig nüchtern, schickte sofort nach einem Arzt und blieb mit Tochter, Sohn, Burdowskij und dem General am Bett des Kranken. Als der bewußtlose Ippolit hinausgetragen wurde, pflanzte sich Keller mitten im Zimmer auf und sprach laut, langsam, Wort für Wort, in echter Begeisterung: »Meine Herren, wenn es jemandem von ihnen noch einmal einfallen sollte, in meiner Gegenwart Zweifel daran zu äußern, daß das Zündhütchen zufällig vergessen worden ist, und zu behaupten, der unglückliche junge Mann habe nur Komödie gespielt – so wird derjenige es mit mir zu tun haben.«

Aber niemand antwortete ihm. Die Gäste brachen endlich auf, alle zu gleicher Zeit und in Eile. Ptizyn, Ganja und Rogoschin machten sich gemeinsam auf den Weg.

Der Fürst wunderte sich sehr, daß Jewgenij Pawlowitsch seine Absicht geändert hatte und aufbrach, ohne mit ihm gesprochen zu haben.

»Wollten Sie nicht mit mir sprechen, sobald alle gegangen wären?« fragte er ihn.

»Jawohl«, sagte Jewgenij Pawlowitsch, wobei er sich plötzlich auf einem Stuhl niederließ und auch den Fürsten aufforderte, neben ihm Platz zu nehmen. »Aber nun habe ich vor-

läufig meine Absicht geändert. Ich gestehe, daß ich ein wenig befangen bin, und Sie sind es ebenfalls. Meine Gedanken irren ab; außerdem ist das, worüber ich mit Ihnen sprechen möchte, für mich viel zu wichtig und für Sie ebenfalls. Sehen Sie, Fürst, ich möchte wenigstens einmal im Leben absolut ehrlich handeln, das heißt, ohne den geringsten Hintergedanken, aber ich glaube, daß ich jetzt, in diesem Augenblick, einer absolut ehrlichen Handlung nicht so recht fähig bin, und Sie vielleicht ebensowenig ... deshalb ... und ... also wollen wir später darüber sprechen. Vielleicht klären sich die Verhältnisse sowohl für mich als auch für Sie, wenn wir die drei Tage warten, die ich in Petersburg verbringen werde.«

Schon hatte er sich wieder vom Stuhl erhoben, so daß man eigentlich nicht wußte, wozu er sich überhaupt gesetzt hatte. Der Fürst hatte den Eindruck, Jewgenij Pawlowitsch sei unzufrieden, gereizt und sehe ihn feindselig an, mit einem ganz anderen Ausdruck als vorhin.

»Übrigens, werden Sie jetzt zu dem Kranken gehen?«

»Ja ... ich mache mir Sorgen«, antwortete der Fürst.

»Machen Sie sich keine Sorgen; er wird bestimmt noch sechs Wochen leben und sich hier vielleicht sogar erholen. Am besten setzen Sie ihn morgen früh vor die Tür.«

»Vielleicht habe ich ihn wirklich verleitet, weil ... weil ich nichts gesagt habe; vielleicht hat er gedacht, daß auch ich zweifelte, ob er sich erschießen würde. Was denken Sie darüber, Jewgenij Pawlowitsch?«

»O nein, Sie sind viel zu gütig und machen sich jetzt noch Sorgen. Ich habe wohl gehört, aber noch nie mit eigenen Augen gesehen, daß ein Mensch sich mit Vorbedacht erschießt, nur um bewundert zu werden, oder aus Wut darüber, daß man ihn deswegen nicht bewundert. Vor allen Dingen hätte ich eine solche rückhaltlos eingestandene Kraftlosigkeit nicht für möglich gehalten! Trotzdem sollten Sie ihn morgen vor die Tür setzen.«

»Sie denken, er wird sich noch einmal erschießen?«

»Nein, jetzt wird er sich nicht erschießen. Aber hüten Sie sich vor unsrern hausgemachten Lacenaires! Ich kann nur wiederholen, das Verbrechen ist häufig die letzte Zuflucht dieser unbegabten, ungeduldigen und gierigen Nichtsnutze!«

»Ist er denn ein Lacenaire?«

»Es ist derselbe Kern, wenn auch ein anderes emploi. Wir werden sehen, ob dieser junge Herr nicht fähig ist, zehn Personen abzuschlachten, nur aus Lust und Laune, ganz genau so, wie er es uns vorhin in seiner Erklärung vorgelesen hat. Nun werden mich seine Worte nicht schlafen lassen.«

»Sie nehmen es vielleicht zu ernst.«

»Sie sind zu bewundern, Fürst; Sie glauben also nicht, daß er imstande ist, *jetzt* zehn Personen umzubringen?«

»Ich wage nicht, Ihnen darauf zu antworten; das ist alles sehr sonderbar; aber ...«

»Wie Sie wünschen, ganz wie Sie wünschen!« schloß Jewgenij Pawlowitsch gereizt. »Außerdem sind Sie ein furchtloser Mensch; geben Sie nur acht, daß Sie nicht zu diesen zehn gehören!«

»Er wird wohl niemand umbringen, das ist das Wahrscheinlichste«, sagte der Fürst und sah Jewgenij Pawlowitsch gedankenvoll an.

Dieser lachte boshaft.

»Auf Wiedersehen, für mich wird es Zeit! Ist Ihnen aufgefallen, daß er eine Abschrift seiner Beichte Aglaja Iwanowna hinterlassen hat?«

»Ja, es ist mir aufgefallen, und ich ... ich denke darüber nach.«

»Recht so, im Hinblick auf die zehn Personen.« Jewgenij Pawlowitsch lachte abermals und ging.

Eine Stunde später, drei Uhr war schon vorüber, ging der Fürst hinunter in den Park. Er hatte versucht, zu Hause einzuschlafen, aber es wollte ihm vor lauter Herzklopfen nicht gelingen. Zu Hause war übrigens alles geregelt, und jeder hatte, so gut es ging, seine Ruhe gefunden. Der Kranke

schließt, der herbeigeholte Arzt hatte erklärt, daß keine unmittelbare Lebensgefahr bestünde. Lebedjew, Kolja und Burdowskij hatten sich im Zimmer des Kranken hingelegt, um sich beim Wachen abzulösen; es war also wirklich nichts zu befürchten.

Aber die Unruhe des Fürsten stieg von Minute zu Minute. Er irrte durch den Park, ließ seinen Blick zerstreut umherschweifen und hielt verwundert an, als er den Platz vor dem Bahnhof erreicht hatte und die leeren Bankreihen und die Notenpulte für das Orchester sah. Der Anblick verblüffte ihn und kam ihm aus irgendeinem Grunde furchtbar häßlich vor. Er kehrte um und gelangte auf den Weg, den er am Vorabend mit den Jepantschins zum Konzert gegangen war, direkt zu der grünen Bank, wohin er zum Rendezvous bestellt war, ließ sich darauf nieder und mußte plötzlich laut lachen, worüber er allerdings sofort in äußerste Entrüstung geriet. Seine Wehmut wollte nicht weichen; am liebsten wäre er weit fortgegangen ... Er wußte nicht, wohin. Über ihm im Baum sang ein Vögelchen, und er suchte es mit den Augen zwischen dem Laub; plötzlich flatterte das Vögelchen davon, und im selben Augenblick mußte er an jene »winzige Fliege« denken, die im heißen Sonnenstrahl summt, von der Ippolit geschrieben hatte, daß sogar »sie an diesem Gastmahl und an diesem Chor teilnimmt, ich aber ein Ausgestoßener bin«. Dieser Satz hatte ihn schon beim Zuhören betroffen gemacht, jetzt mußte er wieder an ihn denken. Eine längst vergessene Erinnerung regte sich in ihm und tauchte plötzlich in aller Klarheit auf.

Es war in der Schweiz, im ersten Jahr seines Aufenthalts, sogar in den ersten Monaten. Damals war er völlig wie ein Idiot, konnte sogar nicht richtig sprechen und manchmal auch nicht verstehen, was man von ihm wollte. Einmal war er in die Berge gestiegen, an einem klaren, sonnigen Tag, und dort lange gewandert, mit einem quälenden Gedanken, der nie Gestalt annehmen wollte. Vor ihm der leuchtende

Himmel, unten der See, um ihn der Horizont, licht und unendlich, unbegrenzt. Er schaute, schaute voller Pein. Jetzt erinnerte er sich, wie er die Arme in das lichte, unendliche Blau emporgestreckt und geweint hatte. Es hatte ihn gequält, daß er alledem so ganz fremd war. Was ist das für ein Gastmahl, was ist das für ein großes Fest, das kein Ende nimmt, das immer währt und das ihn seit langem, schon seit den Kindertagen lockt und zu dem er immer wieder keinen Einlaß findet? Jeden Morgen geht dieselbe helle Sonne auf; jeden Morgen liegt der Regenbogen auf dem Wasserfall, jeden Abend glüht der höchste, der schneebedeckte Gipfel dort, in der Ferne, am Rande des Himmels, in purpurnen Flammen; jede »winzige Fliege, die neben ihm im heißen Sonnenstrahl summt, nimmt an diesem Chor teil: Sie kennt ihren Platz, liebt ihn und ist glücklich«; jeder Grashalm wächst und ist glücklich! Alles hat seinen Weg, und alles kennt seinen Weg, singend geht es, und singend kommt es; er allein weiß nichts, versteht nichts, weder die Menschen, noch die Töne, ist allem fremd und ein Ausgestoßener. Oh, natürlich, damals hatten ihm diese Worte gefehlt, und er konnte seine Frage nicht ausdrücken; er hatte sich stumm und dumpf gequält; jetzt aber schien es ihm, als ob er damals schon alles ausgesprochen hätte, all diese Worte, und daß Ippolit diese »winzige Fliege« von ihm, aus seinen damaligen Worten und Tränen, genommen hätte. Er war davon fest überzeugt, und aus irgendeinem Grunde schlug sein Herz bei diesem Gedanken heftig ...

Er nickte auf der Bank ein, aber die unruhige Spannung wich auch im Schlaf nicht von ihm. Kurz vor dem Einschlafen erinnerte er sich daran, daß Ippolit zehn Personen umbringen sollte, und lächelte über die absurde Vermutung. Um ihn herum war wunderbare, ungetrübte Stille und das Rascheln von Laub, das die Stille und Einsamkeit noch spürbarer werden läßt. Ihm erschienen sehr viele Traumbilder, lauter beunruhigende, und alle Augenblicke schauerte er.

Endlich trat eine Frau auf ihn zu; er kannte sie, er kannte sie bis zum Schmerz; er würde sie zu jeder Zeit erkennen und beim Namen nennen können, aber – seltsam – sie schien jetzt ein ganz anderes Gesicht zu haben als jenes, das er sonst kannte, und er wünschte sich sehnlich, in ihr nicht jene Frau zu erkennen. In diesem Gesicht lag so viel Reue und Grauen, daß man glauben mußte, sie sei eine furchtbare Verbrecherin und habe soeben ein grausiges Verbrechen begangen. Eine Träne zitterte auf ihrer bleichen Wange; sie machte ihm mit der Hand ein Zeichen und legte den Finger auf die Lippen, als fordere sie ihn auf, ihr leise zu folgen. Sein Herz stockte; er wollte sie um nichts, um gar nichts auf der Welt für eine Verbrecherin halten; er fühlte aber, daß im nächsten Augenblick etwas Grauenhaftes eintreten würde, das über sein ganzes Leben entscheiden müßte. Sie wünschte offenbar, ihm etwas zu zeigen, hier in der Nähe, im Park. Er erhob sich, um ihr zu folgen, als plötzlich neben ihm ein helles, frisches Lachen erklang; eine Hand legte sich plötzlich in seine Hand; er umklammerte diese Hand, drückte sie heftig und erwachte. Vor ihm stand Aglaja und schüttelte sich vor Lachen.

VIII

SIE lachte, aber sie war auch empört.

»Der schläft! Sie haben geschlafen!« rief sie verblüfft und verächtlich.

»Sie sind es!« murmelte der Fürst, der noch nicht völlig zu sich gekommen war und sie erstaunt ansah. »Ach ja! Das Rendezvous ... ich habe hier geschlafen ...«

»Das habe ich gesehen.«

»Hat mich niemand außer Ihnen geweckt? Ist außer Ihnen niemand hier gewesen? Ich glaubte, hier war ... eine andere Frau ...«

»Hier war eine andere Frau?!«

»Es war nur ein Traum«, sagte er versonnen, »seltsam, in einem solchen Augenblick ausgerechnet dieser Traum ... Setzen Sie sich doch.«

Er nahm sie bei der Hand und ließ sie auf der Bank Platz nehmen; er selbst setzte sich neben sie und versank in Gedanken. Aglaja blieb stumm und musterte ihn nur unverwandt. Auch er sah sie immer wieder an, aber manchmal so, als nähme er sie gar nicht wahr. Sie errötete.

»Ach ja«, sagte der Fürst schaudernd. »Ippolit hat sich erschossen!«

»Wann? Bei Ihnen?« fragte sie, aber ohne sich groß zu wundern, »gestern abend lebte er doch noch? Wie konnten Sie denn hier schlafen, nachdem das alles geschehen ist?« rief sie mit plötzlicher Lebhaftigkeit.

»Aber er ist ja nicht tot, die Pistole versagte.«

Aglaja bestand darauf, daß der Fürst sofort und in aller Ausführlichkeit die Geschichte der vergangenen Nacht erzählte. Jeden Augenblick ermahnte sie ihn, sich mit dem Erzählen zu beeilen, unterbrach ihn aber durch immer neue Fragen, die meistens gar nicht zur Sache gehörten. Unter anderem hörte sie mit großem Interesse alles an, was Jewgenij Pawlowitsch geäußert hatte, und fragte sogar einige Male nach.

»So, genug, wir müssen uns beeilen«, schloß sie, nachdem sie alles angehört hatte, »wir haben nur eine Stunde Zeit, bis acht Uhr, um acht muß ich unbedingt zu Hause sein, damit sie nicht erfahren, daß ich hier war, und ich komme ja in einer wichtigen Angelegenheit; ich habe Ihnen einiges mitzuteilen. Sie aber haben mich jetzt völlig aus dem Konzept gebracht. Zu Ippolit kann ich nur sagen, daß seine Pistole unbedingt versagen mußte, das paßt zu ihm. Sind Sie denn überzeugt, daß er sich wirklich erschießen wollte und daß es kein Theater war?«

»Es war kein Theater.«

»Das ist sehr wahrscheinlich. Hat er das wirklich geschrieben, Sie sollten mir seine Beichte bringen? Warum haben Sie das nicht getan?«

»Aber er ist ja nicht tot. Ich werde ihn danach fragen.«

»Sie müssen sie bringen, und Sie brauchen nicht zu fragen. Das wird ihm bestimmt sehr angenehm sein, er hat sich vielleicht gerade in der Absicht erschießen wollen, mich hinterher seine Beichte lesen zu lassen. Ich darf Sie bitten, Lew Nikolajewitsch, über meine Worte nicht zu lachen, das ist durchaus möglich.«

»Ich lache nicht darüber, denn ich bin selbst davon überzeugt, daß es bis zu einem gewissen Grad sehr wohl möglich ist.«

»Sie sind davon überzeugt? Kann denn das sein, daß Sie genauso denken?« Aglaja war plötzlich ganz verblüfft.

Sie fragte rasch, sprach schnell, schien aber immer wieder den Faden zu verlieren und führte die Sätze nicht zu Ende; beeilte sich jeden Augenblick, ihm zuvorzukommen; sie war überhaupt furchtbar unruhig und vielleicht, auch wenn sie sich noch so tapfer und fast herausfordernd gab, ein wenig ängstlich. Sie trug ein ganz unauffälliges, einfaches Kleid, das ihr ausgezeichnet stand. Immer wieder fuhr sie zusammen, errötete und saß am Rande der Bank. Die Bestätigung des Fürsten, daß Ippolit sich habe erschießen wollen, damit sie seine Beichte lese, setzte sie in helles Erstaunen.

»Natürlich wünschte er«, erklärte der Fürst, »daß außer Ihnen auch wir alle ihn lobten ...«

»Was heißt ›lobten‹?«

»Das heißt ... Das ist ... Wie soll ich sagen? Es läßt sich sehr schwer ausdrücken. Er wünschte jedenfalls, daß alle ihn umringten und ihm versicherten, daß sie ihn sehr gerne hätten und achteten, und daß alle ihn anflehten, doch am Leben zu bleiben. Es kann durchaus sein, daß er dabei vor allem an Sie dachte, weil er in einem solchen Augenblick Sie erwähnte, obwohl er vorher möglicherweise selbst nicht

wußte, daß es ihm um Sie ging.«

»Das versteh ich nun überhaupt nicht: Es ging ihm um mich, und er wußte nicht, daß es ihm um mich ging. Übrigens verstehe ich es vielleicht doch: Wissen Sie, ich habe selbst sogar schon als dreizehnjähriges Mädchen bestimmt dreißigmal vorgehabt, mich zu vergiften und alles in einem Brief an meine Eltern zu schildern, und mir auch vorgestellt, wie ich aufgebahrt bin und wie alle mich beweinen und sich Vorwürfe machen, daß sie so grausam zu mir waren ... Wieso lächeln Sie schon wieder?« unterbrach sie sich selbst unvermittelt und runzelte die Brauen. »Und was denken Sie sich aus, wenn Sie vor sich hin träumen? Sehen Sie sich vielleicht als einen Feldmarschall, der Napoleon aufs Haupt geschlagen hat?«

»Wissen Sie, ich denke mir wirklich so etwas aus, besonders vor dem Einschlafen, Ehrenwort!« sagte der Fürst lachend, »nur schlage ich nicht Napoleon aufs Haupt, sondern die Österreicher.«

»Ich habe nicht vor, mit Ihnen zu spaßen, Lew Nikolajewitsch. Mit Ippolit werde ich selbst sprechen. Ich bitte Sie, mich bei ihm anzumelden. Sie verhalten sich, finde ich, ganz übel, denn es ist sehr roh, die Seele eines Menschen so zu betrachten und zu beurteilen, wie Sie Ippolit beurteilen. Sie haben kein Zartgefühl: Das ist nur die Wahrheit, folglich ungerecht.«

Der Fürst dachte nach.

»Ich glaube, Sie sind ungerecht gegen mich«, sagte er. »Ich finde doch nichts daran, daß er so gedacht hat, denn alle neigen dazu, so zu denken; außerdem hat er vielleicht gar nicht so gedacht, sondern es sich nur gewünscht ... gewünscht, ein letztes Mal mit Menschen zusammen zu sein, ihre Achtung und ihre Liebe zu verdienen; das sind doch sehr schöne Gefühle, aber dann ist es auf einmal alles ganz anders gekommen; da spielt die Krankheit mit hinein und noch irgend etwas anderes! Außerdem gibt es Menschen, denen

immer alles gelingt, und andere, denen immer alles mißlingt ...«

»Mit dem letzten Satz meinen Sie doch sicher sich selbst?« fragte Aglaja.

»Ja, mich selbst«, antwortete der Fürst, ohne die Schadenfreude in dieser Frage zu bemerken.

»Trotzdem wäre ich an Ihrer Stelle niemals eingeschlafen; Sie schlafen also überall ein, wo sich nur eine Gelegenheit findet; das ist sehr unschön von Ihnen.«

»Aber ich habe doch die ganze Nacht nicht geschlafen, dann bin ich gelaufen und gelaufen, und dann war ich bei der Musik ...«

»Bei welcher Musik?«

»Dort, wo gestern gespielt wurde, dann kam ich hierher, setzte mich hin, dachte, dachte und schlief ein.«

»Ach, so war das? Das ändert manches, zu Ihren Gunsten ... Und warum sind Sie zur Musik gegangen?«

»Ich weiß nicht, einfach so ...«

»Schon gut, schon gut, davon später: Sie unterbrechen mich in einem fort, und was kümmert es mich, warum Sie zu der Musik gegangen sind? Von welcher Frau haben Sie geträumt?«

»Es war ... von ... Sie haben sie gesehen ...«

»Verstehe, ich verstehe sehr gut. Sie haben sie sehr ... Wie ist sie Ihnen denn erschienen, wie sah sie aus? Ach was, ich will überhaupt nichts davon wissen«, brach sie plötzlich ärgerlich ab. »Unterbrechen Sie mich nicht ...«

Sie hielt einen Augenblick inne, als fasse sie Mut oder versuche, ihres Ärgers Herr zu werden.

»Also, folgendes, weswegen ich Sie hierher bestellt habe: Ich will Ihnen vorschlagen, mein Freund zu sein. Warum starren Sie mich plötzlich so an?« fragte sie beinahe zornig.

Der Fürst sah sie in diesem Augenblick tatsächlich unverwandt an, da er bemerkte, daß sie von neuem über und über errötete. Je tiefer sie errötete, desto mehr pflegte sie sich dar-

über zu ärgern, was sich an ihren funkelnden Augen ablesen ließ; schon eine Minute später richtete sich ihr Zorn auf ihr Gegenüber, gleichgültig, ob der Betreffende schuld war oder nicht, und bald hatte sie einen Streit mit ihm vom Zaun gebrochen. Weil sie selbst wußte, wie scheu und verschämt sie war, beteiligte sie sich nur selten an der Konversation und war schweigsamer als ihre Schwestern, manchmal sogar viel zu schweigsam. Wenn aber das Sprechen, insbesondere in ähnlich heiklen Fällen, sich nicht vermeiden ließ, begann sie das Gespräch unglaublich hochmütig und gleichsam herausfordernd. Sie wußte immer im voraus, wann sie errötete oder zu erröten Gefahr lief.

»Vielleicht liegt Ihnen nicht viel an meinem Vorschlag?« fragte sie und sah den Fürsten hochmütig an.

»Oh, doch, mir liegt viel daran, nur ist es gar nicht nötig ... das heißtt, ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß man einen solchen Vorschlag machen muß«, antwortete der Fürst verlegen.

»Und was haben Sie sich vorgestellt? Aus welchem Grund hätte ich Sie sonst hierher gerufen? Was denken Sie eigentlich? Halten Sie mich vielleicht ebenfalls für ein dummes Gänscchen, wie meine ganze Familie?«

»Ich habe nicht gewußt, daß man Sie für ein dummes Gänscchen hält, ich ... ich tue es nicht.«

»Sie tun es nicht? Sehr klug von Ihnen und ganz besonders klug ausgedrückt!«

»Ich glaube sogar, daß Sie manchmal sehr klug sein können«, fuhr der Fürst fort, »vorhin haben Sie etwas sehr Kluges gesagt. Sie sagten zu meinen Zweifeln an Ippolit: ›Das ist nichts als die Wahrheit, folglich ungerecht.‹ Ich werde es mir merken und darüber nachdenken.«

Mit einem Mal wurde Aglaja feuerrot vor Freude. Solche Veränderungen waren bei ihr völlig unübersehbar und folgten ungewöhnlich rasch aufeinander. Der Fürst freute sich auch, er lachte sogar vor Freude bei ihrem Anblick.

»Also hören Sie«, fing sie von neuem an, »ich habe lange auf Sie gewartet, um Ihnen das alles zu erzählen, ich habe gewartet seit damals, als Sie mir den Brief von dort geschrieben haben, und sogar schon früher ... Die Hälfte haben Sie gestern schon von mir gehört: Ich halte Sie für den redlichsten und aufrichtigsten Menschen, redlicher und aufrichtiger als alle, und wenn gemunkelt wird, daß Ihr Verstand ... das heißtt, daß Ihr Verstand mitunter krank ist, so trifft das nicht zu; ich bin zu diesem Schluß gekommen und habe darauf bestanden, denn Ihr Hauptverstand, obwohl Ihr Verstand in der Tat krank ist (Sie nehmen mir das doch nicht übel? Ich meine es von einem höheren Standpunkt aus), ist besser, als der von allen anderen zusammen, er ist sogar so, wie die es sich nicht einmal träumen lassen, es gibt nämlich zweierlei Verstand, den Hauptverstand und den Verstand. Nicht wahr? Das ist doch so?«

»Vielleicht ist es so.« Die Worte kamen dem Fürsten nur mühsam über die Lippen; sein Herz zitterte und hämmerte entsetzlich.

»Ich habe es ja gewußt, daß Sie das verstehen«, fuhr sie bedächtig fort. »Fürst Sch. und Jewgenij Pawlowitsch können mit dieser zweierlei Arten von Verstand überhaupt nichts anfangen, Alexandra ebensowenig, maman aber begreift das, können Sie sich das vorstellen?«

»Sie haben große Ähnlichkeit mit Lisaweta Prokofjewna.«

»Wirklich? Ist das möglich?« wunderte sich Aglaja.

»Bei Gott, es ist so.«

»Ich danke Ihnen«, sagte sie nach einigem Besinnen, »ich bin sehr froh, daß ich maman ähnlich bin. Sie haben also große Achtung vor ihr?« fügte sie hinzu, ohne sich der Naivität ihrer Frage bewußt zu sein.

»O ja, sehr, sehr große, und ich bin glücklich, daß Sie das sofort verstanden haben.«

»Und ich bin glücklich, weil ich gemerkt habe, daß man sich manchmal über maman ... amüsiert. Aber hören Sie das

Wichtigste: Ich habe lange überlegt und habe mich endlich für Sie entschieden. Ich will nicht, daß man zu Hause über mich lacht; ich will nicht, daß man mich für eine kleine Närrin hält; ich will nicht, daß man mich neckt ... Ich habe das alles sofort durchschaut und Jewgenij Pawlowitsch ein für alle Mal einen Korb gegeben, weil ich nicht will, daß man mich ununterbrochen verheiraten möchte! Ich will ... Ich will ... Ja, ich will fort von zu Hause, und ich habe mich für Sie entschieden, Sie sollen mir dabei behilflich sein.«

»Fort von zu Hause?« rief der Fürst.

»Ja, ja, ja, fort von zu Hause!« rief sie plötzlich zornentbrannt, »ich will nicht, daß sie mich dort immer zum Erröten bringen. Ich will vor niemand erröten, weder vor Fürst Sch. noch vor Jewgenij Pawlowitsch, noch vor jemand anderem, und darum habe ich mich für Sie entschieden. Mit Ihnen will ich über alles, alles sprechen, sogar über das Wichtigste, sooft ich will, und Sie Ihrerseits sollten auch nichts vor mir verschweigen. Ich will wenigstens mit einem einzigen Menschen über alles so reden können wie mit mir selbst. Plötzlich reden sie davon, daß ich auf Sie warte und daß ich Sie liebe. Das war noch vor Ihrer Ankunft, dabei hatte ich ihnen den Brief überhaupt nicht gezeigt; und jetzt reden schon alle davon. Ich will mutig sein und mich vor nichts, vor nichts fürchten. Ich will nicht auf ihre Bälle fahren, ich will nützlich sein. Ich wollte schon vor langer Zeit fort. Ich sitze zwanzig Jahre bei ihnen wie in einer zugekorkten Flasche und soll immer heiraten. Schon mit vierzehn wollte ich ausreißen, obwohl ich noch ein dummes Ding war. Jetzt habe ich mir schon alles überlegt und auf Sie gewartet, um Sie über das Ausland auszufragen. Ich habe noch keinen einzigen gotischen Dom gesehen, ich will nach Rom, ich will alle wissenschaftlichen Kabinette besuchen. Ich will in Paris studieren; ich habe mich das ganze letzte Jahr darauf vorbereitet und gelernt und sehr viele Bücher gelesen, ich habe alle verbotenen Bücher gelesen. Alexandra und Adelaida lesen alle

Bücher, sie dürfen, ich darf aber nicht, ich stehe unter strenger Aufsicht. Ich will mich mit meinen Schwestern nicht überwerfen, aber meine Eltern habe ich schon längst davon in Kenntnis gesetzt, daß ich meine soziale Stellung von Grund auf ändern will. Ich habe mir vorgenommen, mich mit Erziehung zu befassen, und ich habe auf Sie gerechnet, weil Sie gesagt haben, Sie liebten Kinder. Können wir uns beide nicht der Erziehung widmen, wenn nicht sofort, so doch in Zukunft? Wir werden beide nützlich sein; ich will keine Generalstochter bleiben ... Sagen Sie, sind Sie sehr gelehrt?«

»Oh, ganz und gar nicht.«

»Schade, ich dachte schon ... Wie kam ich nur darauf? Aber Sie werden mich trotzdem leiten, denn ich habe mich für Sie entschieden.«

»Das ist absurd, Aglaja Iwanowna.«

»Ich will, ich will fort von zu Hause!« rief sie aus, und ihre Augen begannen wieder zu funkeln. »Wenn Sie nicht einverstanden sind, heirate ich Gawrila Ardalionowitsch. Ich will nicht, daß man mich zu Hause für eine abscheuliche Person hält und mir Gott weiß was vorwirft.«

»Sind Sie von Sinnen?« Es hätte nicht viel gefehlt, und der Fürst wäre aufgesprungen. »Was wirft man Ihnen vor?«

»Zu Hause, alle, maman, die Schwestern, der Vater, Fürst Sch. und sogar Ihr ekelhafter Kolja! Wenn sie es nicht offen aussprechen, denken sie es. Ich habe es allen ins Gesicht gesagt, auch den Eltern. Maman war den ganzen Tag lang krank; und am nächsten Tag haben Papa und Alexandra mir gesagt, daß ich selber nicht verstehe, was ich zusammenphantasiere und was für Worte ich dabei gebrauche. Darauf entgegnete ich ihnen ganz offen, daß ich bereits alles verstehe, alle Worte, daß ich kein kleines Mädchen mehr bin und daß ich schon vor zwei Jahren absichtlich zwei Romane von Paul de Kock gelesen habe, um mich über alles zu unterrichten. Maman ist fast in Ohnmacht gefallen, als sie das hörte.«

Plötzlich kam dem Fürsten ein seltsamer Gedanke. Er sah Aglaja aufmerksam an und lächelte.

Er mochte kaum seinen Augen trauen, daß er dasselbe hochmütige junge Mädchen vor sich sah, das ihn einst so stolz und überheblich Gawrila Ardalionowitschs Brief hatte lesen lassen. Er konnte es kaum fassen, wie in einer so selbstbewußten, abweisenden Schönen ein solches Kind stecken konnte, ein vielleicht sogar auch *heute noch* nicht *alle Worte* verstehendes Kind.

»Haben Sie immer zu Hause gelebt, Aglaja Iwanowna?« fragte er. »Ich will sagen, haben Sie nie eine Schule besucht, oder sind Sie nie in einem Pensionat gewesen?«

»Ich bin niemals irgendwo gewesen; ich saß immer zu Hause, wie in einer zugekorkten Flasche, und aus der Flasche muß ich direkt vor den Traualtar; Sie lächeln schon wieder? Ich merke, daß Sie sich auch über mich lustig machen und zu den anderen halten«, fügte sie mit drohend gerunzelten Brauen hinzu. »Ärgern Sie mich nicht. Ich weiß ohnehin nicht, wie mir geschieht ... ich bin sicher, daß Sie in der Überzeugung hierher gekommen sind, ich wäre in Sie verliebt und hätte Sie zu einem Rendezvous bestellt«, schloß sie gereizt.

»Gestern habe ich das tatsächlich befürchtet«, verriet sich der Fürst arglos (er war sehr verlegen), »heute aber bin ich überzeugt, daß Sie ...«

»Wie?« rief Aglaja, und ihre Unterlippe begann plötzlich zu zittern. »Sie haben befürchtet, daß ich ... Sie haben gewagt zu denken, daß ich ... Mein Gott! Sie haben mich vielleicht sogar verdächtigt, ich hätte Sie hierher bestellt, um Sie in meine Netze zu locken und uns überraschen zu lassen und Sie auf diese Weise zu nötigen, mich zu heiraten ...«

»Aglaja Iwanowna, schämen Sie sich nicht? Wie kann ein so schmutziger Gedanke in Ihrem reinen, unschuldigen Herzen entstehen? Ich wette, Sie glauben selbst kein einziges Wort von dem, was Sie sagen und ... wissen überhaupt nicht,

was über Ihre Lippen kommt!«

Aglaja saß da, mit hartnäckig gesenktem Blick, als wäre sie über ihre eigenen Worte erschrocken.

»Ich schäme mich überhaupt nicht«, murmelte sie, »und woher wollen Sie wissen, daß ich ein unschuldiges Herz habe? Wie konnten Sie dann wagen, damals einen Liebesbrief an mich zu richten?«

»Einen Liebesbrief? Mein Brief – ein Liebesbrief? Dieser Brief ist nichts als ehrerbietig, dieser Brief ergoß sich aus meinem Herzen im schrecklichsten Augenblick meines Lebens! Damals dachte ich an Sie wie an ein Licht ... ich ...«

»Gut, es ist gut«, unterbrach sie ihn plötzlich, aber nicht mehr in dem früheren Ton, sondern völlig zerknirscht und beinahe ängstlich, sie wandte sich ihm sogar zu, immer noch bemüht, ihn nicht anzusehen, fast als wollte sie ihn an der Schulter berühren, um ihn noch eindringlicher zu bitten, ihr nicht böse zu sein. »Es ist gut«, fügte sie furchtbar verlegen hinzu, »ich merke, daß ich einen sehr dummen Ausdruck gebraucht habe. Ich sagte das, um ... um Sie zu prüfen. Betrachten Sie es als nicht gesagt. Wenn ich Sie gekränkt habe, dann vergeben Sie mir. Sehen Sie mich nicht an, bitte, wenden Sie den Kopf ab. Sie sagten, das sei ein sehr schmutziger Gedanke: Ich habe es absichtlich gesagt, um Sie zu treffen. Manchmal fürchte ich mich selbst davor, was mir auf der Zunge liegt, und sage es plötzlich doch. Sie sagten gerade, Sie hätten diesen Brief in der schwersten Minute Ihres Lebens geschrieben ... Ich weiß, was das für eine Minute war«, sagte sie leise und blickte dabei wieder zu Boden.

»Oh, wenn Sie nur alles wüßten!«

»Ich weiß alles!« rief sie in neuer Erregung aus, »Sie lebten damals in derselben Wohnung, einen ganzen Monat lang, mit dieser abscheulichen Person, mit der Sie davongelaufen sind ...«

Bei diesen Worten errötete sie nicht mehr, sondern wurde kreideweiß und erhob sich plötzlich von der Bank, als wüßte

sie nicht, was sie tat, faßte sich aber sofort und setzte sich wieder; ihre Unterlippe zitterte noch lange. Das Schweigen dauerte ungefähr eine Minute. Der Fürst war durch die Plötzlichkeit dieses Ausbruchs erschüttert und fand dafür keine Erklärung.

»Ich liebe Sie überhaupt nicht«, sagte sie plötzlich mit Schärfe.

Der Fürst antwortete nicht; es verging eine weitere Minute.

»Ich liebe Gawrila Ardalionowitsch ...«, sagte sie ganz schnell, aber kaum hörbar und senkte den Kopf noch tiefer.

»Das ist nicht wahr«, sagte der Fürst, ebenfalls beinahe flüsternd.

»Dann lüge ich also? Es ist wohl wahr: Er hat mein Jawort, seit vorgestern, auf dieser Bank hier.«

Der Fürst erschrak und dachte einen Augenblick nach.

»Das ist nicht wahr«, sagte er entschieden, »das haben Sie sich alles ausgedacht.«

»Ausgesucht höflich! Sie müssen wissen, daß er sich gebessert hat; er liebt mich mehr als sein Leben. Er hat vor meinen Augen die Hand ins Feuer gehalten, nur um mir zu beweisen, daß er mich mehr liebt als sein Leben.«

»Er hat die Hand ins Feuer gehalten?«

»Ja, die Hand. Sie können es mir glauben oder nicht – das ist mir ganz egal.«

Der Fürst verstummte abermals. Aglajas Worte klangen ernst; sie ärgerte sich.

»Und wie war das, hat er eine Kerze mitgebracht, wenn es sich hier abgespielt hat? Anders kann ich es mir nicht vorstellen ...«

»Ja ... eine Kerze. Was ist dabei so unwahrscheinlich?«

»Nur eine Kerze, oder mit Kerzenhalter?«

»Ja ... ja ... Nein, eine halbe Kerze ... ein Stümpfchen ... eine ganze Kerze – das ist doch ganz egal, lassen Sie mich in Ruhe! ... Und Zündhölzer auch, wenn Sie es genau wissen

wollen. Er zündete die Kerze an und hielt eine halbe Stunde lang den Finger in die Flamme; ist das vielleicht unmöglich?«

»Ich habe ihn gestern gesehen; seine Finger waren unverletzt.«

Plötzlich prustete Aglaja vor Lachen, ganz wie ein Kind.

»Wissen Sie, warum ich gelogen habe?« wandte sie sich mit ungetrübter kindlicher Zutraulichkeit und mit dem Lachen, das immer noch um ihre Lippen spielte, plötzlich dem Fürsten zu. »Weil die Lüge viel glaubwürdiger wird, wenn man beim Lügen etwas nicht ganz Alltägliches, etwas Exzentrisches einstreut, etwas, das höchst selten oder sogar nie vorkommt. Das habe ich schon beobachtet. Es ist mir nur nicht gelungen, weil ich es nicht richtig kann ...«

Plötzlich verfinsterte sich ihr Gesicht von neuem, als käme sie wieder zu sich.

»Als ich Ihnen damals«, sprach sie weiter, indem sie den Fürsten ernst, sogar traurig ansah, »als ich Ihnen damals den ‹Armen Ritter› vortrug, da wollte ich zwar ... Sie für etwas Bestimmtes loben, zugleich aber Sie wegen Ihres Benehmens brandmarken und Sie merken lassen, daß ich alles weiß ...«

»Sie sind sehr ungerecht gegen mich und ... jene Unglückliche, über die Sie eben so Schreckliches gesagt haben.«

»Weil ich alles weiß, alles, darum kann ich das auch sagen! Ich weiß, daß Sie vor einem halben Jahr in Gegenwart von Zeugen ihr einen Heiratsantrag gemacht haben. Unterbrechen Sie mich nicht, Sie sehen ja, ich verzichte auf einen Kommentar! Dann lief sie mit Rogoschin davon; dann lebten Sie mit ihr irgendwo auf dem Land oder in einer Stadt, und sie verließ Sie, um mit irgendeinem anderen zu leben«, (Aglaja wurde über und über rot). »Dann kehrte sie wieder zu Rogoschin zurück, der liebt sie wie ... ein Wahnsinniger. Dann sind Sie, ebenso gescheit wie er, ihr schleunigst hierher gefolgt, sobald Sie erfahren hatten, daß sie nach Petersburg zurückgekehrt war. Gestern abend sind Sie ihr Hals über Kopf zu Hilfe geeilt, und eben haben Sie von ihr geträumt ...

Sie sehen, ich weiß alles; Sie sind doch ihretwegen, nur ihretwegen hierhergekommen?«

»Ja, ihretwegen«, antwortete der Fürst leise, mit traurig und nachdenklich gesenktem Kopf, ohne auch nur zu ahnen, mit welch funkeln dem Blick Aglaja ihn ansah. »Ihretwegen, nur um in Erfahrung zu bringen, ob ... Ich glaube nicht an ihr Glück mit Rogoschin, obwohl ... Mit einem Wort, ich weiß nicht, was ich hier für sie tun und womit ich ihr helfen könnte, aber ich bin gekommen.«

Er schauerte und sah Aglaja an.

Sie hörte ihm haßerfüllt zu.

»Wenn Sie hierhergekommen sind, ohne zu wissen, wozu, dann müssen Sie sie sehr lieben«, sagte sie endlich.

»Nein«, antwortete der Fürst, »ich liebe sie nicht. Oh, wenn Sie wüßten, mit welchem Entsetzen ich an die Zeit zurückdenke, die ich in ihrer Nähe verbrachte!«

Ein Schauer überlief ihn bei diesen Worten.

»Sagen Sie alles!« befahl Aglaja.

»Da gibt es nichts, was Sie nicht hören könnten. Warum ich mir wünschte, es ausgerechnet Ihnen und nur Ihnen zu erzählen – das weiß ich nicht; vielleicht, weil ich Sie wirklich sehr liebte. Diese unselige Frau ist zutiefst überzeugt, daß sie das verwerflichste, das lasterhafteste Geschöpf auf der ganzen Welt ist. Oh, schmähen Sie sie nicht! Werfen Sie keinen Stein auf sie! Sie foltert sich selbst über alle Maßen durch das Bewußtsein ihrer unverdienten Schmach. Worin besteht ihre Schuld? Mein Gott! Immer wieder schreit sie es wie rasend heraus, sie erkenne keine Schuld an, sie sei das Opfer der Menschen, das Opfer eines Lüstlings und Bösewichts; aber was sie Ihnen auch sagen mag, Sie müssen wissen, daß sie als erste sich selbst nicht glaubt und daß sie im tiefsten Gewissen davon überzeugt ist, sie sei ... die Schuld liege bei ihr selbst ... Als ich versuchte, dieses Dunkel zu verscheuchen, verschlimmerten sich ihre Leiden so sehr, daß mein Herz nicht heilen wird, solange ich mich an diese schreckliche Zeit erin-

nern werde. Mein Herz ist für immer wie durchbohrt. Sie floh vor mir, und wissen Sie, warum? Nur um mir zu beweisen, daß sie eine gemeine Kreatur ist. Aber das allerschrecklichste ist, daß sie vielleicht selbst nicht wußte, daß sie es mir beweisen wollte, sondern vor mir floh aus dem überwältigenden inneren Bedürfnis, eine Schändlichkeit zu begehen, um sich unmittelbar darauf sagen zu können: »Siehst du, schon wieder hast du schändlich gehandelt, folglich bist du eine gemeine Kreatur!« Oh, vielleicht können Sie das nicht verstehen, Aglaja! Wissen Sie, daß dieses ununterbrochene Bewußtsein der eigenen Schmach ihr vielleicht einen entsetzlichen, unnatürlichen Genuss verschafft, wie eine Rache an jemand? Manchmal brachte ich sie so weit, daß sie wieder Licht um sich sah; aber sofort begehrte sie wieder auf und ging so weit, daß sie mir erbittert vorwarf, ich behandle sie überheblich (obwohl ich nicht entfernt daran dachte), und erklärte mir schließlich auf meinen Heiratsantrag hin, sie verlange von niemand weder herablassendes Mitleid, noch Hilfe, noch ein »Zu-sich-Emporheben«. Sie haben sie doch gestern gesehen; Sie werden doch nicht glauben, daß sie in diesem Kreis glücklich ist, daß sie in der ihr angemessenen Gesellschaft ist? Sie wissen nicht, wie gebildet sie ist und was sie alles versteht! Sie hat mich sogar mitunter in Erstaunen versetzt!«

»Haben Sie ihr dort auch solche ... Predigten gehalten?«

»O nein!« fuhr der Fürst versonnen fort, ohne den Ton der Frage zu beachten, »ich habe fast immer geschwiegen. Ich habe mir oft vorgenommen zu reden, aber ich wußte wirklich nicht, was ich sagen sollte. Wissen Sie, in manchen Fällen ist es besser, überhaupt nicht zu reden. Oh, ich habe sie geliebt; ich habe sie sehr geliebt ... aber dann ... dann ... dann hat sie alles erraten.«

»Was hat sie erraten?«

»Daß sie mir nur leid tut, aber daß ich ... sie nicht mehr liebe.«

»Woher wollen Sie das wissen, vielleicht hatte sie sich wirklich verliebt ... in diesen Gutsbesitzer, mit dem sie auf und davon ging?«

»O nein, ich weiß alles; sie hat sich über ihn nur lustig gemacht.«

»Und über Sie hat sie sich niemals lustig gemacht?«

»N-nein. Und wenn, dann nur, wenn sie verbittert war; oh, damals machte sie mir furchtbare Vorwürfe, im Zorn – und litt dabei selbst! Aber ... dann ... oh, erinnern Sie mich nicht daran, erinnern Sie mich nicht daran!«

Er schlug die Hände vor das Gesicht.

»Wissen Sie, daß sie mir fast täglich Briefe schreibt?«

»Das ist also wahr?« rief der Fürst voller Unruhe aus. »Ich habe es gehört, aber ich wollte es immer noch nicht glauben.«

»Von wem haben Sie es gehört?« fuhr Aglaja erschrocken auf.

»Rogoschin hat es mir gestern gesagt, aber nicht ganz deutlich.«

»Gestern? Gestern vormittag? Wann gestern? Vor dem Konzert oder nachher?«

»Nachher; abends, vor Mitternacht.«

»Aha, wenn es Rogoschin war, dann ... Und wissen Sie, worüber sie mir in diesen Briefen schreibt?«

»Ich kann mich über nichts wundern; sie ist wahnsinnig.«

»Hier sind diese Briefe«, (Aglaja zog aus der Tasche drei Briefe in drei Couverts und warf sie dem Fürsten hin). »Schon eine ganze Woche lang beschwört sie mich, verlockt und überredet sie mich, Sie zu heiraten. Sie ist ... ja, sie ist klug, wenn auch wahnsinnig, und Sie haben recht, wenn Sie sagen, sie ist viel klüger als ich ... Sie schreibt mir, sie ist in mich verliebt und sucht jeden Tag eine Gelegenheit, mich wenigstens von ferne zu sehen. Sie schreibt, Sie liebten mich und daß sie es weiß und es längst gemerkt hat und daß Sie mit ihr dort über mich gesprochen haben. Sie will Sie glück-

lich sehen und ist überzeugt, daß nur ich Ihr Glück machen kann ... Sie schreibt so ungezügelt ... so eigentümlich ... Ich habe diese Briefe keinem Menschen gezeigt. Ich habe auf Sie gewartet; wissen Sie, was das bedeutet? Können Sie das erraten?«

»Das ist der Wahnsinn; ein Beweis ihres Wahnsinns«, sagte der Fürst mit zitternden Lippen.

»Weinen Sie etwa?«

»Nein, Aglaja, nein, ich weine nicht.« Der Fürst sah sie an.

»Was soll ich denn tun? Was raten Sie mir? Ich kann doch solche Briefe nicht empfangen!«

»Oh, lassen Sie sie, ich beschwöre Sie!« rief der Fürst. »Was wollen Sie in diesem Dunkel tun; ich werde nichts unversucht lassen, damit sie nie mehr an Sie schreibt.«

»Wenn es so ist, dann sind Sie ein herzloser Mensch!« rief Aglaja. »Sehen Sie denn nicht, daß sie nicht in mich verliebt ist, sondern Sie liebt, Sie allein! Sie haben alles an ihr gesehen und nur das nicht? Wissen Sie, was das ist, was diese Briefe bedeuten? Das ist Eifersucht; das ist mehr als Eifersucht! Sie wird ... Glauben Sie, daß sie Rogoschin wirklich heiraten wird, wie sie hier in ihren Briefen schreibt? Sie wird sich am Tag nach unserer Trauung umbringen!«

Der Fürst zuckte zusammen; sein Herz stockte. Aber er sah Aglaja erstaunt an: Er mußte sich eingestehen, daß dieses Kind längst eine Frau war.

»Gott ist mein Zeuge, Aglaja, daß ich mein Leben hingeben würde, damit sie ihre Ruhe wiederfindet und glücklich ist. Aber ... ich kann sie nicht mehr lieben, und sie weiß es!«

»Dann opfern Sie sich eben, das paßt doch so gut zu Ihnen! Sie sind ja so ein großer Wohltäter. Und sagen Sie nicht ›Aglaja‹ zu mir ... Sie haben schon einmal einfach ›Aglaja‹ zu mir gesagt. Sie müssen, Sie haben die Pflicht, sie zu einem neuen Leben zu erwecken, Sie sollen mit ihr wieder verreisen und ihr Herz beruhigen und besänftigen. Und Sie lieben sie ja doch.«

»Ich habe mich nicht opfern können, obwohl ich es einmal wollte und ... es vielleicht immer noch will. Aber ich weiß bestimmt, daß sie an meiner Seite zugrunde gehen würde, und darum werde ich sie verlassen. Ich sollte sie heute um sieben Uhr sehen; vielleicht werde ich jetzt gar nicht mehr hingehen. Stolz wie sie ist, wird sie mir meine Liebe niemals verzeihen – und wir werden beide zugrunde gehen! Das ist nicht natürlich, aber hier ist nichts natürlich. Sie sagten, sie liebe mich, aber ist denn das Liebe? Ist denn Liebe überhaupt möglich, nach alldem, was ich durchgestanden habe! Nein, das ist etwas anderes, aber Liebe ist es nicht.«

»Sie sind ja kreideweiß!« rief Aglaja plötzlich erschrocken.

»Das tut nichts; ich habe wenig geschlafen, ich bin müde, ich ... wir haben tatsächlich damals von Ihnen gesprochen, Aglaja ...«

»Dann ist es also wahr? Sie haben es fertiggebracht, *mit ihr über mich zu sprechen* und ... und wieso liebten Sie mich, wenn Sie mich nur ein einziges Mal gesehen hatten?«

»Ich weiß nicht, wieso. In meinem damaligen Dunkel träumte mir ... schwebte mir vielleicht eine neue Morgenröte vor. Ich weiß nicht, wieso ich zuerst an Sie dachte. Ich habe Ihnen damals die Wahrheit geschrieben, daß ich es nicht weiß. All das war nur ein Traum inmitten meines damaligen Entsetzens ... Später begann ich zu studieren; drei Jahre lang wäre ich nicht mehr hierhergekommen ...«

»Sie sind also ihretwegen gekommen?«

In Aglajas Stimme begann etwas zu zittern.

»Ja, ihretwegen.«

Zwei Minuten düsteren Schweigens auf beiden Seiten verstrichen. Aglaja erhob sich.

»Wenn Sie sagen«, begann sie mit unsicherer Stimme, »wenn Sie selbst der Meinung sind, daß diese ... daß diese Frau ... eine Wahnsinnige ist, so gehen mich ihre Tollheiten und Phantasien nichts an ... Ich bitte Sie, Lew Nikolajewitsch, diese drei Briefe an sich zu nehmen und sie ihr in

meinem Namen hinzuwerfen! Und wenn sie«, plötzlich hob Aglaja die Stimme, »und wenn sie sich unterstehen sollte, mir noch einmal auch nur eine einzige Zeile zu schreiben, dann werde ich es – richten Sie ihr das aus! – meinem Vater sagen, und dann kommt sie in die Irrenanstalt ...«

Der Fürst sprang auf und sah Aglajas plötzlichem Wutausbruch erschrocken zu. Ein Nebel schien sich plötzlich vor ihm auszubreiten.

»Sie können nicht so empfinden ... Das ist nicht wahr«, redete er vor sich hin.

»Das ist wahr! Das ist wahr!« schrie Aglaja fast außer sich.

»Was ist wahr? Was soll wahr sein?« fragte eine erschrockene Stimme in ihrer Nähe.

Vor ihnen stand Lisaweta Prokofjewna.

»Es ist wahr, daß ich Gawila Ardalionowitsch heirate! Daß ich Gawila Ardalionowitsch liebe und schon morgen mit ihm durchbrenne«, fuhr Aglaja sie an, »haben Sie gehört? Ist Ihre Neugier gestillt? Genügt Ihnen das?«

Und sie rannte nach Hause.

»Nein, Verehrtester, so geht das nicht, Sie dürfen jetzt nicht davonlaufen.« Lisaweta Prokofjewna hielt den Fürsten zurück. »Haben Sie die Güte, mir zu folgen, wir müssen miteinander reden ... Was ist das für eine Tortur, ich habe ohnehin die ganze Nacht kein Auge zugetan.«

Der Fürst folgte ihr.

IX

ALS Lisaweta Prokofjewna ihr Haus betrat, kam sie nur bis zum ersten Zimmer; ihre Beine versagten den Dienst, und sie sank völlig entkräftet auf eine Couchette, wobei sie sogar versäumte, dem Fürsten einen Platz anzubieten. Es war ein ziemlich großer Raum, mit einem runden Tisch in der Mitte,

einem Kamin, einer Menge Pflanzen auf den Etageren vor den Fenstern und einer zweiten Glastür in der Rückwand, die in den Garten führte. Sogleich erschienen Adelaida und Alexandra, die den Fürsten und ihre Mutter fragend und verwundert ansahen.

Die jungen Damen pflegten auf der Datscha gegen neun Uhr aufzustehen, allein Aglaja hatte es in den letzten zwei, drei Tagen vorgezogen, sich etwas früher zu erheben und in den Garten zu gehen, aber freilich nicht um sieben Uhr, sondern um acht oder sogar später. Lisaweta Prokofjewna, die ihre Sorgen buchstäblich die ganze Nacht nicht hatten schlafen lassen, war gegen acht Uhr in der Absicht aufgestanden, Aglaja, von der sie annahm, sie müsse schon im Garten sein, dort anzutreffen; aber sie fand sie weder im Garten noch in ihrem Schlafzimmer. Daraufhin geriet sie in größte Aufregung und weckte die Töchter. Von einem Dienstmädchen hörten sie, daß Aglaja Iwanowna bereits vor sieben in den Park gegangen wäre. Die jungen Damen lächelten über die neue Phantasie ihrer phantasievollen Schwester und gaben maman zu bedenken, daß Aglaja sich womöglich ärgern könnte, wenn maman sie im Park suchen würde, und daß sie gewiß in diesem Augenblick mit einem Buch auf der grünen Bank säße, auf jener grünen Bank, von der schon vor drei Tagen die Rede gewesen war und derentwegen sie sich um ein Haar mit Fürst Sch. überworfen hatte, weil dieser an der Stelle mit der grünen Bank nichts Besonderes finden wollte. Als sie die beiden beim Rendezvous überrascht und die sonderbaren Reden ihrer Tochter vernommen hatte, war Lisaweta Prokofjewna furchtbar erschrocken, aus verschiedenen Gründen; jetzt aber, da sie den Fürsten vor sich hatte, reute es sie, daß sie daraus eine Affaire gemacht hatte: »Warum sollte Aglaja den Fürsten nicht im Park treffen und sich mit ihm unterhalten dürfen, selbst wenn sie sich verabredet hätten?«

»Glauben Sie ja nicht, mein guter Fürst«, faßte sie sich schließlich ein Herz, »daß ich Sie zu einem Verhör hierher-

geschleppt habe ... Durchaus möglich, mein Lieber, daß ich nach dem gestrigen Abend gewünscht hätte, dir eine ganze Weile nicht zu begegnen, trotzdem ...«

Sie stockte ein wenig verlegen.

»Trotzdem wünschen Sie unbedingt zu erfahren, wieso Aglaja Iwanowna und ich uns getroffen haben«, führte der Fürst ganz ruhig den Satz zu Ende.

»Natürlich wünsche ich das!« brauste Lisaweta Prokofjewna sofort auf. »Ich scheue mich auch nicht, die Dinge beim Namen zu nennen. Denn ich will niemand kränken und wollte niemand kränken«

»Aber ich bitte Sie! Selbstverständlich wünscht man, auch ohne jemand kränken zu wollen, derlei zu erfahren; Sie sind doch die Mutter. Aglaja Iwanowna und ich trafen uns heute morgen Punkt sieben bei der grünen Bank, infolge einer gestrigen Aufforderung ihrerseits. Sie ließ mich gestern abend in einem kurzen Brief wissen, sie wünsche mich in einer wichtigen Angelegenheit zu sehen und zu sprechen. Wir trafen uns und sprachen eine volle Stunde miteinander über Angelegenheiten, die eigentlich nur Aglaja Iwanowna betreffen, das ist alles.«

»Natürlich ist das alles, Verehrtester, und ohne jeden Zweifel alles«, sprach Lisaweta Prokofjewna mit Würde.

»Ausgezeichnet, Fürst!« sagte Aglaja, die plötzlich ins Zimmer getreten war. »Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie auch mich für unfähig halten, mich hier bis zur Lüge zu erniedrigen. Genügt Ihnen das, maman, oder beabsichtigten Sie, das Verhör fortzusetzen?«

»Du weißt, daß ich bisher noch nie vor dir zu erröten brauchte, obwohl du es vielleicht gern gesehen hättest«, antwortete Lisaweta Prokofjewna mit Nachdruck. »Adieu, Fürst; nehmen Sie auch mir nicht übel, daß ich Sie inkommodierte habe. Und ich hoffe, Sie halten mich von meiner stetigen Hochachtung für Sie überzeugt.«

Der Fürst verbeugte sich sogleich nach beiden Seiten und

ging schweigend hinaus. Alexandra und Adelaida lächelten und flüsterten sich etwas zu. Lisaweta Prokofjewna sah sie streng an.

»Wir wundern uns nur, maman«, sagte Adelaida lachend, »daß der Fürst sich so formvollendet empfohlen hat; manchmal ist er wie ein Mehlsack und plötzlich wie ... wie Jewgenij Pawlowitsch.«

»Takt und Würde lehrt das Herz und nicht der Tanzmeister«, schloß Lisaweta Prokofjewna sentenziös und ging in ihr Zimmer hinauf, ohne Aglaja eines Blickes zu würdigen.

Als der Fürst nach Hause zurückkehrte, es war bald neun, traf er auf der Veranda Wera Lukjanowna und das Dienstmädchen an.

Die beiden hatten aufgeräumt und gefegt, um die Spuren der gestrigen Unordnung zu beseitigen.

»Gott sei Dank, wir sind fertig geworden, bevor Sie kamen«, sagte Wera vergnügt.

»Guten Tag; mir ist ein wenig schwindlig; ich habe kaum geschlafen; am liebsten möchte ich mich hinlegen.«

»Hier, auf der Veranda, wie gestern? Ich werde allen sagen, daß man Sie nicht wecken soll. Vater ist ausgegangen.«

Das Dienstmädchen verschwand, Wera wollte ihr schon folgen, kehrte aber um und trat mit besorgter Miene vor den Fürsten.

»Fürst, haben Sie Erbarmen mit diesem ... Unglücklichen; werfen Sie ihn heute nicht hinaus.«

»Ich werde ihn unter keinen Umständen hinauswerfen; er kann selbst entscheiden.«

»Er wird jetzt nichts mehr anstellen ... und seien Sie nicht streng mit ihm.«

»Aber nein, warum auch?«

»Und ... spotten Sie nicht über ihn, das ist doch die Hauptsache.«

»Aber nein, niemals!«

»Wie dumm von mir, daß ich einem Menschen wie Ihnen

das sage«, sagte Wera errötend, »Sie sind zwar müde«, lachte sie, schon halb im Gehen, »aber Sie haben in dieser Minute so wunderbare Augen ... glückliche Augen.«

»Glücklich? Wirklich?« fragte der Fürst lebhaft und lachte hell auf.

Aber Wera, offenherzig und unbefangen wie ein Junge, wurde plötzlich verlegen, errötete noch mehr und verließ, immer noch lachend, eilig den Raum.

»Was für ein ... wunderbares Mädchen ...«, dachte der Fürst und hatte sie im Augenblick vergessen. Er ging in die Ecke der Veranda, wo die Couchette stand, mit einem Tischchen davor, setzte sich, schlug die Hände vor das Gesicht und blieb ungefähr zehn Minuten lang reglos sitzen; plötzlich griff er hastig und besorgt in die Rocktasche und zog die drei Briefe hervor.

Aber wieder ging die Tür auf, und es erschien Kolja. Der Fürst war geradezu erleichtert, daß er die Briefe wieder in die Tasche stecken und den entscheidenden Augenblick hinausschieben konnte.

»War das eine Geschichte!« sagte Kolja, indem er sich auf die Couchette niederließ und ohne Umschweife auf seinen Gegenstand zu sprechen kam, wie es alle seinesgleichen tun. »Was halten Sie nun von Ippolit? Verachten Sie ihn?«

»Warum denn? Aber Kolja, ich bin müde ... Und das ist auch viel zu traurig, um jetzt wieder davon anzufangen ... Wie geht es ihm jetzt?«

»Er schläft und wird noch zwei Stunden schlafen. Verstehe; Sie haben nicht zu Hause geschlafen, Sie sind durch den Park gewandert ... Natürlich, die Aufregung! ... Natürlich!«

»Woher wissen Sie, daß ich durch den Park gewandert bin und nicht zu Hause geschlafen habe?«

»Wera hat es mir vorhin gesagt. Sie wollte mich überreden, nicht zu stören; aber ich hielt es nicht aus, und wenn es nur für einen Augenblick ist. Ich habe meine zwei Stunden am Bett Wache gehalten, Kostja Lebedjew hat mich gerade

abgelöst. Burdowskij ist schon gegangen. Legen Sie sich also hin, Fürst: Gute ... dann eben Guten Tag! Aber, wissen Sie, ich bin einfach überwältigt!«

»Natürlich ... Das alles ist ...«

»Nein, Fürst, nein; ich bin überwältigt von der ›Beichte‹. Besonders von der Stelle, wo er von der Vorsehung und vom künftigen Leben spricht. Da gibt es eine gi-gan-ti-sche Idee!«

Der Fürst warf Kolja, der natürlich nur deshalb gekommen war, um sich sobald wie möglich über die »gigantische Idee« auszusprechen, einen freundlichen Blick zu.

»Aber die Hauptsache, die Hauptsache ist nicht nur die bloße Idee, sondern die ganzen Umstände! Hätte Voltaire, Rousseau, Proudhon das geschrieben, dann würde ich es lesen, zur Kenntnis nehmen, nicht aber dermaßen überwältigt sein. Aber ein Mensch, der mit Sicherheit weiß, daß er nur noch zehn Minuten zu leben hat und der so spricht – der ist doch stolz? Das ist doch die höchste Souveränität der menschlichen Würde, das ist doch ein Bravourstück ... Jawohl, das ist eine gigantische geistige Kraft! Und wenn man danach behauptet, er hat das Zündhütchen absichtlich vergessen, dann ist das gemein und pervers! Und, wissen Sie, gestern hat er uns hinters Licht geführt und überlistet: Ich habe ihm beim Packen seiner Reisetasche überhaupt nicht geholfen und seine Pistole nie gesehen; er hat selbst gepackt und mich also plötzlich völlig verwirrt. Wera sagt, Sie wollen ihn hierbehalten; ich schwöre Ihnen, daß von einer Gefahr nicht die Rede sein kann, zumal wir alle nicht von seiner Seite weichen.«

»Wer war nachts bei ihm?«

»Ich, Kostja Lebedjew, Burdowskij; Keller kurze Zeit, dann ging er zum Schlafen zu Lebedjew, denn bei uns gab es keinen Platz mehr zum Hinlegen. Ferdystschenko schließt ebenfalls bei Lebedjew, der ging um sieben. Der General übernachtet immer bei Lebedjew, der ist jetzt auch schon gegangen ... könnte sein, daß Lebedjew gleich zu Ihnen

kommt; ich weiß nicht, weswegen, er hat Sie gesucht und schon zweimal nach Ihnen gefragt. Soll man ihn vorlassen oder nicht vorlassen, wenn Sie sich schlafenlegen? Ich lege mich auch schlafen. Ach ja, ich muß Ihnen noch etwas erzählen: Ich habe mich vorhin über den General gewundert; Burdowskij hatte mich kurz nach sechs, sogar fast um sechs, geweckt, ich sollte ihn ablösen; ich gehe für einen Augenblick hinaus und stoße plötzlich auf den General, der immer noch so betrunken, daß er mich nicht erkennt; er steht vor mir wie eine Säule, und dann, kaum zu sich gekommen, fällt er über mich her: ›Was macht unser Krunker? Ich bin auf dem Weg, um mich nach dem Kranken zu erkundigen.‹ Ich erstatte Meldung, soundso. ›Alles schön und gut‹, sagt er, ›aber ich komme und bin auch vor allem deswegen aufgestanden, weil ich dich warnen will; ich habe Grund anzunehmen, daß es nicht ratsam ist, in Gegenwart des Herrn Ferdystschenko alles zu sagen und ... daß man sich in acht nehmen muß.‹ Verstehen Sie, Fürst?«

»Ist das möglich? Übrigens ... Uns ist das gleichgültig.«

»Ja, zweifellos, uns ist das gleichgültig, wir sind keine Freimaurer! Deshalb habe ich mich sogar gewundert, daß der General sich nachts auf den Weg macht, um mich deshalb zu wecken.«

»Ferdystschenko ist schon gegangen, sagen Sie?«

»Um sieben; er kam noch auf einen Augenblick zu mir herein. Ich hatte die Wache. Er sagte, er geht zu Wilkin, um weiterzuschlafen – es gibt da so einen Trunkenbold, Wilkin. So, und jetzt gehe ich! Da ist ja schon Lukjan Timofejewitsch ... Der Fürst möchte schlafen, Lukjan Timofejewitsch, kehr' die Deichsel um!«

»Einzig für einen Augenblick, hochzuverehrender Fürst, in einer gewissen Angelegenheit, der in meinen Augen große Bedeutung zukommt«, sagte halblaut der hereintretende Lebedjew, affektiert und irgendwie betont eindringlich, und verbeugte sich gemessen. Er war soeben zurückgekommen,

hatte sich nicht einmal Zeit genommen, zu Hause vorbeizugehen, und hielt deshalb den Hut noch in der Hand. Seine Mienen waren sorgenvoll und von einem auffallenden, außerordentlichen Bewußtsein eigener Würde erfüllt. Der Fürst forderte ihn auf, Platz zu nehmen.

»Sie haben zweimal nach mir gefragt? Vielleicht sind Sie besorgt wegen gestern ...«

»Sie meinen wohl wegen des gestrigen Knaben, Fürst? Oh, keineswegs; gestern waren meine Gedanken in Unordnung ... heute aber liegt mir nichts ferner, als Ihre Absichten auch nur im geringsten zu kontrekarrieren.«

»Kontreka ... Wie haben Sie gesagt?«

»Ich habe gesagt: kontrekarrieren; ein französisches Wort, gleich jener Vielzahl anderer, die in die russische Sprache Eingang gefunden haben; aber ich bestehe nicht darauf.«

»Aber Lebedjew, warum geben Sie sich heute so würdevoll und feierlich, und warum reden Sie wie ein Buch?« fragte der Fürst lächelnd.

»Nikolaj Ardalionowitsch«, wandte sich Lebedjew mit nahezu bewegter Stimme an Kolja, »da ich die Absicht habe, dem Fürsten ein Anliegen zu unterbreiten, das eigentlich nur ...«

»Aber ja, selbstverständlich, selbstverständlich, das geht mich nichts an. Auf Wiedersehen, Fürst!« rief Kolja bereits im Weggehen.

»Ich mag das Kind um seiner Verständigkeit willen«, sagte Lebedjew, indem er ihm nachblickte, »ein flinker Knabe, wenn auch zudringlich. Ein außerordentliches Ungemach ist mir heute zugestoßen; hochverehrter Fürst, gestern abend oder heute bei Tagesanbruch ... ich schwanke noch in der Bestimmung des genauen Zeitpunkts.«

»Was ist es denn?«

»Das Verschwinden von vierhundert Rubeln aus meiner Seitentasche, hochzuverehrender Fürst; man hat mich aus der

Taufe gehoben«, fügte Lebedjew mit säuerlichem Lächeln hinzu.

»Sie haben vierhundert Rubel verloren, das ist bedauerlich.«

»Besonders für einen armen, redlich von seiner Hände Arbeit lebenden Menschen.«

»Natürlich, natürlich; wie denn?«

»Infolge des Weines. Ich stehe vor Ihnen wie vor der Vorsehung, hochzuverehrender Fürst. Die Summe von vierhundert Rubeln in Silber empfing ich gestern um fünf Uhr nachmittags von einem Schuldner und fuhr mit dem Zug hierher zurück. Das Portefeuille war in meiner Rocktasche. Als ich den Frack zu Hause mit dem Gehrock vertauschte, steckte ich das Geld in die Tasche desselben, in der Absicht, es bei der Hand zu haben, um es noch am selben Abend auf Bitte einer gewissen Person einer Mittelperson auszuhändigen.«

»Apropos, Lukjan Timofejewitsch, stimmt es, daß Sie in den Zeitungen annoncieren, Sie beliehen Gold- und Silberschmuck?«

»Durch eine Mittelperson; mein Name wird nicht genannt, schon gar nicht die Adresse. Im Besitz eines ganz geringen Kapitals und in Anbetracht der wachsenden Familie – das werden Sie zugeben – sind ehrliche Prozente ...«

»Schon gut, schon gut; ich wollte es nur wissen; entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbrochen habe.«

»Die Mittelperson erschien nicht. Unterdessen wurde der Unglückliche gebracht; ich befand mich bereits in forcirter Stimmung, gerade nach dem Essen; dann kamen Gäste, man trank ... Tee, und meine Laune wurde zu meinem Unglück immer besser. Und als dann – schon zu fortgeschrittener Stunde – dieser Keller erschien und Ihren Ehrentag und Ihre Anordnung betreffs Sekt verkündete, da habe ich, dessen Herz, teurer und hochzuverehrender Fürst (dem es wohl aufgefallen sein mag, alldieweil ich es verdiene), dessen Herz,

ich möchte nicht sagen ein empfindsames, aber ein dankbares ist, was mich mit Stolz erfüllt, da habe ich zum Behufe einer größeren Feierlichkeit der bevorstehenden Begegnung und in Erwartung der Gelegenheit, meine Gratulation Ihnen persönlich darzubringen, den Entschluß gefaßt, mein altes, fadenscheiniges Röckchen mit dem nach meiner Heimkehr abgelegten Frack zu vertauschen, und führte diesen meinen Entschluß umgehend aus, was Ihnen, hochzuverehrender Fürst, nicht entgangen sein dürfte, da Sie mich den ganzen Abend im Frack gesehen haben. Beim Wechseln der Kleider vergaß ich in dem alten Hausrock mein Portefeuille ... Wahrlich, wen Gott strafen will, dem nimmt Er zuvor den Verstand. Und heute erst, es war bereits halb acht, fuhr ich beim Aufwachen wie halb wahnsinnig in die Höhe, griff als erstes nach dem Rock – nur die leere Tasche! Vom Portefeuille keine Spur!«

»Ach, das ist unangenehm!«

»Unangenehm, das ist es; Sie haben mit feinem Taktgefühl augenblicklich den richtigen Ausdruck gefunden«, kommentierte Lebedjew nicht ohne Hintersinn.

»Aber wie ...«, begann der Fürst besorgt und nachdenklich. »Das ist ja bedenklich.«

»Bedenklich, das ist es – ein weiteres von Ihnen glücklich gewähltes Wort, Fürst, zur Bezeichnung von ...«

»Ach, lassen Sie es gut sein, Lukjan Timofejewitsch, wie soll man da glücklich wählen? Das Wichtigste liegt nicht in den Worten ... Halten Sie es für möglich, daß Sie im Rausch das Portefeuille verloren haben?«

»Das halte ich für möglich. Im Rausch, wie Sie es mit solcher Offenheit ausdrückten, hochzuverehrender Fürst, ist alles möglich. Nur bitte ich folgendes zu bedenken: Wenn ich das Portefeuille beim Umkleiden aus der Rocktasche verloren hätte, dann müßte der verlorene Gegenstand in unmittelbarer Nähe auf dem Boden liegen. Und wo ist dieser Gegenstand?«

»Haben Sie ihn in eine Schublade gelegt, in Ihren Schreibtisch etwa?«

»Ich habe überall gesucht, alles auf den Kopf gestellt, zumal ich nichts versteckt und keine Schublade geöffnet hatte, das weiß ich genau.«

»Haben Sie denn im Schränkchen nachgesehen?«

»Als allererstes, und heute sogar schon wiederholt ... Und wie hätte ich es auch in dem Schränkchen unterbringen können, hochzuverehrender Fürst?«

»Ich gestehe, Lebedjew, das beunruhigt mich. Dann muß jemand das Portefeuille auf dem Boden gefunden haben?«

»Oder aus der Rocktasche geraubt! Das sind die beiden Alternativen.«

»Das beunruhigt mich sehr, weil irgend jemand ... Das ist die Frage!«

»Ohne jeden Zweifel, das ist die Hauptfrage; Sie finden erstaunlich exakt das richtige Wort und den Gedanken und erfassen die Lage, erlauchtigster Fürst.«

»Ach, Lukjan Timofejewitsch, hören Sie auf zu spotten, hier ...«

»Spotten!« rief Lebedjew und schlug die Hände zusammen.

»Schon gut, ich bin ja nicht böse, hier geht es um etwas ganz anderes ... Ich fürchte für die Menschen. Wen verdächtigen Sie?«

»Eine äußerst schwere und ... äußerst schwierige Frage! Die Magd kann ich nicht verdächtigen, sie saß in der Küche. Meine eigenen Kinder ebensowenig ...«

»Versteht sich.«

»Folglich muß es einer von den Gästen gewesen sein.«

»Aber ist denn das möglich?«

»Vollkommen und in höchstem Grade unmöglich, aber es muß so gewesen sein. Ich neige jedoch zu der Annahme und bin sogar davon überzeugt, daß der Diebstahl, falls es sich um einen solchen handeln sollte, nicht abends, als alle zu-

sammensaßen, ausgeführt wurde, sondern nachts oder erst im Morgengrauen, von einem der Übernachtungsgäste.«

»Oh, mein Gott!«

»Burdowskij und Nikolaj Ardalionowitsch schließe ich selbstverständlich aus; sie haben außerdem mein Zimmer nicht betreten.«

»Versteht sich, selbst wenn sie Ihr Zimmer betreten hätten! Wer hat bei Ihnen übernachtet?«

»Wir waren zu viert, mich eingeschlossen, in zwei nebeneinanderliegenden Zimmern: ich, der General, Keller und Herr Ferdystschenko. Es muß also einer von uns vier gewesen sein!«

»Das heißtt, von den dreien; aber wer?«

»Ich habe mich der Gerechtigkeit und Ordnung halber dazugezählt; aber geben Sie zu, Fürst, daß ich mich unmöglich selbst bestohlen haben kann, obwohl die Welt dergleichen Fälle kennt ...«

»Ach, Lebedjew, wie langweilig!« rief der Fürst ungeduldig. »Kommen Sie zur Sache, ziehen Sie es nicht in die Länge!«

»Folglich bleiben noch die drei, erstens, Herr Keller, ein Mensch, der unbeständig ist, ein Mensch, der trinkt und in mancher Hinsicht liberal ist, das heißtt, wenn's um den Geldbeutel geht; in seinen übrigen Neigungen jedoch ist er eher altritterlich als liberal. Er hat hier genächtigt, zuerst im Zimmer des Kranken, und ist erst mitten in der Nacht zu uns umgezogen, unter dem Vorwand, daß er auf nackten Dielen zu hart liege.«

»Sie verdächtigen ihn?«

»Ich hatte ihn verdächtigt. Als ich heute morgen gegen halb acht wie ein Wahnsinniger aus dem Bett fuhr und mir an die Stirn schlug, weckte ich sogleich den General, der den Schlaf des Gerechten schließt. Das eigenartige Verschwinden Ferdystschenkos bedenkend, welches allein schon genügte, um unseren Verdacht zu wecken, beschlossen wir auf der

Stelle, Keller, der wie ... wie ... ein Nagel dalag, einer Leibesvisitation zu unterziehen. Wir haben alles durchsucht: Wir fanden in den Taschen keinen Centime, sogar keine einzige Tasche ohne Loch. Ein blaukariertes Sacktuch aus Baumwolle von einer Beschaffenheit, die allen Anstands spottet. Ferner ein Liebesbrief mit Geldforderungen und Drohungen von einem Dienstmädchen und Zeitungsfetzen mit dem Ihnen bekannten Feuilleton. Der General befand, er sei unschuldig. Um die Erkenntnisse zu vervollständigen, weckten wir ihn, wobei wir ihn mit großer Mühe wachrütteln mußten; er konnte kaum begreifen, worum es sich handelte; riß Mund und Augen auf, schien immer noch betrunken, machte ein stumpfsinniges und unschuldiges, sogar dummes Gesicht – er war's nicht!«

»Oh, wie ich mich freue!« Der Fürst atmete erleichtert auf.
»Ich fürchtete doch für ihn!«

»Sie fürchteten? Folglich hatten Sie bereits Gründe dazu?« fragte Lebedjew und kniff die Augen zusammen.

»O nein, ich meinte das nur so«, beteuerte der Fürst verlegen, »es war sehr dumm von mir zu sagen, daß ich fürchtete. Tun Sie mir den Gefallen, Lebedjew, und sagen Sie es nicht weiter.«

»Fürst, oh, Fürst! Ihre Worte sind in meinem Herzen ... In der Tiefe meines Herzens! Dort ist ein Grab!« rief Lebedjew verzückt, indem er den Hut an sein Herz drückte.

»Schon gut, schon gut! ... Dann also Ferdystschenko? Das heißt, ich wollte sagen, Sie verdächtigen Ferdystschenko?«

»Wen sonst?« sagte Lebedjew leise und sah den Fürsten aufmerksam an.

»Ja, ja, gewiß ... wen sonst ... das heißt, auch in diesem Fall: Gibt es Indizien?«

»Es gibt Indizien. Erstens, sein Verschwinden um sieben oder sogar kurz nach sechs in der Frühe.«

»Ich weiß. Kolja hat mir erzählt, Ferdystschenko wäre kurz bei ihm gewesen, um ihm zu sagen, er möchte sich ausschla-

fen und ginge zu ... ich weiß nicht mehr, zu wem, zu einem Freund von ihm.«

»Zu Wilkin. Dann hat Nikolaj Ardalionowitsch schon mit Ihnen darüber gesprochen?«

»Von einem Diebstahl hat er kein Wort gesagt.«

»Er weiß auch nichts davon, denn einstweilen halte ich die Sache geheim. Also, er geht zu Wilkin; was ist schon Besonderes dabei, sollte man meinen, wenn ein Saufbruder zu einem ebensolchen Saufbruder geht, sei es auch bei Tagesanbruch und ohne jeden Anlaß? Aber ausgerechnet hier kommt man auf eine Spur: Beim Weggehen hinterläßt er seine Adresse ... Und geben Sie acht, Fürst, eine Frage: Warum hinterläßt er die Adresse? Warum geht er eigens bei Nikolaj Ardalionowitsch vorbei, macht also einen Umweg und gibt Bescheid: ‹Ich gehe zu Wilkin, um mich auszuschlafen.› Wen interessiert es, daß er fortgeht, und zwar gerade zu Wilkin? Wozu verkündet er das? Nein, das ist Raffinement, kriminelles Raffinement! Es bedeutet nämlich: ‹Seht, ich verwische mit Bedacht meine Spur nicht, wie kann ich dann ein Dieb sein? Welcher Dieb wird verkünden, wohin er geht?› Das ist eine übermäßige Vorsichtsmaßnahme, um den Verdacht von sich abzulenken und sozusagen die eigene Spur im Sand zu verwischen ... Verstehen Sie mich, hochzuverehrender Fürst?«

»Freilich, ich verstehe Sie sehr gut, aber das ist doch zu wenig?«

»Zweites Indiz: Die Spur erweist sich als falsch, die angegebene Adresse als nicht zutreffend. Eine Stunde später, das heißt, um acht, klopfe ich schon bei Wilkin; hier, in der Fünften Straße, wir kennen uns sogar. Kein Ferdystschenko. Obwohl ich aus der Magd, die völlig taub ist, schließlich herausbrachte, daß vor einer Stunde jemand tatsächlich an der Tür gepoltzt hätte, sogar so kräftig, daß die Türglocke abgerissen sei. Aber die Magd hatte nicht geöffnet, weil sie Herrn Wilkin nicht wecken wollte, vielleicht aber auch, weil

sie selbst keine Lust hatte aufzustehen. Das kommt vor.«

»Und das sind alle Ihre Indizien? Das ist zu wenig.«

»Aber wen sollte man denn noch verdächtigen, Fürst, bedenken Sie doch?« schloß Lebedjew gefühlvoll und mit einem Lächeln, das nicht ganz frei von Hinterlist war.

»Sie sollten noch einmal die Zimmer und die Schubladen durchsuchen«, sagte besorgt der Fürst, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte.

»Schon alles durchsucht«, seufzte Lebedjew noch gefühlvoller.

»Hm! ... Und wozu mußten Sie auch diesen Rock wechseln?« rief der Fürst und schlug ärgerlich auf den Tisch.

»Die Frage aus einer alten Komödie. Aber, gütigster Fürst, Sie nehmen sich mein Ungemach gar zu sehr zu Herzen! Ich bin es nicht wert! Das heißt, ich für meine Person bin es nicht wert; aber Sie leiden auch für den Verbrecher mit ... für den nichtswürdigen Herrn Ferdystschenko!«

»Ach ja, ja, Ihre Geschichte macht mir tatsächlich Sorgen«, unterbrach ihn der Fürst zerstreut und mißmutig. »Also, was wollen Sie unternehmen ... wenn Sie so überzeugt sind, daß es Ferdystschenko ist?«

»Fürst, hochzuverehrender Fürst, wer denn sonst?« Lebedjew wand sich vor lauter Rührung. »Das Fehlen eines anderen denkbaren Täters und die sozusagen absolute Unmöglichkeit, jemand anderen, außer Herrn Ferdystschenko, zu verdächtigen, ist ein weiteres Indiz gegen Herrn Ferdystschenko, bereits das dritte Indiz! Alldieweil, das sei wiederholt – wer denn sonst? Soll ich etwa Herrn Burdowskij verdächtigen? He-he-he!«

»Aber ich bitte Sie, was für ein Unsinn!«

»Oder zu guter Letzt gar den General? He-he-he!« »Dummes Zeug«, sagte der Fürst beinahe zornig und wandte sich ungeduldig ab.

»Dummes Zeug, weiß Gott! He-he-he! Hat dieser Mensch, ich meine, der General, mich zum Lachen gebracht!

Also, wir hatten vorhin die heiße Spur aufgenommen und waren auf dem Weg zu Wilkin ... ich möchte gleich sagen, daß der General weit mehr als ich betroffen war, als ich ihn nach dem Verlust als ersten weckte, sogar so sehr, daß er sich im Gesicht veränderte, bald errötete, bald erblaßte, bis er plötzlich in eine so heftige und edle Entrüstung geriet, wie ich sie sogar niemals erwartet hätte. Der alleredelste Mensch! Er lügt unausgesetzt, aus Schwäche, aber er ist ein Mensch der Gefühle, ein Mensch, der dabei nicht sonderlich klug ist, der durch seine Arglosigkeit vollstes Vertrauen erweckt. Ich sagte Ihnen schon, hochzuverehrender Fürst, daß ich für ihn nicht nur eine Schwäche habe, sondern sogar Liebe empfinde. Plötzlich bleibt er mitten auf der Straße stehen, schlägt den Rock zurück und bietet mir die Brust dar: ›Durchsuche mich!‹ sagt er. ›Du hast Keller durchsucht, warum durchsuchst du mich nicht? Das gebietet‹, sagt er, ›die Gerechtigkeit!‹ Er zittert an Händen und Füßen, wird sogar kreideweiß und furchteinflößend. Ich lache und sage: ›Höre, General, sag' ich, ›wenn mir das ein anderer über dich gesagt hätte, dann hätte ich mir auf der Stelle mit meinen eigenen Händen den Kopf abgerissen, ihn auf eine große Schale gelegt und diese Schale persönlich allen Zweiflern dargereicht: Hier, seht dieses Haupt!‹ hätt' ich gesagt. ›Mit diesem meinem Haupt bürg ich für ihn, und nicht nur mit dem Haupt, sondern sogar durchs Feuer gehe ich für ihn. Siehst du, so weit würde ich gehen, um für dich zu bürgen!‹ Da fällt er mir um den Hals, immer noch mitten auf der Straße, weint, zittert und drückt mich so fest an seine Brust, daß ich sogar husten muß. ›Du bist‹, sagt er, ›der einzige Freund, der mir in meiner Unbill geblieben ist!‹ – ein empfindsamer Mensch! Versteht sich, gleich darauf, noch unterwegs, erzählt er eine passende Geschichte, wie man ihn schon einmal, noch in seiner Jugend, des Diebstahls von fünfhunderttausend Rubel bezichtigt hätte, er aber wäre am nächsten Tag in die Flammen des brennenden Hauses gestürzt und hätte aus

dem Feuer den ihn verdächtigenden Grafen nebst Nina Alexandrowna, die damals noch unvermählt, gerettet. Der Graf umarmte ihn, und auf diese Weise wurde die Ehe mit Nina Alexandrowna geschlossen, und die Schatulle mit dem vermißten Geld fand man am nächsten Tag unter den Trümmern des niedergebrannten Hauses; sie war aus Eisen, englische Arbeit, mit Geheimschloß, irgendwann muß sie unbemerkt unter die Dielen geraten sein, bis sie dank der Feuersbrunst wieder ans Licht kam. Vom ersten bis zum letzten Wort erlogen. Aber als er auf Nina Alexandrowna zu sprechen kam, kamen ihm die Tränen. Nina Alexandrowna ist eine überaus vornehme Dame, obwohl sie auf mich nicht gut zu sprechen ist.«

»Sie sind nicht miteinander bekannt?«

»Fast gar nicht, aber ich wünschte es mir von ganzem Herzen, wenn auch nur, um mich vor ihr zu rechtfertigen. Nina Alexandrowna nimmt es mir übel, daß ich jetzt ihren Gatten angeblich durch das Trinken verderbe. Aber ich zügle ihn eher, statt ihn zu verderben; ich halte ihn vielleicht davon ab, noch verderblicheren Umgang zu pflegen. Außerdem ist er mein Freund, und ich werde, das muß ich Ihnen gestehen, jetzt nicht mehr von ihm lassen, und zwar dergestalt: Wo er hingeht, da will auch ich hingehen, denn nur mit Gefühl kann man bei ihm etwas ausrichten. Jetzt besucht er sogar seine Hauptmannswitwe nicht mehr, obwohl er insgeheim zu ihr strebt und ihr manchmal sogar nachseufzt, besonders morgens, wenn er sich vom Bett erhebt und die Stiefel anzieht, warum gerade um diese Zeit, kann ich nicht sagen. Er hat kein Geld, das ist sein Pech, ohne Geld darf er sich bei der nicht sehen lassen. Hat er Sie nicht um Geld angegangen, hochzuverehrender Fürst?«

»Nein, das hat er nicht.«

»Er geniert sich. Er war drauf und dran, er hat mir sogar gestanden, daß er Sie bemühen wollte, aber er ist geniert, weil Sie ihm erst vor kurzem ausgeholzen haben und weil er

darüber hinaus annimmt, daß Sie ihm nichts geben würden. Das hat er mir als bestem Freund anvertraut.«

»Sie geben ihm also kein Geld?«

»Fürst! Hochzuverehrender Fürst! Was ist schon Geld, da ich doch bereit bin, für diesen Menschen sogar, sozusagen, mein Leben ... nein, ich möchte allerdings nicht übertreiben, nicht gerade mein Leben, aber immerhin einen, sozusagen, Schüttelfrost, einen Abszeß oder sogar einen bösen Husten, bei Gott!, um seinetwillen auf mich zu nehmen, im dringenden Notfall, selbstverständlich; denn ich halte ihn für einen großen, wenn auch verlorenen Menschen! So ist es! Was ist schon Geld!«

»Sie geben ihm also Geld?«

»N-nein; Geld habe ich ihm keines gegeben, und er weiß auch selbst, daß ich ihm keines geben werde, es sei denn, einzig und allein zu dem Zweck seiner Abstinenz und Beserzung! Jetzt heftet er sich an meine Fersen und will mit mir nach Petersburg; ich fahre nämlich nach Petersburg, um dort Herrn Ferdystschenkos heiße Spur zu verfolgen, denn ich weiß mit Bestimmtheit, daß er bereits dort ist. Mein General kocht förmlich über; aber ich vermute, daß er mir in Petersburg entwischen wird, um die Hauptmannswitwe zu besuchen. Ich gestehe, ich werde ihn sogar absichtlich laufen lassen, zufolge unserer bereits getroffenen Abmachung, sogleich nach Ankunft verschiedene Richtungen einzuschlagen, um des Herrn Ferdystschenko schneller habhaft zu werden. Ich werde ihn also laufen lassen und ihn dann plötzlich, wie der Blitz aus heiterem Himmel, bei der Frau Hauptmann überraschen – eigentlich, um ihn zu beschämen, als Familienvater und als Menschen, allgemein gesprochen.«

»Nur kein Aufsehen, Lebedjew, um Gottes willen kein Aufsehen«, sagte der Fürst halblaut und in großer Unruhe.

»O nein, einzig und allein, um ihn zu beschämen und zu sehen, was für ein Gesicht er macht, denn an der Physiognomie läßt sich vieles ablesen, hochzuverehrender Fürst, ganz

besonders bei einem solchen Menschen. Ach, Fürst! Obwohl meine eigene Unbill groß ist, kann ich sogar jetzt nicht umhin, an ihn und an die Vervollkommnung seiner Moral zu denken. Eine außerordentliche Bitte habe ich an Sie, hochzuverehrender Fürst, ich gestehe sogar, daß ich eigentlich aus folgendem Grund zu Ihnen gekommen bin: Sie sind mit seiner Familie bekannt und haben sogar bei ihr logiert; wenn Sie, wohlgeneigtester Fürst, sich entschließen könnten, mitzuwirken, einzig und allein um des Generals und seines Glücks willen ...«

Lebedjew faltete sogar flehend die Hände.

»Wie denn? Was heißt mitzuwirken? Seien Sie sicher, Lebedjew, daß mir viel daran liegt, Sie richtig zu verstehen.«

»Einzig und allein diese Sicherheit hat mich zu Ihnen geführt! Man könnte durch Nina Alexandrowna wirken, dadurch, daß Seine Exzellenz im Schoße sozusagen der eigenen Familie beobachtet und überwacht wird. Ich werde bedauerlicherweise nicht empfangen ... Nikolaj Ardalionowitsch, der Sie aus dem Schoß, sozusagen, seiner jungen Seele vergöttert, könnte vielleicht ebenfalls ...«

»N-nein ... Nina Alexandrowna mit dieser Angelegenheit ... Gott bewahre! Und auch Kolja ... Aber vielleicht verstehe ich Sie immer noch nicht, Lebedjew.«

»Aber was gibt es da zu verstehen!« Lebedjew fuhr sogar auf seinem Stuhl regelrecht hoch. »Nur Empfindsamkeit und Zartgefühl – das ist die ganze Medizin für unseren Kranken. Sie gestatten mir doch, ihn für einen Kranken zu halten?«

»Das spricht sogar für Ihren Takt und Ihre Klugheit.«

»Ich erkläre es Ihnen der Deutlichkeit wegen anhand eines praktischen Beispiels. Sie werden sehen, was für ein Mensch er ist: Im Augenblick geht es um seine Schwäche für diese Hauptmannswitwe, der er nicht ohne Geld unter die Augen treten darf und bei der ich ihn heute ertappen will, um seines eigenen Glücks willen, aber nehmen wir an, es ginge nicht nur um die Frau Hauptmann, sondern sogar um ein wirkli-

ches Verbrechen oder um eine, meinewegen, ehrlose Handlung (obwohl er dazu gänzlich unfähig ist), selbst dann ließe sich nur mit vornehmem Zartgefühl etwas bei ihm erreichen, denn er ist ein höchst empfindsamer Mensch! Glauben Sie mir, er hält es keine fünf Tage aus, er verplappert sich, bricht in Tränen aus und wird alles gestehen – besonders, wenn man geschickt und vornehm vorgeht, mittels ständiger Beobachtung seiner sämtlichen, sozusagen, Eigenheiten und Schritte durch die Familie und Ihre Person ... Oh, wohlge-neigtester Fürst!« Lebedjew sprang auf, fast wie einer Eingebung folgend. »Ich behaupte doch nicht, daß er wirklich ... Ich bin sozusagen bereit, all mein Blut auf der Stelle für ihn zu vergießen, obwohl die Unenthaltsamkeit, die Trunkenheit und die Hauptmannswitwe, alles zusammengenommen, zum Schlimmsten führen kann.«

»Bei einem solchen Ziel bin ich natürlich immer bereit mitzuwirken«, sagte der Fürst und machte Anstalten, aufzustehen; »aber ich muß zugeben, Lebedjew, daß ich furchtbar unruhig bin. Sagen Sie, Sie glauben doch immer noch, daß ... Mit einem Wort, Sie sagen doch, daß Sie Herrn Ferdystschenko verdächtigen?«

»Wen denn sonst? Wen denn sonst, aufrichtigster aller Fürsten?« Lebedjew lächelte wieder mit rühselig gefalteten Händen.

Der Fürst runzelte die Brauen und erhob sich.

»Sehen Sie, Lukjan Timofejewitsch, ein Irrtum in diesem Falle wäre verhängnisvoll. Dieser Ferdystschenko ... Ich möchte nichts Schlechtes über ihn sagen ... aber dieser Ferdystschenko ... wer weiß, vielleicht war er es wirklich! ... Ich will nur sagen, daß er vielleicht tatsächlich eher dazu fähig ist, als ... als der andere.«

Lebedjew spitzte Augen und Ohren.

»Sehen Sie«, fuhr der Fürst fort, indem er auf und ab schritt und sich bemühte, Lebedjew nicht anzusehen, »man hat mir bedeutet ... ich habe über Herrn Ferdystschenko

gehört, daß er, außer allem anderen, ein Mensch ist, in dessen Gegenwart man sich zurückhalten und nichts ... Überflüssiges reden sollte – Sie verstehen? Ich sage das jetzt, weil er vielleicht wirklich eher dazu fähig ist, als der andere ... um einen Irrtum auszuschließen, Sie verstehen? Das ist die Hauptsache.«

»Wer hat Ihnen das über Herrn Ferdystschenko mitgeteilt?« Lebedjew horchte auf.

»Ach, jemand hat es mir zugeflüstert; ich glaube es übrigens selbst nicht ... ich finde es furchtbar ärgerlich, daß ich mich gezwungen sehe, es weiterzusagen, glauben Sie mir, ich glaube es selbst nicht ... Unsinn, ganz bestimmt. Wie dumm von mir!«

»Sehen Sie, Fürst«, Lebedjew vibrierte förmlich am ganzen Körper, »das ist jetzt wichtig, viel zu wichtig, das heißt, nicht wegen Herrn Ferdystschenko, sondern wegen der Art und Weise, wie diese Nachricht zu Ihnen gelangt ist.« (Indem er sprach, folgte Lebedjew dem Fürsten auf dem Fuß, auf und ab; bemüht, mit ihm gleichen Schritt zu halten.) »Wissen Sie, Fürst, ich kann Ihnen jetzt auch eine Mitteilung machen: Vorhin, als ich und der General zu diesem Wilkin unterwegs waren, kam der General, nachdem er mir die Geschichte von der Feuersbrunst erzählt hatte, plötzlich und vor Zorn überkochend auf Herrn Ferdystschenko zu sprechen, in ebendiesem Sinne, aber so wirr und unzusammenhängend, daß ich mich gezwungen sah, ihm einige Fragen zu stellen, und mich daraufhin zur Genüge davon überzeugen konnte, daß diese Kunde ausschließlich der Phantasie Seiner Exzellenz entsprungen war ... Eigentlich aus purer Rührung, sozusagen. Denn er lügt ja einzige und allein deshalb, weil er seiner Rührung nicht Herr werden kann. Geruhens Sie nun zu beachten: Wenn er gelogen hat, und ich bin dessen sicher, auf welchem Wege haben Sie davon erfahren? Wissen Sie, Fürst, bei ihm war es eine momentane Inspiration – aber wer war es, der es Ihnen mitgeteilt hat? Das ist wichtig und ... sozusa-

gen ...«

»Das hat mir vorhin Kolja erzählt, und dem hat es sein Vater erzählt, den er um sechs, nein, nach sechs im Flur getroffen hat, als er aus irgendeinem Grunde draußen war.«

Und der Fürst erzählte alles ausführlich.

»Aha, das nennt man eine Spur!«

Lebedjew rieb sich die Hände und lachte lautlos.

»Das hab' ich mir gedacht! Das besagt, daß Seine Exzellenz den Schlaf des Gerechten gegen sechs Uhr unterbrochen haben, mit der Absicht, seinen Lieblingssohn zu wecken und ihn auf die außerordentliche Gefährdung durch die Nachbarschaft des Herrn Ferdystschenko aufmerksam zu machen! Welch ein gefährlicher Mensch, dieser Herr Ferdystschenko, und wie selbstlos die väterliche Fürsorge Seiner Exzellenz! He-he-he!« ...

»Hören Sie, Lebedjew«, sagte der Fürst, nun endgültig verlegen, »hören Sie, gehen Sie behutsam vor! Erregen Sie kein Aufsehen! Ich bitte Sie, Lebedjew, ich flehe Sie an ... Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich dann mitwirken werde, aber niemand darf es erfahren; niemand darf es erfahren!«

»Seien Sie versichert, gütigster, aufrichtigster und hochherzigster Fürst!« rief Lebedjew in entschiedener Verzückung. »Seien Sie versichert, daß all dies in meinem edelsten Herzen sterben wird! Auf leisen Sohlen, miteinander! Auf leisen Sohlen, miteinander! Und ich bin bereit, sogar all mein Blut ... Erlauchttigster Fürst, ich habe eine niedrige Seele und einen niedrigen Geist, aber fragen Sie den ersten besten, sogar einen Schurken, nicht nur einen niedrigen Menschen: Mit wem möchte er lieber zu tun haben, mit einem Schurken, wie er selbst einer ist, oder mit dem alleredelsten Menschen – wie Sie einer sind, alleraufrichtigster Fürst? Darauf wird er antworten, daß er den edelsten aller Menschen vorziehen wird – und das ist der Triumph der Tugend! Leben Sie wohl, hochzuverehrender Fürst! Auf leisen Sohlen ... auf leisen Sohlen und ... miteinander!«

ENDLICH begriff der Fürst, warum es ihn jedesmal kalt überlief, wenn er diese drei Briefe berührte, und warum er ihre Lektüre bis zum Abend hinausgeschoben hatte. Als er an diesem Vormittag auf seiner Couchette in schweren Schlaf versunken war, immer noch unentschlossen, ob er eines dieser drei Couverts öffnen sollte, hatte er wieder einen schweren Traum geträumt, und wieder war diese »Verbrecherin« zu ihm gekommen. Sie sah ihn wieder mit funkeln Tränen an den langen Wimpern an, forderte ihn wieder auf, ihr zu folgen, und wieder erwachte er mit denselben quälenden Erinnerungen an ihr Gesicht wie kürzlich. Schon wollte er sich zu *ihr* auf den Weg machen, aber er brachte es nicht über sich; endlich, beinahe in Verzweiflung, entfaltete er die Briefe und begann zu lesen.

Auch diese Briefe ähnelten einem Traum. Manchmal hat man seltsame Träume, unmögliche und unnatürliche; nach dem Aufwachen erinnert man sich ihrer ganz deutlich und staunt über eine seltsame Tatsache: Man erinnert sich in erster Linie daran, daß die Vernunft einen nicht verließ, während dieser ganzen langen, langen Zeit, da man von Mörtern umringt war, die mit einem Katz und Maus spielten, ihre Absicht verbargen, einen freundlich behandelten, die Waffe griffbereit und nur auf das Zeichen wartend; man erinnert sich, wie listenreich man sie täuschte und sich vor ihnen versteckte; wie man erriet, daß sie die ganze List durchschauten und nur so taten, als wüßten sie nicht, wo man sich versteckt hatte; man täuschte sie wieder, ebenso listenreich, und auch das hat man deutlich behalten. Aber warum gab sich die Vernunft zur selben Zeit mit den offenkundigen Ungereimtheiten und Unmöglichkeiten zufrieden, die neben dem anderen den Traum randvoll füllten? Einer der Mörder verwandelte sich in eine Frau, und aus einer Frau in einen winzigen, listigen, abscheulichen Zwerg – man sah

all dem zu und ließ all das sogleich gelten, als vollendete Tatsache, fast ohne das leiseste Staunen, und dies in einem Augenblick, da sich die Vernunft in höchster Spannung befand und außergewöhnliche Kraft, Wendigkeit, Scharfsinn und Logik bewies? Warum hat man nach dem Erwachen, endgültig in die Wirklichkeit zurückgekehrt, fast jedesmal das Gefühl, zuweilen als ungewöhnlich nachhaltige Impression, man verließe mit dem Traum ein ungelöstes Rätsel? Man lächelt über die Absurditäten eines Traums und fühlt gleichzeitig, daß in der Verflechtung solcher Absurditäten ein Gedanke verborgen ist, ein schon zur Wirklichkeit, zum wirklichen Leben gehörender Gedanke, etwas Daseiendes und in unserem Herzen immer schon Dagewesenes; der Traum scheint eine Botschaft von etwas Neuem, Prophetischem und Erwartetem zu sein; der Eindruck ist stark, ob freudig oder peinvoll, aber worauf er sich bezieht und was die Botschaft bedeutet, das ist weder zu begreifen noch zu ergrübeln.

Beinahe dieselbe Wirkung hatten auch diese Briefe. Aber schon bevor der Fürst sie entfaltete, empfand er die bloße Tatsache, daß sie vorhanden und daß sie überhaupt möglich gewesen waren, als einen Alptraum. Wie hatte *sie* sich nur entschließen können, *ihr* zu schreiben? fragte er sich, als er abends allein herumstreifte (manchmal ohne zu wissen, wo er sich befand). Wie konnte *sie* davon schreiben, wie konnte ein solch aberwitziger Traum in ihrem Kopf entstehen? Aber dieser Traum war bereits Wirklichkeit geworden, und er staunte am meisten darüber, daß er bei der Lektüre dieser Briefe selbst beinahe an die Möglichkeit und sogar Berechtigung dieses Traumes glaubte. Ja, gewiß, es war ein Traum, ein Alptraum und ein Wahnsinn; aber er schloß auch etwas anderes mit ein, etwas Quälend-Reales und Leidvoll-Gerechtes, das den Traum, den Alptraum und den Wahnsinn rechtfertigte. Einige Stunden lang litt er unter einer Art von Zwangsvorstellung, er kehrte immer wieder zu dem Gelesenen zurück, rief sich immer wieder einzelne Abschnitte

ins Gedächtnis, verweilte bei ihnen und vertiefte sich in sie. Manchmal drängte es ihn sogar, sich zu sagen, daß er all das schon gehahnt und vorausgesehen habe; es schien ihm sogar, als habe er all das schon einmal gelesen, irgendwann, vor langer, langer Zeit, und alles, was er seitdem schmerzlich ersehnt, alles, womit er sich gequält und was er gefürchtet hätte – all das läge in diesen von ihm schon vor langem gelesenen Briefen beschlossen.

»Wenn Sie diesen Brief entfalten«, (so begann der erste Brief), »werden Sie als erstes nach der Unterschrift sehen. Die Unterschrift wird Ihnen alles sagen und alles erklären, so daß ich mich vor Ihnen nicht mehr zu erklären brauche. Stünde ich auch nur andeutungsweise auf der gleichen Stufe wie Sie, dann könnten Sie sich durch so viel Dreistigkeit getroffen fühlen; aber wer bin ich, und wer sind Sie? Wir sind solche Gegensätze, und ich bin im Vergleich mit Ihnen so außerhalb aller Ordnung, daß ich Sie unmöglich beleidigen könnte, selbst wenn ich es beabsichtigte.«

An einer anderen Stelle schrieb sie:

»Halten Sie meine Worte nicht für krankhafte Verzückung eines kranken Kopfes, aber Sie sind für mich – reinste Vollkommenheit! Ich sah Sie, ich sehe Sie jeden Tag. Ich kann ja über Sie kein Urteil fällen; es ist nicht der Verstand, der mir sagt, daß Sie vollkommen sind; ich glaube es einfach. Aber ich habe auch eine Sünde begangen: Ich liebe Sie. Vollkommenheit darf man nicht lieben; Vollkommenheit darf nur als Vollkommenheit angeschaut werden, nicht wahr? Aber ich habe mich in Sie verliebt. Obwohl die Liebe Menschen gleich macht, haben Sie nichts zu fürchten, ich habe mich Ihnen nie gleichgestellt, nicht einmal in meinen geheimsten Gedanken. Ich habe geschrieben: ›Sie haben nichts zu fürchten; können Sie sich überhaupt fürchten? ... Wenn ich könnte, würde ich die Spuren Ihrer Füße küssen. Oh, ich stelle mich nicht mit Ihnen gleich ... Schauen Sie die Unterschrift an, schauen Sie schnell die Unterschrift an!«

»Mir fällt jedoch auf«, (schrieb sie in einem anderen Brief), »daß ich Sie mit ihm verbinde und Sie noch nie gefragt habe, ob Sie ihn lieben? Seine Liebe begann, als er Sie sah. Er hat an Sie als ›Licht‹ zurückgedacht; das sind seine eigenen Worte, ich habe sie aus seinem Mund gehört. Aber ich habe auch ohne alle Worte verstanden, daß Sie für ihn Licht sind. Ich habe einen ganzen Monat lang an seiner Seite gelebt und dabei verstanden, daß auch Sie ihn lieben; Sie und er sind für mich eins.«

»Was war das«, (schrieb sie weiter), »ich ging gestern an Ihnen vorüber, und Sie schienen zu erröten? Das kann nicht sein, ich muß mich getäuscht haben. Sogar wenn man Sie in die verrufenste Lasterhöhle führen und Ihnen das nackte Laster zeigen würde, sollten Sie nicht erröten; es steht Ihnen nicht an, über eine Beleidigung zu zürnen. Es steht Ihnen an, alle Gemeinen und Niedrigen zu hassen, aber nicht um Ihrer selbst willen, sondern um der anderen, um jener willen, die unter ihnen leiden. Sie aber sind für eine Beleidigung unerreichbar. Wissen Sie, mir kommt es so vor, als müßten Sie sogar mich lieben. Für mich sind Sie dasselbe wie für ihn: ein lichter Geist; ein Engel kann nicht hassen, aber es ist ihm ebenso unmöglich, nicht zu lieben. Ist es denn möglich, alle zu lieben, alle Menschen, alle seine Nächsten? Das habe ich mich häufig gefragt. Selbstverständlich ist es nicht möglich, und es wäre sogar unnatürlich. In der abstrakten Liebe zur Menschheit liebt man fast immer nur sich selbst. Aber es ist nur für unsreinen nicht möglich, Sie sind ganz anders: Wie könnten Sie jemanden, wen auch immer, nicht lieben, da Sie sich doch mit niemandem vergleichen können und Sie über jede Beleidigung, über jeden persönlichen Unmut erhaben sind? Sie sind die einzige, die ohne Egoismus liebt; Sie sind die einzige, deren Liebe nicht Ihnen selbst, sondern jenem gilt, den Sie lieben. Oh, wie bitter wäre für mich die Erkenntnis, daß Ihnen meinetwegen peinlich zumute ist oder daß Sie zürnen! Das wäre Ihr Verderben: Sie würden mit

einem Mal mir gleich werden ...

Als ich gestern nach der Begegnung mit Ihnen nach Hause kam, dachte ich mir ein Bild aus. Christus wird von den Malern nach den Schilderungen der Evangelien gemalt. Ich würde Ihn anders malen: Ich würde Ihn allein darstellen – manchmal müssen Seine Jünger Ihn doch allein gelassen haben! Ich würde nur ein kleines Kind bei Ihm lassen. Das Kind hat in Seiner Nähe gespielt; vielleicht Ihm in Seiner kindlichen Sprache etwas erzählt, Christus hat ihm zugehört, ist aber jetzt in Gedanken versunken; Seine Hand liegt absichtslos, wie vergessen, auf dem hellen Kinderköpfchen. Er schaut in die Ferne, nach dem Horizont; ein Gedanke, groß wie die ganze Welt, ruht in Seinem Blick; das Antlitz ist traurig. Das Kind ist verstummt, lehnt sich gegen Seine Knie, schmiegt das Bäckchen in die aufgestützte Hand, hebt das Köpfchen und schaut Ihn nachdenklich, wie Kinder manchmal nachdenklich sind, und aufmerksam an. Die untergehende Sonne ... Das ist mein Bild! Sie sind unschuldig, und in Ihrer Unschuld liegt Ihre ganze Vollkommenheit. Oh, nur daran sollen Sie denken! Was kümmert Sie meine Leidenschaft für Sie! Sie sind jetzt schon mein, und ich werde mein Leben lang bei Ihnen sein ... Ich werde bald sterben.«

Schließlich hieß es in dem letzten Brief:

»Um Gottes willen, Sie brauchen an mich nicht zu denken! Sie brauchen auch nicht zu denken, daß ich mich erniedrige, indem ich so an Sie schreibe, und ebensowenig, daß ich zu jenen Wesen gehöre, die sich mit Lust erniedrigen, sei es sogar aus Stolz. Nein, ich habe meine Tröstungen; aber es fällt mir schwer, Ihnen das zu erklären. Es würde mir sogar schwerfallen, es für mich in klare Worte zu fassen, obwohl ich mich damit quäle. Aber ich weiß, daß ich mich nicht erniedrigen kann, nicht einmal in einem Anfall von Stolz. Und aus reinem Herzen mich selbst zu erniedrigen – dazu bin ich nicht imstande. Folglich erniedrige ich mich überhaupt nicht.

Warum will ich Sie beide vereinigen: Um Ihretwillen oder um meinetwillen? Um meinetwillen, selbstverständlich, das wäre meine vollkommene Lossprechung, das habe ich mir längst gelobt ... Ich habe gehört, daß Ihre Schwester, Adelaida, damals von meinem Portrait gesagt hat, daß man mit einer solchen Schönheit die Welt ändern könne. Aber ich habe der Welt abgesagt; Sie finden es komisch, diese Worte von mir zu hören, da Sie mich in Spitzen und Brillanten sehen, in Gesellschaft von Säufern und Schurken? Nehmen Sie das nicht so wichtig, mich gibt es beinahe nicht mehr, und ich weiß es; Gott allein mag wissen, was statt meiner in mir weiterlebt. Ich lese es Tag für Tag in den zwei furchtbaren Augen, die unentwegt auf mich gerichtet sind, sogar dann, wenn sie nicht vor mir sind. Jetzt *schweigen* diese Augen (sie schweigen immer), aber ich kenne ihr Geheimnis. Sein Haus ist düster, öde, und es hat ein Geheimnis. Ich bin sicher, daß er in einer Schublade ein Rasiermesser, mit Seidengarn umwickelt, versteckt hält, wie jener Mörder in Moskau; der lebte auch mit seiner Mutter im selben Haus und hatte auch das Rasiermesser mit Seidengarn umwickelt, um eine Kehle durchzuschneiden. Die ganze Zeit, die ich in ihrem Haus verbrachte, hatte ich das Gefühl, als ob irgendwo unter einer Fußbodendiele ein Toter versteckt wäre, vielleicht noch von seinem Vater her, unter einem Wachstuch, wie jener Tote in Moskau, und auch von Flaschen mit Schdanowscher Lösung umgeben, ich hätte Ihnen sogar diese Ecke zeigen können. Er schweigt immer: Ich aber weiß, daß er mich so sehr liebt, daß er nicht anders kann, als mich hassen. Ihre Hochzeit und meine Hochzeit – sie sollen gleichzeitig stattfinden; so haben wir es bestimmt. Ich habe keine Geheimnisse vor ihm. Ich könnte ihn aus Angst töten ... Aber vorher wird er mich töten ... jetzt lacht er und sagt, ich phantasiere. Er weiß, daß ich Ihnen schreibe.«

Viele, viele solcher Phantasien enthielten diese Briefe. Ein Brief, der zweite, bestand aus zwei Bögen, eng be-

schrieben, großen Formats.

Endlich verließ der Fürst den dunklen Park, in dem er lange umhergeirrt war, genauso wie gestern. Die helle, durchsichtige Nacht kam ihm noch heller vor als sonst; "ist es wirklich noch so früh?" dachte er. (Er hatte vergessen, die Uhr einzustecken.) Irgendwo in der Ferne glaubte er Musik zu hören; "im Bahnhof, vermutlich", dachte er weiter, "bestimmt sind sie heute nicht dagewesen." Indem er dies dachte, sah er, daß er unmittelbar vor ihrer Datscha stand; er hatte geahnt, daß er sich unweigerlich hier wiederfinden würde, und betrat stockenden Herzens die Veranda. Niemand begrüßte ihn, die Veranda war leer. Nach einigem Zögern stieß er die Tür zum Saal auf. "Diese Tür war bei ihnen noch nie geschlossen", ging es ihm flüchtig durch den Kopf, aber auch der Saal war menschenleer; darin war es fast ganz dunkel. Unschlüssig blieb er mitten im Raum stehen. Plötzlich ging eine Tür auf, und Alexandra Iwanowna, eine Kerze in der Hand, trat ein. Als sie den Fürsten erblickte, war sie überrascht und blieb vor ihm gleichsam fragend stehen. Offensichtlich hatte sie vorgehabt, den Saal nur zu durchqueren, von einer Tür zur anderen, und hatte nicht damit gerechnet, hier jemanden anzutreffen.

»Wie kommen Sie hier herein?« fragte sie schließlich.

»Ich ... ich ging gerade ...«

»Maman fühlt sich nicht ganz wohl. Aglaja ebenfalls nicht. Adelaida ist im Begriff, zur Ruhe zu gehen, und ich auch. Wir haben den heutigen Abend allein zu Hause verbracht. Papa und der Fürst sind in Petersburg.«

»Ich komme ... Ich komme zu Ihnen ... jetzt ...«

»Wissen Sie, wie spät es ist?«

»N-nein ...«

»Halb eins. Wir gehen immer um eins zur Ruhe.«

»Oh, ich dachte, es sei ... halb zehn.«

»Es ist nicht schlimm«, sagte sie lachend. »Warum sind Sie denn nicht früher gekommen? Vielleicht wurden Sie erwartet.«

»Ich ... ich dachte ...« stammelte er beim Hinausgehen.

»Auf Wiedersehen! Morgen werde ich alle zum Lachen bringen.«

Er ging auf dem Weg, der einen Bogen um den Park machte, zu seiner Datscha. Sein Herz pochte. Seine Gedanken verwirrten sich, und alles ringsum kam ihm wie ein Traum vor. Und plötzlich, genauso wie kürzlich, als er zweimal mit derselben Erscheinung erwacht war, stand diese Erscheinung wieder vor ihm. Diesselbe Frau trat aus dem Park und blieb vor ihm stehen, als habe sie hier auf ihn gewartet. Er fuhr zusammen und hielt inne; sie ergriff seine Hand und drückte sie fest. "Nein, das ist keine Erscheinung!"

Nun, endlich, stand sie ihm Aug in Aug gegenüber, zum ersten Mal seit ihrer Trennung; sie redete, er aber sah sie schweigend an; sein Herz war bis zum Rand erfüllt von dumpfem Schmerz. Oh, nie mehr sollte er diese Begegnung mit ihr vergessen und sich ihrer immer mit demselben Schmerz erinnern. Sie sank vor ihm auf die Knie, mitten auf dem Weg, wie außer sich; er wich erschrocken zurück, sie aber tastete nach seiner Hand, um sie zu küssen, und Tränen, genauso wie vormittags im Traum, schimmerten jetzt an ihren langen Wimpern.

»Steh auf, steh auf!« flüsterte er erschrocken und versuchte, sie aufzurichten. »Steh doch auf!«

»Bist du glücklich? Glücklich?« fragte sie. »Sag mir nur ein einziges Wort, sag mir, ob du jetzt glücklich bist? Heute, jetzt? Bei ihr? Was hat sie gesagt?«

Sie stand nicht auf, sie hörte nicht zu; sie fragte und redete überstürzt, als würde sie verfolgt.

»Ich reise morgen ab, wie du befohlen hast. Ich werde nicht ... Ich sehe dich doch zum letzten Mal, zum allerletzten Mal! Jetzt ist es nun endgültig das allerletzte Mal.«

»Beruhige dich, steh auf!« beschwore sie verzweifelt.

Sie verschlang ihn mit den Blicken, während sie seine bei-

den Hände umklammerte.

»Leb wohl«, sagte sie endlich, erhob sich und ging rasch davon, sie lief beinahe. Der Fürst sah, wie plötzlich Rogoschin neben ihr auftauchte, ihren Arm nahm und sie fortführte.

»Wart mal hier, Fürst!« rief Rogoschin. »Bin in fünf Minuten für 'nen Augenblick wieder da.«

Fünf Minuten später kam er wirklich zurück; der Fürst erwartete ihn an derselben Stelle.

»Hab' sie in die Kutsche gesetzt«, sagte er, »die Kutsche hat dort, an der Ecke, seit zehn gewartet. Sie hat's im voraus gewußt, daß du den ganzen Abend bei den anderen bist. Was du mir neulich geschrieben hast, hab' ich ihr wahrheitsgetreu wiedergesagt. Sie wird nich' wieder an die andere schreiben; sie hat's versprochen; un' wird von hier, ganz nach deinem Wunsch, morgen abreisen. Sie wollte dich 'n letztes Mal sehen, auch, wenn du's ihr verboten hast; hier, an der Stelle, haben wir auf dich gewartet, bis du heimgehst, auf der Bank da.«

»Hat sie dich selbst mitgenommen?«

»Warum nich'?« Rogoschin grinste. »Hab' nur gesehen, was ich eh' wußte. Die Briefe haste doch gelesen?«

»Hast du sie auch gelesen, wirklich?« fragte der Fürst betroffen.

»Und ob; sie hat mir jeden Brief selbst gezeigt. Weißt noch, das mit dem Rasiermesser, he-he!«

»Sie ist wahnsinnig!« rief der Fürst händeringend.

»Wer will's wissen, vielleicht is' sie's nich'«, sagte Rogoschin leise, wie zu sich selbst.

Der Fürst antwortete nicht.

»Also leb wohl!« sagte Rogoschin. »Ich fahr' ja morgen mit; trag mir nix nach! Aber wie denn, Bruder«, fügte er hinzu, wobei er sich noch einmal schnell umdrehte, »warum bist du ihr die Antwort schuldig geblieben? ›Bist du nu' glücklich oder nich'?«

»Nein, nein, nein!« rief der Fürst in grenzenloser Trauer.

»‘n Ja!‘ hätt’ grad noch gefehlt!« Rogoschin lachte boshaft und ging nun, ohne sich umzusehen.

VIERTER TEIL

I

SEIT dem Rendezvous zweier Personen unserer Erzählung auf der grünen Bank war ungefähr eine Woche verstrichen. An einem hellen Vormittag gegen halb elf kehrte Warwara Ardalionowna Ptizyna, die ausgegangen war, um einige Bekannte zu besuchen, in tiefen und leidvollen Gedanken nach Hause zurück.

Es gibt Menschen, von denen man schwer etwas sagen kann, das sie mit einem Schlag und vollständig in ihrer wahrhaftig typischen und charakteristischen Art erfaßte; das sind jene Menschen, die man gewöhnlich die »gewöhnlichen«, die »Mehrzahl« nennt und die in der Tat die überwiegende Mehrzahl jeder Gesellschaft bilden. Die Schriftsteller sind meistens bestrebt, in ihren Romanen und Erzählungen sich der Typen einer Gesellschaft zu bedienen und sie mit Kunst anschaulich darzustellen – Typen, die in der Wirklichkeit außerordentlich selten komplett anzutreffen sind, die aber trotzdem beinahe wirklicher sind als die Wirklichkeit. Podkoljossin ist in seiner typischen Art vielleicht sogar eine Übertreibung, aber er ist keineswegs aus der Luft gegriffen. Unzählige kluge Köpfe, denen Gogol seinen Podkoljossin vorführte, erkannten sogleich, daß Dutzende und Aberdutzende von guten Bekannten und Freunden mit Podkoljossin die größte Ähnlichkeit hatten. Sie wußten auch schon vor Gogol, daß diese Freunde wie Podkoljossin sind, aber noch nicht, daß sie so heißen. In der Wirklichkeit springen Bräutigame vor ihren Hochzeiten höchst selten aus den Fenstern, schon deshalb nicht, weil es, von allem anderen abgesehen, zu unbequem ist; aber es gibt genügend Bräutigame, darunter sogar würdige und kluge Männer, die sich vor der Trauung im tiefsten Gewissen eingestehen, daß sie Podkoljossins sind.

Und auch nicht alle Ehemänner rufen auf Schritt und Tritt: »Tu l'as voulu, Georges Dandin!« Aber mein Gott, wie viele Millionen und Billionen Mal ist dieser von Herzen kommende Ausruf von Ehemännern in aller Welt nach den Flitterwochen wiederholt worden, und, wer weiß, vielleicht sogar schon am Tag nach der Hochzeit.

Aber wir wollen, ohne uns in tiefgründige Erklärungen zu verlieren, lediglich zum Ausdruck bringen, daß in der Wirklichkeit das Typische einer Person gleichsam verwässert erscheint, daß alle diese Georges Dandins und Podkoljossins wirklich existieren und geschäftig vor unsren Augen tagtäglich hin- und herrennen, aber eben in gleichsam verdünntem Zustand. Mit dem abschließenden Vorbehalt, um der vollen Wahrheit Genüge zu tun, daß sogar Georges Dandin, wie Molière ihn ersonnen hat, in der Wirklichkeit vorkommen kann, wenn auch höchst selten, wollen wir unsere Erörterung beenden, die inzwischen einer Zeitungskritik zu ähneln beginnt. Wie dem auch sei, die Frage bleibt offen: Was fängt der Romanschriftsteller mit dem Mittelmaß an, den »gewöhnlichen Menschen«, was kann er mit ihnen anstellen, um sie dem Leser einigermaßen interessant zu machen? Es ist ganz unmöglich, sie beim Erzählen vollständig zu übergehen, weil die Durchschnittsmenschen alle Augenblicke und in ihrer Mehrzahl ein unverzichtbares Bindeglied bei der Verknüpfung alltäglicher Ereignisse sind; übergeht man sie, verstößt man also gegen die Plausibilität. Wollte man die Romane ausschließlich mit Typen oder auch nur, um zu interessieren, mit Sonderlingen und Originalen bevölkern, würde man ebenfalls gegen die Plausibilität verstößen und möglicherweise auch nicht einmal interessieren. Wir meinen, der Schriftsteller solle sich darum bemühen, Interessantes und Belehrendes sogar beim Mittelmaß zu entdecken. Wenn aber das eigentliche Wesen mittelmäßiger Personen gerade in ihrer ständigen und unabänderlichen Mittelmäßigkeit besteht oder wenn, besser gesagt, ungeachtet aller extremen

Anstrengungen dieser Personen, die ausgefahrenen Gleise der Gewöhnlichkeit und Routine zu verlassen, sie dennoch damit enden, ewig und unabänderlich nichts als Routine zu bleiben, dann avancieren diese Personen sogar zu einem Typus eigener Art – dem Mittelmaß, das um keinen Preis bleiben will, was es ist, und um jeden Preis originell und selbständige werden möchte, ohne über die geringsten Mittel zur Selbständigkeit zu verfügen.

Zu dieser Sorte »gewöhnlicher« oder »mittelmäßiger« Menschen gehören auch einige Personen unserer Erzählung, die bisher (wie ich zugeben muß) dem Leser noch nicht recht nahegebracht worden sind. Das sind namentlich Warwara Ardalionowna Ptizyna, ihr Gatte, Herr Ptizyn, und Gawrila Ardalionowitsch, ihr Bruder.

In der Tat, es gibt zum Beispiel nichts Fataleres, als Geld zu haben, aus guter Familie, von angenehmem Äußerem, nicht ungebildet, nicht dumm, ja sogar ein guter Mensch zu sein und zugleich keinerlei Talent, keinerlei Eigenart, keinerlei Marotte, sogar keinerlei eigene Idee zu besitzen und ganz und gar zu sein »wie alle«. Man hat Geld, aber weniger als Rothschild; einen ehrlichen Namen, der sich aber nie ausgezeichnet hat; ein ansehnliches Äußeres, das aber wenig ausdrückt; eine ganz ordentliche Bildung, mit der man aber nichts anzufangen weiß; einen Kopf, aber ohne *eigene Ideen*, ein Herz, aber ohne Großmut, und so weiter, und so weiter, in jeder Hinsicht. Solche Menschen bevölkern die Welt in ungeheurer Anzahl, es sind ihrer sogar viel mehr, als man glaubt; sie lassen sich, wie die Menschen überhaupt, in zwei Kategorien einteilen: die Beschränkten und die »viel Klügeren«. Die ersten sind die Glücklicheren. Dem beschränkten »gewöhnlichen« Menschen fällt nichts leichter, als sich für einen ungewöhnlichen, originellen Menschen zu halten und sich jenseits aller Zweifel daran zu delectieren. So brauchten etliche unserer jungen Damen sich nur den Zopf abzuschneiden, blaue Brillen aufzusetzen und sich Nihilistinnen

zu nennen, um sofort davon überzeugt zu sein, zugleich mit der Brille auch eigene »Überzeugungen« erworben zu haben. So brauchten einige in ihrem Herzen auch nur den Hauch einer allgemein menschlichen positiven Empfindung zu verspüren, um augenblicklich davon überzeugt zu sein, daß niemand sonst so zu empfinden imstande sei und daß sie die Spitze des allgemeinen Fortschritts bildeten. So brauchte mancher nur einen fremden Gedanken aufs Wort zu übernehmen oder irgendwo mitten heraus eine Seite zu überfliegen, um sofort zu meinen, dies seien seine »eigenen Gedanken«, seinem eigenen Gehirn entsprossen. Die Impertinenz der Naivität, wenn man diesen Ausdruck gestattet, grenzt in solchen Fällen ans Wunderbare; all das scheint unglaubwürdig, kommt aber jeden Augenblick vor. Diese Impertinenz der Naivität, dieses unerschütterliche Selbstvertrauen des dummen Menschen und sein Glaube an seine Talente hat Gogol in der bewunderungswürdigen Gestalt des Leutnants Pirogow hervorragend erfaßt. Pirogow zweifelt nicht einmal daran, daß er ein Genie ist, daß er sogar jedes Genie übertragt; er zweifelt so wenig daran, daß es für ihn nicht einmal einen Anlaß zu fragen gibt; übrigens gibt es für ihn überhaupt nichts zu fragen. Der große Erzähler sah sich schließlich genötigt, ihm, um dem getroffenen sittlichen Empfinden seines Lesers Genüge zu tun, eine Tracht Prügel zu verabfolgen, aber als er bemerkte, daß der große Mann sich nur schüttelte und zur Wiederherstellung seiner Kräfte nach der Exekution eine Pirogge verspeiste, blieb ihm nichts anderes übrig, als verdutzt den Kopf zu schütteln und sich damit von seinen Lesern zu verabschieden. Ich habe stets bedauert, daß Gogol den großen Pirogow in einem so kleinen Rang zeigt, denn Pirogow ist so selbstsicher, daß ihm nichts leichter fiele, entsprechend seinen im Laufe der Jahre und des Avancements immer dicker und immer üppiger werdenden Epauletten, als sich vorzustellen, er wäre etwa ein glorreicher Feldherr, und es sich nicht einmal vorzustellen, nein, sondern es

für eine unumstößliche Tatsache zu halten: Wenn schon General, warum dann nicht auch Feldherr? Und wie viele von dieser Sorte verschulden nicht später auf dem Schlachtfeld die fürchterlichsten Fiaskos? Und wie viele Pirogows gab es nicht unter unsren Literaten, Gelehrten, Politikern? Ich sage »gab«, aber natürlich gibt es sie auch heute ...

Eine der handelnden Personen unserer Erzählung, Gawrila Ardalionowitsch Iwolgin, gehörte zur anderen Kategorie; er gehörte zur Kategorie der »viel Klügeren«, obwohl er durch und durch, von Kopf bis Fuß, von dem Wunsch nach Originalität infiziert war. Aber diese Kategorie, wie oben gesagt, ist wesentlich unglücklicher als die erste. Das ist es ja: Ein *kluger* »gewöhnlicher« Mensch, selbst wenn er sich vorübergehend (vielleicht auch sein Leben lang) vorstellt, genial und über die Maßen originell zu sein, nährt in seinem Herzen nichtsdestotrotz ein Würmchen des Zweifels, das so lange nagt, bis der kluge Mensch irgendeinmal in völlige Verzweiflung versinkt; und wenn er sich mit seiner Lage abfindet, so ist er doch von der ins Innere verbannten Eitelkeit völlig vergiftet. Allerdings wählten wir den extremen Fall: Bei der überwiegenden Mehrheit dieser *klugen* Kategorie verläuft das Ganze keineswegs so tragisch; sie leiden höchstens gegen Ende ihres Lebens unter Leberbeschwerden, der eine mehr, der andere weniger, und das ist alles. Aber immerhin pflegen diese Menschen, bevor sie sich mit ihrer Lage abfinden und sich unterwerfen, auffallend lange allerlei anzustellen, manchmal von der frühesten Jugend an bis in das sich da-reinschickende Alter, und dies alles aus Sucht nach Originalität. Es begegnen einem sogar die eigenartigsten Fälle: Aus Sucht nach Originalität bringt mancher Ehrenmann es über sich, sogar eine unehrenhafte Handlung zu begehen; es kommt sogar vor, daß einer dieser Unglücklichen nicht nur ein Ehrenmann ist, sondern sogar herzensgut, für seine Familie die Vorsehung selbst, und mit seiner Hände Arbeit sogar Fremde unterstützt und ernährt, nicht nur die eigenen An-

gehörigen – und weiter? Sein ganzes Leben lang findet er keine Ruhe! In dem Gedanken, seine menschlichen Pflichten einwandfrei zu erfüllen, findet er weder Beruhigung, noch Trost, sogar im Gegenteil, gerade dieser Gedanke reizt ihn: »Das ist es ja«, sagt er sich, »was mich mein Leben gekostet hat, das ist es ja, was mich an Händen und Füßen gefesselt und mich daran gehindert hat, das Pulver zu erfinden! Wäre das nicht so, dann hätte ich ganz bestimmt etwas entdeckt, vielleicht das Pulver, vielleicht Amerika – ich weiß noch nicht genau was, aber ich hätte ganz bestimmt etwas entdeckt!« Das besonders Charakteristische dieser Herrschaften besteht darin, daß sie wirklich ihr Leben lang nicht mit Sicherheit ergründen können, was eigentlich sie entdecken sollen und um welcher Entdeckung willen sie ihr ganzes Leben im Zustand der Bereitschaft verbringen: Das Pulver oder Amerika? Aber ihre Leiden, ihre Sehnsucht nach etwas zu Entdeckendem würde für einen Columbus oder einen Galilei ausreichen.

Gawrila Ardalionowitsch hatte genau diesen Weg betreten; aber er stand noch an dessen Anfang. Er sollte noch allerlei anstellen. Das heftige und nicht nachlassende Gefühl der eigenen Talentlosigkeit und zugleich das unüberwindliche Verlangen, sich selbst zu beweisen, daß er der selbstständigste Mensch sei, hatten sein Herz tief verletzt, sogar schon in frühester Jugend. Er war ein junger Mann voll neidischen und stürmischen Begehrens, der, wie es schien, schon mit überreizten Nerven auf die Welt gekommen war. Das Stürmische seines Begehrens hielt er für dessen besondere Stärke. Sein leidenschaftliches Begehr, sich auszuzeichnen, verleitete ihn manches Mal zu höchst unvernünftigen Sprüngen; aber wenn es soweit war und wenn wider die Vernunft gesprungen werden mußte, stellte sich heraus, daß unser Held viel zu vernünftig war, um zu springen. Das brachte ihn schier um. Vielleicht hätte er sich sogar entschließen können, von Fall zu Fall eine ausgesprochene Gemeinheit zu begehen,

um wenigstens ein bißchen von dem Geträumten zu erreichen; aber es zeigte sich jedesmal, wenn er vor einer bestimmten Grenze stand, ausgerechnet dann, daß er viel zu anständig war, um eine wirkliche Gemeinheit zu begehen. (Zu einer kleinen Gemeinheit war er übrigens jederzeit bereit.) Mit Widerwillen und Haß konstatierte er die Verarmung und den Verfall seiner Familie. Sogar seine Mutter behandelte er von oben herab und mit Verachtung, obgleich er sehr wohl wußte, daß die Reputation und der Charakter seiner Mutter einstweilen den wichtigsten Stützpunkt auch seiner Karriere ausmachten. Als er die Stelle bei Jepantschin antrat, hatte er sich sogleich gesagt: "Wenn schon kriechen, dann richtig kriechen, nur gewinnen", aber er kroch fast nie "richtig". Und warum hatte er sich vorgestellt, unbedingt kriechen zu müssen? Vor Aglaja hatte er damals einfach Angst bekommen, hatte sie aber nicht aufgegeben und das Spiel für alle Fälle in die Länge gezogen, obschon er nie ernsthaft glaubte, sie könnte sich zu ihm herablassen. Dann, während seiner Affaire mit Nastassja Filippowna, hatte er sich plötzlich vorgestellt, daß der Gipfel *alles Erreichbaren* das Geld wäre. "Wenn schon kriechen, dann richtig kriechen", hatte er damals jeden Tag wiederholt, selbstzufrieden, aber nicht ohne Angst; "wenn schon kriechen, dann auch bis zum Äußersten", so redete er sich jeden Augenblick Mut ein; "die Routine kneift in solchen Fällen, aber wir, wir kneifen nicht!" Als er Aglaja verspielt hatte und die Umstände ihn erdrückten, verließ ihn der Mut, und er brachte dem Fürsten tatsächlich jenes Geld, das ihm von einer Wahnsinnigen, die es von einem ebenso Wahnsinnigen erhalten hatte, vor die Füße geworfen worden war. Später sollte er die Rückgabe dieses Geldes tausendfach bereuen, auch wenn er sich unablässig damit brüstete. Er hatte damals wirklich drei Tage lang, solange der Fürst in Petersburg war, geweint, aber diese drei Tage hatten ihm genügt, um den Fürsten hassen zu lernen, weil er sich von dem Fürsten im Übermaß bedauert

fühlte, während doch die Tatsache, daß er eine solche Summe zurückgab, ihm nicht »jeder Beliebige nachtun« dürfte. Aber die großmütige Selbsterkenntnis, daß seine ganze Pein nichts als ein dauernd unterdrückter Ehrgeiz war, quälte ihn entsetzlich. Erst viel später wurde ihm klar und er verstand, welche ernsten Folgen seine Affaire mit einem derart unschuldigen und eigenwilligen Geschöpf wie Aglaja hätte haben können. Die Reue nagte an ihm; er gab seine Stelle auf und versank in Melancholie und Mutlosigkeit. Er wohnte bei Ptizyn, auf dessen Kosten, samt seinen Eltern, und er machte kein Hehl daraus, daß er Ptizyn verachtete, obwohl er gleichzeitig auf seine Ratschläge hörte und vernünftig genug war, ihn fast immer um seine Meinung zu fragen. Gawrila Ardalionowitsch verübelte Ptizyn zum Beispiel, daß er nicht die Absicht hatte, ein Rothschild zu werden, »wenn schon Wucherer, dann mit Haut und Haar, preß die Leute, mach sie zu Münze, sei ein Charakter, sei der König der Juden!« Ptizyn war still und bescheiden; er lächelte nur, einmal aber hielt er es für geboten, sich mit Ganja ernsthaft auszusprechen und tat dies sogar mit einer gewissen Würde. Er bewies Ganja, daß er nichts Unehrenhaftes tue und von ihm zu Unrecht als Jude beschimpft werde; daß es nicht an ihm liege, wenn das Geld so hoch stehe, daß er stets ehrlich und korrekt verfahre und genaugenommen nur als Vermittler in »diesen« Sachen auftrete und daß er sich dank seiner Gewissenhaftigkeit unter ausgezeichneten Menschen eines sehr guten Rufs erfreue und seine Geschäfte immer besser gingen. »Ein Rothschild werde ich nie, und wozu auch?« sagte er lachend. »Aber ein Haus in der Litejnaja werde ich bestimmt besitzen, vielleicht sogar zwei, und mehr wird es nicht sein.« „Wer weiß, vielleicht auch drei“, dachte er im stillen, aber er sprach es nie aus und verheimlichte seine Träume. Die Natur liebt und begünstigt solche Menschen: Sie wird Ptizyn nicht mit nur drei, sondern sicherlich mit vier Häusern belohnen, und zwar ebendeshalb, weil er schon

von Kindesbeinen an wußte, daß er nie ein Rothschild werden würde. Allerdings wird die Natur auf keinen Fall über vier Häuser hinausgehen, damit wird es für Ptizyn sein Bewenden haben.

Eine ganz andere Person war Gawrla Ardalionowitschs Schwester. Auch sie kannte das heftige Begehrten, aber sie begehrte weniger stürmisch als vielmehr hartnäckig. Sie bewies viel gesunden Menschenverstand, wenn eine Grenze erreicht war, aber auch schon vor der Grenze ließ er sie nicht im Stich. Freilich, auch sie gehörte zu den »gewöhnlichen« Menschen, die von Originalität nur träumen, aber sie hatte sehr früh erkannt, daß sie nicht einmal ein Quentchen irgendeiner besonderen Originalität besaß und trauerte darob nicht allzusehr – wer weiß, vielleicht aus einem Stolz ganz besonderer Art. Ihren ersten praktischen Schritt tat sie mit größter Entschiedenheit, indem sie Herrn Ptizyn heiratete; aber sie heiratete, ohne sich zu sagen: »Wenn schon kriechen, dann richtig kriechen, Hauptsache, der Zweck wird erreicht«, wie Gawrla Ardalionowitsch sich bei einer solchen Gelegenheit ausgedrückt hätte (und es beinahe wortwörtlich, sogar in ihrer Gegenwart, so ausgedrückt hatte, als er, der ältere Bruder, ihren Entschluß billigte). Sogar im Gegenteil: Warwara Ardalionowna heiratete, nachdem sie sich gründlich davon überzeugt hatte, daß ihr künftiger Gatte ein bescheidener, angenehmer, beinahe gebildeter Mann war, der sich nie und unter keinen Umständen auf eine große Gemeinheit einlassen würde. Nach den kleinen Gemeinheiten fragte Warwara Ardalionowna nicht, denn das waren Bagatellen; und wo fehlen schon solche Bagatellen? Man wird doch nicht auf ein Ideal warten! Außerdem wußte sie, daß sie, indem sie ihn heiratete, ihren Eltern und Brüdern eine Bleibe verschaffte. Als sie ihren Bruder unglücklich sah, wollte sie ihm helfen, ungeachtet alles früheren häuslichen Zwists. Ptizyn drängte Ganja, natürlich in aller Freundschaft, wieder eine Stelle anzunehmen. »Du verachtest die Generäle

und die Generalität«, sagte er mitunter im Scherz, »aber paß auf, die ›anderen‹ werden alle damit enden, daß auch sie Generäle werden; du wirst es erleben.« »Wie kommen die darauf, daß ich die Generäle und die Generalität verachte?« dachte Ganja sarkastisch. Um ihrem Bruder zu helfen, hatte sich Warwara Ardalionowna vorgenommen, ihren Wirkungskreis zu erweitern: Sie hatte sich bei den Jepantschins Eingang verschafft, wobei die gemeinsamen Kindheitserinnerungen sich als sehr hilfreich erwiesen: Sie und ihr Bruder hatten als Kinder mit den Jepantschins gespielt. Hier sei erwähnt, daß Warwara Ardalionowna, wenn sie bei ihren Besuchen bei den Jepantschins einen phantastischen Traum verfolgt hätte, die Grenzen jener Kategorie von Menschen, zu der sie sich zählte, sofort gesprengt hätte; aber sie hing keinem Traum nach, sie handelte mit voller Berechnung: Sie rechnete mit dem Charakter dieser Familie. Den Charakter Aglajas studierte sie unermüdlich. Sie hatte sich die Aufgabe gestellt, die beiden, ihren Bruder und Aglaja, wieder zusammenzuführen. Vielleicht hatte sie tatsächlich einiges erreicht; vielleicht hatte sie Fehler gemacht, zum Beispiel, indem sie viel zu sehr auf ihren Bruder baute und von ihm Dinge erwartete, die er niemals und unter keinen Umständen zu leisten imstande war. Wie dem auch sei, sie ging bei den Jepantschins ziemlich geschickt vor: Wochenlang erwähnte sie ihren Bruder mit keinem Wort, gab sich äußerst ehrlich und aufrichtig, schlicht, aber würdig. Was ihr Gewissen anlangte, so scheute sie vor einem Blick in seine Tiefe nicht zurück und fand nicht den geringsten Anlaß, sich etwas vorzuwerfen. Das war ja die Quelle ihrer Kraft. Das einzige, das sie gelegentlich bemerkte, war, daß auch sie Bosheit, sehr viel Eigenliebe und sogar unterdrückten Ehrgeiz in sich trug; manchmal fühlte sie es besonders lebhaft, fast jedes Mal, wenn sie das Haus der Jepantschins verließ.

Jetzt also kehrte sie von dort nach Hause zurück, und, wie oben gesagt, sehr nachdenklich und bekümmert. Dieser

Kummer war nicht frei von Bitterkeit und Spott. In Pawlowsk bewohnte Ptizyn ein unscheinbares, aber geräumiges Holzhaus, das an einer staubigen Straße lag und demnächst in sein Eigentum übergehen sollte, so daß er bereits Verhandlungen zum Weiterverkauf hatte einleiten können. Als Warwara Ardalionowna die Stufen zur Haustür hinaufstieg, hörte sie im oberen Stockwerk einen ungeheuren Lärm und erkannte die Stimme ihres Bruders und ihres Vaters. Sie betrat den Salon und sah Ganja hin- und herrennen, bleich vor Wut und nahe daran, sich das Haar zu raufen; darauf rümpfte sie die Nase und ließ sich mit einem müden Gesicht auf dem Sofa nieder, ohne das Hütchen abzunehmen. Wohl wissend, daß er es ihr, wenn sie noch eine Minute länger schwiege und sich nicht nach dem Grund seines Herumrennens erkundigte, bestimmt übelnehmen würde, beeilte sich Warja, im fragenden Ton zu sagen:

»Immer dasselbe?«

»Von wegen dasselbe!« rief Ganja. »Dasselbe! Nein, weiß der Teufel, was jetzt vorgeht, dasselbe jedenfalls nicht! Der Alte gebärdet sich wie toll ... die Mutter plärrt. Ich schwöre, Warja, tu, was du willst, aber ich schmeiß' ihn aus dem Haus, oder ... ich zieh' hier aus«, fügte er hinzu, vielleicht, weil ihm einfiel, daß man in einem fremden Haus niemand vor die Tür setzen kann.

»Man sollte Nachsicht haben«, murmelte Warja.

»Wieso Nachsicht? Mit wem?« brauste Ganja auf. »Etwa mit seinen Widerwärtigkeiten? Nein, alles, was recht ist, aber das nicht! Das nicht, das nicht, das nicht! Und dann diese Manier: Er ist der Schuldige, spielt sich aber umso mehr auf. ›Ich mag nicht durchs Tor, weg mit dem Zaun!‹ Und warum sitzt du so da? Was machst du für ein Gesicht?«

»Ein Gesicht wie immer«, antwortete Warja mißmutig.

Ganja sah sie aufmerksamer an.

»Warst du dort?« fragte er plötzlich.

»Dort.«

»Halt, sie brüllen schon wieder! So eine Schande, und noch dazu um diese Zeit!«

»Was für eine Zeit? Es ist keine besondere Zeit.«

Ganja betrachtete seine Schwester noch aufmerksamer.

»Hast du etwas erfahren?« fragte er.

»Jedenfalls nichts Unerwartetes. Alles trifft zu, das habe ich erfahren. Mein Mann hatte recht, und wir nicht; er hat es vom ersten Tag an vorausgesagt, und so ist es auch gekommen. Wo ist er?«

»Nicht zu Hause. Was ist so gekommen?«

»Der Fürst ist der erklärte Bräutigam, die Sache ist entschieden. Die Schwestern haben es mir gesagt: Aglaja hat eingewilligt, sie machen sogar kein Hehl mehr daraus. (Bisher tat man dort geheimnisvoll.) Adeladas Hochzeit wird wieder hinausgeschoben, damit es eine Doppelhochzeit gibt, am selben Tag – wie poetisch! Fast wie ein Gedicht. Du solltest lieber ein Hochzeitsgedicht machen, statt sinnlos im Zimmer hin- und herzurennen ... Heute abend erwarten sie die Belokonskaja; die ist gerade zur rechten Zeit angereist; sie geben eine Gesellschaft. Er soll der Belokonskaja vorgestellt werden, obwohl die beiden einander schon kennen; vielleicht werden sie's bekanntgeben. Sie fürchten nur, er könnte etwas fallen lassen oder zerschlagen, wenn er in Gegenwart der Gäste das Zimmer betritt, oder selbst hinfliegen; ihm ist alles zuzutrauen.«

Ganja hörte sehr aufmerksam zu, aber diese Neuigkeit, die ihn hätte bestürzen sollen, schien auf ihn zum Erstaunen seiner Schwester keineswegs einen besonders bestürzenden Eindruck zu machen.

»Nun, das war ja klar«, sagte er nach einem Überlegen. »Dann ist es also zu Ende!« fügte er mit seltsamem Lächeln hinzu, warf einen listigen Blick auf das Gesicht seiner Schwester und nahm seine Wanderung wieder auf, wenn auch viel ruhiger.

»Ein Glück, daß du das alles als Philosoph nimmst, ich

freue mich wirklich darüber», sagte Warja.

»Eine Last weniger; jedenfalls für dich.«

»Ich glaube, ich habe mich aufrichtig für dich eingesetzt, ohne zu spekulieren und ohne dich zu belästigen; ich habe dich nie gefragt, welche Art Glück du bei Aglaja gesucht hast.«

»Habe ich denn etwa ... Glück bei Aglaja gesucht?«

»Ach, ich bitte dich, laß das Philosophieren! Natürlich hast du das. Aber das ist das Ende, und es reicht: Wir sind die Dummen. Ich habe, muß ich dir gestehen, diese Geschichte nie ernstgenommen; ich habe nur ›für alle Fälle‹ mitgemacht und auf ihren komischen Charakter gesetzt, aber vor allem, um dir eine Freude zu machen; es stand neunzig zu zehn, daß die Sache platzt. Ich weiß sogar bis heute nicht, worauf es dir dabei ankam.«

»Jetzt werdet ihr beide, du und dein Mann, mich wieder nötigen, eine Stellung anzunehmen, Vorträge über Ausdauer und Willenstärke halten; darüber, daß auch Geringes zu ehren sei, und so weiter, ich weiß es auswendig!« sagte Ganja lachend.

»Er hat sich etwas Neues in den Kopf gesetzt«, dachte Warja.

»Wie sieht es denn dort aus? Sind sie denn froh, die Eltern?« fragte Ganja plötzlich.

»N-nein, ich glaube nicht. Übrigens kannst du dir das ja selbst denken; Iwan Fjodorowitsch ist zufrieden; die Mutter hat Angst; schon früher betrachtete sie ihn als Bräutigam mit Widerwillen; das ist bekannt.«

»Ich meine etwas anderes; der Bräutigam ist unmöglich und unvorstellbar, das ist klar. Ich frage nach dem Heute, wie sieht es heute dort aus? Hat sie ihm in aller Form das Jawort gegeben?«

»Sie hat bis jetzt nicht ›nein‹ gesagt – das ist alles; aber mit etwas anderem konnte man bei ihr unmöglich rechnen. Du weißt, daß sie heute noch bis zur Narretei schüchtern und

verschämt ist: Als kleines Mädchen versteckte sie sich in einem Schrank und blieb zwei, drei Stunden darin sitzen, nur um nicht vor den Gästen erscheinen zu müssen; heute ist sie eine ausgewachsene Bohnenstange, aber immer noch unverbesserlich. Weißt du, ich habe irgendwie den Eindruck, dort geht es um etwas wirklich Ernstes, sogar auf ihrer Seite. Über den Fürsten, sagen sie, macht sie sich unausgesetzt lustig, von morgens bis abends, um sich nichts anmerken zu lassen, findet aber sicherlich Gelegenheit, ihm jeden Tag etwas ins Ohr zu flüstern, er wandelt nämlich wie auf Wolken und strahlt ... Er soll entsetzlich komisch sein. Das haben sie mir gesagt. Es kam mir außerdem so vor, als ob sie mir ins Gesicht lachten, die beiden Älteren, meine ich.«

Endlich begann Ganja sich zu verfinstern; möglicherweise verweilte Warja nicht ohne Absicht bei diesem Thema, um seine Gedanken auszuforschen. Aber da wurden die Stimmen oben wieder laut.

»Ich schmeiß' ihn raus!« brüllte Ganja, als freue er sich, seinem Ärger freien Lauf zu lassen.

»Und dann wird er losziehen und uns wieder vor aller Welt schlechtmachen, wie gestern.«

»Was heißt ›wie gestern? Was ist ›wie gestern? War er etwa ...« Plötzlich erschrak Ganja fürchterlich.

»Ach, mein Gott, weißt du es etwa nicht?« entfuhr es Warja.

»Wie ... dann stimmt es also, daß er dort war?« rief Ganja, rot vor Scham und Wut. »Mein Gott, du kommst ja gerade von dort! Hast du etwas gehört? Ist der Alte dort gewesen? Ja oder nein?«

Und Ganja stürzte zur Tür; Warja eilte ihm nach und hielt ihn mit beiden Händen fest.

»Was willst du? Wohin willst du?« beschwichtigte sie ihn. »Wenn du ihn jetzt vor die Tür setzt, wird er noch Schlimmeres anstellen, dann zieht er von Haus zu Haus!«

»Was hat er dort angestellt? Was hat er dort gesagt?«

»Sie waren außerstande, es wiederzugeben, und sie haben es auch nicht verstanden; er hat nur allen einen Schrecken eingejagt. Er wollte zu Iwan Fjodorowitsch – der war außer Haus, dann verlangte er Lisaweta Prokofjewna. Zuerst bat er sie, ihm eine Stelle zu verschaffen, dann begann er, sich über uns zu beklagen, über mich, über meinen Mann, und ganz besonders über dich ... er hat allerlei zusammengeredet.«

»Du konntest nichts herausbekommen?« Ganja zitterte am ganzen Körper wie in einem hysterischen Anfall.

»Unmöglich! Er hat ja selbst kaum gewußt, was er redete. Vielleicht haben sie mir auch nicht alles erzählt.«

Ganja faßte sich an den Kopf und lief zum Fenster: Warja setzte sich an das andere Fenster.

»Aglaja ist komisch«, sagte sie plötzlich. »Sie hält mich an und sagt: ›Übermitteln Sie Ihren Eltern den Ausdruck meiner besonderen, meiner persönlichen Hochachtung; ich werde gewiß in den nächsten Tagen Gelegenheit finden, mich mit Ihrem Herrn Vater zu unterhalten.‹ Und das sagte sie in vollem Ernst. Sehr sonderbar ...«

»Das war kein Hohn? Kein Hohn?«

»Nein, das ist es ja eben; das ist ja das Sonderbare.«

»Weiß sie das mit dem Alten oder weiß sie es nicht, was glaubst du?«

»Daß man es bei ihnen im Hause nicht weiß, steht für mich außer Zweifel; aber du bringst mich auf einen Gedanken: Aglaja könnte es wissen. Sie als einzige, denn die Schwestern wundern sich auch, daß sie unsern Vater mit solchem Ernst grüßen ließ. Wieso gerade ihn? Und wenn sie es weiß, dann hat sie es vom Fürsten!«

»Keine Kunst zu erraten, wer es ihr gesagt hat! Ein Dieb! Das hat uns gerade noch gefehlt. Ein Dieb in unserer Familie, das Familienoberhaupt!«

»Unsinn!« rief Warja, ernsthaft aufgebracht. »Der Streich eines Trunkenbolds, sonst nichts. Und wer hat die Geschichte in Umlauf gesetzt? Lebedjew und der Fürst ... Das sind

mir die richtigen: diese Neunmalklugen! Darauf gebe ich gar nichts.«

»Der Alte ist ein Dieb und ein Säufer«, fuhr Ganja gehässig fort, »ich bin ein Bettler, der Ehemann meiner Schwester ein Wucherer – das muß verlockend sein für Aglaja! Wunderbar!«

»Der Mann deiner Schwester, dieser Wucherer ...«

»Füttert mich durch, nicht wahr? Tu dir keinen Zwang an, sprich ruhig zu Ende!«

»Warum ärgerst du dich?« Warja lenkte sogleich ein. »Du hast nicht mehr Ahnung als ein Schuljunge. Du glaubst wohl, all das könnte dir in Aglajas Augen schaden? Du kennst ihren Charakter nicht; sie ist fähig, dem glänzendsten Freier einen Korb zu geben und voller Begeisterung mit irgendeinem Studenten durchzubrennen, um mit ihm auf dem Dachboden am Hungertuch zu nagen – das ist ihr Traum! Du wolltest nie kapieren, wie interessant du in ihren Augen geworden wärst, wenn du unsere Lebensumstände stolz und unerschüttert ertragen hättest! Sie ist dem Fürsten an die Angel gegangen, weil er, erstens, überhaupt nicht geangelt hat, und weil ihn, zweitens, alle für einen Idioten halten. Schon daß sie seinetwegen die ganze Familie durcheinanderbringt, macht ihr heute den größten Spaß. Ach, wie seid ihr schwer von Begriff!«

»Das werden wir noch sehen, ob wir schwer von Begriff sind oder nicht«, murmelte Ganja geheimnisvoll, »aber ich möchte trotzdem nicht, daß sie das mit dem Alten erfährt. Ich dachte, der Fürst wird sich zurückhalten und es ihr nicht erzählen. Er hat auch Lebedjew davon zurückgehalten, er zögerte auch vor mir, alles auszusprechen, als ich ihn bedrängte ...«

»Also, du siehst, alles hat sich auch ohne sein Zutun herumgesprochen. Und was kümmert dich das jetzt noch? Worauf hoffst du noch? Und selbst wenn noch Hoffnung wäre, würde diese Geschichte dich in ihren Augen zu einem

Märtyrer machen.«

»Naja, vor einem Skandal würde auch sie zurückschrecken, unbeschadet aller Romantik. Alles nur bis zu einer gewissen Grenze, alles nur bis zu einer gewissen Grenze, ihr seid alle so.«

»Aglaja – und zurückschrecken?« Zornentbrannt maß Warja ihren Bruder mit einem verächtlichen Blick. »Was bist du für eine kleine und niedrige Seele! Ihr taugt alle nichts! Mag sie auch komisch und wunderlich sein – sie ist immer noch tausendmal edler als wir alle.«

»Schon gut, schon gut, ärgere dich nicht«, murmelte Ganja wieder, diesmal selbstzufrieden.

»Mir tut nur unsere Mutter leid«, fuhr Warja fort, »ich habe Angst, die Geschichte mit dem Vater könnte bis zu ihr dringen, ach, ich habe solche Angst!«

»Ist vermutlich schon geschehen«, bemerkte Ganja.

Warja hatte sich schon erhoben, um zu Nina Alexandrowna hinaufzugehen, blieb aber stehen und sah ihren Bruder aufmerksam an.

»Wer könnte es ihr erzählt haben?«

»Ippolit sehr wahrscheinlich. Es wäre für ihn das höchste Vergnügen gewesen, glaube ich, unserer Mutter darüber Bericht zu erstatten, kaum, daß er bei uns eingezogen war.«

»Aber woher weiß er es, kannst du mir das sagen, bitte? Der Fürst und Lebedjew hatten beschlossen, niemandem davon zu erzählen, sogar Kolja weiß nichts.«

»Ippolit? Er hat es selbst herausgekriegt. Du kannst dir nicht vorstellen, was der für ein schlauer Fuchs ist; und was für ein Klatschmaul, was der für einen Riecher hat, wenn es darum geht, alles Schlechte, alles Skandalöse aufzuspüren. Ob du mir glaubst oder nicht, ich bin überzeugt, daß er auch Aglaja schon in der Hand hat. Und wenn noch nicht jetzt, so wird er sie unweigerlich in die Hand bekommen. Rogoschin hat ebenfalls schon Verbindung mit ihm aufgenommen. Erstaunlich, daß es dem Fürsten nicht auffällt! Und wie ger-

ne möchte er jetzt mich hereinlegen! Er hält mich für seinen persönlichen Feind, ich bin ihm schon längst auf die Schliche gekommen, aber warum bloß, was hat er davon, er stirbt ja – das begreife ich nicht! Aber ich werde ihn hinter's Licht führen, du wirst sehen, daß nicht er mich hereinlegt, sondern ich ihn.«

»Warum hast du ihn dann hierher gelockt, wenn du ihn so verabscheust? Und ist er es überhaupt wert, daß man ihn hereinlegt?«

»Du warst es doch, die mir geraten hat, ihn zu uns herüberzulocken.«

»Ich dachte, es könnte uns nützlich sein; weißt du eigentlich, daß er jetzt selbst in Aglaja verliebt ist und ihr Briefe schreibt? Sie haben mich ausgefragt ... vielleicht hat er sogar an Lisaweta Prokofjewna geschrieben.«

»In dieser Beziehung ist er mir nicht gefährlich!« sagte Ganja mit boshaftem Lächeln. »Das übrige ist wohl nicht ganz so. Daß er verliebt ist, ist durchaus möglich, er ist ja ein grüner Junge! Aber ... aber er wird niemals der Alten anonyme Briefe schreiben. Diese boshaften, hohlen, selbstzufriedene Mittelmäßigkeit! ... Ich bin überzeugt, ich weiß es mit Sicherheit, daß er mich vor ihr zum Intriganten gemacht hat, damit hat er sich eingeführt. Ich gestehe, daß ich ihn am Anfang dummerweise ins Vertrauen gezogen habe; ich habe geglaubt, daß er, um sich am Fürsten zu rächen, meine Partei nehmen würde; er ist ein schlauer Fuchs! Oh, jetzt durchschaue ich ihn vollkommen. Und von diesem Diebstahl hat er ja von seiner eigenen Mutter gehört, von der Frau Hauptmann. Wenn der Alte sich zu so etwas entschlossen hat, so nur um der Frau Hauptmann willen. Plötzlich erzählte er mir, einfach so, aus heiterem Himmel, der ›General‹ habe seiner Mutter vierhundert Rubel versprochen, er erzählte, einfach so, aus heiterem Himmel und ohne alle Zeremonien. Da wußte ich Bescheid! Und dabei sieht er mir die ganze Zeit in die Augen, mit wahrem Genuß; er hat es be-

stimmt auch nur darum gesagt, weil es ihm eine Lust ist, ihr das Herz zu zerreißen. Warum stirbt er nicht endlich, sag mir das! Er hat sich doch verpflichtet, binnen dreier Wochen zu sterben, und dabei hat er hier zugenommen! Und auch sein Husten läßt nach; gestern abend sagte er selbst, daß er bereits seit zwei Tagen kein Blut mehr spuckt!«

»Schmeiß ihn doch raus.«

»Ich hasse ihn nicht, aber ich verachte ihn«, sagte Ganja stolz. »Doch, doch, und wie ich ihn hasse, hasse!« rief er plötzlich in größter Wut aus. »Ich will es ihm ins Gesicht sagen, sogar wenn er im Sterben liegt, auf seinem Totenbett! Hättest du seine Beichte gelesen – Gott, welche Naivität der Impertinenz! Das ist Leutnant Pirogow, das ist Nosdrjow in einer tragischen Rolle, vor allem aber – ist das ein grüner Junge! Oh, mit welchem Genuß hätte ich ihm damals eine Tracht Prügel verabreicht, zu seiner Verblüffung. Und jetzt rächt er sich an allen dafür, daß er damals Pech gehabt hat ... Aber was ist das? Oben ist wieder Krach. Hört denn das nie auf? Ich will das nicht länger ertragen! Hörst du, Ptizyn!« wandte er sich an Ptizyn, der gerade ins Zimmer trat. »Was ist das? Wie lange soll das noch dauern? Das ist ... das ist ...«

Aber der Lärm näherte sich rasch, die Tür wurde plötzlich aufgerissen, der alte Iwolgin, purpurrot vor Zorn, erschüttert, außer sich, forderte ebenfalls Abhilfe von Ptizyn. Dem alten Mann folgten Nina Alexandrowna, Kolja und als letzter Ippolit.

II

IPPOLIT war schon vor fünf Tagen in das Haus von Ptizyn übergesiedelt. Das hatte sich ganz von selbst ergeben, ohne besondere Aussprache oder gar Spannung zwischen ihm und dem Fürsten; sie hatten sich nicht nur nicht überworfen,

sondern sich anscheinend als Freunde getrennt. Gawrila Ardalionowitsch, der an jenem Abend Ippolit so feindselig begegnet war, hatte ihm von sich aus einen Besuch gemacht, freilich erst am dritten Tag nach dem Ereignis, vermutlich durch irgendeinen plötzlichen Einfall dazu bewogen. Auch Rogoschin suchte, aus welchem Grund auch immer, den Kranken gelegentlich auf. Der Fürst glaubte anfangs, daß es für den »armen Jungen« sogar besser wäre, wenn er aus seinem Haus ausziehen würde. Aber schon während des Umzugs ließ Ippolit durchblicken, daß er zu Ptizyn übersiedle, »weil der so gut ist, ihm einen Winkel zu überlassen«, erwähnte aber, wohl absichtlich, kein einziges Mal, daß er zu Ganja ziehe, obgleich gerade Ganja darauf bestanden hatte, ihn ins Haus aufzunehmen. Ganja war dies damals sofort aufgefallen, und er hatte es, tief beleidigt, im Herzen bewahrt.

Er hatte recht, als er seiner Schwester sagte, dem Kranken gehe es besser. In der Tat, Ippolit fühlte sich etwas wohler als früher, und das war auf den ersten Blick zu bemerken. Er betrat das Zimmer, ohne sich zu beeilen, als letzter, mit einem spöttischen und unguten Lächeln. Nina Alexandrowna war sehr erschrocken, als sie das Zimmer betrat. (Sie hatte sich im letzten halben Jahr stark verändert und war sichtlich abgemagert; nachdem sie ihre Tochter verheiratet hatte und in deren Haus gezogen war, mischte sie sich kaum mehr, wenigstens nicht auffällig, in die Angelegenheiten ihrer Kinder ein.) Kolja sah besorgt drein und schien ratlos; vieles an dem »Überschnappen des Generals«, wie er sich ausdrückte, freilich ohne die Hauptursachen der neuen häuslichen Aufregungen zu kennen, war ihm völlig unbegreiflich. Über eines aber war er sich im klaren – sein Vater führte sich so unsinnig auf, ständig und überall, und hatte sich plötzlich so sehr verändert, daß er ein ganz anderer Mensch zu sein schien als früher. Es beunruhigte ihn ebenfalls, daß der alte Mann in den letzten drei Tagen sogar aufgehört hatte zu

trinken. Er wußte, daß sein Vater sich von Lebedjew und dem Fürsten getrennt und sich sogar mit ihnen überworfen hatte. Kolja war kurz zuvor mit einer Flasche Wodka, die er von seinem eigenen Geld gekauft hatte, nach Hause gekommen.

»Wirklich, Mama«, hatte er Nina Alexandrowna oben noch zugeredet, »wirklich, er sollte besser trinken. Seit drei Tagen hat er nichts angerührt; also geht es ihm miserabel. Es ist besser, wirklich! Ich habe ihn ja auch im Schulturm mit Wodka versorgt.«

Der General hatte die Tür aufgerissen und war auf der Schwelle stehengeblieben, zitternd vor Entrüstung.

»Mein Herr!« wandte er sich mit donnernder Stimme an Ptizyn. »Sollten Sie wirklich entschlossen sein, einem Milchbart und Atheisten den ehrwürdigen Greis zu opfern, das heißt, Ihren Vater, jedenfalls den Vater Ihrer Gattin, der sich bei seinem Zaren verdient gemacht hat, so wird mein Fuß von Stund an nicht mehr in Ihrem Haus weilen. Wählen Sie, mein Herr, wählen Sie unverzüglich: entweder ich oder dieser ... diese Schraube ...! Jawohl, Schraube! Ich habe es versehentlich gesagt, aber er ist – eine Schraube! Er bohrt sich wie eine Schraube in meine Seele, ohne jeden Respekt ... Wie eine Schraube ...!«

»Sie meinen wohl, ein Korkenzieher?« warf Ippolit ein.

»Nein, kein Korkenzieher, weil ich für dich ein General bin und keine Flasche. Ich bin im Besitz von Auszeichnungen, von Orden ... Und du? Er oder ich! Entscheiden Sie, mein Herr, auf der Stelle, auf der Stelle!« brüllte er Ptizyn abermals wie ein Rasender an. Kolja schob ihm eilig einen Stuhl hin, und er sank ganz erschöpft darauf nieder.

»Wirklich, es wäre besser ... Sie gingen zu Bett«, murmelte zaghaft der verblüffte Ptizyn.

»Und ausgerechnet der wagt zu drohen!« sagte Ganja halblaut zu seiner Schwester.

»Zu Bett!« brüllte der General. »Ich bin nicht betrunken,

mein Herr, und Sie beleidigen mich. Ich sehe«, fuhr er fort und erhob sich wieder, »ich sehe, hier ist alles gegen mich, alles und alle! Genug! Ich gehe ... Aber Sie sollen wissen, mein Herr, Sie sollen wissen ...«

Man ließ ihn nicht ausreden und nötigte ihn wieder zum Sitzen; man redete ihm zu und bat ihn, sich zu beruhigen. Ganja zog sich wütend in eine Ecke zurück. Nina Alexandrowna bebte und weinte.

»Aber was hab' ich ihm denn getan? Wieso beschwert er sich?« rief Ippolit grinsend.

»Haben Sie ihm etwa nichts getan?« mischte sich plötzlich Nina Alexandrowna ein. »Gerade Sie sollten sich ganz besonders schämen, einen ... einen alten Mann so unmenschlich zu peinigen ... Und noch dazu in Ihrer Lage.«

»Erstens: Was ist mit meiner Lage, gnädige Frau? Unbeschadet meiner höchsten Achtung vor Ihnen, vor Ihnen persönlich, aber ...«

»Eine Schraube!« schrie der General. »Er bohrt sich in meine Seele und mein Herz! Er will, daß ich an den Atheismus glaube! So wisstet ihr, du Milchbart, daß du noch nicht auf der Welt warst, als ich schon mit Ehren überschüttet wurde! Du aber bist nichts als ein neidischer Wurm, zerstückelt, mit Husten ... der an Bosheit und Unglauben verendet ... Wozu bloß hat dich Gawrila hierhergebracht? Alle sind gegen mich, von den Fremden angefangen bis zu meinem leiblichen Sohn!«

»Hören Sie doch auf, nur keine Tragödie!« rief Ganja, »Sie täten besser daran, uns nicht in der ganzen Stadt zu blamieren!«

»Wie, ich dich blamieren? Du Milchbart! Dich? Ich kann dir nur Ehre machen, dich aber niemals blamieren!«

Er sprang auf, man konnte ihn nicht länger auf dem Stuhl zurückhalten; aber auch Gawrila Ardalionowitsch hatte offensichtlich die Selbstbeherrschung verloren.

»Der redet noch von Ehre!« rief er grimmig.

»Was hast du gesagt?« rief der General mit Donnerstimme, wurde bleich und machte einen Schritt auf ihn zu.

»Daß ich nur den Mund aufzutun brauche, um ...«, schrie plötzlich Ganja, brach aber ab. Beide standen einander gegenüber, aufs äußerste erschüttert, ganz besonders Ganja.

»Ganja, was tust du?« rief Nina Alexandrowna und wollte schon auf ihren Sohn zustürzen, um ihn zurückzuhalten.

»Was für ein Unsinn von den beiden«, warf Warja zornig dazwischen, »ich bitte Sie, Mama!« und hielt die Mutter fest.

»Nur meiner Mutter zuliebe verschone ich Sie«, sprach Ganja mit tragischer Miene.

»Sprich!« brüllte der General völlig außer sich. »Sprich, fürchte den Fluch deines Vaters! Sprich!«

»Meinen Sie, ich fürchte Ihren Fluch? Wer ist denn schuld daran, daß Sie sich seit acht Tagen wie ein Wahnsinniger gebärden? Seit acht Tagen, Sie sehen, ich kenne das Datum ... Hüten Sie sich! Reizen Sie mich nicht bis zum Äußersten: Ich könnte alles sagen ... Wozu haben Sie sich gestern zu den Jepantschins geschleppt? So jemand nennt sich einen alten Mann, ein greises Haupt, einen Familienvater! Das ist mir der Richtige!«

»Halt den Mund, Ganja!« rief Kolja. »Halt den Mund, du Esel!«

»Aber ich, womit habe ich ihn gekränkt?« beharrte Ippolit, aber immer noch in demselben höhnischen Ton. »Warum nennt er mich ‚Schraube‘, Sie haben es doch gehört!? Er ist es doch, der mich verfolgt; er war gerade bei mir und wollte über einen Kapitän Jeropégow sprechen. Ich lege gar keinen Wert auf Ihre Gesellschaft, General, und bin Ihnen auch schon früher aus dem Weg gegangen, das werden Sie doch wissen! Was geht mich ein Kapitän Jeropégow an, das geben Sie doch zu? Ich bin nicht wegen eines Kapitäns Jeropégow hierhergezogen. Ich habe doch nur ausgesprochen, was ich denke, nämlich, daß es vielleicht nie einen Kapitän Jeropégow gegeben hat. Und darauf brach das Gewitter los.«

»Den hat es ganz bestimmt nicht gegeben!« sagte Ganja scharf.

Der General aber stand da wie betäubt und ließ seinen Blick verständnislos im Kreise wandern. Die Worte seines Sohnes verblüfften ihn durch ihre unmäßverständliche Offenheit. Im ersten Augenblick fehlten ihm sogar die Worte. Schließlich, als Ippolit in lautes Lachen über Ganjas Antwort ausbrach und rief: »Na also, Sie hören, auch Ihr eigener Sohn sagt, daß es einen Kapitän Jeropegow nie gegeben hat!«, lallte der alte Mann völlig verwirrt:

»Kapiton Jeropegow und nicht Kapitän Jeropegow ... Kapiton ... Oberstleutnant a. D., Jeropegow ... Kapiton ...«

»Aber einen Kapiton hat es auch nicht gegeben!« Ganjas Wut war grenzenlos.

»Wie ... wieso nicht?« murmelte der General und lief rot an.

»Schon gut, schon gut!« versuchten Ptizyn und Warja die beiden zu beschwichtigen.

»Halt den Mund, Ganja!« rief Kolja abermals.

Der Beistand schien den General zur Vernunft zu bringen.

»Warum nicht? Wieso soll es ihn nicht gegeben haben?« fuhr er den Sohn drohend an.

»Einfach, weil es ihn nicht gegeben hat. Es hat ihn nicht gegeben, Schluß, und es konnte ihn überhaupt nicht geben. So, jetzt wissen Sie es. Und nun lassen Sie mich gefälligst in Ruhe.«

»Oh, und das ist mein Sohn ... mein leiblicher Sohn, den ich ... Mein Gott! Jeropegow, Jeroschka Jeropegow soll es nicht gegeben haben!«

»Da haben wir's! Einmal Jeroschka, einmal Kapitoschka!« mischte sich Ippolit ein.

»Kapitoschka, mein Herr, nicht Jeroschka! Kapiton, Kapitän Alexejewitsch, pardon, Kapiton ... Oberstleutnant ... a. D. ... Verehelicht mit Marja ... mit Marja Petrowna Su ... Su ... Freund und Regimentskamerad ... Sutugowa, sogar schon

als Junker. Ich habe für ihn mein Blut ... mich vor ihm geworfen ... er ist gefallen. Kapitoschka Jeropegow soll es nicht gegeben haben! Er soll nicht existiert haben!«

Der General schrie emphatisch, aber so, daß man denken konnte, sein Geschrei gelte etwas ganz anderem als dem Gegenstand, von dem die Rede war. Freilich hätte er zu anderer Zeit auch einer viel kränkenderen Behauptung als dem begründeten Zweifel an der Existenz eines Kapiton Jeropegow die Stirn geboten, er hätte gebrüllt, eine ganze Geschichte daraus gemacht, die Fassung verloren, aber schließlich und endlich sich doch nach oben in sein Zimmer zurückgezogen und schlafen gelegt. Jetzt aber geschah es, da das menschliche Herz nun einmal etwas höchst Wunderliches ist, daß gerade eine Kränkung wie der Zweifel an Jeropegow das Maß zum Überlaufen brachte. Der Mann lief dunkelrot an, hob die Arme zum Himmel und rief:

»Genug! Mein Fluch ... Fort aus diesem Haus! Nikolaj, meinen sac de voyage, ich gehe ... fort!«

Und er ging hinaus, hastig und in höchstem Zorn. Nina Alexandrowna, Kolja und Ptizyn folgten ihm auf dem Fuß.

»Was hast du da angerichtet!« sagte Warja zu ihrem Bruder. »Jetzt schleppt er sich möglicherweise wieder dorthin! Ach, diese Schande, diese Schande!«

»Man braucht ja nicht zu stehlen!« rief Ganja, dem vor Wut beinahe der Atem stockte; plötzlich begegnete er dem Blick Ippolits; Ganja zuckte förmlich zusammen. »Und Sie, mein Herr«, rief er, »Sie sollten lieber daran denken, daß Sie sich in einem fremden Haus befinden, wo Sie ... gastfreundlich aufgenommen wurden, statt einen alten Mann zu reizen, der offenkundig den Verstand verloren hat ...«

Ippolit zuckte ebenfalls zusammen, beherrschte sich aber augenblicklich.

»Ich vermag Ihre Ansicht, daß Ihr Herr Papa den Verstand verloren hat, nicht ganz zu teilen«, erwiderte er gelassen, »ich habe ganz im Gegenteil den Eindruck, daß er

in letzter Zeit sogar vernünftiger geworden ist, bei Gott; Sie wollen das nicht glauben? Er ist jetzt so vorsichtig, so argwöhnisch, spitzt die Ohren, legt jedes Wort auf die Goldwaage ... Diesen Kapitoschka hat er mit besonderer Absicht erwähnt; stellen Sie sich vor, er wollte mich darauf bringen, daß ...«

»Was, zum Teufel, geht mich das an, worauf er Sie bringen wollte? Ich bitte Sie, mein Herr, unterlassen Sie alles Versteckspiel und alle Winkelzüge, wenn Sie mit mir reden!« kreischte Ganja. »Wenn auch Sie den wahren Grund kennen, warum sich der Alte in diesem Zustand befindet (und da Sie bei mir fünf Tage lang spioniert haben, müssen Sie ihn kennen), dann dürfen Sie diesen ... Unglücklichen nicht reizen und meine Mutter nicht quälen, indem Sie die Affaire aufbauschen, denn alles ist reiner Unsinn, der Streich eines Trunkenbolds, sonst gar nichts, nichts Bewiesenes, und ich pfeife darauf ... Aber Sie sticheln und spionieren, weil Sie ... weil Sie ...«

»Eine Schraube sind«, ergänzte Ippolit lächelnd.

»Weil Sie ein Lump sind, weil Sie eine halbe Stunde lang die Menschen gequält haben, mit der Absicht, ihnen einen Schrecken einzujagen und sie glauben zu machen, Sie könnten sich mit Ihrer ungeladenen Pistole erschießen, wobei Sie sich so schmählich blamiert haben, Sie gescheiterter Selbstmörder, Sie Gallenblase ... auf zwei Beinen! Ich habe Ihnen meine Gastfreundschaft gewährt, Sie haben zugenommen, der Husten hat nachgelassen, Sie aber vergelten ...«

»Nur ein paar Worte, wenn es beliebt: Ich bin Gast von Warwara Ardalionowna und keineswegs von Ihnen; Sie haben mir nie Gastfreundschaft gewährt, und ich denke sogar, daß Sie selbst die Gastfreundschaft von Herrn Ptizyn in Anspruch nehmen. Vor vier Tagen habe ich meine Mutter gebeten, für mich eine Wohnung in Pawlowsk zu suchen und auch selbst hierher zu ziehen, weil ich mich in der Tat hier besser fühle, obwohl ich keineswegs zugenommen habe und

immer noch husten muß. Von meiner Mutter erfuhr ich gestern abend, daß die Wohnung fertig ist, und ich meinerseits beeile mich, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß ich heute noch, nicht ohne Ihre Frau Mama und Ihre Frau Schwester meiner Dankbarkeit versichert zu haben, meine eigene Wohnung beziehen werde, entsprechend dem gestern von mir gefaßten Entschluß. Pardon – ich habe Sie unterbrochen; wie mir scheint, hatten Sie den Wunsch, noch manches zu sagen.«

»Oh, wenn es sich so verhält, dann ...«, sagte Ganja bebend vor Wut.

»Und wenn es sich so verhält, dann gestatten Sie mir, Platz zu nehmen«, sagte Ippolit, indem er sich seelenruhig auf dem Stuhl niederließ, auf dem vorher der General gesessen hatte, »ich bin immerhin leidend; jetzt bin ich bereit, Ihnen zuzuhören, um so mehr, als dies vielleicht unser letztes Gespräch und vielleicht sogar unsere letzte Begegnung sein könnte.«

Ganja wurde plötzlich verlegen.

»Glauben Sie mir, ich werde mich nicht so weit erniedrigen und mit Ihnen abrechnen«, sagte er. »Und wenn Sie ...«

»Schade, daß Sie so hochmütig sind,« fiel ihm Ippolit ins Wort, »ich meinerseits hatte mir schon am ersten Tag meiner Übersiedlung hierher geschworen, nicht auf das Vergnügen zu verzichten, Ihnen alles unverblümt und völlig aufrichtig in der Stunde unseres Abschieds auf den Tisch zu legen. Ich halte die Gelegenheit, dies zu tun, für gekommen, nach Ihnen, selbstverständlich.«

»Und ich bitte Sie, dieses Zimmer zu verlassen.«

»Sie sollten lieber reden, denn Sie werden später bereuen, daß Sie sich nicht ausgesprochen haben.«

»Hören Sie auf, Ippolit, das ist ja einfach peinlich; tun Sie mir den Gefallen und hören Sie auf!« sagte Warja.

»Höchstens der Dame zuliebe«, sagte Ippolit und stand lachend auf. »Ganz wie Sie wünschen, Warwara Ardalionowna, ich bin bereit, es Ihnen zuliebe kürzer zu machen, aber

lediglich kürzer, denn eine Aussprache zwischen mir und Ihrem Herrn Bruder ist inzwischen schlechthin unerlässlich geworden, und ich werde es mir um keinen Preis gestatten, mich zu entfernen, bevor gewisse Unklarheiten beseitigt sind.«

»Sie sind ganz einfach ein Klatschmaul!« schrie Ganja.

»Deshalb können Sie es sich nicht gestatten, sich ohne Klatsch zu entfernen!«

»Da sehen Sie,« bemerkte Ippolit kaltblütig, »Sie konnten sich wieder einmal nicht beherrschen. Glauben Sie mir, Sie werden es bereuen, daß Sie sich nicht ausgesprochen haben! Ich überlasse Ihnen noch einmal das Wort. Ich kann warten.«

Gawrla Ardalionowitsch schwieg und blickte mit verächtlicher Miene vor sich hin.

»Sie wollen nicht. Sie zeigen Charakter – ganz nach Belieben. Ich für mein Teil werde mich, soweit möglich, kurz fassen. Zwei- oder dreimal mußte ich heute hören, wie mir Ihre Gastfreundschaft vorgehalten wurde; das war ungerecht. Als Sie mich aufforderten, zu Ihnen überzusiedeln, wollten Sie mich in Ihre Netze locken, in der Annahme, ich würde mich an dem Fürsten rächen wollen. Außerdem hatten Sie erfahren, daß Aglaja Iwanowna Anteil an mir genommen und meine Beichte gelesen hat. Aus irgendeinem Grunde setzten Sie voraus, daß ich mit Haut und Haaren zu Ihnen überlaufen würde, und hofften, in mir einen Verbündeten zu gewinnen. Ich erspare mir Einzelheiten! Ich erwarte von Ihnen weder Geständnisse noch Bestätigungen; es genügt mir, daß ich Sie mit Ihrem Gewissen allein lasse und daß wir einander jetzt vorzüglich verstehen.«

»Aber Sie machen ja Gott weiß was aus der gewöhnlichsten Sache von der Welt!« rief Warja.

»Ich hab's dir doch gesagt, Klatschmaul und grüner Junge«, sagte Ganja.

»Gestatten Sie, Warwara Ardalionowna, daß ich fortfahre.

Den Fürsten kann ich verständlicherweise weder lieben noch achten; aber er ist entschieden ein guter Mensch, auch wenn er ... komisch ist. Aber ich sehe nicht den geringsten Grund, weshalb ich ihn hassen sollte; und ich verzog keine Miene, als Ihr Herr Bruder mich gegen den Fürsten aufhetzte; ich rechnete gerade darauf, mir am Schluß ins Fäustchen zu lachen.

Ich wußte, daß Ihr Herr Bruder sich mir gegenüber verplappern und einen kapitalen Mißgriff tun würde. Und so kam es auch ... Ich bin im Moment bereit, ihn zu schonen, aber nur aus Achtung vor Ihnen, Warwara Ardalionowna. Aber nachdem ich Ihnen erklärt habe, daß ich nicht so ohne weiteres an die Angel gehe, möchte ich Ihnen ebenfalls erklären, warum mir so viel daran lag, Ihren Herrn Bruder zum besten zu halten. Sie sollen wissen, daß es der Haß war, der mich trieb, ich gebe es zu. Im Angesicht des Todes (denn ich sterbe, auch wenn ich, wie Sie behaupten, zugenommen habe), im Angesicht des Todes fühlte ich, daß ich unvergleichlich ruhiger ins Paradies eingehen werde, wenn es mir gelingt, wenigstens einen Vertreter jener zahllosen Sorte von Menschen zum besten zu halten, jener Sorte, die mich mein Leben lang verfolgt hat und die ich mein Leben lang gehaßt habe und deren plastisches Bild wir in Ihrem hochverehrten Bruder vor uns sehen. Ich hasse Sie, Gawrila Ardalionowitsch, einzlig deshalb – Sie werden es vielleicht verwunderlich finden – *einzig und allein deshalb*, weil Sie der Typus und die Verkörperung, die Personifikation und der Gipfel des unverfrorensten, selbstzufriedensten, ordinärsten und widerwärtigsten Durchschnitts sind! Des aufgeblasenen Mittelmaßes, des über alle Zweifel erhabenen und im olympischen Gleichmut schwebenden Mittelmaßes; die Routine im Quadrat! Nicht der winzigsten eigenen Idee ist es je beschieden, in ihrem Kopf oder in Ihrem Herzen Gestalt anzunehmen. Aber Ihr Neid ist grenzenlos; Sie sind fest überzeugt, daß Sie das größte Genie sind, aber manchmal, in schwarzen Minuten, werden Sie von Zweifeln heimgesucht, und dann

sind Sie wütend und neidisch. Oh, es gibt sie noch, die schwarzen Punkte an Ihrem Horizont; sie werden verschwinden, sobald Sie endgültig verblödet sind, und bis dahin dauert es nicht mehr lange; trotzdem haben Sie noch einen langen und abwechslungsreichen Weg vor sich, den ich nicht gerade vergnüglich nennen möchte, was mir eine gewisse Genugtuung beschert. Ich prophezeie Ihnen, erstens, daß Sie eine gewisse Dame niemals gewinnen werden ...«

»Unerträglich!« rief Warja. »Finden Sie denn nie ein Ende, Sie bösartiger Widerling!«

Ganja, kreideweiß, zitterte und schwieg. Ippolit hielt inne, musterte ihn aufmerksam und genüßlich, richtete dann seinen Blick auf Warja, grinste, verbeugte sich und ging hinaus, ohne ein einziges Wort hinzuzufügen.

Gawrila Ardalionowitsch hätte sich mit Recht über sein Schicksal und seine Mißerfolge beklagen dürfen. Eine Weile traute sich Warja nicht, ihn anzusprechen, und sah ihn nicht einmal an, während er mit großen Schritten vor ihr auf und ab ging; endlich blieb er am Fenster stehen und kehrte ihr den Rücken zu. Warja dachte an das russische Sprichwort: »Jeder Stock hat zwei Enden.« Über ihnen wurde es wieder laut.

»Du willst gehen?« Ganja wandte sich plötzlich nach ihr um, als er hörte, wie sie sich von ihrem Platz erhob. »Warte; sieh dir das an.«

Er kam auf sie zu und warf auf den vor ihr stehenden Stuhl ein kleines, zu einem Briefchen gefaltetes Stück Papier.

»O Gott!« rief Warja und schlug die Hände zusammen.

Der Brief bestand aus genau sieben Zeilen:

»Gawrila Ardalionowitsch! Nachdem ich mich von Ihrem Wohlwollen mir gegenüber überzeugt habe, bin ich entschlossen, Sie in einer für mich wichtigen Angelegenheit um Rat zu fragen. Ich möchte Sie morgen, Punkt sieben Uhr früh, bei der grünen Bank treffen. Sie befindet sich in der

Nähe unserer Datscha. Warwara Ardalionowna, die Sie *unbedingt* begleiten soll, kennt diesen Platz. A. J.«

»Da soll jetzt einer aus ihr klug werden!« sagte Warwara Ardalionowna achselzuckend.

Wie wenig Ganja in diesem Augenblick auch zu einer Fanfaronade aufgelegt war, so konnte er es sich doch nicht versagen, seinem Triumph Ausdruck zu geben, zumal nach den demütigenden Prophezeiungen Ippolits. Ein selbstzufriedenes Lächeln strahlte unübersehbar auf seinem Gesicht, und auch Warjas Miene erhellt sich vor Freude.

»Und das am selben Tag, an dem die Verlobung bekanntgegeben werden soll! Da soll nun einer aus ihr klug werden!«

»Was glaubst du, was will sie morgen mit mir besprechen?« fragte Ganja.

»Das ist ganz gleichgültig, jedenfalls wünscht sie, dich wiederzusehen, zum ersten Mal nach sechs Monaten. Hör auf mich, Ganja, worum es auch gehen mag, welche Wendung die Sache auch nehmen wird – du mußt wissen, daß es *wichtig ist*. Ungeheuer wichtig! Fanfaronniere nicht wieder, übereile dich nicht wieder, aber kneif auch nicht, hörst du! Wie sollte sie nicht kapiert haben, weswegen ich ihr ein halbes Jahr lang nicht von der Seite gewichen bin? Und stell dir vor, sie hat mir heute keine Silbe gesagt und hat sich nichts anmerken lassen. Ich bin doch heimlich dort gewesen, die Alte wußte nicht, daß ich bei ihnen sitze, sonst hätte sie mich womöglich hinausgeworfen. Dir zuliebe habe ich es riskiert, ich wollte um jeden Preis erfahren, was ...«

Wieder hörte man Stimmen und Lärm im oberen Stockwerk; einige Personen stiegen die Treppe herunter.

»Das darf jetzt auf keinen Fall geschehen!« rief Warja atemlos vor Schreck. »Nur keinen Skandal! Los, geh hin! Entschuldige dich!«

Aber das Familienoberhaupt hatte das Haus schon verlassen. Kolja schleppte ihm den sac de voyage nach. Nina Ale-

xandrowna stand in der Haustür und weinte; sie wollte ihm nachlaufen, aber Ptizyn hielt sie zurück.

»Sie gießen nur Öl ins Feuer«, sagte er zu ihr, »wohin soll er auch gehen? Eine halbe Stunde später bringt man ihn wieder zurück, ich habe das schon mit Kolja geregelt; gönnen Sie ihm doch den Spaß.«

»Spielen Sie doch nicht den Helden, wo wollen Sie hin?« rief Ganja aus dem Fenster. »Sie können doch nirgendwo hingehen!«

»Vater, kommen Sie zurück!« rief Warja. »Die Nachbarn hören zu!«

Der General blieb stehen, wandte sich um, hob einen Arm und rief aus: »Fluch diesem Hause!«

»Immer schön theatralisch!« murmelte Ganja und knallte das Fenster zu.

Die Nachbarn hatten tatsächlich zugehört. Warja lief eilig aus dem Zimmer.

Als Warja draußen war, nahm Ganja den Zettel vom Tisch, drückte ihn an die Lippen, schnalzte mit der Zunge und machte einen Entrechat.

III

DER Tumult um den General hätte sich zu jedem anderen Zeitpunkt in nichts aufgelöst. Auch schon früher hatte er plötzlich närrische Anwandlungen gleicher Art gehabt, wenn auch nur ziemlich selten, war er doch im großen und ganzen ein sehr umgänglicher Mensch mit fast guten Anlagen. Er hatte sicherlich an die hundertmal der Unordnung, die sich in den letzten Jahren seiner bemächtigte, den Kampf ange sagt. Er besann sich dann plötzlich darauf, daß er »Familienvater« war, versöhnte sich mit seiner Frau und vergoß aufrichtige Tränen. Er verehrte Nina Alexandrowna, er betete

sie an, weil sie ihm so vieles, und zwar wortlos, verzieh und ihn sogar in seiner närrischen und erniedrigenden Verfassung liebte. Aber der hochgemute Kampf mit der Unordnung währte gewöhnlich nicht lange; der General war außerdem ein Mensch mit allzuviel »Elan«, wenn auch auf seine Art; gewöhnlich ertrug er das reumütige und untätige Leben im Kreise seiner Familie nicht lange, und alles endete in einer Revolte; er wurde jähzornig, was er sich selbst vielleicht im nämlichen Augenblick zum Vorwurf machte, ohne sich jedoch beherrschen zu können: Er suchte Streit, führte bombastische und endlose Reden, verlangte grenzenlose, kaum verdiente Ehrerbietung und verschwand schließlich aus dem Haus, manchmal sogar für längere Zeit. In den letzten zwei Jahren wußte er über die Verhältnisse seiner eigenen Familie höchstens Allgemeines oder nur das, was er zufällig hörte; um die Einzelheiten kümmerte er sich nicht mehr, da er sich dazu nicht im mindesten berufen fühlte.

Aber dieses Mal nahm der »Tumult um den General« einen irgendwie ungewöhnlichen Verlauf; alle schienen etwas zu wissen, und alle schienen zu fürchten, irgend etwas auszusprechen. »Formell« war der General zu seiner Familie, das heißt, zu Nina Alexandrowna, erst vor drei Tagen zurückgekehrt, aber keineswegs sanftmütig und bußfertig, wie es sonst bei früheren »Heimkünften« unausbleiblich der Fall gewesen war, sondern im Gegenteil – ungewöhnlich gereizt. Er war redselig, unruhig, stürzte sich gleichsam auf die Menschen, sprach jeden, der ihm über den Weg lief, hitzig an, aber immer über Gegenstände, die so entlegen und überraschend waren, daß man überhaupt nicht dahinterkommen konnte, was ihn gerade in solche Unruhe versetzte. Hin und wieder war er für kurze Zeit gut gelaunt, meistens aber in Gedanken versunken, ohne selbst zu wissen, was ihn beschäftigte; plötzlich geriet er ins Erzählen – von den Jepantschins, vom Fürsten und von Lebedjew –, um plötzlich unvermittelt abzubrechen, völlig zu verstummen und weitere Fragen nur mit

einem stumpfen Lächeln zu beantworten, wobei er freilich nicht merkte, daß er gefragt wurde und daß er lächelte. Die letzte Nacht hatte er unter Stöhnen und Ächzen verbracht, zur größten Qual Nina Alexandrownas, die ihn die ganze Nacht hindurch mit heißen Umschlägen umsorgte: Gegen Morgen war er plötzlich eingeschlafen, hatte vier Stunden durchgeschlafen und war in einem heftigen, wirren Anfall von Hypochondrie aufgewacht, der in dem Streit mit Ippolit und dem »Fluch diesem Hause!« gipfelte. Ferner wurde allgemein bemerkt, daß er in diesen drei Tagen ständig ein übertriebenes Ehrgefühl an den Tag legte und infolgedessen äußerst verletzlich war. Kolja beharrte darauf, auch seiner Mutter gegenüber, daß der General einfach den Alkohol vermisste, vielleicht auch Lebedjew, mit dem er sich in letzter Zeit sehr angefreundet hatte. Vor drei Tagen nämlich hatte er sich mit Lebedjew gänzlich überworfen und diesen in furchtbarem Zorn verlassen, sogar mit dem Fürsten war es zu einer Szene gekommen. Kolja hatte den Fürsten um eine Erklärung gebeten und kam schließlich zu der Vermutung, daß auch der Fürst ihm etwas verheimlichte. Wenn zwischen Ippolit und Nina Alexandrowna eine gewisse Unterredung stattgefunden hatte, was Ganja als absolut sicher annahm, so war es doch sonderbar, daß diesem bösartigen jungen Herrn, den Ganja ins Gesicht ein Klatschmaul genannt hatte, nichts daran lag, auf die nämliche Weise auch Kolja aufzuklären. Es ist durchaus denkbar, daß er gar nicht ein böser »grüner Junge« war, wie ihn Ganja im Gespräch mit seiner Schwester charakterisiert hatte, sondern zu irgendeiner anderen bösen Sorte gehörte; und daß er auch Nina Alexandrowna über irgendeine eigene Beobachtung mitnichten nur deshalb unterrichtet hatte, um »ihr das Herz zu zerreißen«. Wir wollen nicht vergessen, daß die Ursachen menschlichen Handelns in der Regel unendlich komplizierter und mannigfaltiger sind, als wir sie uns nachträglich zurechtlegen, und daß man sie nur selten eindeutig charakterisieren kann. Dem Erzähler

bleibt manchmal nichts Besseres, als sich auf die bloße Wiedergabe der Ereignisse zu beschränken. Wir wollen bei der weiteren Erörterung der jetzigen Katastrophe mit dem General nicht anders verfahren, denn wir sehen uns trotz all unserer Bemühungen kategorisch gezwungen, dieser Nebenperson unserer Erzählung etwas mehr Raum und Beachtung zuzugestehen, als wir bis jetzt vorgesehen hatten.

Die Ereignisse lösten einander ab wie folgt:

Als Lebedjew aus Petersburg, wo er Ferdystschenko aufspüren wollte, am selben Tag zurückkehrte, zusammen mit dem General, hatte er dem Fürsten nichts von Belang zu erzählen. Wäre der Fürst um diese Zeit nicht durch andere, für ihn bedeutsame Eindrücke in höchstem Maße abgelenkt und gefesselt gewesen, so hätte er sehr bald bemerken müssen, daß ihm Lebedjew in den folgenden zwei Tagen nicht nur gewisse Erklärungen schuldig blieb, sondern ihm sogar im Gegenteil aus irgendeinem Grund aus dem Weg ging. Als es ihm schließlich auffiel, wunderte er sich im nachhinein darüber, daß er ihn in diesen zwei Tagen bei zufälligen Begegnungen nicht anders als in strahlendster Laune und fast immer in Gesellschaft des Generals gesehen hatte. Inzwischen waren die beiden Freunde unzertrennlich. Gelegentlich hörte der Fürst, daß oben laut und angeregt gesprochen, gelacht und lustig gestritten wurde; an einem Abend, schon sehr spät, drang sogar ein überraschend und unvermutet angestimmter bacchantisch-martialischer Gesang an sein Ohr, und er erkannte sofort den heiseren Baß des Generals. Aber das Lied geriet aus den Fugen und verstummte plötzlich. Darauf begann eine sehr lebhafte und allen Anzeichen nach weinselige Unterhaltung. Man konnte sich vorstellen, wie die sich oben vergnügenden Freunde einander in den Armen lagen, bis einer von ihnen schließlich in Tränen ausbrach. Darauf entbrannte plötzlich ein heftiger Streit, der ebenfalls schnell und bald erlosch. Kolja war in diesen Tagen ganz besonders besorgt. Der Fürst war meistens nicht zu

Hause und kehrte manchmal erst sehr spät zurück; ihm wurde jedesmal gemeldet, daß Kolja ihn den ganzen Tag gesucht und nach ihm gefragt hätte. Aber wenn sie zusammenkamen, hatte Kolja nichts Besonderes zu berichten, außer daß er mit dem General und seinem derzeitigen Lebenswandel ganz und gar »unzufrieden« sei: »Sie ziehen herum, saufen in der Schenke hier nebenan, umarmen und streiten sich mitten auf der Straße, feuern sich gegenseitig an und können sich nicht trennen.« Auf die Bemerkung des Fürsten, daß es auch früher Tag für Tag nicht anders hergegangen wäre, fiel Kolja keine Antwort ein, ebensowenig eine Erklärung für den eigentlichen Grund seiner gegenwärtigen Besorgnis.

Am Morgen nach dem bacchantischen Gesang und dem Streit, als der Fürst gegen elf Uhr das Haus verlassen wollte, erschien plötzlich der General bei ihm, aufs äußerste erregt, beinahe erschüttert.

»Schon lange trachtete ich nach der Ehre und der Gelegenheit, Ihnen zu begegnen, hochverehrter Lew Nikolajewitsch, schon lange, schon sehr lange«, murmelte er, wobei er die Hand des Fürsten kräftig, geradezu schmerhaft drückte, »sehr, sehr lange.«

Der Fürst bat ihn, Platz zu nehmen.

»Nein, ich möchte mich nicht setzen, ich halte Sie ja doch auf – ein anderes Mal. Ich glaube, ich darf bei dieser Gelegenheit gratulieren zur ... zur Erfüllung ... Ihrer Herzenswünsche.«

»Welcher Herzenswünsche?«

Der Fürst wurde verlegen. Er glaubte, wie sehr viele in seiner Situation, daß niemand etwas merkte, vermutete oder verstände.

»Keine Sorge, keine Sorge! Ich möchte die delikatesten Gefühle nicht verletzen. Habe es selbst erlebt und erfahren, wenn eine fremde ... sozusagen Nase ... wie das Sprichwort sagt ... sich dort zu schaffen macht, wo sie nichts zu suchen hat. Erlebe es jeden Morgen. Eine andere Angelegenheit

führt mich zu Ihnen, eine wichtige Angelegenheit. Eine sehr wichtige Angelegenheit, Fürst.«

Der Fürst bat ihn noch einmal, Platz zu nehmen, und setzte sich selbst.

»Höchstens für eine Sekunde ... Ich brauche Ihren Rat. Ich lebe freilich ohne praktische Ziele, aber die Achtung vor mir selbst und ... die Tüchtigkeit, die bei dem russischen Menschen so sehr zu wünschen übrigläßt, allgemein gesprochen, bringen mich dazu ... und wünsche, meiner Gattin und meinen Kindern eine Position zu schaffen, die ... mit einem Wort, Fürst, ich brauche Ihren Rat.«

Der Fürst begrüßte wärmstens seinen Vorsatz.

»Na ja, all das ist ohne Belang«, fiel ihm der General schnell ins Wort, »mir geht es eigentlich nicht darum, sondern um etwas ganz anderes und sehr Wichtiges. Und ich habe mich entschlossen, dieses Ihnen, Lew Nikolajewitsch, zu unterbreiten, als einem Mann, von dessen aufrichtigem Verständnis und edler Gesinnung ich so überzeugt bin, wie ... wie ... Überraschen Sie meine Worte, Fürst?«

Der Fürst beobachtete seinen Gast, wenn auch nicht besonders überrascht, so doch außerordentlich aufmerksam und interessiert. Der alte Mann war ein wenig blaß, um seine Lippen zuckte es immer wieder, seine Hände fanden keine Ruhe. Er saß erst seit einigen Minuten, war aber aus unerfindlichen Gründen inzwischen ein paarmal aufgestanden, um sich plötzlich wieder zu setzen, wobei er sich augenscheinlich seiner Manöver nicht im mindesten bewußt war. Auf dem Tisch lagen Bücher. Er nahm, unaufhörlich redend, ein Buch in die Hand, schlug es auf, betrachtete die aufgeschlagene Seite, klappte es sofort wieder zu und legte es zurück auf den Tisch, griff nach einem zweiten, das er aber nicht mehr aufschlug, sondern die ganze Zeit in der rechten Hand hielt und unentwegt in der Luft schwenkte.

»Genug!« rief er plötzlich aus. »Ich sehe, daß ich Ihnen sehr ungelegen bin.«

»Oh, keineswegs, ich bitte Sie! Sie tun mir einen Gefallen, ganz im Gegenteil, ich höre aufmerksam zu und möchte gern wissen, warum ...«

»Ich wünsche, mich in einer geachteten Position zu sehen ... ich wünsche, mich selbst achten zu können ... mich selbst ... und meine Rechte ...«

»Ein Mann, der solche Wünsche hegt, verdient schon allein darum, geachtet zu werden.«

Der Fürst sprach seine Schulbuchweisheit in der festen Überzeugung aus, daß sie ihre günstige Wirkung nicht verfehlten würde. Er hatte das instinktive Gefühl, daß man mit einer solchen hohlen, aber wohlklingenden Phrase, im richtigen Moment angebracht, mit einem Mal die Seele eines Menschen gewinnen und beruhigen könne, besonders, wenn er sich in einer solchen Verfassung befand wie jetzt der General. Jedenfalls galt es, einen Gast mit erleichtertem Herzen ziehen zu lassen, und dies war die eigentliche Aufgabe.

Diese Phrase schmeichelte, rührte und gefiel über die Maßen: Der General wurde plötzlich rührselig, fiel augenblicklich in einen anderen Ton und verlor sich in begeisterten, langatmigen Erklärungen. Aber so sehr sich der Fürst anstrengte, so aufmerksam er zuhörte – er verstand buchstäblich nichts. Der General redete gute zehn Minuten, mit Feuer, hastig, als fehlte ihm die Zeit, die ihn bedrängenden Gedanken auszusprechen; zum Schluß schimmerten sogar Tränen in seinen Augen, und doch waren es nur Sätze ohne Anfang und Ende, überraschende Worte und überraschende Gedanken, die sich hastig und überraschend ablösten und einander übersprangen.

»Genug! Sie verstehen mich, und ich bin beruhigt«, schloß er plötzlich und stand auf. »Ein Herz wie das Ihre kann nicht anders, als einen Leidenden zu verstehen. Fürst, Sie sind edel wie das Ideal! Was sind schon die anderen im Vergleich zu Ihnen! Aber Sie sind jung, und ich segne Sie. Ich bin letzten Endes zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, mir eine Zeit

für ein wichtiges Gespräch zu bestimmen, darauf setze ich meine größten Hoffnungen. Suche nichts als Freundschaft und Herz. Konnte mich gegen die Forderungen meines Herzens nie widersetzen.«

»Aber warum denn nicht jetzt? Ich bin bereit, Sie anzuhören ...«

»Nein, Fürst, nein!« fiel ihm der General lebhaft ins Wort. »Nicht jetzt! Das Jetzt ist ein Traum! Es ist viel, viel zu wichtig, viel zu wichtig! Diese Stunde der Aussprache soll meine endgültige Schicksalsstunde sein. Es wird *meine* Stunde sein, und ich wünsche nicht, daß uns in diesem heiligen Augenblick der erste beste Eintretende, der erste beste Grobian, ja, gar nicht so selten ein Grobian, der ...«, er beugte sich plötzlich zum Fürsten und fuhr, in einem eigenartig geheimnisvollen und beinahe erschrockenen Ton flüsternd, fort, »nicht einmal den Absatz ... den Absatz Ihres Fußes, geliebter Fürst, wert ist! Oh, ich sage nicht: ›meines Fußes!‹ Bitte ganz besonders zu beachten, daß ich meinen eigenen Fuß nicht erwähne; denn meine Selbstachtung ist zu hoch, um solches ohne Umschweife auszusprechen; Sie sind der einzige, der es versteht, daß ich, indem ich in diesem Falle sogar auf meinen Absatz verzichte, einen außerordentlichen Stolz der Würde beweise. Niemand außer Ihnen wird das verstehen, und *er* weniger als die anderen. *Er* versteht gar nichts, Fürst, und ist völlig, völlig außerstande, überhaupt etwas zu verstehen. Um etwas zu verstehen, muß man ein Herz haben!«

Am Ende der Unterhaltung war der Fürst beinahe erschrocken und bestellte den General auf den nächsten Tag, zur selben Zeit. Dieser entfernte sich ermutigt und einigermaßen beruhigt. Abends nach sechs schickte der Fürst zu Lebedjew mit der Bitte, kurz zu ihm zu kommen.

Lebedjew erschien prompt, in »höchster Verehrung«, wie er schon beim Eintreten versicherte; es war nicht die Spur davon zu bemerken, daß er sich drei Tage lang so gut wie versteckt gehalten hatte und dem Fürsten offensichtlich aus

dem Weg gegangen war. Er setzte sich auf die Stuhlkante, Gesichter schneidend, schmunzelnd, die Hände reibend, mit lächelnden, spähenden Augen und dem Ausdruck naivsten Erwartens einer kapitalen, längst erwarteten Eröffnung. Dem Fürsten wurde es wieder unbehaglich; ihm wurde langsam klar, daß plötzlich alle von ihm etwas erwarteten, alle ihn so ansahen, als wollten sie ihm gratulieren, voller Andeutungen, lächelnd und augenzwinkernd. Keller war bereits zweimal dagewesen, nur für einen Augenblick, ebenfalls mit dem sichtbaren Wunsch zu gratulieren: Er setzte jedesmal an, hochbegeistert und unverständlich, brachte keinen Satz zu Ende und machte sich aus dem Staube (in den letzten Tagen hatte er wieder viel getrunken und bramarbasierte irgendwo in einer Billardkneipe). Sogar Kolja versuchte, ungeachtet seiner eigenen bedrückten Stimmung, den Fürsten ein paar mal anzusprechen.

Der Fürst fragte Lebedjew unumwunden und leicht un gehalten, was er von dem heutigen Zustand des Generals halte und warum dieser so unruhig sei? Mit wenigen Worten schilderte er ihm die vorgefallene Szene.

»Jeder hat seine eigene Unruhe, Fürst, und ... ganz besonders in unserer seltsamen und unruhigen Zeit; so ist das«, antwortete Lebedjew etwas trocken und verstummte beleidigt mit der Miene eines Menschen, dessen Erwartungen bitter enttäuscht wurden.

»Eine richtige Philosophie!« lächelte der Fürst.

»Die Philosophie wäre nötig, sehr nötig in unserer Zeit, in der praktischen Anwendung, aber sie wird vernachlässigt, das ist es. Mir meinerseits, hochzuverehrender Fürst, ist früher einmal die Ehre Ihres Vertrauens in einem gewissen, Ihnen bekannten Punkt zuteil geworden, aber nur bis zu einem bestimmten Grade und nicht über die Umstände hinaus, die sich speziell auf diesen Punkt bezogen ... Ich respektiere das und beklage mich keineswegs.«

»Lebedjew, nehmen Sie mir etwas übel?«

»Nicht im geringsten, nicht im mindesten, hochzuverehr-
ender und erlauchtigster Fürst, nicht im geringsten!« rief
Lebedjew emphatisch und legte die Hand aufs Herz. »Ganz
im Gegenteil! Ich erkannte auf den ersten Blick unverbrüch-
lich, daß weder meine Stellung in der Welt noch die Bildung
von Geist und Herz, noch aufgehäufte Reichtümer, noch
meine Aufführung in vergangenen Tagen, noch meine
Kenntnisse – daß nichts mich dazu berechtigt, Ihr wertes
und meine Hoffnungen hoch überragendes Vertrauen zu
verdienen; und wenn ich mich Ihnen dienstbar erweisen darf,
so nur als Sklave und Tagelöhner, nicht anders ... Ich nehme
nichts übel, ich bin betrübt.«

»Lukjan Timofejewitsch, ich bitte Sie!«

»So ist es und nicht anders! Auch jetzt, im vorliegenden
Falle! Ihnen entgegentretend und Ihnen mit Herz und Sinn
folgend, sagte ich mir: Freundschaftlicher Mitteilungen wer-
de ich nicht gewürdigt, aber als Vermieter kann ich vielleicht
damit rechnen, fristgerecht, zum disponierten Termin sozu-
sagen, eine Anweisung oder wenigstens die Bekanntgabe
gewisser bevorstehender und erwarteter Änderungen zu er-
halten ...«

Während Lebedjew redete, bohrten sich seine stechenden
Äuglein in den Fürsten, der ihn erstaunt betrachtete; er hatte
die Hoffnung, seine Neugier zu befriedigen, immer noch
nicht aufgegeben.

»Ich verstehe überhaupt nichts!« rief der Fürst beinahe
zornig aus, »und ... und Sie sind ein fürchterlicher Intrigant!«
Plötzlich brach er in das herzlichste Lachen aus.

Lebedjew lachte sofort mit, und sein aufleuchtender Blick
verriet deutlich, daß seine Hoffnungen sich bestätigt und
sogar verdoppelt hatten.

»Und wissen Sie, was ich Ihnen jetzt sagen werde, Lukjan
Timofejewitsch? Sie dürfen es mir nicht verdenken, aber ich
bewundere Ihre Naivität und nicht nur die Ihre! Sie erwarten
von mir irgend etwas mit einer solchen Naivität, eben jetzt,

in diesem Augenblick, daß es mir peinlich ist und ich mich sogar vor Ihnen schäme, weil ich nichts habe, womit ich Sie zufriedenstellen könnte; aber ich schwöre Ihnen, daß ich nichts Derartiges habe, stellen Sie sich vor!«

Der Fürst lachte von neuem.

Lebedjew nahm eine würdevolle Haltung ein. Es traf zu, daß er mitunter in seiner Neugier sogar reichlich naiv und aufdringlich war, aber zugleich war er ein ziemlich gewitzter und wendiger Mensch, manchmal sogar von einer hinterhältigen Verschwiegenheit; durch die fortgesetzte Zurückweisung hatte der Fürst ihn sich fast zum Feind gemacht. Aber der Fürst hatte ihn nicht aus Verachtung zurückgewiesen, sondern einzige und allein darum, weil der Gegenstand für Lebedjews Neugier zu zart war. Manche seiner eigenen Träume hatte der Fürst noch vor wenigen Tagen als ein Verbrechen empfunden, Lukjan Timofejewitsch aber legte die Weigerung des Fürsten nur als persönliche Antipathie und Mißtrauen aus, er verließ den Fürsten jedesmal mit verletztem Herzen und war nicht nur auf Kolja und Keller, sondern sogar auf die eigene Tochter Wera Lukjanowna eifersüchtig. Sogar in diesem Augenblick wäre er vielleicht in der Lage gewesen und hätte aufrichtig gewünscht, dem Fürsten eine für ihn höchst interessante Mitteilung zu machen, verstummte jedoch finster und sagte nichts.

»Womit darf ich mich Ihnen eigentlich dienstbar erweisen, hochzuverehrender Fürst, da Sie mich doch immerhin ... zu sich gerufen haben?« sagte er endlich nach einigem Schweigen.

»Eigentlich geht es mir um den General«, der Fürst, der ebenfalls einen Augenblick in Nachdenken versunken war, belebte sich wieder, »und ... und um diesen Diebstahl, von dem Sie mir erzählten ...«

»Worum bitte? Was meinen Sie?«

»Aber Sie tun jetzt so, als verstünden Sie mich nicht! Ach Gott, Lukjan Timofejewitsch, Sie spielen immer eine neue

Rolle! Das Geld, das Geld, die vierhundert Rubel, die Sie damals verloren haben, im Portefeuille, Sie kamen damals, um mir davon zu erzählen, morgens, auf dem Weg nach Petersburg, verstehen Sie jetzt?«

»Ach so, Sie meinen diese vierhundert Rubel!« Lebedjew sprach so gedeckt, als merke er erst jetzt, wovon die Rede war. »Ergebensten Dank, Fürst, für Ihre aufrichtige Teilnahme; sie ist für mich allzu schmeichelhaft, aber ... aber ich habe das Geld wiedergefunden, und zwar schon vor einer Weile.«

»Wiedergefunden! Ach, Gott sei Dank!«

»Ein Ausruf, der aus Ihrem Mund ganz besonders hochherzig ist, denn vierhundert Rubel sind für einen armen, von seiner Hände Arbeit mühsam lebenden Mann, der eine vielköpfige Familie von Waisen zu ernähren hat, keine ... keine ...«

»Aber ich meine doch etwas ganz anderes! Natürlich freue ich mich auch, daß Sie das Geld wiedergefunden haben«, korrigierte sich der Fürst rasch, »aber ... wo haben Sie es denn wiedergefunden?«

»Ganz einfach, unter dem Stuhl, über dem der Rock hing, demnach muß das Portefeuille aus der Tasche auf den Boden gefallen sein.«

»Unter dem Stuhl? Das kann doch nicht sein, Sie sagten doch selbst, daß Sie alle Winkel abgesucht hatten; wie konnten Sie dann das Portefeuille an der wichtigsten Stelle übersehen?«

»Das ist es ja, ich habe dort nachgesehen! Ich weiß noch gut, zu gut, daß ich nachgesehen habe! Auf allen vieren bin ich herumgekrochen. Ich habe diese Stelle abgetastet, den Stuhl beiseite gerückt, weil ich meinen eigenen Augen nicht traute: Ich sehe, daß dort nichts ist als eine leere Stelle, glatt wie meine flache Hand, aber ich taste sie dennoch immer wieder ab. Eine solche Kleinmütigkeit überkommt den Menschen, wenn er um jeden Preis etwas finden will ... bei be-

deutenden und betrüblichen Verlusten: Er sieht, es ist nichts da, eine leere Stelle, und trotzdem sieht er noch fünfzehnmal nach ...«

»Schön, nehmen wir es an; aber wie war es eigentlich? ... Ich verstehe immer noch nicht«, murmelte der Fürst ratlos, »zuerst haben Sie gesagt, es war nichts da, Sie haben diese Stelle abgesucht, und plötzlich war es doch da?«

»Und plötzlich war es da.«

Der Fürst warf Lebedjew einen eigenümlichen Blick zu.

»Und der General?« fragte er plötzlich.

»Was soll denn mit dem General sein?« Lebedjew verstand abermals nicht.

»Ach, mein Gott, ich frage: Was hat der General gesagt, als Sie das Portefeuille unter dem Stuhl fanden? Sie hatten doch anfangs miteinander gesucht.«

»Anfangs miteinander. Aber dieses Mal, ich muß es gestehen, habe ich geschwiegen und es vorgezogen, ihn nicht davon zu unterrichten, daß ich das Portefeuille bereits gefunden hatte, einsam und allein.«

»Wa... Warum denn nicht? Fehlt etwas?«

»Ich habe nachgesehen; es fehlt nichts, nicht ein einziger Rubel.«

»Sie hätten doch kommen und es mir sagen sollen«, bemerkte der Fürst nachdenklich.

»Ich habe nicht gewagt, Sie persönlich zu belästigen, Fürst, in Anbetracht Ihrer persönlichen, vielleicht extraordinären, sozusagen, Eindrücke; und außerdem gab ich mir den Anschein, als hätte ich nichts gefunden. Ich klappte das Portefeuille auf, untersuchte es, klappte es zu und legte es wieder unter den Stuhl.«

»Wozu denn das?«

»So-so; aus weiterer Neugier«, kicherte Lebedjew händereibend.

»Also liegt es immer noch dort, seit vorgestern?«

»Oh, keineswegs; dort lag es nur einen Tag und eine

Nacht. Sehen Sie, ich wünschte zum Teil, auch der General möchte das Portefeuille finden. Warum sollte nicht auch der General, wenn ich es schon gefunden hatte, einen Gegenstand bemerken, der so auffällig unter dem Stuhl hervorschaut? Ich habe diesen Stuhl mehrmals hochgehoben und beiseite gestellt, so daß das Portefeuille nicht zu übersehen war, aber der General sah es immer noch nicht, und zwar ganze vierundzwanzig Stunden nicht. Er ist jetzt offensichtlich sehr zerstreut, und man wird nicht klug aus ihm: Er redet, erzählt, lacht, und dann ist er mir plötzlich furchtbar böse, ich weiß nicht, warum. Als wir endlich aus dem Zimmer gingen, ließ ich die Tür absichtlich offenstehen; da wurde er unsicher, wollte etwas sagen, wahrscheinlich fürchtete er um das Portefeuille mit dem vielen Geld, aber plötzlich wurde er furchtbar zornig und sagte nichts; keine zwei Schritte sind wir auf der Straße gegangen, da verließ er mich und entfernte sich in anderer Richtung. Erst abends sahen wir uns in der Schenke wieder.«

»Aber Sie haben doch das Portefeuille schließlich unter dem Stuhl hervorgeholt?«

»Nein; noch in derselben Nacht war es nicht mehr unter dem Stuhl.«

»Wo ist es denn jetzt?«

»Hier ist es!« Plötzlich lachte Lebedjew, erhob sich zu voller Größe vom Stuhl und sah den Fürsten gewinnend an. »Es befand sich plötzlich hier, im Schoß meines eigenen Rockes. Hier, bitte, wollen Sie sich selbst überzeugen, tasten sie.«

Tatsächlich, im linken Rockschoß, ganz vorn, nicht zu übersehen, hatte sich ein richtiger Beutel gebildet, und man konnte tastend sogleich erkennen, daß sich darin ein ledernes Portefeuille befand, das aus einer schadhaften Rocktasche heruntergerutscht sein mußte.

»Ich habe es herausgefischt und untersucht, alles in Ordnung, also habe ich es wieder hineingesteckt und laufe seit gestern früh so herum, trage es mit mir, im Rockschoß, es

schlägt mir sogar gegen die Beine.«

»Und das stört Sie nicht?«

»Und das stört mich nicht, he-he! Stellen Sie sich vor, hochzuverehrender Fürst – obwohl der Gegenstand Ihrer besonderen Aufmerksamkeit nicht würdig ist –, meine Taschen sind immer einwandfrei, und plötzlich, über Nacht, ein solches Loch! Ich untersuchte es genauer – es sieht so aus, als hätte jemand es mit einem Federmesser gemacht; fast nicht zu glauben!«

»Und ... der General?«

»Der ist den ganzen Tag böse, gestern und heute; höchst unzufrieden; bald aufgekratzt und bacchantisch, sogar schmeichlerisch, bald empfindsam, sogar bis zu den Tränen, bald reizbar und zwar so, daß sogar ich es mit der Angst zu tun bekomme, bei Gott; wissen Sie, Fürst, ich bin ein Mensch, dem alles Martialische fremd ist. Da sitzen wir gestern in der Schenke, und mein Rockschoß schiebt sich wie zufällig nach vorne, ein wahres Gebirge, er schiebt danach und wird böse. Schon lange sieht er mir nicht mehr in die Augen, höchstens, wenn er volltrunken ist oder besonders gefühlvoll; gestern aber hat er mich ein paarmal so angesehen, daß es mir eiskalt über den Rücken lief. Ich habe übrigens vor, das Portefeuille morgen zu finden, aber bis dahin will ich mir mit ihm noch einen vergnügten Abend machen.«

»Warum quälen Sie ihn denn so?« rief der Fürst.

»Ich quäle ihn nicht, Fürst, ich quäle ihn nicht!« versicherte Lebedjew eifrig. »Ich liebe ihn aufrichtig und ich ... achte ihn; und jetzt, ob Sie's mir glauben oder nicht, ist er mir noch teurer; ich schätze ihn noch mehr!«

Lebedjew brachte das so ernst und aufrichtig hervor, daß der Fürst sich sogar empörte.

»Sie lieben ihn und quälen ihn so! Ich bitte Sie, schon allein dadurch, daß er das Vermißte so auffällig für Sie hingelegt hat, unter den Stuhl und dann in den Rock – schon dadurch gibt er Ihnen offen zu verstehen, daß er zu keiner

List Zuflucht nimmt, sondern Sie ohne Ausflüchte und ehrlich um Vergebung bittet. Hören Sie: Er bittet Sie um Vergebung! Er verläßt sich also auf Ihr Feingefühl; er verläßt sich also auf Ihre Freundschaft. Sie aber treiben ein solch demütigendes Spiel mit diesem ... grundanständigen Mann!«

»Grundanständig, Fürst, jawohl, grundanständig«, fiel Lebedjew mit funkeln den Augen ein, »und nur Sie, einzige und allein Sie, edelmütigster Fürst, sind imstande, ein dermaßen gerechtes Wort auszusprechen! Aus diesem Grunde bin ich, obwohl von mancherlei Lastern befallen, Ihnen sogar bis zur Anbetung ergeben! Es ist beschlossen! Ich finde das Portefeuille auf der Stelle, sogleich, und nicht erst morgen; hier, ich ziehe es vor Ihren Augen heraus, hier ist es; und hier ist auch das Geld, vollzählig; hier, nehmen Sie es an sich, hochzuverehrender Fürst, nehmen Sie es an sich und bewahren Sie es bis morgen auf. Morgen oder übermorgen werde ich es holen; wissen Sie, Fürst, wahrscheinlich hat es in der ersten Nacht nach dem Verschwinden irgendwo in meinem Gärtchen gelegen, unter einem Stein, glauben Sie nicht auch?«

»Geben Sie acht, und sagen Sie ihm nicht einfach ins Gesicht, daß Sie das Portefeuille gefunden haben! Er wird schon sehen, daß Sie im Rockschoß nichts mehr haben und es richtig verstehen.«

»Meinen Sie? Sollte ich ihm nicht lieber sagen, daß ich es gefunden habe, und so tun, als wäre ich bis jetzt ahnungslos gewesen?«

»N-nein«, sagte der Fürst nachdenklich, »n-nein, dafür ist es jetzt zu spät; das ist gefährlich; wirklich, sagen Sie lieber nichts! Seien Sie freundlich zu ihm, aber ... übertreiben Sie nicht und ... und ... wissen Sie ...«

»Ich weiß, Fürst, ich weiß! Das heißt, ich weiß, daß ich es möglicherweise auch nicht tun werde; denn dazu muß man ein solches Herz haben wie das Ihrige. Überdies ist er jetzt selbst reizbar und launisch und behandelt mich gelegentlich zu sehr von oben herab; bald greint er und fällt mir um den

Hals, bald demütigt und verhöhnt er mich; da kommt es schon mal vor, daß ich ihm den Rockschoß absichtlich unter die Nase halte, he-he! Auf Wiedersehen, Fürst, denn ich störe Sie offensichtlich und stehe den, sozusagen, interessantesten Gefühlen im Wege ...«

»Aber um Gottes willen, bleiben Sie diskret!«

»Auf leisen Sohlen, auf leisen Sohlen!«

Obwohl die Angelegenheit beendet war, blieb der Fürst in fast größerer Sorge zurück als zuvor. Ungeduldig erwartete er den morgigen Besuch des Generals.

IV

MAN hatte sich auf zwölf Uhr verabredet; aber ganz unvorhergesehen verspätete sich der Fürst. Bei seiner Rückkehr fand er den General bereits wartend. Er bemerkte auf den ersten Blick, daß der General verdrossen war, vielleicht deshalb, weil man ihn hatte warten lassen. Man nahm Platz, nachdem der Fürst sich hastig, aber irgendwie schüchtern entschuldigt hatte, als wäre sein Gast aus Porzellan und als fürchte er, dieser könne jeden Augenblick zerbrechen. Früher hatte er in Gegenwart des Generals nie Scheu empfunden und dazu auch keinen Anlaß gehabt. Sehr bald erkannte der Fürst, daß er einen völlig anderen Menschen vor sich hatte als gestern: Statt Verwirrung und Zerstreutheit machte sich eine ganz besondere Zurückhaltung bemerkbar; sie ließ vermuten, daß dieser Mensch eine endgültige Entscheidung getroffen hatte. Die Ruhe war allerdings eher gespielt als echt. Jedenfalls gab sich der Gast weltmännisch und ungezwungen, wenn auch reserviert und gravitätisch; anfangs behandelte er den Fürsten sogar herablassend – eben mit jener weltmännischen Ungezwungenheit, die manchen stolzen, aber zu Unrecht beleidigten Menschen eigen ist. Er

sprach freundlich, aber in einem unüberhörbar wehmütigen Ton.

»Hier ist Ihr Buch, das ich mir neulich von Ihnen ausgeliehen habe.« Er nickte und wies mit bedeutungsvollem Blick auf das mitgebrachte Buch, das er auf den Tisch gelegt hatte.
»Verbindlichsten Dank.«

»Ach ja! Haben Sie diesen Artikel gelesen, General? Wie fanden Sie ihn? Interessant, nicht wahr?« Der Fürst ergriff erfreut die Gelegenheit, unverzüglich ein möglichst entlegenes Thema anzuschneiden.

»Interessant, mag sein, aber plump und natürlich töricht. Vielleicht ist auch jeder zweite Satz erlogen.« Der General sprach mit Nachdruck und sogar ein wenig gedehnt.

»Ach, das ist doch eine so naive Erzählung, der Bericht eines alten Soldaten über das Leben in Moskau unter den Franzosen; einiges darin ist einfach köstlich. Außerdem sind alle Aufzeichnungen von Zeitgenossen, wer sie auch gewesen sein mögen, von größtem Wert, nicht wahr?«

»Ich an Stelle des Redakteurs hätte es nicht gedruckt; was Augenzeugenberichte im allgemeinen betrifft, so schenkt man eher einem plumpen Aufschneider Glauben, wenn er nur unterhaltend ist, als einem Mann von Würde und Verdienst. Ich kenne einige Aufzeichnungen über das Jahr zwölf, die ... Ich habe einen Entschluß gefaßt, Fürst, ich verlasse dieses Haus – das Haus des Herrn Lebedjew.«

Der General sah den Fürsten vielsagend an.

»Sie haben ja eine eigene Wohnung, in Pawlowsk, bei ... bei Ihrer Tochter ...«, brachte der Fürst hervor, ohne recht zu wissen, was er sagen sollte. Es fiel ihm ein, daß der General gekommen war, um seinen Rat in einer außergewöhnlichen Angelegenheit einzuholen, von der sein ganzes Schicksal abhängen sollte.

»Bei meiner Gattin; mit anderen Worten, ein Zuhause im Hause meiner Tochter!«

»Entschuldigen Sie, ich ...«

»Ich verlasse das Haus Lebedjews, lieber Fürst, weil ich mit diesem Menschen gebrochen habe; ich habe mit ihm gestern abend gebrochen und bedaure, daß es nicht früher geschehen ist. Ich verlange Respekt und erwarte ihn sogar von Menschen, an die ich sozusagen mein Herz verschenkt habe. Fürst, ich verschenke häufig mein Herz und werde fast immer hintergangen. Dieser Mann war meines Geschenkes nicht würdig.«

»In ihm herrscht ein großes Durcheinander«, bemerkte der Fürst zurückhaltend, »und einige Züge seines Charakters sind ... Aber dabei ist nicht zu übersehen, daß er ein Herz hat und einen schlauen, gelegentlich amüsanten Verstand.«

Die abgewogene Ausdrucksweise und der achtungsvolle Ton schmeichelten dem General offensichtlich, obwohl er wiederholt einen mißtrauischen Blick auf den Fürsten richtete. Aber dessen Ton war so natürlich und aufrichtig, daß ein Zweifel unmöglich war.

»Daß er auch gute Eigenschaften besitzt«, der General ging sofort auf den Fürsten ein, »habe ich als erster erkannt und diesem Individuum fast meine Freundschaft geschenkt. Auf sein Haus und seine Gastfreundschaft jedoch bin ich nicht länger angewiesen, da ich eine eigene Familie habe. Ich will meine Laster nicht rechtfertigen; ich bin unmäßig; ich habe mit ihm Wein getrunken und bedauere es vielleicht heute. Aber war es denn nur das Saufen (haben Sie Nachsicht, Fürst, mit der Grobheit und Direktheit eines aufgebrachten Mannes!), war es denn nur das Trinken, was mich mit ihm verband? Mich haben eben seine Eigenschaften, wie Sie es nannten, verleitet. Aber alles hat seine Grenzen, sogar die Eigenschaften; und wenn er sich plötzlich erdreistet, einem ins Gesicht zu behaupten, er habe im Jahre achtzehnhundertzwölf, als Kind, in frühester Jugend, sein linkes Bein verloren und es auf dem Wagankowo-Friedhof beigesetzt, in Moskau, so überschreitet das sämtliche Grenzen, zeugt von Mißachtung und beweist eine Dreistigkeit, die ...«

»Vielleicht war das nur ein Spaß, um Sie zu erheitern und zu belustigen.«

»Verstehe. Eine unschuldige Lüge, um zu erheitern und zu belustigen, auch wenn sie ein wenig plump ist, kann ein Menschenherz nicht verletzen. Mancher lügt, wenn Sie so wollen, aus purer Freundschaft, nur um seinem Gesprächspartner Vergnügen zu bereiten; aber wenn Respektlosigkeit dahintersteckt, wenn durch solche Respektlosigkeit vielleicht angedeutet werden soll, daß die Verbindung unerwünscht ist, dann bleibt einem vornehmen Mann kaum etwas anders übrig, als sich abzuwenden, mit dem Beleidiger zu brechen und ihn in die Schranken zu weisen.«

Der General war beim Reden sogar rot angelaufen.

»Aber Lebedjew kann unmöglich achtzehnhundertzwölf in Moskau gewesen sein; er ist doch viel zu jung dazu, schon das ist zum Lachen.«

»Erstens dies; aber angenommen, er wäre damals schon auf der Welt gewesen, wie kann er einem ins Gesicht behaupten, ein französischer Chasseur habe sein Geschütz auf ihn gerichtet und ihm ein Bein abgeschossen, einfach so, zum Zeitvertreib; daß er sein Bein aufgehoben, nach Hause getragen und später auf dem Wagankowo-Friedhof bestattet habe? Und auch noch, daß er, wie er sagt, ein Grabmal darüber errichtet habe, mit einem Epitaph, auf der einen Seite: ›Hier ruht das Bein des Kollegiensekretärs Lebedjew‹, auf der anderen: ›Ruhe sanft, teurer Erdenstaub, bis zum frohen Erwachen‹; daß er schließlich alljährlich eine Totenmesse für das Bein lesen lasse (was ein Sakrileg wäre) und zu diesem Behufe alljährlich nach Moskau reise. Zum Beweis forderte er uns alle auf, nach Moskau mitzufahren, um das Grab und sogar jenes französische Geschütz im Kreml zu besichtigen, das damals in Gefangenschaft geraten war. Er behauptet, es sei das elfte, vom Tor aus gezählt, ein französisches Falkonett alter Bauart.«

»Dabei hat er doch zwei gesunde Beine, unübersehbar!«

lachte der Fürst. »Ich versichere Sie, das ist doch ein harmloser Spaß; nehmen Sie es ihm nicht übel!«

»Gestatten Sie mir doch auch eine eigene Meinung; was die Unübersehbarkeit der beiden Beine betrifft, so ist sie, genaugenommen, nicht ganz unwahrscheinlich; er versichert, er habe ein Tschernoswitow-Bein ...«

»Ach ja, mit einem Tschernoswitow-Bein soll man sogar tanzen können.«

»Ich weiß genau Bescheid; damals, als Tschernoswitow sein Bein erfunden hatte, kam er als erstes zu mir gelaufen, um es mir vorzuführen. Aber das Tschernoswitow-Bein wurde erst viel später erfunden ... Außerdem behauptet er, daß sogar seiner verstorbenen Gattin während ihrer ganzen Ehe nicht aufgefallen wäre, daß er, ihr Gatte, ein Holzbein hätte. ›Wenn du, sagte er, als ich ihm diese Ungereimtheit vorhielt, ›wenn du im Jahre zwölf Napoleons Kammerpage warst, mußt du mir schon gestatten, mein Bein auf dem Wagan-kowo-Friedhof beizusetzen.«

»Waren Sie denn ...«, begann der Fürst und stockte verlegen.

Der General sah den Fürsten unmißverständlich herablassend und fast spöttisch an.

»Oh, sprechen Sie es aus, Fürst«, sagte er besonders getragen, »sprechen Sie es aus. Ich werde Nachsicht üben, sagen Sie alles: Gestehen Sie, daß Sie sogar die bloße Vorstellung lächerlich dünkt, einen Menschen in seiner gegenwärtigen Erniedrigung und ... Nutzlosigkeit vor sich zu sehen und gleichzeitig zu hören, daß dieser Mann Augenzeuge war von ... großen Ereignissen. *Er* hat Ihnen noch nichts ... zugetragen?«

»Nein; ich habe von Lebedjew nichts gehört – wenn Sie Lebedjew meinen ...«

»Hm, ich habe das Gegenteil erwartet. Eigentlich kam es zu dem Gespräch zwischen uns nur anlässlich dieses ... eigenartigen Artikels im ›Archiv‹. Ich stellte fest, daß er unsinnig

ist, und da ich persönlich Augenzeuge ... Sie lächeln, Fürst, Sie betrachten mein Gesicht?«

»N-nein, ich ...«

»Ich wirke jünger«, sagte der General gedehnt, »aber ich bin an Jahren um einiges älter, als ich aussehe. Im Jahre achtzehnhundertzwölf war ich zehn oder elf. Mein Alter kenne ich eigentlich selbst nicht genau. In meinem Dienstbuch bin ich um einiges jünger; es war meine Schwäche, mich im Laufe meines Lebens weiterhin für jünger ausgegeben zu haben.«

»Seien Sie versichert, General, daß ich es nicht im geringsten für verwunderlich halte, daß Sie achtzehnhundertzwölf in Moskau waren und ... und natürlich können Sie davon erzählen ... wie alle, die es erlebt haben. Einer unserer Autobiographen beginnt sein Buch mit der Erinnerung, wie achtzehnhundertzwölf die französischen Soldaten ihn, einen Säugling, in Moskau mit Brot durchgefüttert haben.«

»Da sehen Sie es«, bestätigte der General herablassend, »meine Geschichte ist nicht gerade alltäglich, enthält aber auch nichts Unwahrscheinliches. Aber die Wahrheit scheint häufig etwas Unmögliches zu sein. Kammerpage! Das klingt sonderbar, natürlich. Aber die abenteuerliche Geschichte eines zehnjährigen Kindes erklärt sich vielleicht gerade durch sein Alter. Dem Fünfzehnjährigen wäre das nicht mehr passiert, ohne Zweifel, weil ich mit fünfzehn Jahren niemals aus unserm Holzhaus in der Staraja Basmannaja ausgerissen wäre, am selben Tag, als Napoleon in Moskau einzog, und meine vor Angst bebende Mutter, die Moskau nicht mehr rechtzeitig hatte verlassen können, niemals im Stich gelassen hätte. Mit Fünfzehn hätte ich Angst gehabt, aber mit Zehn war ich unerschrocken und drängte mich durch die Menge, sogar bis vor die Freitreppe des Palais, als Napoleon vom Pferd stieg.«

»Gewiß, Sie haben vortrefflich beobachtet, daß man gerade im Alter von zehn Jahren nicht so leicht erschrickt ...«,

pflichtete der Fürst bei, in höchster Verlegenheit und von der Vorstellung gepeinigt, im nächsten Augenblick erröten zu müssen.

»Gewiß, und alles ging so einfach und natürlich vonstatten, wie es nur in der Wirklichkeit vonstatten gehen kann; würde sich ein Romancier dieses Stoffs bemächtigen, würde er Märchen und Wunder hinzudichten.«

»Oh, das ist wahr!« rief der Fürst aus. »Dieser Gedanke hat auch mich immer wieder verblüfft, sogar erst kürzlich. Ich weiß von einem regelrechten Mord, um einer Uhr willen. Inzwischen steht es in allen Zeitungen. Würde ein Schriftsteller eine solche Geschichte erfinden – dann würden Kenner des Volkslebens und Kritiker sofort ihre Stimmen erheben, diese Geschichte sei unwahrscheinlich; liest man sie als Tatsache in den Zeitungen, dann ahnt man, daß man gerade am Beispiel solcher Tatsachen die russische Wirklichkeit erkennen lernt. Sie haben vortrefflich beobachtet, General«, schloß der Fürst mit Wärme, überaus glücklich, daß er ein auffälliges Erröten hatte vermeiden können.

»Nicht wahr? Nicht wahr?« rief der General. Seine Augen blitzten sogar vor Vergnügen. »Ein kleiner Junge, ein Kind, das von Gefahr nichts weiß, drängt sich durch die Menge, um den Glanz, die Uniformen, das Gefolge und schließlich auch den großen Mann zu sehen, von dem er so viel reden gehört hatte, damals, als alles Jahre hindurch nur von ihm redete. Die Welt war übervoll von diesem Namen; ich hatte ihn sozusagen mit der Muttermilch eingesogen. Napoleon geht zwei Schritt entfernt an mir vorüber, fängt zufällig meinen Blick auf; ich aber bin gekleidet wie ein Kind aus herrschaftlichem Hause, denn man legte großen Wert auf meine Kleidung. Als einziger in dieser Menge, und Sie werden zugeben, daß ...«

»Gewiß, das mußte ihn überraschen und ihm beweisen, daß nicht alle vor ihm geflohen und daß noch Adelsfamilien mit Kindern dageblieben waren.«

»Eben, eben! Ihm lag daran, die Bojaren für sich zu gewinnen! Als er seinen Adlerblick auf mich richtete, müssen auch meine Augen ihm entgegengefunkelt haben: ›Voilà un garçon bien éveillé! Qui est ton père?‹ Ich antwortete ihm sogleich, vor Erregung nach Atem ringend: ›Ein General, der auf dem Felde seines Vaterlandes fiel.‹ – ›Le fils d'un boyard et d'un brave pardessus le marché. J'aime les boyards! M'aimes-tu, petit?‹ Auf diese rasche Frage antwortete ich ebenso rasch: ›Ein russisches Herz vermag sogar in dem Feind seines Vaterlandes den großen Mann zu würdigen!‹ Das heißtt, ich erinnere mich eigentlich nicht genau, ob ich mich wörtlich so ausgedrückt habe ... ich war ein Kind ... aber sinngemäß war es bestimmt so, Napoleon war verblüfft. Er überlegte und sagte dann zu seinem Gefolge: ›Mir gefällt der Stolz dieses Kindes! Wenn aber alle Russen so denken wie dieses Kind, dann ...‹ Er sprach nicht zu Ende und betrat das Palais. Ich mischte mich sogleich unter das Gefolge und eilte ihm nach. Das Gefolge wich mir bereits aus und sah in mir den Favoriten. Aber all das zog nur flüchtig an mir vorüber ... Ich erinnere mich nur, wie der Kaiser, als er den ersten Saal betrat, plötzlich vor dem Portrait der Kaiserin Katharina stehenblieb, es lange gedankenverloren betrachte, nach einer Weile sagte: ›Sie war eine große Frau‹, und weiterging. Nach zwei Tagen schon kannte man mich bereits im Palais und im Kreml und nannte mich ›le petit boyard‹. Nach Hause ging ich nur noch zum Schlafen. Zu Hause waren sie fast um den Verstand gekommen. Nach weiteren zwei Tagen stirbt Napoleons Kammerpage, ein Baron de Bazancourt, der die Strapazen des Feldzuges nicht überstanden hatte. Napoleon erinnert sich meiner; ich werde geholt, ins Palais gebracht, in die Uniform des Verstorbenen, eines etwa zwölfjährigen Knabens, gesteckt, und erst als ich in Uniform vor den Kaiser geführt und von ihm mit einem Kopfnicken begrüßt werde, sagt man mir, daß ich der hohen Gnade gewürdig und zum Kammerpagen Seiner Kaiserli-

chen Majestät ernannt worden sei. Ich freute mich, ich empfand tatsächlich für ihn, und zwar schon seit langem, die heißeste Sympathie ... und außerdem, die glänzende Uniform, Sie verstehen, bedeutet für ein Kind sehr viel ... Ich trug einen dunkelgrünen Frack mit langen, schmalen Schößen; goldene Knöpfe, rote, goldbestickte Armelaufschläge, hoher, steifer, offener Stehkragen, goldbestickt, und die Frackschöße goldbestickt; weiße, enganliegende Beinkleider aus Sämisleder, weiße Seidenweste, Seidenstrümpfe, Schnallenschuhe und, wenn der Kaiser ausritt und ich mich unter dem Gefolge befand, Stulpenstiefel. Obgleich die Lage alles andere als glänzend war und man die große Katastrophe schon ahnte, hielt man nach Möglichkeit auf Etikette, und zwar um so peinlicher, je bedrohlicher die Ahnung dieser Katastrophe wurde.«

»Ja, gewiß ...«, murmelte der Fürst, der sich kaum noch zu helfen wußte, »Ihre Memoiren dürften ... außerordentlich interessant werden.«

Der General wiederholte selbstverständlich dasselbe, was er erst gestern Lebedjew erzählt hatte, folglich wiederholte er es fließend; aber nun schielte er wieder mißtrauisch nach dem Fürsten.

»Meine Memoiren?« sagte er mit verdoppeltem Stolz. »Memoiren schreiben? Das hat mich nie gelockt! Wenn Sie so wollen, sind meine Memoiren bereits geschrieben, aber ... sie ruhen in meinem Sekretär. Mögen sie, wenn Erde meine Augen bedeckt, mögen sie dann erscheinen und auch in andere Sprachen übersetzt werden, zweifellos weniger um ihrer literarischen Vorzüge, nein, vielmehr um der Bedeutsamkeit der ungeheuren Tatsachen willen, deren unmittelbarer Augenzeuge ich war, wenn auch nur als Kind; um so mehr, da ich, ein Kind, Gelegenheit hatte, das sozusagen intimste Schlafzimmer des ›großen Mannes‹ zu betreten. Ich hörte das nächtliche Stöhnen dieses ›Giganten des Unglücks‹, er brauchte sich seines Stöhns und Weinens in Gegenwart

eines Kindes nicht zu schämen, obwohl ich bereits verstand, daß der Grund seines Leids – das Schweigen des Zaren Alexander war.«

»Ja, er hatte sich doch brieflich an ihn gewandt ... mit Friedensvorschlägen«, bekräftigte der Fürst zaghaf.

»Im einzelnen ist uns nicht bekannt, welche Vorschläge er schriftlich unterbreitet hat, aber er schrieb täglich, ständig, einen Brief nach dem anderen! Er war furchtbar erregt. Einmal, nachts, wir waren allein, beschwore ich ihn unter Tränen (oh, ich liebte ihn): ›Bitten Sie, bitten Sie den Zaren Alexander um Verzeihung!‹ rief ich ihm zu. Ich hätte mich anders ausdrücken sollen: ›Versöhnen Sie sich mit dem Zaren Alexander‹, aber als das Kind, das ich damals war, sprach ich meine Gedanken ganz naiv aus. ›Oh, mein Kind!‹ antwortete er (er schritt im Zimmer auf und ab). ›Mein Kind!‹, er schien damals nicht zu bemerken, daß ich erst zehn Jahre alt war, und unterhielt sich sogar gern mit mir. ›Oh, mein Kind, ich bin bereit, dem Zaren Alexander die Füße zu küssen, aber dem König von Preußen, aber dem Kaiser von Österreich, ihnen gilt ewiger Haß ... und schließlich ... verstehst du nichts von Politik!‹ Er schien sich plötzlich zu besinnen, zu wem er sprach und verstummte, aber seine Augen sprühten Funken, noch lange. Nun, wollte ich jetzt alle diese Tatsachen niederschreiben – und ich war wiederholt Zeuge von weit gewaltigeren Tatsachen –, wollte ich sie jetzt veröffentlichen, all diese Kritiker, all diese Literaten-Eitelkeiten, all dieser Neid, die Parteien würden ... nein, gehorsamster Diener!«

»Ihre Bemerkung über die Parteien ist natürlich zutreffend, und ich bin mit Ihnen völlig einverstanden«, sagte der Fürst ruhig, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, »ich habe nämlich vor kurzer Zeit das Werk von Charras über Waterloo gelesen. Das Buch ist offenbar ernst zu nehmen, und die Fachleute versichern, daß es mit größter Sachkenntnis abgefaßt ist. Aber auf jeder Seite schimmert die Genug-

tuung über die Demütigung Napoleons durch, und wenn es möglich wäre, ihm sogar jede Spur von Talent auch bei den anderen Feldzügen abzusprechen, so würde dies Charras, wie es scheint, das größte Vergnügen bereiten; und das ist doch mißlich in einem so ernsten Werk, weil es von Parteilichkeit zeugt. Waren Sie damals durch Ihren Dienst beim Kaiser ... sehr in Anspruch genommen?«

Der General war selig. Die Bemerkung des Fürsten hatte durch ihren Ernst und ihre Treuherzigkeit den letzten Rest seines Mißtrauens vertrieben.

»Charras! Oh, ich war zutiefst empört! Ich habe ihm umgehend geschrieben, aber ... ich weiß heute nicht mehr genau ... Sie fragen, ob ich von meinem Dienst sehr in Anspruch genommen war? Oh, nein! Man ernannte mich zum ›Kammerpagen‹, aber ich nahm das schon damals nicht besonders ernst. Dazu kam, daß Napoleon sehr bald die Hoffnung aufgeben mußte, Russen in seinen engeren Kreis zu ziehen, und er hätte bestimmt auch mich, den er aus taktischen Erwägungen an sich zog, vergessen, wenn ... wenn er mich nicht persönlich ins Herz geschlossen hätte; was ich jetzt freimüdig bekennen darf. Und auch mein Herz fühlte sich ihm verbunden. Besondere Pflichten waren damit nicht verknüpft. Ich hatte ab und zu im Palais zu erscheinen und ... und den Kaiser bei seinen Ausritten zu begleiten, das war alles. Ich war ein ganz passabler Reiter. Er pflegte immer vor dem Essen auszureiten, und meistens bestand sein Gefolge aus Davout, mir und dem Mameluken Roustan ...«

»Constant«, verbesserte der Fürst unwillkürlich.

»N-nein, Constant war damals nicht zur Stelle; er war unterwegs mit einem Brief an ... an die Kaiserin Josephine ... statt seiner zwei Ordonnazen, einige polnische Ulanen ... das war also das ganze Gefolge, außer den Generälen, versteht sich, und den Marschällen, die Napoleon mitnahm, um mit ihnen die Gegend und die Stellungen zu inspizieren, zu beraten ... Meistens war Davout in seiner Nähe, ich sehe ihn

heute noch vor mir: ein Riese, ein korpulenter, kaltblütiger Mann, mit Brille und einem eigentümlichen Blick. Mit ihm beriet sich der Kaiser am häufigsten. Er schätzte seine Ideen. Ich erinnere mich daran, wie sie sich bereits seit mehreren Tagen berieten; Davout meldete sich morgens und abends, und es wurde sogar gestritten; endlich schien Napoleon nachzugeben. Die beiden waren allein im Kabinett, ich, der Dritte, wurde von ihnen kaum bemerkt. Plötzlich fällt Napoleons Blick zufällig auf mich, und ein eigenartiger Gedanke leuchtet in seinen Augen auf. ›Mein Kind!‹ wendet er sich plötzlich an mich. ›Was meinst du: Wenn ich zur Orthodoxie konvertiere und euren Sklaven die Freiheit gebe – werden dann die Russen mir folgen oder nicht? – ›Nie und nimmer!‹ rief ich voller Entrüstung. Napoleon ist verblüfft. ›In den vor Patriotismus aufleuchtenden Augen dieses Kindes, sagt er, lese ich die Meinung des ganzen russischen Volkes. Es ist genug, Davout. Alles Phantasien! Legen Sie mir ein anderes Projekt vor!«

»Ja, aber auch dieses Projekt war eine gewaltige Idee!« sagte der Fürst sichtlich interessiert. »Sie schreiben dieses Projekt also Davout zu?«

»Die beiden haben jedenfalls beraten. Natürlich, dieser Gedanke war napoleonisch, der Gedanke eines Aars, aber auch das andere Projekt war ein Gedanke ... Jener berühmte ›conseil du lion‹, wie Napoleon selbst Davouts Vorschlag nannte. Er bestand darin, daß sämtliche Truppen sich im Kreml verschanzen, Feuerstellungen errichten, Befestigungen ausheben, Geschütze in Stellung bringen, möglichst viele Pferde schlachten und ihr Fleisch einsalzen sollten; sie sollten möglichst viel Getreide auf rechten und unrechten Wegen beschaffen, auf diese Weise überwintern und im Frühling die russischen Stellungen durchbrechen. Napoleon war von diesem Projekt stark beeindruckt. Wir ritten Tag für Tag um die Kreml-Mauern, er zeigte, wo niedergeissen, wo gebaut werden müßte, wo Lunetten, Ravelins, wo eine Reihe von

Feuerstellungen angelegt werden sollten – ein Blick, ein Blitz, ein Schlag. Endlich war alles beschlossen; Davout drängte auf endgültige Entscheidung. Wieder waren sie unter vier Augen, ich als Dritter dabei. Wieder schritt Napoleon mit auf der Brust verschränkten Armen im Zimmer auf und ab. Ich konnte keinen Blick von seinem Antlitz wenden, mein Herz hämmerte. »Ich gehe«, sagte Davout. »Wohin?« fragte Napoleon. »Pferde einsalzen«, sagte Davout. Napoleon schauerte, seine Entscheidung war schicksalhaft. »Mein Kind«, sagt er plötzlich zu mir, »was hältst du von unserem Vorhaben?« Er fragte mich selbstverständlich so, wie manchmal ein Mensch von höchster Klugheit im letzten Augenblick »Schrift oder Adler« befragt. Ich aber wende mich nicht an Napoleon, sondern an Davout und sage, wie inspiriert: »Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, General!« Das Projekt wurde aufgegeben. Davout zuckte die Achseln und flüsterte beim Hinausgehen: »Bah! Il devient superstitieux!« Und am nächsten Tag wurde der Befehl zum Ausrücken gegeben.«

»Das ist außerordentlich interessant«, ließ der Fürst sich furchtbar leise vernehmen, »wenn das alles wirklich so war ... Das heißt, ich wollte sagen ...«, korrigierte er sich hastig.

»Oh, mein Fürst!« rief der General, von seiner eigenen Erzählung so berauscht, daß er möglicherweise vor der äußeren Gewagtheit nicht mehr zurückgeschreckt wäre, »Sie sagen: »Wenn das so war! Aber es war noch mehr, ich versichere Ihnen, es war viel mehr! Das sind armselige politische Tatsachen. Aber ich wiederhole, ich war Zeuge nächtlicher Tränen und Seufzer dieses großen Mannes; und das hat keiner erlebt, nur ich, ich ganz allein! Zuletzt weinte er nicht mehr, das stimmt, seine Tränen waren versiegt, er stöhnte nur noch ab und zu; aber sein Antlitz hüllte sich zunehmend in Dämmerung. Als hätte die Ewigkeit schon ihre düsteren Fittiche über ihm ausgebreitet. Manchmal, nächtens, verbrachten wir ganze Stunden zu zweit, schweigend – der Mameluk Roustan schnarchte im Nebenzimmer, dieser Mann hatte

einen furchtbar festen Schlaf. ›Dafür ist er mir und der Dynastie treu ergeben‹, pflegte Napoleon über ihn zu sagen. Eines Tages war mir das Herz fast unerträglich schwer, und da bemerkte er plötzlich die Tränen in meinen Augen; er sah mich mit Rührung an: ›Ich daure dich!‹ rief er aus. ›Du, ein Kind noch, vielleicht wird mich noch ein Kind bedauern, mein Sohn, le roi de Rome; alle anderen hassen mich, alle, alle hassen sie mich, und meine Brüder werden die ersten sein, die mich im Unglück verraten!‹ Ich brach in Tränen aus und stürzte auf ihn zu; da war es auch mit seiner Beherrschung vorbei; wir fielen einander in die Arme, und unsere Tränen vermischten sich. ›Schreiben Sie, schreiben Sie einen Brief an die Kaiserin Joséphine!‹ flehte ich schluchzend. Napoleon stutzte, überlegte und sagte zu mir: ›Du weckst die Erinnerung an ein drittes Herz, das mich liebt; ich danke dir, mein Freund!‹ Sogleich setzte er sich hin und schrieb jenen Brief an Joséphine, mit dem am nächsten Tag Constant auf den Weg geschickt wurde.«

»Sie haben wunderbar gehandelt«, sagte der Fürst. »Sie haben ihn aus seinen schlimmen Gedanken zu einem guten Gefühl gebracht.«

»Genau so war es, Fürst, und wie wunderbar Sie es deutet, ganz Ihrem eigenen Herzen entsprechend!« rief der General begeistert und, seltsam, echte Tränen glänzten in seinen Augen. »O ja, Fürst, o ja! Das war ein großer Anblick! Und, wissen Sie, es fehlte nicht viel und ich wäre ihm nach Paris gefolgt und hätte dann natürlich mit ihm ›das glühende Eiland der Verbannung‹ geteilt. Aber, hélas, unsere Schicksalswege trennten sich! Wir schieden voneinander: Er auf das glühende Eiland, wo er vielleicht im Augenblick tiefsten Grams wenigstens einmal der Tränen eines armen Knaben gedachte, der ihn in Moskau beim Abschied umarmt hatte, und ich – ich wurde ins Kadettenkorps gesteckt, wo mich nur Drill und Roheit der Kameraden erwarteten und ... Hélas! Aus und vorbei! Ich möchte dich deiner Mutter nicht

rauben und nehme dich nicht mit mir«, sagte er zu mir am Tage der Retirade – »aber ich möchte gern etwas für dich tun.« Er wollte gerade aufsitzen. »Schreiben Sie mir etwas in das Album meiner Schwester, zur Erinnerung«, sagte ich schüchtern, denn er war sehr bedrückt und düster. Er kam zurück, verlangte nach einer Feder und nahm das Album: »Wie alt ist deine Schwester?« fragte er mich, die Feder in der Hand. »Drei Jahre«, antwortete ich. »Petite fille alors.« Und er schrieb mit einem Zug ins Album:

›Ne mentez jamais.
Napoleon, votre ami sincere.«

Welch ein Rat, in welch einem Augenblick – das müssen Sie zugeben, Fürst!«

»Ja, das ist bedeutsam.«

»Dieses Blatt, in goldenem Rahmen, hinter Glas, hing im Salon meiner Schwester, zeit ihres Lebens, an der sichtbaren Stelle, bis zu ihrem Tod – sie starb im Wochenbett. Wo es jetzt ist – das weiß ich nicht ... aber ... ach, mein Gott! Schon zwei Uhr! Ich habe Sie viel zu lange aufgehalten, Fürst! Unverzeihlich!«

Der General erhob sich von seinem Stuhl.

»Oh, ganz im Gegenteil ...!« brachte der Fürst mühsam hervor. »Sie haben so fesselnd erzählt und ... und ... schließlich ... ist das sehr interessant ... Ich muß mich bei Ihnen sehr bedanken!«

»Fürst!« begann der General, wobei er ihm wieder schmerhaft die Hand drückte und ihn mit funkelnden Augen aufmerksam ansah, wie plötzlich zu sich gekommen und von einem unerwarteten Einfall überrascht. »Fürst! Sie sind so gütig, so treuherzig, daß ich zuweilen mit Ihnen sogar Mitleid empfinde. Ich sehe Sie mit Rührung an; oh, Gott segne Sie! Möge Ihr Leben beginnen und blühen ... in Liebe. Meines ist zu Ende! Leben Sie wohl, leben Sie wohl!«

Er schlug die Hände vors Gesicht und ging rasch hinaus. An der Aufrichtigkeit seiner Erregung konnte der Fürst nicht zweifeln. Und er wußte auch, daß der alte Mann, von seinem Erfolg berauscht, hinausgegangen war; aber er hatte dennoch das Gefühl, daß er zu jener Art von Lügnern gehörte, die zwar mit Wollust und sogar bis zur Selbstvergessenheit lügen, aber auf dem Höhepunkt ihres Rausches im stillen ahnen, daß man ihnen nicht glaubt und auch nicht glauben kann. Es war möglich, daß der Alte in seiner gegenwärtigen Lage zu sich kommen, sich übermäßig schämen, den Fürsten eines übertriebenen Mitgefühls verdächtigen und sich gekränkt fühlen würde. „Habe ich nicht alles noch schlimmer gemacht, indem ich seine Begeisterung so geschürt habe?“ fragte sich der Fürst beunruhigt, konnte sich aber plötzlich nicht länger beherrschen, fing an zu lachen und lachte ungefähr zehn Minuten lang. Darauf wollte er sich dieses Lachen schon vorwerfen, verstand aber sogleich, daß er sich nichts vorzuwerfen habe, weil er mit dem General unendliches Mitleid empfand.

Sein Gefühl sollte ihn nicht täuschen. Noch am selben Abend erhielt er einen eigenartigen Brief, kurz, aber entschieden. Der General ließ ihn wissen, daß er für ewig von ihm Abschied nehme, daß er ihn achte und ihm danke, aber dennoch nicht bereit sei, »Zeichen des Mitleids, die die Würde eines ohnehin unglücklichen Mannes verletzten« entgegenzunehmen, nicht einmal von ihm. Als der Fürst hörte, daß der alte Mann sich bei Nina Alexandrowna eingeschlossen hatte, fühlte er sich seinetwegen beinahe beruhigt. Aber wir haben schon gesehen, daß der General auch bei Lisaweta Prokofjewna irgendein Unheil angerichtet hatte. Wir sehen uns nicht in der Lage, an dieser Stelle mit irgendwelchen Details aufzuwarten, und erwähnen nur in aller Kürze, daß diese Begegnung im wesentlichen darauf hinauslief, daß der General Lisaweta Prokofjewna in Schrecken versetzte und durch seine verbitterten Anspielungen auf Gan-

ja empörte. Er hatte mit Schimpf und Schande das Haus verlassen müssen. Das war der Grund, weshalb er eine solche Nacht und einen solchen Vormittag verbracht hatte, endgültig aus den Fugen geraten und fast von Sinnen aus dem Haus gestürzt war.

Kolja wußte immer noch nicht, worum es ging, und hoffte sogar, durch Strenge etwas zu erreichen.

»Also, wohin jetzt, was meinen Sie, General?« fragte er. »Zum Fürsten wollen Sie nicht, mit Lebedjew haben Sie sich zerstritten, Geld haben Sie keins, und ich habe überhaupt nie welches: Nun sitzen wir in der Patsche, mitten auf der Straße.«

»Wenn schon, dann lieber in der Patsche als unter einer Patsche«, murmelte der General. »Mit diesem ... Calembourg habe ich eine Offiziersrunde ... vierundvierzig ... in Begeisterung versetzt ... Eintausend ... achthundert ... vierundvierzig ... Jawohl! Ich weiß es nicht mehr ... Du sollst mich nicht erinnern, nein, du sollst mich nicht erinnern! ›Wo ist meine Jugend? Wo ist meine Frische?‹ so ruft ... Wer ruft so, Kolja?«

»Das steht bei Gogol, in den ›Toten Seelen‹, antwortete Kolja und sah den Vater bange von der Seite an.

»Tote Seelen! O ja, sie sind tot! Wenn du mich beerdigt hast, mußt du auf mein Grab schreiben: ›Hier ruht eine tote Seele!‹

›Die Schande folgt mir auf dem Fuß!‹

Wer sagt das, Kolja?«

»Ich weiß es nicht, Papa.«

»Es soll keinen Jeropegow gegeben haben? Jeroschka Jeropegow ...!« brüllte er außer sich und blieb mitten auf der Straße stehen. »Und das sagt mein Sohn, mein leiblicher Sohn, Jeropegow, der Mann, der mir elf Monate lang ein Bruder war, für den ich ein Duell ... Fürst Wygorezkij, unser

Hauptmann, fragte bei einer Flasche: ›Erzähl mal, Grischa, wo hast du dir deine Anna verdient?‹ – ›Auf den Schlachtfeldern meines Vaterlandes habe ich sie mir verdient.‹ Und ich rufe: ›Bravo, Grischa!‹ Nun, und darauf kam es zum Duell, und anschließend feierte er Hochzeit mit ... mit Marja Petrowna Su ... Sutugina und fiel im Feld ... Eine Kugel prallte von meinem Brustkreuz ab und traf ihn mitten in die Stirn. ›In alle Ewigkeit vergess' ich es nicht!‹ rief er und sank entseelt zu Boden. Ich ... ich habe ehrlich gedient, Kolja; ich habe mit hohem Anstand gedient, aber die Schande – ›die Schande folgt mir auf dem Fuß!‹ Du und Nina, ihr werdet mein Grab besuchen ... ›Arme Nina!‹ So habe ich sie einst genannt, Kolja, als wir uns kennenlernten, und sie hat es so gern gehört ... Nina, Nina! Was habe ich mit deinem Leben gemacht! Wie kannst du mich lieben, du geduldige Seele? Deine Mutter, Kolja, hat eine engelsgleiche Seele, Kolja, hörst du? Eine engelsgleiche Seele!«

»Das weiß ich, Papa. Papa, mein lieber, wir wollen zurück, nach Hause, zu Mama! Sie lief doch hinter uns her! Warum bleiben Sie immer stehen? Wollen Sie mich nicht verstehen ... Warum weinen Sie denn?«

Kolja weinte selbst und küßte dem Vater die Hände.

»Du küßt mir die Hände, mir!«

»Aber ja, Ihnen, natürlich Ihnen! Was ist denn daran so erstaunlich? Und warum flennen Sie mitten auf der Straße, und so was nennt sich General und Soldat, lassen Sie uns gehen!«

»Gott segne dich, liebes Kind, weil du so ehrerbietig warst zu dem schändlichen, ja! zu dem schändlichen Tattergreis, deinem Vater ... Mögest auch du einen solchen Sohn haben ... le roi de Rome ... Oh, ›Fluch diesem Hause!‹«

»Aber was geht hier eigentlich vor!« fuhr Kolja plötzlich auf. »Was ist geschehen? Warum weigern Sie sich, jetzt nach Hause zu gehen? Sie sind ja übergeschnappt!«

»Ich werde es erklären, ich werde es erklären ... Ich werde

dir alles sagen; schrei mich nicht an, man kann es hören ... le
roi de Rome ... Oh, mir ist übel ... ich bin so traurig!

»Oh, njanja, wo liegt dein Grab?«

Wer ruft das, Kolja?«

»Weiß ich nicht, weiß ich nicht, wer das ruft! Wir wollen nach Hause, sofort, sofort! Ich werde Ganjka verprügeln, wenn es sein muß! Aber wo wollen Sie denn schon wieder hin?«

Der General aber zog ihn zu dem nächsten Hauseingang.

»Wohin, wohin wollen Sie? Das ist doch ein fremdes Haus!«

Der General setzte sich auf eine Treppenstufe und zog Kolja immer weiter am Arm zu sich herunter.

»Bück dich, bück dich näher!« murmelte er. »Ich werde dir alles sagen ... die Schmach ... Bück dich! ... ins Ohr, ins Ohr; ich sag' es dir ins Ohr ...«

»Was wollen Sie, was soll das!« Kolja war furchtbar erschrocken, hielt ihm aber sein Ohr hin.

»Le roi de Rome«, flüsterte der General, der ebenfalls am ganzen Körper zu zittern schien.

»Wie? Aber was haben Sie mit dem roi de Rome? ... Wie?«

»Ich ... ich«, flüsterte der General und krallte sich immer fester in die Schulter »seines Kindes«, »ich ... ich will ... ich werde dir alles ... Marja ... Marja Petrowna ... Su-su-su ...«

Kolja riß sich los, packte selbst den General bei den Schultern und starnte ihn wie von Sinnen an. Der alte Mann wurde dunkelrot, seine Lippen färbten sich blau, über das Gesicht lief noch ein feines Zucken. Plötzlich neigte er sich vornüber und sank langsam in Koljas Arme.

»Ein Schlagfluß!« schrie Kolja über die ganze Straße, als er endlich begriff, was geschehen war.

WARWARA Ardalionowna hatte, genaugenommen, in dem Gespräch mit ihrem Bruder die Zuverlässigkeit ihrer Nachrichten von der Werbung des Fürsten um Aglaja Jepantschina ein wenig übertrieben. Vielleicht hatte sie, als scharfsichtige Person, vorausgesehen, was in nächster Zukunft geschehen könnte; vielleicht hatte sie, enttäuscht von dem in nichts zerronnenen Traum (an den sie, genaugenommen, nie geglaubt hatte), wie jedermann sich das Vergnügen nicht versagen können, das Unheil zu übertreiben, um noch mehr Gift in das Herz ihres im übrigen aufrichtig und mitfühlend geliebten Bruders zu trüpfeln. Jedenfalls hatte sie von ihren Freundinnen, den Jepantschins, solche zuverlässige Nachrichten nicht erhalten können; es gab nur Andeutungen, halb Ausgesprochenes, beziehungsreiches Schweigen, Rätsel. Vielleicht hatten Aglajas Schwestern mit Bedacht etwas ausgeplaudert, um ihrerseits von Warwara Ardalionowna etwas zu erfahren; und vielleicht hatten sie sich schließlich ebensowenig das weibliche Vergnügen nicht versagen können, eine Freundin, und sei es aus Kindertagen, ein wenig zu necken: Es war ausgeschlossen, daß sie in der ganzen Zeit nicht wenigstens ein Zipfelchen von Warwara Ardalionownas Absichten entdeckt hätten.

Andererseits hatte auch der Fürst, als er Lebedjew guten Gewissens versicherte, er habe ihm nichts mitzuteilen und es sei ihm nichts Besonderes geschehen, sich möglicherweise geirrt. In Wirklichkeit war mit allen etwas höchst Merkwürdiges vorgegangen: Es war nichts geschehen, aber gleichzeitig schien sehr viel geschehen zu sein. Das letztere hatte Warwara Ardalionowna mit ihrem untrüglichen weiblichen Instinkt erraten.

Wie es jedoch dahin gekommen war, daß im Hause Jepantschin alle plötzlich und einmütig von dem einen Gedanken durchdrungen waren, daß mit Aglaja etwas Kapitales

vorgegangen wäre und daß sich ihr Schicksal entscheide – das läßt sich nur schwer der Reihe nach darstellen. Aber kaum war dieser Gedanke aufgeblitzt, bei allen gleichzeitig, als alle sogleich und gleichzeitig behaupteten, daß sie dies alles schon längst gewußt und dies alles klar vorausgesehen hätten; daß es schon seit dem »Armen Ritter« klar gewesen wäre, sogar schon früher, nur wäre man damals noch nicht bereit gewesen, einen solchen Unsinn zu glauben. Dies behaupteten die Schwestern; natürlich hatte auch Lisaweta Prokofjewna es vor allen anderen vorausgesehen und gewußt, und schon lange »hatte ihr Herz geblutet«, aber – lange oder nicht – jetzt ging ihr der Gedanke an den Fürsten plötzlich gegen den Strich, im Grunde deshalb, weil er ihr die Sicherheit nahm. Hier sah man sich mit einer Frage konfrontiert, die unverzüglich gelöst werden mußte; die arme Lisaweta Prokofjewna war kaum imstande, wie sehr sie sich auch mühte, diese Frage in voller Klarheit zu stellen, geschweige denn zu lösen. Die Sache war schwierig: „Ist der Fürst richtig oder nicht? Ist das alles richtig oder nicht? Wenn es nicht richtig ist (kein Zweifel), warum ist es dann nicht richtig? Aber wenn es vielleicht doch richtig ist (ebenso möglich), warum ist es dann richtig?“ Das Familienoberhaupt höchstselbst, Iwan Fjodorowitsch, war, wie sich versteht, zunächst sehr erstaunt, gestand aber dann plötzlich, daß auch ihm »bei Gott etwas Derartiges in der letzten Zeit irgendwie vorgeschwebt hat, zeitweise nicht, aber plötzlich schwebte es mir wieder vor!« Er verstummte augenblicklich unter dem furchterregenden Blick seiner Gattin. Aber er verstummte am Vormittag, während er am Abend, unter vier Augen mit seiner Gattin, genötigt, sich weiter zu äußern, plötzlich Mut faßte und einigen verblüffenden Gedanken Ausdruck verlieh: »Was liegt eigentlich vor? ...« (Pause.) »Gewiß, das alles ist sehr sonderbar, wenn es wahr ist, dagegen läßt sich nichts einwenden. Aber ...« (neue Pause), »aber andererseits, bei Licht betrachtet, ist der Fürst bei Gott ein prächtiger Bursche

und ... und ... und – der Name, der Name, unser alter Familienname, das alles wird so aussehen, sozusagen, als diene es der Erhaltung eines Namens, der im Erlöschen begriffen ist, das heißtt, in den Augen der Welt, das heißtt, von diesem Standpunkt aus, das heißtt, weil ... Welt ist Welt; immerhin ist der Fürst vermögend, wenn sein Vermögen auch nur ... Er hat ... und ... und ... und ...« (lange Pause und endgültiges Verstummen). Nachdem Lisaweta Prokofjewna ihren Gatten angehört hatte, verlor sie gänzlich die Fassung.

Ihrer Meinung nach war alles Vorgefallene ein »unverzeihlicher und sogar verbrecherischer Unfug, ein Phantasiegebilde, töricht und absurd!« Erstens: »dieses Fürstlein ist ein kranker Idiot; zweitens ein Dummkopf, kennt die Welt nicht und hat keinen Platz in der Gesellschaft: Wem kann man ihn präsentieren? Wohin mit ihm? Ein Demokrat, ganz unmöglich, ohne Rang und Würden ... und ... und ... was wird die Belokonskaja sagen? Haben wir uns einen solchen Gatten für Aglaja gewünscht und ausgemalt?« Das letzte Argument war selbstverständlich das stärkste. Das Herz der Mutter zitterte bei dem Gedanken, blutete und schwamm in Tränen, obwohl zur gleichen Zeit in diesem Herzen sich etwas regte, das plötzlich zu ihr sagte: »Was ist denn an dem Fürsten anders, als ihr es euch wünscht?« Und diese Widerrede des eigenen Herzens machte Lisaweta Prokofjewna am meisten zu schaffen.

Aglajas Schwestern gefiel aus irgendeinem Grund die Idee mit dem Fürsten; sie fanden sie sogar nicht einmal besonders ausgefallen; kurz, es war durchaus möglich, daß sie plötzlich sogar Partei für ihn ergreifen würden. Aber beide hatten sich für Schweigen entschieden. Die Familie wußte ein für alle mal, daß sie um so sicherer mit Lisaweta Prokofjewnas Zustimmung in strittigen gemeinsamen Angelegenheiten rechnen konnten, je hartnäckiger und unnachgiebiger ihre Einwände und ihr Widerstand wurden. Alexandra Iwanowna allerdings sollte es nicht gelingen, sich auszuschweigen.

Nachdem maman sie schon längst zur Ratgeberin erkoren hatte, verlangte sie jeden Augenblick nach ihrer Meinung, vor allem aber – nach ihrer Erinnerung, das heißt: »Wie ist das alles gekommen? Warum hat es keiner gesehen? Warum hat man damals nichts gesagt? Was hatte damals dieser abscheuliche ›Arme Ritter‹ zu bedeuten? Warum war sie, Lisaweta Prokofjewna, als einzige dazu verurteilt, sich um alle zu kümmern, alles zu bemerken und vorauszusehen, während alle anderen einfach in den Tag hineinlebten?« und so weiter, und so weiter. Alexandra Iwanowna war anfangs vorsichtig und bemerkte lediglich, die Idee von Papa, die Wahl eines Fürsten Myschkin zum Gatten einer Jepantschin könnte in den Augen der Welt als durchaus begrüßenswert erscheinen, sei ihrer Meinung nach nicht falsch. Nach und nach geriet sie in Feuer und fügte sogar hinzu, der Fürst sei keineswegs ein »Dummkopf« und sei nie einer gewesen, und was sein Ansehen angehe – Gott allein wisse, was in einigen Jahren bei uns in Rußland das Ansehen eines Ehrenmanns ausmachen werde: die einst unabdingbaren Meriten in der Dienstlaufbahn oder etwas ganz anderes? Darauf gab maman sofort und unmißverständlich zu verstehen, Alexandra sei eine »Freidenkerin« und »dahinter steckt eure verdammte Frauenfrage«. Eine halbe Stunde später fuhr sie in die Stadt und dort auf den Kamennyj Ostrow, um die Belokonskaja noch zu erreichen, die sich ausgerechnet zu dieser Zeit in Petersburg aufhielt, aber in Kürze wieder abreisen wollte. Die Belokonskaja hatte Aglaja aus der Taufe gehoben.

Die »Alte«, die Belokonskaja, hörte sich alle in fieberhafter Hast und Verzweiflung vorgebrachten Reden Lisaweta Prokofjewnas an, ließ sich nicht im geringsten von den Tränen der völlig verwirrten Familienmutter beeindrucken und beobachtete sie sogar nicht ohne Spott. Sie war eine schreckliche Despotin; in der Freundschaft, sogar in einer seit Jahren bewährten, duldet sie keine Gleichberechtigung, betrachtete Lisaweta Prokofjewna uneingeschränkt als ihre protégée,

genauso wie vor fünfunddreißig Jahren, und wollte sich in die Schroffheit und Selbständigkeit ihres Charakters immer noch nicht schicken. Unter anderem befand sie, daß »sie alle, nach alter Gewohnheit, den Ereignissen offensichtlich vorausgeilt sind und aus der Mücke einen Elefanten gemacht haben«; »so aufmerksam ich auch zugehört habe«, fuhr sie fort, »bin ich keineswegs davon überzeugt, daß sich bei euch etwas wirklich Ernsthaftes ereignet hat«; daß der Fürst, ihrer Meinung nach, »ein anständiger junger Mann ist, wenn auch krank, wunderlich und gar zu unbedeutend. Das Schlimmste aber ist, daß er ungeniert eine Mätresse aushält.« Lisaweta Prokofjewna verstand sehr wohl, daß die Belokonskaja über den Mißerfolg des von ihr begünstigten Jewgenij Pawlowitsch ein wenig verärgert war. Als sie nach Hause, nach Pawlowsk, zurückkehrte, war sie noch gereizter als vor der Fahrt und ließ es sogleich alle spüren, insbesondere, weil alle »den Verstand verloren« hätten, weil in keiner Familie, in keiner, man sich so anstelle wie in ihrem Hause: »Wozu die Hast? Was ist geschehen? So aufmerksam ich die Sache betrachte, ich komme doch nicht zu dem Schluß, daß sich wirklich etwas ereignet hat! Wartet, bis sich etwas ereignet! Iwan Fjodorowitsch konnte sich einbilden, alles mögliche gesehen zu haben, aber darf man denn aus der Mücke einen Elefanten machen?« Und so weiter. Und so weiter.

Alles lief darauf hinaus, daß man sich beruhigen und mit Gelassenheit abwarten sollte. Aber, leider!, die Ruhe währte nicht einmal zehn Minuten. Den ersten Schlag empfing die Gelassenheit durch die Berichte davon, was sich während der Fahrt von maman auf den Kamennyi Ostrow zugetragen hatte (Lisaweta Prokofjewna war an dem Morgen gefahren, der auf den nächtlichen Besuch des Fürsten folgte, als er, im Glauben, es wäre erst zehn, nach Mitternacht bei Jepantschins aufgetaucht war). Die Schwestern beantworteten mams ungeduldige Fragen sehr ausführlich: Daß, erstens, »in ihrer Abwesenheit gar nichts Besonderes vorgefallen« sei, daß

der Fürst dagewesen, daß Aglaja lange nicht gekommen sei, um ihn zu begrüßen, und dann dem Fürsten sogleich eine Schachpartie angeboten habe; daß der Fürst vom Schachspiel rein gar nichts verstehe und Aglaja ihn sofort matt gesetzt habe; darauf sei sie sehr guter Laune gewesen, habe dem Fürsten wegen seiner Ungeschicklichkeit ins Gewissen geredet und ihn so schrecklich ausgelacht, daß man Mitleid mit ihm hätte haben müssen. Dann habe sie vorgeschlagen, Karten zu spielen, und zwar Schafskopf, aber da habe sich das Blatt gewendet; der Fürst beherrsche das Schafskopf-Spiel so virtuos, wie ... wie ein Professor. Aglaja habe gemogelt, die Karten vertauscht, vor seinen Augen seine Stiche stibitzt und trotzdem jedes Spiel verloren, bestimmt fünfmal hintereinander. Aglaja sei wütend geworden, habe sich sogar vergessen und dem Fürsten mit solchen Sticheleien und Unverschämtheiten zugesetzt, daß ihm das Lachen vergangen sei; er sei zum Schluß kreidebleich geworden, als sie ihm sagte, sie werde dieses Zimmer nicht mehr betreten, »solange er hier sitzt«, und es sei »seinerseits sogar gewissenlos, immer wieder bei uns aufzutauchen, noch dazu nachts, nach Mitternacht, *nach allem, was geschehen ist*«. Daraufhin habe sie die Tür zugeschlagen und sei verschwunden. Der Fürst habe sich wie nach einem Begräbnis verabschiedet, ungeachtet ihrer Versuche, ihn zu trösten. Plötzlich, eine Viertelstunde, nachdem der Fürst gegangen wäre, sei Aglaja mit verweinten Augen hinuntergelaufen, auf die Veranda, und zwar so eilig, daß sie sich noch nicht einmal ihre Tränen abgewischt hätte. Sie sei deshalb hinuntergelaufen, weil Kolja gekommen wäre und einen Igel gebracht hätte. Sie alle hätten sich mit dem Igel beschäftigt; auf ihre Fragen habe Kolja erklärt, der Igel gehöre nicht ihm, er sei unterwegs mit einem Kameraden, einem anderen Gymnasiasten, Kostja Lebedjew, der draußen geblieben sei und sich geniere, einzutreten, weil er ein Beil bei sich habe; den Igel und das Beil hätten sie von einem Bauern gekauft, den sie gerade getroffen hätten. Den Igel

hätte der Bauer verkaufen und dafür fünfzig Kopeken haben wollen, das Beil jedoch hätten sie ihm erst abschwatzen müssen, ein Beil könne man immer gebrauchen, und außerdem sei es ein ganz besonders schönes Beil. Und plötzlich habe Aglaja gebettelt, Kolja müsse ihr sofort den Igel verkaufen, sei außer Rand und Band geraten und so weit gegangen, daß sie Kolja sogar »mein Lieber« genannt habe. Kolja sei lange hart geblieben, habe aber schließlich nachgegeben und Kostja Lebedjew hereingerufen, der wirklich mit dem Beil in der Hand erschienen und entsetzlich verlegen gewesen sei. Aber da habe sich plötzlich herausgestellt, daß der Igel gar nicht den beiden gehöre, sondern einem dritten Knaben, namens Petrow, der den beiden Geld gegeben hätte, um für ihn einem vierten Schüler »Schlossers Weltgeschichte« abzukaufen, die preiswert zu erwerben gewesen wäre, weil es sich gewissermaßen um einen Notverkauf gehandelt hätte; sie seien also unterwegs gewesen, um »Schlossers Weltgeschichte« zu kaufen, hätten aber nicht widerstehen können und eben den Igel gekauft, so daß folglich sowohl Igel als auch Beil Eigentum jenes dritten Knaben wären, was sie ihm nun beides statt »Schlossers Weltgeschichte« bringen wollten. Aber Aglaja habe so gedrängt, daß sie schließlich nachgegeben und ihr den Igel verkauft hätten. Sobald der Igel in Aglajas Besitz gewesen sei, habe sie ihn mit Koljas Hilfe in ein Weidenkörbchen gelegt, mit einer Serviette zugedeckt und Kolja inständig gebeten, diesen Igel sofort und ohne Verzug dem Fürsten zu überbringen, in ihrem Namen, mit der Bitte, ihn »als Zeichen ihrer Hochachtung« entgegenzunehmen. Kolja habe den Auftrag freudigst übernommen und ehrenwörtlich versichert, ihn so ausführen zu wollen, aber gleichzeitig eindringlich gefragt: Was bedeutet ein Igel im allgemeinen und als Geschenk im besonderen? Aglaja habe geantwortet, das gehe ihn nichts an. Darauf habe er erwidert, nach seiner Überzeugung müsse es sich um eine Allegorie handeln. Aglaja sei aufgebraust und habe ihn belehrt, er sei ein Grün-

schnabel und sonst nichts. Kolja habe, ohne zu zögern, entgegnet, daß er, wenn er in ihr nicht die Frau, vor allem aber seine Prinzipien achtete, sofort auf eine derartige Beleidigung angemessen reagieren würde. Alles habe übrigens damit geendet, daß Kolja sich begeistert mit dem Igel auf den Weg gemacht habe, gefolgt von Kostja Lebedjew; als Aglaja gesehen habe, daß Kolja den Korb zu heftig schwenkte, habe sie nicht an sich gehalten und ihm von der Veranda nachgerufen: »Bitte, Kolja, lassen Sie ihn nicht fallen, mein Lieber!«, ganz, als hätte sie nicht noch gerade mit ihm gezankt, worauf Kolja stehengeblieben sei und, als hätte auch er nicht gezankt, mit größter Bereitwilligkeit zurückgerufen habe: »Nein, ich lasse ihn nicht fallen, Aglaja Iwanowna, seien Sie unbesorgt!« Und dann sei er, so schnell er konnte, weitergerannt. Aglaja habe darauf schrecklich gelacht, sich bald außerordentlich wohlgelaunt auf ihr Zimmer zurückgezogen und sei den ganzen Tag sehr heiter gewesen.

Dieser Bericht wirkte auf Lisaweta Prokofjewna ganz und gar bestürzend. Was war eigentlich vorgefallen? Aber es lag wohl irgend etwas in der Luft. Ihre Unruhe nahm ungewöhnliche Ausmaße an, die Hauptsache war der Igel; was bedeutet der Igel? Eine Verabredung? Was ist damit gemeint? Ein Zeichen? War das ein Telegramm? Zu allem Überfluß sollte der bedauernswerte Iwan Fjodorowitsch, der zufällig bei diesem Verhör zugegen war, mit seiner Antwort alles verderben. Seiner Meinung nach konnte von einem Telegramm gar nicht die Rede sein, und der Igel – »ein Igel und sonst nichts, bedeutet höchstens Freundschaft, Vergessen aller Kränkungen, Versöhnung, kurz, all das ist nichts anderes als ein mutwilliger Streich, aber in jedem Fall ein harmloser und verzeihlicher«.

Nebenbei bemerkt: Er hatte Recht. Der Fürst, von Aglaja verhöhnt und vertrieben, hatte eine gute halbe Stunde lang in finsterster Verzweiflung zu Hause gesessen, als plötzlich Kolja mit dem Igel erschien. Der Himmel klärte sich augen-

blicklich; der Fürst, wie von den Toten auferstanden, überschüttete Kolja mit Fragen, hing an seinen Lippen, ließ ihn alles ein Dutzendmal wiederholen, lachte wie ein Kind und drückte immer wieder den beiden ebenfalls lachenden, ihn aus klaren Augen anschauenden Jungen die Hand. Es stellte sich also heraus, daß Aglaja ihm vergeben hatte und er sie heute abend wieder besuchen durfte, und das war für ihn nicht nur das wichtigste, sondern sogar alles.

»Was sind wir doch für Kinder, Kolja! Und ... und ... wie gut, daß wir Kinder sind!« rief er schließlich wie berauscht.

»Ganz einfach, Fürst, sie ist in Sie verliebt, weiter nichts!« antwortete Kolja mit kennerhafter Autorität.

Der Fürst wurde rot, sagte aber diesmal kein einziges Wort, Kolja aber schüttelte sich vor Lachen und klatschte in die Hände; eine Minute später lachte auch der Fürst, um später, bis zum Abend, alle fünf Minuten nach der Uhr zu sehen, wieviel Zeit schon vergangen und wie lange es noch bis zum Abend war.

Aber es lag eben etwas in der Luft: Lisaweta Prokofjewna konnte sich schließlich nicht länger beherrschen und erlag dem hysterischen Moment. Trotz aller Einwände ihres Gatten und ihrer Töchter ließ sie Aglaja sofort holen, um ihr die letzte Frage zu stellen und von ihr die klare und letzte Antwort zu erhalten. »Damit alles auf einen Schlag ein Ende nimmt«, erklärte sie, »damit man alles los wird und nicht mehr daran denken muß! Andernfalls werde ich den heutigen Abend nicht erleben!« Da erst wurde es allen klar, in welche Verwirrung sie sich hineingesteigert hatten. Außer gespielter Verwunderung, Gelächter und Spott über den Fürsten und alle Verhörenden hatten sie aus Aglaja nichts herausbekommen. Lisaweta Prokofjewna mußte das Bett aufsuchen und erschien erst zum Tee, zur Zeit, da der Fürst erwartet wurde. Sie erwartete den Fürsten zitternd und zarend und erlitt, als er erschien, beinahe einen hysterischen Anfall.

Auch der Fürst betrat das Zimmer zaghafit, fast tastend, seltsam lächelnd, und suchte die Blicke aller, als stelle er eine Frage. Aglaja war wieder nicht anwesend, und er erschrak sofort. An diesem Abend war kein Besuch da, die Familie war unter sich. Fürst Sch. hielt sich in Petersburg auf, im Zusammenhang mit dem Fall von Jewgenij Pawlowitschs Onkel. "Wäre doch der wenigstens hier, er würde etwas sagen!" bedauerte Lisaweta Prokofjewna. Iwan Fjodorowitsch saß mit äußerst besorgter Miene da; die Schwestern machten ernste Gesichter und waren ausgerechnet heute schweigsam. Lisaweta Prokofjewna wußte nicht, wie sie das Gespräch in Gang bringen sollte. Schließlich begann sie sehr energisch über die Eisenbahn zu klagen und sah plötzlich den Fürsten entschlossen und herausfordernd an.

Wehe! Aglaja erschien nicht, und der Fürst war verloren. Kaum hörbar und verworren suchte er seine Meinung vorzubringen, daß Reparaturen an den Bahnstrecken von großem Nutzen wären, aber plötzlich lachte Adelaida, und der Fürst brach wieder verzagt ab. Eben in diesem Augenblick betrat Aglaja das Zimmer, ruhig und würdevoll, erwiderte zeremoniell die Verneigung des Fürsten und nahm feierlich den auffälligsten Platz an dem runden Tisch ein. Sie sah den Fürsten fragend an. Alle begriffen, daß die Stunde gekommen war, die die Lösung aller Fragen bringen sollte.

»Haben Sie meinen Igel erhalten?« fragte sie, entschlossen und beinahe zornig.

»Ich habe ihn erhalten«, antwortete der Fürst errötend und mit stockendem Herzen.

»Erklären Sie unverzüglich, was Sie davon halten. Für die Seelenruhe meiner Mutter und der ganzen Familie ist das absolut notwendig.«

»Hör mal, Aglaja ...«, der General wurde plötzlich unruhig.

»Das ... das übersteigt sämtliche Grenzen!« Lisaweta Prokofjewna wurde plötzlich ängstlich.

»Hier gibt es keine ›sämtliche Grenzen‹, maman«, antwortete die Tochter prompt und mit Strenge. »Ich habe heute dem Fürsten einen Igel geschickt und wünsche seine Meinung zu hören. Also, Fürst?«

»Das heißt ... welche Meinung, Aglaja Iwanowna?«

»Über den Igel.«

»Das heißt ... Ich glaube, Aglaja Iwanowna, Sie wünschen zu wissen, wie ich ... den Igel aufgenommen oder besser gesagt ... wie ich ... die Zusendung des Igels ... aufgefaßt habe, das heißt ... ich nehme an, daß in diesem Fall ... mit einem Wort ...«

Er geriet außer Atem und verstummte.

»Nun, sehr viel haben Sie nicht gesagt«, Aglaja hatte etwa fünf Sekunden gewartet, »bitte schön, ich bin bereit, von dem Igel abzusehen; aber ich freue mich, daß ich endlich in der Lage bin, sämtliche aufgehäuften Mißverständnisse zu beseitigen. Erlauben Sie mir endlich, aus Ihrem Munde und von Ihnen persönlich zu erfahren: Halten Sie um meine Hand an oder nicht?«

»Oh, mein Gott!« entfuhr es Lisaweta Prokofjewna.

Der Fürst erschrak und wich zurück. Iwan Fjodorowitsch erstarrte; die Schwestern wurden finster.

»Lügen Sie nicht, Fürst, sagen Sie die Wahrheit. Ihretwegen verfolgt man mich mit sonderbaren Verhören, diese Verhöre müssen doch einen Grund haben? Also!«

»Ich habe nicht um Ihre Hand angehalten, Aglaja Iwanowna«, sagte der Fürst, sich plötzlich belebend, »aber ... Sie wissen doch selbst, wie ich Sie liebe und an Sie glaube ... jetzt ...«

»Ich habe gefragt: Bitten Sie um meine Hand oder nicht?«

»Ich bitte«, antwortete der Fürst, kaum seiner selbst mächtig.

Es folgte eine allgemeine und heftige Bewegung.

»So geht das nicht, meine Liebe«, sagte Iwan Fjodorowitsch in höchster Aufregung, »das ist ... das ist fast unmög-

lich, wenn es so ist, Glascha ... Entschuldigen Sie, Fürst, entschuldigen Sie, mein Guter ...! Lisaweta Prokofjewna!« wandte er sich hilfesuchend an seine Gattin. »Man müßte sich ... eindringlich mit ...«

»Ich weigere mich, ich weigere mich!« Lisaweta Prokofjewna wehrte mit einer heftigen Handbewegung ab.

»Erlauben Sie mir mitzureden, maman; denn auch ich habe in dieser Angelegenheit etwas zu sagen: Es entscheidet sich ein außerordentlicher Augenblick meines Schicksals«, (Aglaja drückte sich wörtlich so aus), »und ich will mich selbst vergewissern und bin außerdem froh, dies in Gegenwart aller tun zu können ... Erlauben Sie mir, Fürst, Sie zu fragen: Auf welche Weise beabsichtigen Sie, falls Sie ›derartige Hoffnungen hegen‹, das Glück meines Lebens zu machen?«

»Ich weiß wirklich nicht, Aglaja Iwanowna, was ich Ihnen antworten soll; wie ... wie kann ich darauf antworten? Und überhaupt ... ist das nötig?«

»Sie sind, glaube ich, verlegen und außer Atem. Erholen Sie sich ein wenig und sammeln Sie frische Kräfte; trinken Sie ein Glas Wasser; man wird übrigens gleich den Tee reichen.«

»Ich liebe Sie, Aglaja Iwanowna, ich liebe Sie sehr, ich liebe Sie ganz allein, und ich bitte, treiben Sie keinen Scherz damit, ich liebe Sie sehr.«

»Das ist allerdings etwas Ernstes; wir sind keine Kinder und müssen das nüchtern betrachten. Wollen Sie sich der Mühe unterziehen und jetzt erklären, wie es mit Ihren Vermögensverhältnissen bestellt ist?«

»Aber ... aber ... aber, Aglaja! So geht das nicht, meine Liebe, so nicht ...«, murmelte Iwan Fjodorowitsch erschrocken.

»Schmach und Schande«, flüsterte Lisaweta Prokofjewna vernehmlich.

»Sie ist übergeschnappt«, flüsterte Alexandra ebenso vernehmlich.

»Mit meinen Vermögensverhältnissen ... das heißtt, mit meinem Geld?« fragte der Fürst überrascht.

»Ganz genau.«

»Ich habe ... Ich habe jetzt hundertfünfunddreißigtausend«, murmelte der Fürst errötend.

»Das ist alles?« fragte Aglaja laut und unverhohlen erstaunt, ohne im mindesten zu erröten. »Aber das ist nicht schlimm, besonders wenn man damit haushält ... haben Sie die Absicht, eine Stellung anzutreten?«

»Ich hatte vor, das Examen als Privatlehrer abzulegen ...«

»Sehr angebracht; das wird natürlich unser Einkommen verbessern. Haben Sie vor, Kammerjunker zu werden?«

»Kammerjunker? Daran habe ich noch nie gedacht, aber ...«

Hier konnten beide Schwestern nicht länger an sich halten und prusteten vor Lachen. Adelaida hatte schon längst das Zucken im Gesicht ihrer Schwester bemerkt und es als Anzeichen eines baldigen unüberwindlichen Lachanfalls gedeutet, den Aglaja vorläufig mit äußerster Anstrengung unterdrückte. Zuerst warf Aglaja ihren lachenden Schwestern einen drohenden Blick zu, hielt jedoch selbst keine Sekunde länger an sich und brach in ein hemmungsloses, beinahe hysterisches Gelächter aus; schließlich sprang sie auf und rannte aus dem Zimmer.

»Ich habe ja gewußt, daß es der reinste Schabernack ist und nichts weiter!« rief Adelaida aus. »Von Anfang an, seit dem Igel.«

»Nein, das lasse ich mir nicht gefallen, das lasse ich mir nicht gefallen!« Lisaweta Prokofjewna brauste plötzlich auf und eilte Aglaja nach. Die Schwestern folgten ihr sogleich. Im Zimmer blieben nur der Fürst und das Familienoberhaupt zurück.

»Das, das ist ... konntest du dir so etwas Ähnliches auch nur vorstellen, Lew Nikolajewitsch?« rief der General aufgebracht, offenbar ohne selbst zu wissen, was er damit sagen

wollte. »Nein, sprich, im Ernst, ganz im Ernst?«

»Ich sehe, daß Aglaja Iwanowna sich über mich lustig gemacht hat«, antwortete der Fürst traurig.

»Warte, mein Lieber; ich gehe hin, und du wartest hier ... denn ... erkläre wenigstens du es mir, Lew Nikolajewitsch, wenigstens du: Wie ist das alles eigentlich gekommen, und was hat das alles zu bedeuten, alles, sozusagen als Ganzes gesehen? Du mußt selbst zugeben, mein Lieber – ich bin doch der Vater; ich bin doch trotz allem der Vater, darum verstehe ich auch nichts; wenigstens du solltest es mir erklären!«

»Ich liebe Aglaja Iwanowna; sie weiß es und ... und ich glaube, sie weiß es schon lange.«

Der General hob die Schultern.

»Sonderbar, sonderbar ... Sehr?«

»Ich liebe sie sehr.«

»Sonderbar, das alles kommt mir sehr sonderbar vor. Das heißt, eine solche Überraschung und ein solcher Schicksalsschlag, daß ... Siehst du, mein Lieber, es geht mir ja nicht um das Vermögen (obwohl ich bei dir ein größeres erwartet habe), sondern um ... das Glück meiner Tochter ist mir ... und schließlich ... bist du sozusagen fähig, ihr dieses ... ihr Glück zu machen? Und ... und ... was war das eigentlich ihrerseits: Scherz oder Ernst? Das heißt, nicht deiner-, sondern ihrerseits?«

Hinter der Tür hörte man die Stimme Alexandra Iwanownas: Man verlangte nach dem Papa.

»Warte, mein Guter, warte! Und laß es dir durch den Kopf gehen; ich bin gleich wieder da ...«, sprach er hastig und folgte beinahe furchtsam dem Ruf Alexandras.

Er fand seine Gattin und seine Tochter in inniger Umarmung; ihre Tränen vermischten sich. Es waren Tränen des Glücks, der Rührung und der Versöhnung. Aglaja küßte der Mutter die Hände, die Wangen, die Lippen; beide hielten einander eng umschlungen.

»Da, sieh sie dir jetzt an, Iwan Fjodorowitsch, jetzt ist sie so, wie sie ist!« sagte Lisaweta Prokofjewna.

Aglaja hob ihr glückliches und verweintes Gesichtchen, das an der Brust der Mutter lag, sah zum Vater auf, lachte laut, sprang mit einem Satz auf ihn zu, umarmte ihn kräftig und küßte ihn mehrmals. Dann stürzte sie wieder zu mama, verbarg das Gesicht vollends an ihrer Brust, um von keinem gesehen zu werden, und brach sofort von neuem in Tränen aus. Lisaweta Prokofjewna bedeckte sie mit einem Ende ihres Schals.

»Aber was machst du, was machst du nur mit uns, du bist ja ein grausames kleines Mädchen, nach allem, was du ange stellt hast!« sagte sie, aber nun freudig, als fiele ihr plötzlich das Atmen leichter.

»Grausam! Ja, grausam!« fiel Aglaja plötzlich ein. »Ekelhaft! Verwöhnt! Sagen Sie das Papa! Ach, er ist ja da! Papa, sind Sie da? Hören Sie!« sagte sie, zugleich lachend und weinend.

»Mein liebes Kind, du mein Abgott!« Glückstrahlend küßte der General ihr immer wieder die Hand (Aglaja ließ ihn gewähren). »Du liebst also diesen ... jungen Mann?«

»Nein, nein und abermals nein! Ich kann Ihren ... jungen Mann nicht ausstehen, ich kann ihn nicht ausstehen!« braus te Aglaja plötzlich auf und hob den Kopf. »Sollten Sie, Papa, es noch einmal wagen ... ich meine es ernst; hören Sie, ich meine es ernst!«

Und sie meinte es wirklich ernst; sie war sogar über und über rot geworden, und ihre Augen funkelten. Der Papa verstummte erschrocken, aber Lisaweta Prokofjewna machte ihm hinter Aglajas Rücken ein Zeichen, er begriff: »Nicht weiterfragen!«

»Wenn es so ist, mein Engel, sollst du deinen Willen haben, du kannst tun, was du willst, aber er wartet nebenan, allein; sollte man ihm nicht einen Wink geben, sehr taktvoll, er möchte gehen?«

Diesmal zwinkerte der General Lisaweta Prokofjewna zu.

»Nein, nein, das ist nicht nötig, schon gar nicht »taktvoll«. Gehen Sie zu ihm; ich komme nach, sogleich ... Ich will diesen jungen Mann um Entschuldigung bitten, denn ich habe ihn gekränkt.«

»Tief gekränkt«, bekräftigte Iwan Fjodorowitsch ernsthaft.

»Nun, dann ... dann ist es besser, wenn ihr alle hierbleibt und ich allein den Anfang mache, aber ihr müßt mir auf dem Fuß folgen, in derselben Sekunde; so ist es besser.«

Sie stand schon vor der Tür, aber plötzlich kehrte sie wieder um.

»Ich werde lachen müssen! Ich werde sterben vor Lachen«, stellte sie betrübt fest.

Aber im selben Augenblick drehte sie sich auf dem Absatz um und lief zum Fürsten hinein.

»Was bedeutet das? Was denkst du?« fragte Iwan Fjodorowitsch eilig.

»Ich wage kaum, es auszusprechen«, antwortete Lisaweta Prokofjewna ebenso eilig, »für mich ist es klar.«

»Für mich auch. Klar wie der Tag. Sie liebt.«

»Sie liebt nicht nur, sie ist verliebt!« ließ Alexandra Iwanowna sich vernehmen. »Aber man könnte fragen, in wen?«

»Gott segne sie, wenn es ihr Schicksal ist«, und Lisaweta Prokofjewna schlug fromm ein Kreuz.

»Jaja, Schicksal«, bekräftigte der General, »und seinem Schicksal entgeht man nicht!«

Darauf begaben sich alle in den Salon, und dort erwartete sie eine neue Überraschung.

Aglaja hatte entgegen ihrer Befürchtung nicht nur nicht gelacht, als sie vor den Fürsten trat, sondern geradezu schüchtern gesagt: »Verzeihen Sie dem törichten, bösen, verwöhnten Mädchen«, (dabei faßte sie seine Hand), »und seien Sie überzeugt, daß wir alle Sie ungemein schätzen. Und wenn ich mich erdreistete, mich über Ihre ... gütige Treuerzigkeit lustig zu machen, so verzeihen Sie mir, wie man ei-

nem Kind seine Streiche nachsieht; verzeihen Sie mir, daß ich mich auf eine Geschmacklosigkeit versteifte, die selbstverständlich nicht die geringsten Folgen haben kann ...«

Die letzten Worte betonte Aglaja auf eine ganz eigentümliche Weise.

Die Eltern und die Schwestern hatten rechtzeitig den Salon betreten, um das alles zu sehen und zu hören, und waren verblüfft von der »Geschmacklosigkeit, die selbstverständlich nicht die geringsten Folgen haben kann«, und erst recht von Aglajas Ernst, mit dem sie über diese »Geschmacklosigkeit« sprach. Man wechselte erstaunte Blicke, der Fürst aber schien diese Worte nicht begriffen zu haben und schwebte in höchster Seligkeit.

»Warum sagen Sie das?« stammelte er. »Warum ... bitten Sie um Verzeihung? ...«

Er wollte sogar sagen, daß er nicht würdig sei, um Verzeihung gebeten zu werden. Wer weiß, vielleicht war er sich über die Reichweite dieser Worte von der »Geschmacklosigkeit, die selbstverständlich nicht die geringsten Folgen haben kann«, durchaus im klaren, aber als der sonderbare Mensch, der er nun einmal war, hatte er sich über diese Worte vielleicht sogar gefreut. Ohne Zweifel, der Gipfel der Seligkeit bestand für ihn schon darin, daß er Aglaja wieder ungehindert würde besuchen, sich mit ihr unterhalten, neben ihr sitzen und mit ihr Spazierengehen dürfen, und wer weiß, vielleicht hätte ihm das allein für das ganze Leben genügt! (Es scheint, daß Lisaweta Prokofjewna im stillen gerade diese Genügsamkeit ahnte und fürchtete; manches fürchtete sie im stillen, wofür sie selbst nicht die richtigen Worte finden konnte.)

Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr der Fürst sich an diesem Abend belebte und ermunterte. Er war auf eine Weise heiter, daß jeder bei seinem Anblick heiter wurde – so äußerten sich später Aglajas Schwestern. Er kam ins Reden, und das hatte sich seit jenem Vormittag, vor einem halben

Jahr, bei seiner ersten Bekanntschaft mit den Jepantschins, nicht mehr wiederholt; seit seiner Rückkehr nach Petersburg war er auffallend und vorsätzlich schweigsam gewesen und erst vor kurzem, in Gegenwart aller, war ihm im Gespräch mit dem Fürsten Sch. die Bemerkung entchlüpft, er müsse sich zügeln und schweigen, weil er nicht das Recht habe, einen Gedanken zu entwürdigen, indem er ihn auszusprechen versuche. An diesem Abend bestritt er fast als einziger die ganze Unterhaltung und erzählte sehr viel; auf Fragen antwortete er klar, mit Vergnügen und ausführlich. Allerdings hatten seine Reden nichts von einer liebenswürdigen Konversation. Es waren lauter ernste, mitunter sogar schwierige Gedanken. Der Fürst brachte sogar einige seiner Ansichten, seiner ureigensten geheimen Beobachtungen auf eine Weise zur Darstellung, daß alles sogar komisch gewirkt hätte, wenn es »nicht so vorzüglich dargestellt« worden wäre, wie später seine sämtlichen Zuhörer zugeben sollten. Der General schätzte zwar ernsthafte Gesprächsthemen, aber sowohl er als auch Lisaweta Prokofjewna dachten im stillen, es sei der Gelehrsamkeit etwas zuviel, so daß sie gegen Ende des Abends sogar melancholisch wurden. Gegen Ende des Abends ging der Fürst übrigens so weit, daß er einige wirklich komische Geschichten zum besten gab, über die er jedesmal als erster lachte, so daß seine Zuhörer sich mehr über sein fröhliches Lachen als über die Anekdoten amüsierten. Was Aglaja anging, so sprach sie den ganzen Abend beinahe kein Wort; dafür hörte sie Lew Nikolajewitsch unermüdlich zu, aber eigentlich hörte sie ihm weniger zu, als daß sie ihn nicht aus den Augen ließ.

»Sie sah ihn die ganze Zeit an, wandte kein Auge von ihm, hing an seinen Lippen; sie schnappte förmlich nach jedem Wort!« sagte Lisaweta Prokofjewna später zu ihrem Gatten. »Aber man braucht ihr nur zu sagen, daß sie ihn liebt, und schon muß man die Ikonen aus dem Haus tragen.«

»Was soll man machen – das ist eben Schicksal!« sagte der

General achselzuckend, und er sollte diesen ihm liebgewordenen Satz noch oft wiederholen. Es sei hinzugefügt, daß er als praktisch denkender Mann an der gegenwärtigen Lage der Dinge so manchen Anstoß nahm, vor allem an der Unentschiedenheit der Situation; aber er hatte sich entschlossen, vorläufig zu schweigen und ... Lisaweta Prokofjewna die Wünsche von den Augen abzulesen.

Die freudige Stimmung der Familie war nicht von Dauer. Bereits am Tag darauf hatte sich Aglaja mit dem Fürsten wieder überworfen, und so ging es ununterbrochen fort, an allen folgenden Tagen. Stundenlang spottete sie über den Fürsten und hielt ihn fast zum Narren. Freilich, sie verbrachten manchmal eine oder auch zwei Stunden miteinander in ihrem Garten, in der Laube, aber es fiel auf, daß der Fürst dann fast immer Aglaja aus einer Zeitung oder aus einem Buch vorlas.

»Wissen Sie«, sagte ihm einmal Aglaja mitten in der Zeitungslektüre, »ich habe bemerkt, daß Sie entsetzlich ungebildet sind; Sie können nie ordentlich antworten, wenn man Sie fragt, wer es eigentlich war, in welchem Jahr, nach welchem Vertrag? Das ist ziemlich kümmerlich.«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht besonders gebildet bin«, antwortete der Fürst.

»Was soll man dann mit Ihnen anfangen? Wie kann ich Sie dann achten? Lesen Sie weiter; ach nein, nicht nötig, hören Sie auf.«

Am Abend desselben Tages gab sie allen abermals ein Rätsel auf. Fürst Sch. war zurückgekehrt. Aglaja gab sich ihm gegenüber sehr freundlich und fragte ihn gelegentlich nach Jewgenij Pawlowitsch aus. (Fürst Lew Nikolajewitsch war noch nicht erschienen.) Plötzlich erlaubte sich Fürst Sch. eine Anspielung auf eine »baldige weitere Veränderung in der Familie«, nachdem es Lisaweta Prokofjewna entschlüpft war, daß Adelaiadas Hochzeit wohl abermals verschoben werden müsse, um beide Hochzeiten gleichzeitig zu feiern. Man

konnte sich unmöglich vorstellen, wie zornig Aglaja auf »all diese albernen Vermutungen« reagierte und daß ihr unter anderem der Satz entfuhr, sie habe nicht vor, »irgend jeman-des Mätresse zu ersetzen«.

Alle waren wie vom Donner gerührt, aber ganz besonders die Eltern. In einem vertraulichen Gespräch mit ihrem Gatten bestand Lisaweta Prokofjewna auf einer kategorischen Aussprache mit dem Fürsten über Nastassja Filippowna.

Iwan Fjodorowitsch schwor, daß alles nur eine »Eskapade« gewesen und auf Aglajas »Verschämtheit« zurückzuführen sei, daß es zu dieser »Eskapade« nie gekommen wäre, wenn Fürst Sch. nicht die Hochzeit erwähnt hätte, alldieweil Aglaja selbst, und zwar zuverlässig, darüber unterrichtet sei, daß alles nichts als Verleumdung böswilliger Menschen wäre und daß Nastassja Filippowna demnächst Rogoschin heiraten würde; daß der Fürst nichts unterhalte, geschweige denn ein Verhältnis; daß er auch früher ein solches nie unterhalten hätte, wenn schon die ganze Wahrheit auf den Tisch müsse.

Und der Fürst ließ sich weiterhin durch nichts beirren und war nach wie vor selig. O ja, auch ihm fiel dann und wann etwas Düsteres und Ungeduldiges in Aglajas Augen auf; aber sein Glaube an etwas anderes war stärker, und die Düsternis verschwand von selbst. Glaubte er einmal, dann gab es nichts, was ihn wanken machte. Möglicherweise war er allzu ruhig; dieser Meinung war wenigstens Ippolit, dem er einmal zufällig im Park begegnete.

»Na, habe ich neulich nicht recht gehabt, als ich sagte, Sie sind verliebt?« begann er, indem er auf den Fürsten zuging und ihn anhielt. Dieser drückte ihm die Hand und gratulierte ihm zu seinem »guten Aussehen«. Der Kranke wirkte bedeutend wohler, wie es bei Schwindssucht typisch ist.

Er war auf den Fürsten eigentlich deshalb zugegangen, um ihm etwas Bissiges über dessen glückliches Aussehen zu sagen, vergaß es aber im selben Augenblick und begann, von sich selbst zu reden. Er klagte, er klagte lange über vieles, und

zwar ziemlich zusammenhanglos.

»Sie werden es mir nicht glauben«, sagte er schließlich, »bis zu welchem Grade die alle dort reizbar sind, kleinlich, egoistisch, ehrgeizig und ordinär; Sie werden es mir nicht glauben, daß sie mich nur unter der Voraussetzung aufgenommen haben, daß ich möglichst bald abkratze, und nun sind alle außer sich, daß ich eben nicht abkratze und mich, ganz im Gegenteil, besser fühle. Eine Posse! Wetten, daß Sie mir nicht glauben!«

Der Fürst mochte nicht widersprechen.

»Ich denke manchmal sogar daran, wieder zu Ihnen zu ziehen«, fügte Ippolit beiläufig hinzu. »Sie halten wohl die dort nicht für fähig, einen Menschen unter der Voraussetzung aufzunehmen, daß er auf jeden Fall, und möglicherweise schon bald, abkratzt?«

»Ich dachte, man hatte irgend etwas anderes im Sinn, als man Sie einlud.«

»Hört, hört! Sie sind ja keineswegs so harmlos, wie man Ihnen überall nachsagt. Jetzt ist nicht die Gelegenheit, sonst könnte ich Ihnen einiges eröffnen, über diesen Ganetschka und seine Hoffnungen. Man sucht Sie zu untergraben, gnadenlos zu untergraben, und es ist sogar schade, daß Sie so ruhig sind. Leider, ach, leider können Sie ja nicht anders!«

»Das finden Sie also schade!« Der Fürst lachte. »Glauben Sie, ich wäre glücklicher, wenn ich unruhiger wäre?«

»Lieber unglücklich sein, aber *wissen*, als glücklich und ... zum Narren gehalten werden. Sie glauben wohl nicht, daß man mit Ihnen auch ... auf dieser Seite konkurriert?«

»Ihre Worte über Konkurrenz sind ein wenig zynisch, Ippolit; ich bedaure, daß ich nicht das Recht habe, Ihnen darauf zu antworten. Und was Gawrila Ardalionowitsch betrifft, so kann er wohl nach dem Verlust, den er erlitten hat, kaum ruhig bleiben, das werden Sie doch zugeben, wenn Sie über seine Situation auch nur teilweise unterrichtet sind. Ich glaube, es wäre besser, das Ganze von diesem Standpunkt aus zu

betrachten. Er hat noch genug Zeit, sich zu ändern, das Leben liegt noch vor ihm, und das Leben ist reich an ... Allerdings ... allerdings ...«, der Fürst wurde plötzlich verlegen, »ist dieses Untergraben ... ich verstehe gar nicht, wovon Sie sprechen; wir wollen dieses Thema lieber fallen lassen.«

»Lassen wir es fallen, einstweilen; Edelmut Ihrerseits darf ja nicht fehlen. Ja, Fürst, Sie wollen mit dem eigenen Finger tasten, um dann doch nicht zu glauben, ha-ha! Ob Sie mich jetzt wohl verachten, was meinen Sie?«

»Wofür? Dafür, daß Sie gelitten haben, mehr als wir alle und immer noch leiden?«

»Nein, aber dafür, daß ich meines Leidens nicht würdig bin.«

»Wer viel gelitten hat, war es auch würdig, viel zu leiden. Aglaja Iwanowna wünschte, nachdem sie Ihre Beichte gelesen hatte, Sie zu sehen, aber ...«

»Sie mußte es aufschieben ... Sie darf nicht, verstehet, verstehet ...«, fiel ihm Ippolit ins Wort, als läge ihm daran, möglichst schnell abzulenken. »Es wird übrigens davon gesprochen, Sie selbst hätten ihr diesen ganzen Galimathias laut vorgelesen; wahrhaftig, er wurde im Fieber niedergeschrieben und ... getan. Ich kann nicht verstehen, daß man so – ich möchte nicht sagen (das wäre für mich erniedrigend) grausam – aber so kindisch eitel und rachsüchtig sein kann, mir diese Beichte zu verübeln und den Spieß umzudrehen! Keine Sorge, Sie sind nicht gemeint ...«

»Aber es tut mir leid, daß Sie diesem Heft abschwören, Ippolit, es ist aufrichtig, und, wissen Sie, sogar seine komischsten Seiten, und deren gibt es genug«, (Ippolit verzog heftig das Gesicht), »sind mit dem Leiden gesühnt, denn solche Geständnisse bedeuten ebenfalls Leiden und beweisen vielleicht einen großen Mut. Der Gedanke, der Sie dazu bewog, hatte zweifellos einen edlen Grund, welchen Eindruck man davon auch immer hatte. Je mehr Zeit vergeht, desto deutlicher sehe ich das, ich schwöre es Ihnen. Ich

möchte damit kein Urteil fällen, ich spreche es aus, um meine Meinung zu äußern, und bedauere, daß ich neulich geschwiegen habe ...«

Ippolit errötete. Einen Augenblick lang dachte er, der Fürst täusche ihn und stelle ihm eine Falle; aber nachdem er aufmerksam dessen Gesicht betrachtet hatte, konnte er an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln; seine Miene klärte sich auf.

»Und trotzdem geht es ans Sterben!« sagte er und verschluckte gerade noch den Nachsatz: »für einen solchen Menschen wie mich.“ »Und stellen Sie sich vor, wie mir Ihr Ganetschka zusetzt; er hat mir vorgehalten, als Einwand, daß möglicherweise drei oder vier von denen, die damals zugehört hatten, noch vor mir sterben könnten! Wie finden Sie das? Er glaubt, das könnte mich trösten, ha-ha-ha! Erstens ist noch keiner gestorben, und selbst wenn diese Leute, einer nach dem anderen, stürben – was soll daran Tröstliches sein? Das müssen Sie doch zugeben! Er schließt von sich auf andre; übrigens geht er inzwischen noch weiter, jetzt schimpft er einfach und behauptet, daß ein anständiger Mann in solchem Fall schweigend stirbt und bei mir alles nichts als Egoismus gewesen wäre. Das ist doch allerhand! So was von Egoismus seinerseits! So was von raffiniertem und gleichzeitig tierischem Egoismus, den man sich trotz allen Augenscheins nicht eingestehen will ...! Haben Sie, Fürst, von dem einen Tod, von dem Tod Stepan Glebows, achtzehntes Jahrhundert, gelesen? Ich las zufällig gestern darüber ...«

»Wer war Stepan Glebow?«

»Er wurde unter Peter dem Großen gepfählt.«

»Ach mein Gott, ich weiß! Er saß fünfzehn Stunden auf dem Pfahl, bei Frost, im Pelz, und bewahrte bis zu seinem Tod außerordentliche Haltung; gewiß, ich habe von ihm gelesen ... Warum?«

»Daß Gott anderen einen solchen Tod schickt, aber nicht unsereinem! Sie denken vielleicht, ich sei nicht fähig, so zu

sterben wie Glebow?«

»Oh, ganz und gar nicht«, sagte der Fürst verlegen, »ich wollte nur sagen, daß Sie ... Das heißtt, nicht, daß Sie nicht gerade an Glebow erinnert hätten, sondern ... daß Sie ... daß Sie neulich eher an ...«

»Erraten! An Osterman, nicht an Glebow – wollten Sie das sagen?«

»Wer war Osterman?« fragte der Fürst verwundert.

»Osterman, der Diplomat Osterman, Peters Osterman«, murmelte Ippolit, der plötzlich ein wenig verwirrt schien. Es folgte eine ratlose Pause.

»N-n-nein! Ich wollte etwas anderes sagen«, fuhr der Fürst nach einigem Schweigen tastend fort. »Sie wären, wie mir scheint ... niemals ein Osterman gewesen ...«

Ippolit runzelte die Stirn.

»Ich behauptete das übrigens deshalb«, fuhr der Fürst plötzlich fort, offensichtlich in der Absicht, sich zu korrigieren, »weil die Menschen damals (ich schwöre, das hat mich schon immer erstaunt) anscheinend ganz andere Menschen waren als wir heute, es war ein ganz anderer Menschenschlag im Vergleich zu heute, zu unserer Zeit, wirklich, als wäre es eine ganz andere Art gewesen ... Damals wohnte dem Menschen eine einzige Idee inne, jetzt ist er nervöser, höher entwickelt, sensibler und hängt gleichzeitig zwei, drei Ideen nach ... Der heutige Mensch ist weiter – und das ist es, ich schwöre es, was ihn daran hindert, ein so monolithischer Mensch zu sein wie in jenen Jahrhunderten ... Ich ... nur so habe ich es gemeint und nicht ...«

»Verstehe; 'weil Sie mich so naiv zurechtgewiesen haben, möchten Sie mich jetzt unbedingt trösten, ha-ha! Sie sind ein richtiges Kind, Fürst! Mir fällt jedoch auf, daß Ihr alle mich wie ... wie eine Porzellantasse behandelt ... Schon gut. Schon gut, ich nehme es niemandem übel. Unsere Unterhaltung jedenfalls war sehr lustig; Sie sind manchmal ein richtiges Kind, Fürst. Sie sollen übrigens wissen, daß ich vielleicht

etwas Besseres zu sein wünsche als ein Osterman; und es würde sich auch nicht lohnen, von den Toten aufzuerstehen, um ein Osterman zu sein ... Ansonsten sehe ich, daß ich möglichst bald sterben sollte, sonst werde ich selbst ... Folgen Sie mir nicht. Auf Wiedersehen! Also gut, also sagen Sie mir, wie Sie es sich denken: Wie sollte ich am besten sterben? ... Damit es möglichst ... tugendsam ist? Los, sprechen Sie!«

»Gehen Sie an uns vorüber, und vergeben Sie uns unser Glück!« sagte der Fürst leise.

»Ha-ha-ha! Genauso hab' ich es mir vorgestellt! Etwas Ähnliches mußte ja kommen! Sie sind aber ... Sie sind ... Ja, ja! Die Leute haben gut reden. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!«

VI

VON der Abendgesellschaft in der Datscha der Jepantschins, zu der auch die Belokonskaja erwartet wurde, hatte Warwara Ardalionowna ihrem Bruder ebenfalls völlig zutreffend berichtet; am Abend desselben Tages wurden tatsächlich Gäste erwartet; aber sie hatte sich schon wieder etwas deutlicher geäußert, als es angebracht war. Freilich, das Ganze war überstürzt und sogar mit einer gewissen gänzlich unangemessenen Aufregung arrangiert worden, eben deshalb, weil in dieser Familie »alles so war, wie bei niemand sonst«. Alles lag an der Ungeduld Lisaweta Prokofjewnas, die »nicht mehr zweifeln wollte«, und an dem heißen Bangen der beiden Elternherzen, die um das Glück der geliebten Tochter zitterten. Überdies hatte die Belokonskaja tatsächlich die Absicht, in Kürze abzureisen; und da ihre Protektion in der großen Welt wirklich von Bedeutung war und da die Eltern hofften, sie würde dem Fürsten ihr Wohlwollen schenken, rechneten sie damit, daß die »Welt« Aglajas Bräutigam aus den Händen der allmächti-

gen »Alten« empfangen und daß folglich durch solche Protektion alles, falls es denn überhaupt sonderbar wäre, doch wesentlich weniger sonderbar scheinen würde. Die Hauptsache war, daß die Eltern außerstande waren, selbst zu entscheiden: »Ist an dieser ganzen Angelegenheit etwas sonderbar? Und wenn ja, in welchem Maße? Oder ist daran überhaupt nichts sonderbar?« Eine freundschaftliche und aufrichtige Meinung von Menschen mit Autorität und Kompetenz wäre gerade im gegenwärtigen Augenblick sehr willkommen gewesen, da dank Aglaja noch keine endgültige Entscheidung gefallen war. Wie auch immer, früher oder später mußte der Fürst in die große Welt, von der er nicht die leiseste Ahnung hatte, eingeführt werden. Kurz, man hatte die Absicht, ihn zu »präsentieren«. Allerdings hatte man vor, dem Abend einen schlichten Rahmen zu geben; man erwartete »Freunde des Hauses«, den engsten Kreis. Außer der Belokonskaja erwartete man nur noch eine Dame, die Gattin eines überaus großen Herrn und Würdenträgers. Von den jungen Leuten hatte man eigentlich nur an Jewgenij Pawlowitsch gedacht; als Begleiter der Belokonskaja war er unentbehrlich.

Daß die Belonkonskaja kommen sollte, hatte der Fürst schon fast drei Tage vor dem Abend gehört; daß es eine Abendgesellschaft geben sollte, erfuhr er erst am Vorabend. Selbstverständlich war ihm die Geschäftigkeit der Familienmitglieder aufgefallen, und er hatte sogar aus einigen beziehungsreichen und besorgten Anspielungen darauf geschlossen, daß man für den Eindruck fürchtete, den er auf die Gäste machen könnte. Aber bei den Jepantschins, bei ausnahmslos allen, hatte sich irgendwie die Vorstellung gebildet, daß er in seiner Herzenseinfalt auch nicht annähernd zu erraten imstande wäre, daß man sich seinetwegen sorge. Darum waren sie alle bei seinem Anblick bis auf den Grund ihrer Seele betrübt. Allerdings schenkte er dem künftigen Ereignis tatsächlich so gut wie keine Beachtung; ihn beschäf-

tigte etwas ganz anderes: Aglaja wurde von Stunde zu Stunde launischer und düsterer – und das wirkte auf ihn tödlich. Als er erfuhr, daß auch Jewgenij Pawlowitsch erwartet wurde, freute er sich sehr und sagte, daß er schon lange gewünscht habe, ihn wiederzusehen. Aus irgendeinem Grunde fand keiner Gefallen an diesen Worten; Aglaja verließ ärgerlich das Zimmer, und erst am späten Abend, schon nach elf Uhr, als der Fürst im Begriff war zu gehen, nahm sie die Gelegenheit wahr, kurz mit ihm unter vier Augen zu sprechen, während sie ihn hinausbegleitete.

»Es wäre mir recht, wenn Sie morgen den ganzen Tag nicht zu uns kämen, sondern erst abends, wenn alle diese ... Gäste schon da sind. Sie wissen doch, daß wir Gäste erwarten?«

Ihr Ton war ungeduldig und betont streng; zum ersten Mal hatte sie diese »Gäste« erwähnt. Auch ihr war der Gedanke an die Abendgesellschaft fast unerträglich; das war inzwischen allen aufgefallen. Vielleicht hatte sie den dringenden Wunsch, mit ihren Eltern darüber zu streiten, aber sie war zu stolz und zu verschämt, um damit anzufangen. Der Fürst verstand sofort, daß auch sie um ihn bangte (und sich nicht eingestehen wollte, daß sie bangte), und erschrak plötzlich.

»Ja, ich wurde eingeladen«, antwortete er.

Es fiel ihr offensichtlich schwer fortzufahren.

»Kann man mit Ihnen überhaupt ernsthaft sprechen? Einmal im Leben wenigstens?« sagte sie plötzlich zornentbrannt, ohne zu wissen, warum, und außerstande, sich zu beherrschen.

»Das kann man, und ich höre; ich freue mich sehr«, murmelte der Fürst.

Aglaja verstummte fast für eine Minute und begann mit sichtlichem Abscheu:

»Ich hatte keine Lust, mit denen darüber zu streiten; manchmal sind sie unbelehrbar. Schon immer habe ich die

Regeln, denen maman gelegentlich folgt, abscheulich gefunden. Von Papa rede ich gar nicht, von ihm kann man nichts verlangen. Maman ist natürlich ein edler Mensch; versuchen Sie nur, ihr einen niederträchtigen Vorschlag zu machen, und Sie werden es sehen! Das schon, aber sie betet dieses ... Gesindel an! Ich meine nicht nur die Belokonskaja; ein widerliches altes Weib, ein minderwertiger Charakter, aber gescheit und hält alle Zügel in der Hand – auch das ist schon ein Vorzug. Oh, wie niedrig! Wie lächerlich: Wir gehörten immer zu den mittleren Kreisen, den ausgesprochen mittleren Kreisen, den ganz und gar mittleren. Warum drängen wir uns in die große Welt? Die Schwestern machen mit; das ist Fürst Sch., der hat sie alle durcheinandergebracht. Warum freuen Sie sich, daß Jewgenij Pawlowitsch kommt?«

»Hören Sie, Aglaja«, sagte der Fürst, »mir scheint, Sie haben große Angst, um meinewillen, ich könnte morgen durchfallen ... in dieser Gesellschaft.«

»Ihretwillen? Angst?« Aglaja errötete über und über.

»Warum sollte ich Ihretwillen Angst haben, selbst wenn Sie ... wenn Sie sich endgültig blamieren? Was geht mich das an? Und wie können Sie solche Worte gebrauchen? Was heißt ›durchfallen‹? Das ist ein ekelhaftes Wort, ordinär.«

»Das ist Schülersprache.«

»Eben, Schülersprache! Ekelhaft! Sie haben sich wohl vorgenommen, morgen nur solche Ausdrücke zu gebrauchen? Suchen Sie sich doch zu Hause, in Ihrem Lexikon, noch mehr solche Worte zusammen, Sie werden bestimmt großes Aufsehen erregen! Nur schade, daß Sie beim Betreten eines Zimmers gute Figur machen; wo haben Sie das nur gelernt? Sind Sie überhaupt fähig, eine Tasse Tee entgegenzunehmen und sie mit Anstand auszutrinken, wenn alle Ihnen dabei zusehen?«

»Ich glaube, ja.«

»Schade; sonst hätte ich etwas zum Lachen. Zerschlagen Sie doch wenigstens die chinesische Vase im Salon! Sie ist

kostbar: Bitte, zerschlagen Sie sie, es ist ein Geschenk, man wird den Verstand verlieren und vor aller Augen in Tränen ausbrechen – so sehr hängt sie daran. Machen Sie doch eine Ihrer Gesten, wie Sie es sonst tun, und stoßen Sie gegen die Vase, setzen Sie sich absichtlich neben die Vase.«

»Ganz im Gegenteil, ich werde mir Mühe geben, mich möglichst weit entfernt von ihr zu setzen: Ich danke Ihnen, daß Sie mich warnen.«

»Dann fürchten Sie also im voraus, daß es bei Ihnen nicht ohne große Gesten abgehen wird? Ich möchte wetten, daß Sie auf ein ›Thema‹ zu sprechen kommen, auf etwas Ernstes, Gelehrtes, Erhabenes? Das wird sehr ... passend sein!«

»Ich denke, das ist dumm ... Wenn es unangebracht ist ...«

»Hören Sie, ein für allemal!« Aglaja verlor endlich die Geduld. »Wenn Sie ins Reden kommen, etwa über die Todesstrafe oder über die ökonomischen Verhältnisse in Rußland oder darüber, daß ›die Schönheit die Welt erretten wird‹, dann ... dann werde ich mich natürlich köstlich amüsieren und freuen, aber ... aber ich warne Sie im voraus: Dann treten Sie mir ja nicht mehr vor die Augen! Hören Sie: Ich meine es ernst! Diesmal meine ich es wirklich ernst!«

Sie sprach ihre Drohung tatsächlich *so ernst*, daß sogar etwas Außergewöhnliches in ihren Worten mitschwang und in ihrem Blick aufflackerte, etwas, das dem Fürsten noch nie aufgefallen war und einem Scherz, das war eindeutig, nicht im geringsten ähnelte.

»So, nun haben Sie erreicht, daß ich ganz bestimmt ›ins Reden komme‹ und sogar ... vielleicht ... die Vase zerschlage ... Bis jetzt hatte ich keine Angst, jetzt aber habe ich vor allem Angst. Ich werde bestimmt durchfallen.«

»Dann müssen Sie schweigen. Dasitzen und schweigen.«

»Das wird nicht gehen, ich bin überzeugt, daß ich vor lauter Angst ins Reden komme und vor lauter Angst die Vase zerschlage. Vielleicht werde ich auf dem ebenen Fußboden hinfallen, oder mir geschieht sonst etwas Derartiges, mir ist

derartiges bereits passiert; ich werde heute die ganze Nacht davon träumen; warum haben Sie davon angefangen?«

Aglaja sah ihn finster an.

»Wissen Sie: Es ist besser, wenn ich morgen gar nicht komme! Ich werde mich krankheitshalber entschuldigen, und damit gut!« schlug er endlich vor.

Aglaja stampfte mit dem Fuß auf und wurde sogar bleich vor Zorn.

»Himmel! Hat man so etwas überhaupt je gesehen? Er kommt nicht, wenn man speziell für ihn und ... mein Gott! Was für ein Vergnügen, mit einem solchen unverständigen Menschen wie Sie zu tun zu haben!«

»Ich komme, ich komme!« Der Fürst fiel ihr hastig ins Wort. »Und Sie haben mein Ehrenwort, daß ich den ganzen Abend dasitzen werde, ohne einen Ton zu sagen. Ich werde es bestimmt halten.«

»Das beste, was Sie tun können. Sie sagten gerade: ›Ich werde mich krankheitshalber entschuldigen‹, wie kommen Sie zu solchen Ausdrücken? Macht es Ihnen Freude, mir gegenüber solche Worte zu gebrauchen? Wollen Sie mich vielleicht necken?«

»Verzeihung; auch das ist Schülersprache; ich will es nicht wieder tun. Ich verstehe sehr gut, daß Sie sich ... für mich fürchten ... (aber ärgern Sie sich doch nicht!), und ich freue mich schrecklich darüber. Sie werden mir nicht glauben, wie sehr ich mich nun fürchte und – welche Freude ich über Ihre Worte empfinde. Aber diese ganze Angst, das schwöre ich Ihnen, ist nichtig und unsinnig. Bei Gott, Aglaja! Die Freude aber bleibt. Mir gefällt über alles, daß Sie noch solch ein Kind sind, ein solch gutes und liebes Kind! Ach, wie wunderbar können Sie sein, Aglaja!«

Aglaja hätte natürlich in Zorn entbrennen müssen, und es wäre beinahe dahin gekommen, aber plötzlich bemächtigte sich ein ihr selbst unerwartetes Gefühl in einem einzigen Augenblick ihrer ganzen Seele.

»Und Sie werden mir meine heutigen Grobheiten nicht nachtragen ... Irgendwann ... nachher?« fragte sie plötzlich.

»Ich bitte Sie, ich bitte Sie! Warum ärgern Sie sich wieder? Und schon wieder ist Ihr Blick finster! Ihr Blick ist jetzt manchmal zu finster, Aglaja, früher haben Sie niemals so geblickt. Ich weiß, woher ...«

»Schweigen Sie, schweigen Sie!«

»Nein, es ist besser, wenn ich es sage. Ich wollte es längst sagen; ich habe es schon gesagt, aber ... es genügt nicht, denn Sie glauben mir nicht. Zwischen uns steht immer noch ein Wesen ...«

»Schweigen Sie, schweigen Sie, schweigen Sie, schweigen Sie!« unterbrach Aglaja ihn plötzlich, indem sie ihn fest bei der Hand packte und ihn beinahe entsetzt anstarrte. In diesem Augenblick rief man nach ihr; wie erleichtert ließ sie ihn stehen und lief zurück.

Der Fürst fieberte die ganze Nacht. Seltsamerweise hatte er bereits mehrere Nächte hintereinander gefiebert. Diesmal kam ihm in seinen Fieberträumen der Gedanke: Wie, wenn er morgen, in Gegenwart aller, einen Anfall bekäme? Die Anfälle überraschten ihn, wenn er wach war. Er erstarre förmlich bei diesem Gedanken; die ganze Nacht sah er sich in einer prächtigen, unerhörten Gesellschaft, umgeben von skurrilen Gestalten. Die Hauptsache war, daß er »ins Reden kam«; er wußte, daß er nicht reden durfte, redete aber ununterbrochen, um sie von irgend etwas zu überzeugen. Unter den Gästen befanden sich auch Jewgenij Pawlowitsch und Ippolit, die offenkundig enge Freundschaft geschlossen hatten.

Er erwachte nach acht Uhr, mit Kopfschmerzen, wirren Gedanken, mit eigenständlichen Eindrücken. Er empfand aus irgendeinem Grunde das dringende Bedürfnis, Rogoschin zu sehen, ihn zu sehen und lange mit ihm zu sprechen – worüber, konnte er nicht sagen; dann wollte er schon in irgend einer unklaren Absicht Ippolit aufsuchen. Eine Art Nebel

erfüllte seine Seele, so sehr, daß alle Ereignisse dieses Vormittags einen außerordentlich starken, aber trotzdem fragmentarischen Eindruck auf ihn machten. Eines dieser Ereignisse war der Besuch Lebedjews.

Lebedjew erschien ziemlich früh, gleich nach neun, und fast im Vollrausch. Obwohl der Fürst in letzter Zeit seiner Umgebung nicht sonderlich viel Aufmerksamkeit schenkte, war es ihm doch aufgefallen, daß Lebedjew seit dem Auszug des Generals Iwolgin aus seinem Hause, also schon seit drei Tagen, sich außerordentlich schlecht aufführte. Er lief plötzlich speckig und ungepflegt herum, seine Krawatte verrutschte immer wieder, und der Rockkragen war eingerissen. In seinen vier Wänden tobte er sogar so, daß man es über den ganzen kleinen Hof hinweg hören konnte; Wera wartränenüberströmt gekommen und hatte ihm irgend etwas erzählt. Nun erschien er selbst und begann irgendwelche sonderbaren Reden zu führen, wobei er sich an die Brust schlug und sich anklagte ...

»Ich habe ... ich habe sie empfangen ... Ich habe die Vergeltung für meinen Verrat und meine Niedertracht empfangen ... Eine Ohrfeige habe ich empfangen!« schloß er endlich mit tragischem Ausdruck.

»Eine Ohrfeige? Von wem? ... Und in aller Herrgottsfrühe?«

»In aller Herrgottsfrühe?« wiederholte Lebedjew mit sarkastischem Lächeln. »Die Uhrzeit ist ohne Belang ... Nicht einmal, wenn es sich um eine physische Vergeltung handelt ... Ich aber, ich habe eine moralische ... eine moralische Ohrfeige empfangen und keine physische!«

Er ließ sich plötzlich ohne weitere Umstände auf einen Stuhl fallen und begann zu erzählen. Seine Erzählung war sehr verworren; der Fürst runzelte die Stirn und wollte schon gehen, aber plötzlich hörte er Worte, die ihn verblüfften. Er war starr vor Staunen ... Herr Lebedjew erzählte Seltsames.

Anfangs ging es offenbar um irgendeinen Brief; es fiel der

Name Aglaja Iwanownas. Dann begann Lebedjew plötzlich, bittere Vorwürfe gegen den Fürsten selbst zu erheben; es war zu verstehen, der Fürst hätte ihn gekränkt. Anfangs habe der Fürst ihn mit seinem Vertrauen in Sachen der gewissen »Person« (das heißt Nastassja Filippownas) geehrt; dann aber habe er mit ihm gebrochen und ihn schimpflich von sich gestoßen, sogar in einer derart kränkenden Art und Weise, daß er letztes Mal die »unschuldige Frage nach den bevorstehenden Veränderungen im Hause« barsch zurückgewiesen habe. Unter weinseligen Tränen gestand Lebedjew, daß er darauf unter keinen Umständen das alles habe länger ertragen können, erst recht nicht, da er über vieles unterrichtet sei, über sehr vieles, durch Rogoschin persönlich und durch Nastassja Filippowna und durch Nastassja Filippownas Freundin und durch Warwara Ardalionowna ... sogar durch ... durch Aglaja Iwanowna, »können Sie sich das vorstellen? Dank Weras Vermittlung, meiner Lieblingstochter Wera, der einzigen ... jawohl, das heißt, nicht der einzigen, denn ich habe deren drei. Und wer hat Lisaweta Prokofjewna durch Briefe auf dem laufenden gehalten, sogar höchst vertraulich, he-he-he! Wer hat sie schriftlich über alle Verhältnisse und ... alle Bewegungen der Person Nastassja Filippowna in Kenntnis gesetzt, he-he-he? Wer, wer kann dieser Anonymus sein, wenn man fragen darf?«

»Doch nicht etwa Sie?« rief der Fürst aus.

»Niemand anderer!« antwortete der Trunkenbold voll Würde. »Und es war heute um halb neun, erst vor einer halben ... nee, bereits vor einer dreiviertel Stunde, daß ich die vornehmste aller Mütter wissen ließ, ich hätte ihr von einem casus zu berichten ... von großer Bedeutung. In einem Briefchen tat ich es, durch ein Stubenmädchen, am Hintereingang. Sie hat es angenommen.«

»Sie haben Lisaweta Prokofjewna soeben gesehen?« fragte der Fürst, der seinen Ohren nicht traute.

»Ich habe Sie soeben gesehen und eine Ohrfeige empfan-

gen ... eine moralische. Sie gab mir den Brief zurück, warf ihn mir sogar ungeöffnet vor die Füße ... und setzte mich vor die Tür, freilich nur moralisch und nicht physisch ... obwohl beinahe auch physisch, es hätte nicht viel gefehlt ...«

»Was für einen Brief hat sie Ihnen ungeöffnet vor die Füße geworfen?«

»Haben Sie denn ... He-he-he! ... Ich habe es Ihnen noch gar nicht erzählt! Ich dachte nämlich, ich hätte es Ihnen schon erzählt ... Ich habe ein Briefchen bekommen zum Weitergeben an ...«

»Von wem? An wen?«

Aber manchen »Erklärungen« Lebedjews konnte man nur mit großer Mühe folgen und einen Sinn entnehmen. Der Fürst jedoch schloß daraus, so gut es ihm gelang, daß der Brief heute früh durch ein Mädchen überbracht worden war, für Wera Lebedjewa, mit der Bitte, ihn weiterzugeben, an dieselbe Adresse ... »genau wie bisher ... genau wie bisher an die bewußte Person von derselben Persönlichkeit ... (alldieweil ich eine von den beiden als ›Persönlichkeit‹ bezeichne, während die andere sich mit ›Person‹ begnügen muß, zwecks Herabsetzung und Unterscheidung; denn es besteht ein großer Unterschied zwischen einer unschuldigen und hochwohlgeborenen Generalstochter und ... einer Kamelie) ... also, der Brief stammte aus der Feder der Persönlichkeits die mit dem Buchstaben ›A‹ beginnt ...«

»Ist das möglich? An Nastassja Filippowna? Das kann nicht sein!« rief der Fürst.

»Doch, doch, und wenn nicht an sie, dann an Rogoschin, egal, an Rogoschin ... sogar einmal an Herrn Terentjew, zum Weitergeben, von der Persönlichkeit mit dem Anfangsbuchstaben ›A‹.« Lebedjew zwinkerte und lächelte.

Da er ständig den Faden verlor und vergaß, womit er begonnen hatte, verstummte der Fürst, um ihn ausreden zu lassen. Immerhin blieb manches völlig unklar: Waren die Briefe durch seine Hände gegangen oder durch Weras?

Wenn er selbst behauptete, daß es »egal« sei, ob sie an Rogoschin oder Nastassja Filippowna gerichtet seien, könnte man mit einem gewissen Recht darauf schließen, daß sie nicht durch seine Hände gegangen wären, falls es überhaupt Briefe gegeben hatte: Wie dieser Brief in seine Hände geraten war, blieb völlig ungeklärt; naheliegend blieb die Vermutung, daß er ihn auf irgendeine Weise Wera entwendet ..., in aller Heimlichkeit gestohlen und in irgendeiner Absicht Lisaweta Prokofjewna überbracht hätte. So kombinierte der Fürst, bis er schließlich alles begriff.

»Sie sind wahnsinnig!« stieß er in größter Bestürzung hervor.

»Nicht ganz, hochzuverehrender Fürst!« antwortete Lebedjew unüberhörbar hämisch, »ich wollte ihn schon Ihnen aushändigen, Ihnen, in Ihre eigenen Hände, um dienstbar zu sein ... zog es aber vor, mich dort gefällig zu erweisen und vor der vornehmsten aller Mütter sämtliches ausbreiten ... Zumal ich sie schon früher durch einen Brief, einen anonymen Brief, diesbezüglich unterrichtet hatte ... Und als ich nun vorhin auf einem Stück Papier die Bitte aufsetzte, empfangen zu werden, gewissermaßen einleitend, um acht Uhr und zwanzig Minuten, da unterzeichnete ich wiederum: ›Ihr geheimer Korrespondent‹ wurde umgehend vorgelassen, augenblicklich, sogar eiligst und schleunigst, durch den Hintereingang ... zu der vornehmsten aller Mütter.«

»Und? ...«

»Weiterhin folgte bereits Bekanntes, sie wurde tatsächlich, das heißt, ein klein, klein bißchen, so, daß man es sogar für eine vollendete Tatsache halten kann, für eine Tracht Prügel. Und den Brief schmiß sie mir vor die Füße. Um der Wahrheit willen muß gesagt werden, daß sie ihn zunächst behalten wollte – ich sah's, ich hab's gemerkt –, dann aber überlegte sie es sich anders und schmiß ihn mir vor die Füße: ›Wenn man dir, so einem, den Brief anvertraut hat, um ihn weiterzugeben, dann mußt du ihn weitergeben ...‹ Sogar gekränkt

war sie. Wenn sie sich nicht einmal vor mir genierte, so etwas zu sagen, dann war sie bestimmt gekränkt. Die Dame sind aufbrausend!«

»Wo ist der Brief jetzt?«

»Immer noch bei mir, bitte schön.«

Und er reichte dem Fürsten den Brief Aglajas an Gawrila Ardalionowitsch, den dieser triumphierend, am selben Vormittag, zwei Stunden später, seiner Schwester zeigen sollte.

»Dieser Brief darf nicht bei Ihnen bleiben.«

»Ihnen, Ihnen! Ihnen überreiche ich ihn«, stimmte Lebedjew emphatisch zu, »jetzt bin ich wieder der Ihre, ganz der Ihre, vom Kopf bis zum Herzen, Ihr Diener, nach flüchtiger Untreue! Straft das Herz, schont den Bart, um mit Thomas Morus zu sprechen ... in England und in Britannia. Mea culpa, mea culpa, wie die römische Papa sagt ... das heißt, der römische Papa, aber ich nenne ihn: ›die römische Papa‹.«

»Dieser Brief muß sofort besorgt werden«, sagte der Fürst ungeduldig, »ich werde ihn selbst weitergeben.«

»Aber wäre es nicht besser, wäre es nicht besser, tugendhaftester Fürst, wäre es nicht besser ... sssst!«

Lebedjew schnitt eine sonderbare, rührselige Grimasse; er rutschte heftig auf seinem Stuhl hin und her, wie von einer Nadel gestochen, zwinkerte dem Fürsten listig zu, wobei er immer wieder mit den Händen etwas andeutete.

»Was soll das heißen?« fragte der Fürst drohend.

»Man sollte ihn prophylaktisch ...«, flüsterte Lebedjew schmeichelnd und gleichsam vertraulich.

Der Fürst sprang in solchem Zorn auf, daß Lebedjew die Flucht ergriff; aber an der Tür hielt er an und wartete, ob man nicht Gnade walten ließe.

»Ach, Lebedjew, wie kann man nur so tief, so haltlos sinken, wie Sie gesunken sind?« rief der Fürst bekümmert.

Lebedjews Mienen hellten sich auf.

»Tief, tief gesunken«, mit diesen Worten kehrte er sofort um, mit Tränen in den Augen, und schlug sich an die Brust.

»Das ist doch abscheulich!«

»Das ist es, abscheulich! Das Wort!«

»Und was ist das für eine Art, sich so ... so sonderbar zu verhalten? Sie sind doch ... Sie sind einfach ein Spion! Warum haben Sie anonyme Briefe geschrieben und diese wahrlich vornehme und gütige Frau ... belästigt? Und warum soll Aglaja Iwanowna schließlich nicht das Recht haben zu schreiben, an wen immer sie wünscht? Sind Sie etwa heute morgen hingegangen, um Klage zu führen? Was haben Sie sich davon versprochen? Was hat Sie veranlaßt zu denunzieren?«

»Einzig und allein lustvolle Neugier und ... die Dienstwilligkeit einer edlen Seele, jawohl!« flüsterte Lebedjew. »Jetzt aber bin ich wieder ganz der Ihre, wieder und ungeteilt! Und wenn Sie mich aufknüpfen lassen!«

»Sind Sie so, wie Sie jetzt dastehen, auch vor Lisaweta Prokofjewna erschienen?« erkundigte sich der Fürst widerwillig.

»Nein ..., wenn's beliebt ... frischer ... und sogar anständiger; erst nach der Demütigung habe ich ... diesen Zustand erreicht.«

»Genug davon, lassen Sie mich allein.«

Diese Bitte mußte allerdings noch einige Male wiederholt werden, ehe der Besucher endlich bereit war zu gehen. Auch als er die Tür weit aufgerissen hatte, kehrte er wieder um, ging auf Zehenspitzen bis in die Mitte des Zimmers und begann von neuem, mit seinen Händen Zeichen zu machen, wie ein Brief erbrochen wird; er getraute sich nicht, seine Empfehlung in Worte zu kleiden; darauf ging er hinaus, mit stilem und freundlichem Lächeln.

All dies zu erfahren war außerordentlich bedrückend. All dies wurde von der wichtigsten und außerordentlichen Tat sache überragt: Aglaja befand sich aus irgendeinem Grunde in großer Unruhe, in großer Unentschlossenheit, in großer Pein („vor Eifersucht“, flüsterte der Fürst vor sich hin). Es

war ebenfalls zu erkennen, daß sie zweifellos auch unter den Einfluß von unguten Menschen geraten war und, was sehr merkwürdig war, ihnen vertraute. Gewiß reisten in diesem unerfahrenen, aber feurigen und stolzen Köpfchen irgendwelche besonderen Pläne, vielleicht verhängnisvolle und ... ganz und gar unmögliche. Der Fürst war außerordentlich erschrocken und wußte in seiner Verwirrung nicht, wozu er sich entschließen sollte. Irgend etwas mußte verhindert werden, das fühlte er. Er warf noch einmal einen Blick auf das versiegelte Kuvert: Oh, hier gab es für ihn keine Zweifel und keine Sorgen, weil er glaubte; das Besorgniserregende an diesem Brief war etwas anderes: Gawrla Ardalionowitsch glaubte er nicht. Und trotzdem entschloß er sich, ihm diesen Brief zu überbringen, persönlich, und verließ mit dieser Absicht das Haus, aber unterwegs überlegte er es sich anders. Fast vor dem Haus Ptizyns kam ihm wie gerufen Kolja entgegen, und ihn beauftragte er, den Brief seinem Bruder auszuhändigen, als käme er direkt von Aglaja Iwanowna. Kolja stellte keine weiteren Fragen und führte den Auftrag aus, so daß Ganja nicht im geringsten ahnte, wie viele Stationen dieser Brief durchlaufen hatte. Als der Fürst wieder zu Hause war, bat er Wera Lukjanowa zu sich, erzählte ihr das Notwendige und beruhigte sie, denn sie hatte bis zuletzt den Brief gesucht und geweint. Sie war entsetzt, als sie hörte, daß ihr Vater den Brief an sich genommen hatte. (Später sollte der Fürst von ihr erfahren, daß sie Rogoschin und Aglaja insgeheim behilflich gewesen war, ohne auch nur zu ahnen, daß dies dem Fürsten irgendwie schaden könnte ...)

Der Fürst geriet schließlich in eine solche Unruhe, daß er zwei Stunden später, als ein Bote von Kolja mit der Nachricht von der Erkrankung seines Vaters gelaufen kam, im ersten Augenblick nur mit Mühe begreifen konnte, worum es sich handelte. Aber gerade dieser Zwischenfall, der ihn sehr ablenkte, brachte ihn wieder zu sich. Er blieb bei Nina Alexandrowna (wohin man den Kranken selbstverständlich

gebracht hatte) fast bis zum Abend. Er war wenig hilfreich, aber es gibt Menschen, die man in kritischen Augenblicken aus irgendeinem Grunde gern in der Nähe sieht. Kolja war zutiefst getroffen, weinte hysterisch, war jedoch die ganze Zeit rastlos tätig: Er lief nach einem Arzt und brachte gleich drei mit, er lief in die Apotheke und zum Bader. Das Leben kehrte in den General zurück, nicht aber das Bewußtsein. Die Ärzte gaben zu verstehen, daß sich »der Patient in jedem Fall noch nicht außer Lebensgefahr« befände. Warja und Nina Alexandrowna wichen nicht vom Krankenlager; Ganja war verlegen und erschüttert, weigerte sich aber hinaufzukommen und fürchtete sich sogar, vor den Kranken zu treten; er rang die Hände, und in einem verwirrten Gespräch mit dem Fürsten äußerte er: »Ein solches Unglück, und ausgerechnet in einem solchen Moment!« Der Fürst glaubte zu wissen, was für einen »Moment« Ganja meinte. Ippolit traf der Fürst bei Ptizyn nicht mehr an. Gegen Abend eilte auch Lebedjew herbei, der nach der morgendlichen »Erklärung« bis jetzt, ohne aufzuwachen, geschlafen hatte. Jetzt war er beinahe nüchtern und vergoß über dem Kranken echte Tränen wie über einem leiblichen Bruder. Er klagte sich laut an, ohne jedoch zu erklären, wofür, und ließ Nina Alexandrowna keine Ruhe, indem er jeden Augenblick beteuerte, daß »er, er allein die Ursache sei, und kein anderer als er ... einzig aus prickelnder Neugier, und daß der ›Entschlafene‹ (so nannte er hartnäckig aus irgendeinem Grunde den noch lebenden General) sogar der genialste Mensch wäre!« Er bestand mit ganz besonderem Ernst auf dieser Genialität, als ob sie im Augenblick von außerordentlicher Bedeutung wäre. Nina Alexandrowna sagte ihm schließlich, als sie seine aufrichtigen Tränen gewahrte, ohne jeden Vorwurf und sogar beinahe herzlich: »Schon gut, Gott sei mit Ihnen! Schon gut, weinen Sie nicht! Schon gut, der Herr wird Ihnen vergeben!« Lebedjew war von diesen Worten und ihrem Ton so getroffen, daß er den ganzen Abend keinen Schritt von Nina Ale-

xandrownas Seite weichen wollte (auch alle folgenden Tage, bis zum Tode des Generals, verbrachte er fast von früh bis spät in ihrem Hause). Im Laufe des Tages meldete sich bei Nina Alexandrowna ein Bote von Lisaweta Prokofjewna, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, und als der Fürst abends um neun Uhr den Salon der Jepantschins betrat, in dem sich die Gäste bereits versammelt hatten, fragte Lisaweta Prokofjewna sogleich nach dem Kranken, voller Teilnahme und eingehend, und beantwortete die Frage der Belokonskaja: »Wer ist der Kranke und wer ist Nina Alexandrowna?« sehr würdevoll. Dem Fürsten gefiel dies ungemein. Er selbst drückte sich im Gespräch mit Lisaweta Prokofjewna »ausgezeichnet« aus, wie Aglajas Schwestern später sagen sollten; »bescheiden, ruhig, ohne überflüssige Worte, ohne Gesten, mit Würde; er trat in vorzüglicher Haltung ein; war tadellos gekleidet« und »fiel« auf dem ebenen Boden nicht nur nicht »hin«, wie er tags zuvor befürchtet hatte, sondern machte auf alle Anwesenden sogar einen sichtlich gewinnenden Eindruck.

Nachdem er Platz genommen und sich umgesehen hatte, bemerkte er seinerseits sogleich, daß die hier versammelte Gesellschaft nicht im geringsten den Gespenstern ähnelte, mit denen Aglaja ihn gestern so erschreckt hatte, und ebenso wenig seinen nächtlichen Alpträumen. Zum ersten Mal in seinem Leben öffnete sich seinem Blick ein Eckchen dessen, was mit dem furchteinflößenden Wort die »große Welt« bezeichnet wird. Schon lange dürstete er danach, infolge gewisser besonderer Absichten, Überlegungen und Neigungen, in diesen verwunschenen Menschenkreis einzudringen, und maß deshalb seinem ersten Eindruck den höchsten Wert bei. Dieser erste Eindruck schlug ihn sogar in Bann. Sogleich und plötzlich schien es ihm, daß alle diese Menschen nur dazu geboren wären, um immer zusammen zu sein; daß die Jepantschins an diesem Abend keine »Abendgesellschaft« gäben und keine Gäste geladen hätten, sondern daß sie alle

»zur Familie« gehörten und er selbst, schon seit unvordenklichen Zeiten ihr ergebener Freund und Gesinnungsgenosse, nach kürzlich überstandener Trennung zu ihnen zurückgekehrt wäre. Der Charme der guten Manieren, der Einfachheit und scheinbaren Offenherzigkeit war nahezu bezauernd. Er kam überhaupt nicht auf den Gedanken, daß all diese Aufrichtigkeit und Vornehmheit, der Witz und das Gefühl eigener Würde vielleicht nichts anderes als ein Produkt hervorragendster Dressur wäre. Die Mehrzahl der Gäste bestand sogar, ungeachtet ihres imponierenden Äußeren, aus ziemlichen Hohlköpfen, die sich selbst übrigens nicht darüber im klaren waren, vor lauter Selbstzufriedenheit, daß das Gute an ihnen – nichts als Dressur war, das sie sich nicht einmal zum Verdienst anrechnen konnten, weil sie es unbewußt und als Erbe übernommen hatten. Dem Charme seines ersten reizvollen Eindrucks erlegen, mochte der Fürst derlei nicht einmal vermuten. Er sah zum Beispiel, daß dieser betagte Herr, dieser bedeutende Würdenträger, der den Jahren nach sein Großvater sein konnte, sogar ein Gespräch zu unterbrechen bereit war, um ihm, einem so jungen und unerfahrenen Menschen, nicht nur zuzuhören, sondern seiner Meinung beizupflichten, warmherzig, mit aufrichtigem Wohlwollen, obwohl sie doch einander fremd und heute zum ersten Mal zusammengetroffen waren. Vielleicht übte gerade diese Distinktion auf die glühende Empfänglichkeit des Fürsten die meiste Wirkung aus. Vielleicht war er von vornherein viel zu sehr auf einen positiven Eindruck eingestellt und erlag sogar seinen Erwartungen.

Indessen waren alle diese Menschen – wenn sie auch »Freunde« des Hauses und untereinander waren – keineswegs solche Freunde des Hauses oder untereinander, wie sie der Fürst einschätzte, als er ihnen vorgestellt und mit ihnen bekannt gemacht wurde. Unter ihnen gab es Menschen, die niemals und um keinen Preis die Jepantschins auch nur an nähernd als ihresgleichen anerkannt hätten. Unter ihnen gab

es Menschen, die einander glühend haßten; die alte Belokonskaja hatte ihr Leben lang die Gattin des »betagten Würdenträgers« »verachtet«, während diese ihrerseits für Lisaweta Prokofjewna alles andere als Zuneigung empfand. Der »Würdenträger«, ihr Gatte, der aus irgendeinem Grunde die Jepantschins seit ihrer Jugend protegiert hatte und heute gleichsam präsidierte, war in Iwan Fjodorowitschs Augen eine dermaßen gewichtige Persönlichkeit, daß er in seiner Gegenwart nichts als Ehrfurcht und Scheu empfinden konnte und sich selbst sogar aus tiefster Überzeugung verachtet hätte, wenn er ihn auch nur einen Augenblick lang als seinesgleichen und nicht für den Olympischen Jupiter gehalten hätte. Da waren Menschen, die einander jahrelang nicht begegnet waren und füreinander nichts empfanden, außer höchstens Gleichgültigkeit, wenn nicht Widerwillen, und die einander jetzt so begegneten, als hätten sie sich erst gestern im freundschaftlichen und angenehmen Kreise getroffen. Übrigens war die Gesellschaft nicht sonderlich zahlreich. Außer der Belokonskaja und dem »betagten Würdenträger«, einer wirklich bedeutenden Persönlichkeit, und dessen Gattin waren anwesend: erstens, ein höchst imposanter Militär, ein General, Baron oder Graf mit deutschem Namen – äußerst schweigsam, im Ruf einer erstaunlichen Kenntnis sämtlicher Regierungsangelegenheiten und sogar beinahe im Ruf großer Gelehrsamkeit, einer jener Olympier der Administration, die alles kennen, »außer Rußland selbst«, ein Mann, der alle fünf Jahre einen einzigen, »durch seine Tiefe bedeuten den Ausspruch« vernehmen ließ, einen Ausspruch freilich, der unbedingt sprichwörtlich und sogar in allerhöchsten Kreisen bekannt zu werden pflegte; einer jener hohen Beamten, die nach einer in der Regel langen (sogar bis zur Auffälligkeit langen) Dienstzeit in Rang und Würden sterben, in hoher Stellung und mit großem Vermögen, wenn auch ohne große Taten und sogar mit einer gewissen Antipathie gegen große Taten. Dieser General, der unmittelbare Dienstvorge-

setzte von Iwan Fjodorowitsch, wurde von ihm mit aller Glut eines dankbaren Herzens und sogar aus ganz speziellem Ehrgeiz ebenfalls für seinen Wohltäter gehalten, fühlte sich selbst jedoch keineswegs dazu veranlaßt, sich für einen Wohltäter Iwan Fjodorowitschs zu halten, bewahrte ihm gegenüber größte Gelassenheit, obwohl er gern dessen verschiedenartige Gefälligkeiten entgegennahm, und hätte ihn sofort durch irgendeinen anderen Beamten ersetzt, wenn gewisse Erwägungen, sogar nicht unbedingt höhere, es erforderlich gemacht hätten. Da war ein Grandseigneur anwesend, schon in Jahren und angeblich mit Lisaweta Prokofjewna sogar verwandt, was keineswegs zutraf; ein Mann von Rang und Würden, ein Mann mit Vermögen und aus alter Familie, korpulent und von bester Gesundheit, eloquent und sogar in dem Ruf eines kritischen (wenn auch, wie sich versteht, in des Wortes legitimster Bedeutung), sogar eines galligen Geistes (aber auch das war an ihm angenehm), mit den Allüren englischer Aristokraten und englischem Geschmack (betreffend blutiges Roastbeef, Pferdegeschirr, Lakaien und so weiter). Er war ein enger Freund des »Würdenträgers« und konnte ihn gut unterhalten, außerdem hegte Lisaweta Prokofjewna unerklärlicherweise die absonderliche Vorstellung, dieser bejahrte Herr (ein wenig leichtsinnig und dem schönen Geschlecht nicht abgeneigt) könnte plötzlich auf die Idee kommen, Alexandra mit einem Heiratsantrag zu beglücken. Dieser höchsten und ehrwürdigen Schicht der versammelten Gesellschaft folgte die Schicht der jüngeren, jedoch durch nicht minder glänzende Eigenschaften ausgezeichneten Gäste. Außer dem Fürsten Sch. und Jewgenij Pawlowitsch gehörte zu dieser Schicht der allgemein bekannte bezaubernde Fürst N., ehemals Verführer und Eroberer der Frauenherzen in ganz Europa, inzwischen ein Mann von etwa fünfundvierzig, eine immer noch hinreißende Erscheinung, ein bewunderswürdiger Erzähler, mit einem allerdings leicht zerrütteten Vermögen und der Gewohnheit, sein

Leben vorwiegend im Ausland zu verbringen. Da waren schließlich auch Menschen zugegen, gleichsam eine dritte, ganz besondere Schicht, die an sich keineswegs in den »Bannkreis« der Gesellschaft gehörten, die aber (wie auch die Jepantschins) aus irgendeinem Grunde dann und wann in diesem »Bannkreise« anzutreffen waren. Aus einem Taktgefühl, das sie sich zur Regel gemacht hatten, mischten die Jepantschins bei den seltenen Einladungen in ihrem Hause besonders gern Menschen aus der niedrigeren Schicht, ausgewählte Vertreter des »mittleren Standes« unter die höhere Gesellschaft. Die Jepantschins wurden dafür sogar gelobt, es wurde ihnen bescheinigt, daß sie ihren Platz kannten und Menschen mit Takt seien, und die Jepantschins waren stolz auf diese Meinung. Ein Repräsentant dieses mittleren Standes war an diesem Abend ein Techniker im Rang eines Obersten, ein ziemlich naher Freund des Fürsten Sch., der ihn auch bei den Jepantschins eingeführt hatte, ein in Gesellschaft schweigsamer, ernster Mann mit einem großen und auffälligen Ring an dem kräftigen Zeigefinger der rechten Hand, vermutlich eine Auszeichnung von höchster Stelle. Da war, schließlich, sogar ein Literat zugegen, ein Dichter deutscher Abstammung, aber russischer Poet, noch dazu mit höchst anständigen Manieren, so daß er bedenkenlos in die gute Gesellschaft eingeführt werden konnte: Er erfreute sich eines glücklichen Äußeren, wenn es auch irgendwie ein bißchen abstoßend wirkte, zählte achtunddreißig Jahre, kleidete sich tadellos, gehörte einer deutschen, zwar im höchsten Grade bürgerlichen, aber in ebendemselben Grade ehrbaren Familie an; besaß das Talent, die verschiedensten Gelegenheiten wahrzunehmen, um die Protektion hochgestellter Personen zu erlangen und sich deren Wohlwollen auf lange Zeit zu erhalten. Einst hatte er ein sehr bedeutendes Werk eines sehr bedeutenden deutschen Dichters aus dem Deutschen übersetzt, hatte es fertiggebracht, seiner Übersetzung eine gereimte Widmung an die richtige Adresse voranzustel-

len, hatte es verstanden, sich der Freundschaft eines illustren, aber bereits verstorbenen russischen Dichters zu rühmen (es gibt eine ganze Schicht von Schriftstellern, die in Publikationen sich mit Vorliebe der Freundschaft großer, aber bereits verstorbener Schriftsteller erinnern), und war bei den Jepantschins erst unlängst von der Gattin des »betagten Würdenträgers« eingeführt worden. Dieser Dame eilte der Ruf einer Schutzpatronin der Literaten und Gelehrten voraus, und sie hatte in der Tat einem oder zwei Schriftstellern sogar eine Pension erwirkt, dank der Vermittlung hochgestellter Persönlichkeiten, bei denen sie sich einer bestimmten Wertschätzung erfreute. Und diese bestimmte Wertschätzung stand außer Zweifel. Die Dame war etwa fünfundvierzig (folglich eine recht junge Ehefrau für ihren betagten Gatten), eine einstige Schönheit, die sich immer noch gern aus einer Manie, der viele fünfundvierzigjährige Damen erliegen, viel zu prächtig kleidete; sie war nicht sonderlich klug, und ihre Kenntnisse der Literatur waren mehr als zweifelhaft; aber die Protektion, die sie Literaten angedeihen ließ, war bei ihr eine ebensolche Manie wie diejenige, sich prächtig zu kleiden. Viele Werke und Übersetzungen waren ihr gewidmet; zwei, drei Schriftsteller hatten mit ihrer Genehmigung ihre an sie gerichteten Briefe über höchst bedeutende Gegenstände veröffentlicht ... Und eben diese Gesellschaft nahm der Fürst fürbare Münze, für pures Gold, unvermischt. Allerdings waren alle diese Menschen ausgerechnet an diesem Abend auch in der allglücklichsten Stimmung und mit sich selbst höchst zufrieden. Ausnahmslos alle waren sich dessen bewußt, daß sie den Jepantschins durch ihr Erscheinen eine große Ehre erwiesen. Aber der Fürst ahnte – leider! – nichts von derlei Feinheiten. Er ahnte zum Beispiel nicht, daß die Jepantschins, im Hinblick auf einen so wichtigen Schritt wie die Entscheidung über das Schicksal ihrer Tochter, es niemals gewagt hätten, ihn, den Fürsten Lew Nikolajewitsch, dem betagten Würdenträger, dem erklärten Gönner der Familie, vorzuent-

halten. Und der betagte Würdenträger – der für sein Teil sogar die Nachricht über einen schrecklichen Unglücksfall in ihrer Familie ungerührt aufgenommen hätte – wäre unweigerlich gekränkt gewesen, wenn die Jepantschins ihre Tochter ohne seinen Rat und sozusagen ohne seine Einwilligung verlobt hätten. Fürst N., dieser reizende, dieser zweifellos witzige und so redliche Mensch, war im höchsten Grade davon überzeugt, daß er einer Sonne gleich in dieser Nacht über dem Salon der Jepantschins aufgegangen wäre. Er hielt sie für unendlich tief unter sich stehend, und gerade diese schlichte und erhabene Idee nährte seine bewundernswerte, reizende Ungezwungenheit und Freundlichkeit im Umgang mit diesen Jepantschins. Er wußte sehr wohl, daß er an diesem Abend unbedingt etwas erzählen mußte, um die Gesellschaft zu bezaubern, und stellte sich sogar gewissermaßen inspiriert darauf ein. Nachdem Fürst Lew Nikolajewitsch diese Geschichte später gehört hatte, bekannte er, noch nie etwas gehört zu haben, das sich mit dem funkeln den Humor und der erstaunlichen, im Munde eines solchen Don Juans wie Fürst N. nahezu rührenden Heiterkeit und Naivität messen könnte. Wenn er nur gewußt hätte, wie alt diese Geschichte war, wie verbraucht, wie sorgfältig einstudiert, bereits in sämtlichen Salons abgenutzt und abgedroschen, und daß sie nur bei den unschuldigen Jepantschins immer noch als Novität, als plötzlicher, echter und glänzender Einfall eines glänzenden und ausgezeichneten Menschen gelten konnte! Sogar der deutsche Dichterling, obwohl er sich äußerst liebenswürdig und bescheiden gab, wähnte durch seinen Besuch diesem Hause eine große Ehre zu erweisen. Der Fürst bemerkte nichts von den Hintergründen, er bemerkte nichts von der Kehrseite. Mit diesem Unheil hatte Aglaja überhaupt nicht gerechnet. Sie selbst sah an diesem Abend bewundernswert aus. Alle drei jungen Damen waren festlich, wenn auch ohne allen Prunk gekleidet und sogar irgendwie besonders frisiert. Aglaja saß neben Jewgenij Pawlowitsch, unterhielt sich und scherzte mit

ihm außerordentlich freundschaftlich. Jewgenij Pawlowitsch hielt sich ein wenig gesetzter als sonst, vielleicht auch aus Respekt vor den Würdenträgern. Er war in der großen Welt übrigens schon längst bekannt; er gehörte bereits dazu, obwohl er ein noch junger Mann war. An diesem Abend war er bei den Jepantschins mit einem Trauerband am Hut erschienen, und die Belokonskaja lobte ihn für dieses Trauerband: Ein anderer Neffe aus der großen Welt hätte im gleichen Fall um einen solchen Onkel vielleicht kein Trauerband getragen. Auch Lisaweta Prokofjewna zeigte sich damit zufrieden, im allgemeinen aber wirkte sie irgendwie viel zu besorgt. Der Fürst bemerkte, wie Aglaja ihn ein- oder zweimal aufmerksam ansah und offenbar mit ihm zufrieden war. Allmählich begann er sich furchtbar glücklich zu fühlen. Seinen »phantastischen« Gedanken und Befürchtungen vom Vormittag (nach der Unterhaltung mit Lebedjew) schienen ihm jetzt, wenn sie auch unvermittelt, allerdings häufig, wieder auftauchten, ein unwirklicher, unmögliches und sogar lächerlicher Traum! (Ohnehin war sein erster, wenn auch unbewußter Wunsch und seine Neigung gewesen, am Vormittag und während des ganzen Tages irgend etwas zu unternehmen, um an diesen Traum nicht glauben zu müssen!) Er sprach wenig und nur, wenn er gefragt wurde, verstummte schließlich endgültig, saß einfach da und hörte zu, schwamm aber sichtlich in Wonnen. Nach und nach wuchs in ihm eine Art Begeisterung, die bei der ersten Gelegenheit aufzulodern mußte ... Ins Reden kam er rein zufällig, ebenfalls indem er eine Frage beantwortete und, wie es schien, ohne jede besondere Absicht ...

VII

WÄHREND er voll Entzücken und selbstvergessen Aglaja betrachtete, die vergnügt mit Fürst N. und Jewgenij Pawlo-

witsch sprach, ließ der Grandseigneur, der Anglomane, der in einer anderen Ecke den »betagten Würdenträger« durch lebhafte Erzählungen unterhielt, plötzlich den Namen von Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew fallen. Der Fürst drehte sich rasch nach ihnen um und begann zuzuhören.

Es ging um die gegenwärtigen Zustände und um irgendwelche Unruhen auf den Gütern des ... – Gouvernements. Die Erzählungen des Anglomanen mußten wohl etwas Belustigendes enthalten, denn der alte Herr begann schließlich über dessen galligen Witz zu lachen. Er erzählte ohne zu stocken, wobei er die Worte nörglerisch dehnte und die Vokale launisch betonte, warum er sich gezwungen gesehen hatte – eben durch die gegenwärtigen Zustände –, ein prachtvolles Gut im Gouvernement ... zu verkaufen und sogar unter Wert, obwohl er sich keineswegs in Geldnot befand, gleichzeitig aber ein heruntergewirtschaftetes Gut zu behalten, das nur Verluste einbrachte und mit einem Prozeß belastet war, und sogar draufzuzahlen. »Damit ich einem weiteren Prozeß um den Anteil Pawlistschews entgehe, habe ich Reißaus genommen. Noch eine oder zwei solcher Erbschaften, und ich bin ruiniert. Mir waren dort übrigens dreitausend Desjatinen ausgezeichneten Ackerbodens zugefallen!«

»Hier, hörst du ... Iwan Petrowitsch ist ein Verwandter des seligen Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew ... Du hast doch nach seinen Verwandten gesucht!« sagte halblaut Iwan Fjodorowitsch, der plötzlich neben dem Fürsten auftauchte, nachdem er dessen außerordentliche Aufmerksamkeit bemerkt hatte. Bis jetzt hatte er seinen Vorgesetzten, den General, unterhalten, war aber schon lange auf die völlige Zurückgezogenheit Lew Nikolajewitschs aufmerksam geworden und hatte sie beunruhigend gefunden; er wollte ihn in die allgemeine Unterhaltung einbeziehen und auf diese Weise zum zweiten Mal den »hohen Persönlichkeiten« vorführen und empfehlen.

»Lew Nikolajewitsch, ein Zögling Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschews, nach dem Tod seiner Eltern«, erklärte er, als er Iwan Petrowitschs Blick begegnete.

»Sehr angenehm«, bemerkte dieser, »ich erinnere mich sogar sehr genau. Vorhin, als Iwan Fjodorowitsch uns einander vorstellte, habe ich Sie sofort erkannt, schon an Ihrem Äußeren. Sie haben sich wirklich sehr wenig verändert, obgleich ich Sie zuletzt als Kind gesehen habe, Sie waren damals zehn oder elf. In ihren Zügen liegt etwas, das mich erinnert an ...«

»Sie haben mich als Kind gesehen?« fragte der Fürst irgendwie merkwürdig erstaunt.

»Oh, das ist schon lange her«, fuhr Iwan Petrowitsch fort, »in Slatowerchowo, wo Sie damals bei meinen Cousinen lebten. Ich war früher ziemlich oft in Slatowerchowo – erinnern Sie sich nicht an mich? Sehr gut möglich, daß Sie sich nicht an mich erinnern ... Sie waren damals ... Sie litten damals an irgendeiner Krankheit, so daß ich sogar einmal befremdet war ...«

»Ich weiß nichts mehr!« bestätigte der Fürst eifrig.

Nach einigen erklärenden Worten, äußerst gelassenen von Seiten Iwan Petrowitschs und erstaunlich erregten von Seiten des Fürsten, stellte sich heraus, daß die beiden ältesten Damen, alte Jungfern, Verwandte des seligen Pawlistschew, die auf seinem Gut Slatowerchowo wohnten und den kleinen Fürsten großziehen sollten, ihrerseits Cousinen Iwan Petrowitschs waren. Iwan Petrowitsch war, wie alle anderen auch, kaum in der Lage, irgendwelche Gründe anzugeben, warum Pawlistschew um den kleinen Fürsten, seinen Pflegesohn, so besorgt gewesen war. »Es fiel mir damals gar nicht ein, mich darum zu kümmern«, aber es stellte sich doch heraus, daß sein Gedächtnis ausgezeichnet war, weil er sich sogar daran erinnern konnte, wie streng die älteste Cousine, Marfa Nikitischna, den kleinen Zögling behandelt hatte, »und zwar so, daß ich mich einmal mit ihr wegen des Erziehungssystems überwarf, Ihretwegen, denn immer Ruten und Ruten

für ein krankes Kind – das war doch ... Sie müssen doch selbst zugeben« ... und wie liebevoll dagegen die jüngere Cousine, Natalja Nikitischna, den armen Jungen behandelt hatte ... »Beide«, erklärte er weiter, »wohnen inzwischen im ...-Gouvernement (ich kann nur nicht sagen, ob sie noch leben), wo sie von Pawlistschew ein durchaus anständiges Gütchen geerbt hatten. Marfa Nikitischna hatte, glaube ich, vor, ins Kloster zu gehen; aber dafür möchte ich mich nicht verbürgen; vielleicht war es jemand anderes ... ach nein, das hat man mir neulich von einer Arztfrau erzählt ...«

Der Fürst hörte zu, mit Augen, die vor Begeisterung und Rührung glänzten. Mit merkwürdigem Eifer erklärte er seinerseits, daß er es sich nie verzeihen werde, in den sechs Monaten seiner Reise durch die zentralen Gouvernements keine Gelegenheit gefunden zu haben, nach seinen einstigen Erzieherinnen zu forschen und sie zu besuchen. »Er habe sich täglich vorgenommen, dorthin zu reisen, und sei jedesmal durch irgendwelche Umstände davon abgehalten worden ... aber jetzt schwöre er ... unbedingt ... sogar in das ...-Gouvernement. Sie kannten also Nastassja Nikitischna? Was für eine schöne, was für eine heilige Seele! Aber auch Marfa Nikitischna ... ich bitte um Verzeihung, aber ich glaube, Sie täuschen sich über Marfa Nikitischna! Gewiß, sie war streng, aber ... wie sollte sie nicht die Geduld verlieren ... mit einem solchen Idioten, wie ich damals einer war! (Hi-hi!) Denn damals war ich ein richtiger Idiot, Sie werden es mir kaum glauben! (Ha-ha!) Freilich ... freilich, Sie haben mich damals gesehen und ... Aber wie kommt es, daß ich mich nicht an Sie erinnere? Können Sie mir das sagen? Sie sind also ... Ach, mein Gott, dann sind Sie also tatsächlich mit Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew verwandt?«

»Ich ver-si-chere es Ihnen.« Iwan Petrowitsch lächelte und betrachtete den Fürsten eingehend.

»Oh, ich habe es nicht deshalb gesagt, weil ich ... daran zweifelte ... und überhaupt, kann man überhaupt daran zwei-

feln? (He-he!) Auch nur im mindesten? ... Das heißtt, sogar im allermindestenü (He-he!) Ich habe es deshalb gesagt, weil der selige Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew ein so wunderbarer Mensch war! Ein großherziger Mensch, wirklich, ich versichere es Ihnen!«

Der Fürst geriet nicht eigentlich in Atemnot, sondern er »verschluckte sich an seinem schönen Herzen«, wie sich am nächsten Morgen Adelaida in einem Gespräch mit ihrem Bräutigam, Fürst Sch., ausdrückte.

»Ach, du lieber Gott«, meinte Iwan Petrowitsch lachend, »warum kann ich nicht ein Verwandter sogar eines großherzigen Menschen sein?«

»O Gott!« rief der Fürst beschämt, sich überstürzend in wachsender Erregung. »Ich ... ich habe wieder eine Dummheit gesagt, aber ... das mußte ja so sein, weil ich ... ich ... ich ... ich ... auch das gehört nicht hierher! Und geht es jetzt überhaupt noch um mich, ich bitte Sie, angesichts solcher Perspektiven ... angesichts solcher gewaltiger Perspektiven! Und im Vergleich mit einem solch großherzigen Menschen – denn er war doch der großherzigste Mensch, nicht wahr? Nicht wahr?«

Der Fürst zitterte sogar am ganzen Leib. Warum er sich plötzlich so erregte, warum eine solche Ergriffenheit und Begeisterung sich seiner bemächtigten, ohne jeden ersichtlichen Grund und offenkundig in keinem Verhältnis zu dem Gesprächsthema – das war schwer zu beantworten. Er war eben in einer solchen Stimmung und empfand in diesem Augenblick sogar die heißeste, innigste Dankbarkeit – gegen wen auch immer und wofür auch immer, vielleicht auch gegen Iwan Petrowitsch, aber auch gegen so gut wie alle Gäste. Er schwamm in Seligkeit, aber es war der »Seligkeit« zuviel. Iwan Petrowitsch begann ihn nun wesentlich aufmerksamer zu beobachten; auch der »betagte Würdenträger« betrachtete ihn inzwischen sehr aufmerksam. Die Belokonskaja richtete einen zornigen Blick auf den Fürsten und

kniff die Lippen zusammen. Fürst N., Jewgenij Pawlowitsch, Fürst Sch., die jungen Damen – alle brachen die Unterhaltung ab und hörten zu. Aglaja erschrak, wie es schien, Lisa-weta Prokofjewna aber bekam es einfach mit der Angst zu tun. Auch sie waren sonderbar, die Töchter und ihre maman: Sie hatten angenommen und entschieden, daß es für den Fürsten besser wäre, den ganzen Abend zu schweigen; aber kaum sahen sie ihn in der Ecke dasitzen, völlig zurückgezogen und mit seinem Los uneingeschränkt zufrieden, als sie sogleich unruhig wurden. Alexandra wollte schon zu ihm gehen, quer durch den Raum, und sich unauffällig diesem Kreis anschließen, das heißt, dem Kreis des Fürsten N. an der Seite der Belokonskaja. Aber kaum hatte der Fürst von sich aus begonnen zu sprechen, als ihre Unruhe noch größer wurde.

»Ein ganz wunderbarer Mensch, da haben Sie recht«, sagte Iwan Petrowitsch mit Nachdruck und schon ohne zu lächeln, »doch, doch ... ein hervorragender Mensch! Hervorragend und würdig!« fügte er nach kurzem Schweigen hinzu. »Würdig, könnte man sogar sagen, uneingeschränkter Verehrung«, fügte er abermals mit größerem Nachdruck nach einer dritten Pause hinzu, »sehr angenehm, sogar von Ihrer Seite ...«

»War es nicht dieser Pawlistschew, dem die Geschichte ... die sonderbare Geschichte ... mit einem Abbé ... dem Abbé ... Ich habe vergessen, welcher Abbé es war, aber damals war sie in aller Munde«, sprach der »Würdenträger«, bemüht, sich an etwas zu erinnern.

»Mit dem Abbé Gouraud, einem Jesuiten«, ergänzte Iwan Petrowitsch, »jawohl, das sind unsere hervorragenden und verehrungswürdigen Menschen! Immerhin ein Mann von altem Adel, mit Vermögen, Kammerherr, und wenn er ... weiter gedient hätte, dann ... Und plötzlich quittiert er den Dienst und gibt alles auf, um zu konvertieren und in den Jesuitenorden einzutreten. Und das beinahe öffentlich, wie

verzückt! Wirklich, er starb im richtigen Moment ... jawohl; damals meinten alle ...«

Der Fürst war wie außer sich.

»Pawlistschew ... Pawlistschew konvertierte? Das kann nicht sein!« rief er entsetzt.

»Ich bitte Sie, wieso ›kann das nicht sein?« fragte Iwan Petrowitsch herablassend. »Ist das nicht zuviel gesagt, mein lieber Fürst, Sie werden selbst zugeben, daß ... Freilich, Sie schätzen den Verstorbenen sehr hoch ... wirklich, den gütigsten Menschen, darauf führe ich ja auch im wesentlichen den Erfolg dieses alten Fuchses Gouraud zurück. Aber Sie sollten mich fragen, mich, wieviel Scherereien und Umstände ich anschließend in dieser Angelegenheit hatte ... und zwar speziell mit eben diesem Gouraud! Stellen Sie sich vor«, wandte er sich plötzlich an den betagten Würdenträger, »die wollten sogar das Testament anfechten, und ich sah mich gezwungen, die aller-allerenergischsten Maßnahmen zu ergreifen, um ... um sie zur Raison zu bringen ... diese großen Meister ihres Fachs! Er-stau-aunlich! Aber alles spielte sich in Moskau ab, Gott sei Dank, ich sprach beim Grafen vor, und wir haben sie ... zur Raison gebracht ...«

»Sie werden es nicht glauben, wie traurig Sie mich gemacht haben, wie bestürzt!« rief der Fürst aus.

»Bedaure; aber eigentlich ist es nicht der Rede wert, und es wäre auch nicht der Rede wert gewesen, wie stets, ich bin davon überzeugt. Letzten Sommer«, wandte er sich wieder an den betagten Würdenträger, »ist Gräfin K. ebenfalls, wie man hört, im Ausland in ein katholisches Kloster eingetreten; unsreins kann irgendwie nicht standhalten, wenn wir diesen Intriganten in die Hände fallen ... besonders im Ausland.«

»Das kommt alles von unserer ... ich denke ... Erschlafung«, nuschelte der betagte Würdenträger mit Autorität, »natürlich, die haben bei ihren Predigten auch eine ... eine sehr elegante Manier, sehr eigen ... können auch einschüchtern. Mich haben sie auch, im Jahre zweunddreißig, in

Wien, ziemlich eingeschüchtert, glauben Sie mir; aber ich habe mich nicht unterkriegen lassen und bin ihnen entwischt, ha-ha!«

»Ich habe gehört, daß du, Verehrtester, damals mit der schönen Gräfin Lewizkaja aus Wien nach Paris entwischt bist, keineswegs vor einem Jesuiten, und deinen Posten verlassen hast«, warf plötzlich die Belokonskaja ein.

»Aber einen Jesuiten gab es auch, man sage, was man will, also doch einem Jesuiten!« widersprach der betagte Würdenträger und schmunzelte bei der angenehmen Erinnerung. »Sie scheinen sehr religiös zu sein. Das trifft man heute unter jungen Menschen selten«, wandte er sich an Fürst Lew Nikolajewitsch, der mit offenem Mund zuhörte und immer noch verblüfft war; er hatte offenbar den Wunsch, den Fürsten näher kennenzulernen; nun hatte er Gründe, sich für ihn zu interessieren.

»Pawlistschew war ein heller Geist und ein Christ, ein wahrer Christ«, sagte der Fürst plötzlich, »wie konnte er sich einem Glauben unterwerfen ... der unchristlich ist? Der Katholizismus ist so gut wie eine unchristliche Religion!« fügte er plötzlich hinzu und ließ seinen funkeln den Blick im Kreise wandern, irgendwie unbestimmt, ohne einen einzelnen zu fixieren.

»Na, das ist des Guten denn doch zu viel«, murmelte der betagte Würdenträger und warf Iwan Fjodorowitsch einen erstaunten Blick zu.

»Der Katholizismus soll eine unchristliche Religion sein?« Iwan Petrowitsch wandte sich auf seinem Stuhl um. »Was für eine denn?«

»Keine christliche, das erstens!« begann der Fürst äußerst erregt und über Gebühr scharf. »Das erstens, zweitens: Der römische Katholizismus ist sogar schlimmer als der Atheismus. Das ist meine Meinung! Jawohl, das ist meine Meinung! Der Atheismus verkündigt nur die Null, der Katholizismus aber geht weiter: Er verkündigt den entstellten

Christus, den er selbst verleugnet und geschändet hat, den Gegen-Christus! Er verkündigt den Antichrist, ich schwöre es Ihnen! Ich versichere es Ihnen! Das ist meine ureigenste Überzeugung, seit langem, und ich leide selbst darunter. Der römische Katholizismus glaubt, daß eine Kirche, die nicht ein mächtiger Weltstaat ist, sich auf dieser Erde nicht wird behaupten können, und ruft: »Non possumus!« Meine Meinung ist, daß der Katholizismus sogar nicht einmal eine Religion, sondern ganz eindeutig die Fortsetzung des Weströmischen Imperiums und daß alles an ihm von dieser Idee beherrscht ist, vom Glauben angefangen. Der Papst hat sich des Erdballs bemächtigt, des irdischen Throns, und das Schwert ergriffen; und seither ist alles so geblieben, nur hat sich zum Schwert die Lüge gesellt, Intrige, Betrug, Fanatismus, Aberglaube, böser Wille, das Spiel mit den heiligsten, echtesten, aufrichtigsten, feurigsten Gefühlen des Volkes und alles, alles wurde gegen Geld, gegen niedrige irdische Macht eingetauscht. Soll das nicht die Lehre des Antichrist sein? Wie konnte aus ihm etwas anderes als der Atheismus hervorgehen? Der Atheismus ist aus ihm hervorgegangen, aus dem römischen Katholizismus selbst! Der Atheismus hat zuerst bei ihnen begonnen: War es ihnen überhaupt möglich, sich selber zu glauben? Der Widerwille gegen sie machte den Atheismus stark. Er ist die Ausgeburt ihrer Verlogenheit und geistigen Ohmacht!

Atheismus! Bei uns haben erst die höheren Stände den Glauben verloren, wie Jewgenij Pawlowitsch es neulich so treffend ausgedrückt hat, die Entwurzelten; aber dort, in Europa, dort beginnen schon gewaltige Massen des Volkes den Glauben zu verlieren – früher aus Unwissenheit und Verlogenheit und jetzt aus Fanatismus, aus Haß gegen die Kirche und das Christentum.«

Der Fürst hielt inne, um Luft zu holen. Er hatte furchtbar schnell gesprochen. Er war blaß und außer Atem. Man warf sich verstohlene Blicke zu; aber der betagte Würdenträger

brach endlich in offenes Lachen aus. Fürst N. zog seine Lorgnette hervor und betrachtete den Fürsten eingehend. Der deutsche Dichterling verließ seine Ecke und suchte einen Platz in der Nähe des Tisches, wobei er unheilverkündend lächelte.

»Sie ü-be-er-trei-ben!« brachte Iwan Petrowitsch hervor, ein wenig gelangweilt und sogar irgendwie verlegen. »Auch die andere Kirche hat Repräsentanten, die höchste Achtung verdienen und voller Tu-ugend sind ...«

»Ich habe nie etwas gegen einzelne Repräsentanten der Kirche gesagt. Ich sprach vom römischen Katholizismus und seinem Wesen, ich spreche von Rom. Die Kirche kann doch nicht völlig verschwinden? Das habe ich nie gesagt!«

»Einverstanden, all das aber ist sattsam bekannt und sogar nicht einmal wert ... und gehört in die Theologie ...«

»O nein, o nein! Nicht nur in die Theologie, ich versichere es Ihnen, nicht nur! Das geht uns viel näher an, als Sie glauben! Darin besteht ja unser Fehler, daß wir noch nicht einsehen können, daß es sich keineswegs um eine ausschließlich theologische Frage handelt! Auch der Sozialismus ist eine Ausgeburt des Katholizismus und des katholischen Wesens! Auch er ist, wie sein Bruder, der Atheismus, der Verzweiflung entsprungen, um als Antithese, im sittlichen Sinne, zum Katholizismus, die verlorene sittliche Macht der Religion zu ersetzen, um den geistigen Durst der darbenden Menschheit zu stillen und sie nicht durch Christus, sondern ebenfalls durch Gewalt zu erlösen! Auch dort ist Freiheit durch Gewalt, Einigung durch Schwert und Blut! ›Untersteh dich, an Gott zu glauben! Untersteh dich, Eigentum zu haben! Untersteh dich, eine Persönlichkeit zu sein, Fraternite ou la mort, zwei Millionen Köpfen! An ihren Werken sollt ihr sie erkennen! Das steht geschrieben. Glauben Sie nicht, daß all das für uns harmlos und nicht bedrohlich gewesen ist; o nein, Gegenwehr ist vonnöten, und zwar sehr bald, sehr bald! Es ist vonnöten, daß unser Christus, den wir bewahrt haben und

den die anderen nie gekannt haben, als Gegenwehr dem Westen entgegenstrahlt. Wir dürfen nicht sklavisch den Jesuiten an die Angel gehen, sondern wir müssen uns ihnen in den Weg stellen und ihnen unsere russische Zivilisation entgegenhalten, und man darf bei uns niemals behaupten, daß ihre Predigten elegant seien, wie jemand soeben gesagt hat ...«

»Aber erlauben Sie, erlauben Sie!« Plötzlich wurde Iwan Petrowitsch furchtbar besorgt und sah sich sogar furchtsam im Kreise um. »Alle Ihre Ideen sind natürlich läblich und patriotisch, aber das alles ist in höchstem Maße übertrieben, und es wäre sogar besser, es auf sich beruhen zu lassen ...«

»Nein, es ist nicht übertrieben, es ist eher untertrieben; ja, untertrieben, weil ich nicht imstande bin, es richtig auszudrücken, aber ...«

»Er-lau-u-ben Sie!«

Der Fürst verstummte. Er saß sehr aufrecht auf seinem Stuhl und sah Iwan Petrowitsch mit starrem, glühendem Blick an.

»Mir scheint, daß der Vorfall mit Ihrem Wohltäter Sie zu sehr überrascht hat«, begann der betagte Würdenträger freundlich und ohne die Ruhe zu verlieren. »Sie sind in Feuer geraten ... Vielleicht aufgrund Ihres eingezogenen Lebenswandels. Wenn Sie unter mehr Menschen kommen, und die Gesellschaft wird Sie, einen bemerkenswerten jungen Mann, wie ich hoffe, freundlich aufnehmen, dann wird sich Ihr Enthusiasmus mäßigen, und Sie werden sehen, daß alles viel einfacher ist ... Und außerdem sind solche seltenen Fälle auf ... meiner Meinung nach, auf unsere Übersättigung zurückzuführen und teilweise ... auf die Langeweile ...«

»Richtig, ganz richtig!« rief der Fürst aus. »Ein großartiger Gedanke! Richtig, auf die Langeweile, auf unsere Langeweile. Und zwar nicht aus Übersättigung, sondern ganz im Gegenteil, aus Durst ... nicht aus Übersättigung, hierin irren Sie! Und es ist nicht nur ein Durst, sondern sogar eine Entzün-

dung, ein Fieberbrand! Und ... Und Sie dürfen nicht denken, er sei so schwach, daß man darüber lächeln könnte; entschuldigen Sie, aber man muß vorausahnen! Wenn unsereins an ein Ufer gelangt, auch wenn wir glauben, es sei ein Ufer, dann freuen wir uns darüber so sehr, daß wir übermütig werden. Woher das kommt? Sie staunen über Pawlistschew, Sie schreiben alles seinem Wahnsinn oder seiner Güte zu, aber das ist nicht richtig! Und nicht nur wir allein, sondern ganz Europa staunt in solchen Fällen über unsere russische Leidenschaftlichkeit: Wenn einer von uns zum katholischen Glauben übertritt, dann muß er gleich Jesuit werden und noch dazu einer von den ganz fanatischen; wird er Atheist, fordert er unbedingt die Ausrottung des Gottesglaubens mit Gewalt, das heißt, mit dem Schwert. Woher das kommt? Woher dieser Fanatismus? Das wissen Sie nicht? Weil er ein Vaterland gefunden hat, das er hier übersehen hatte, und sich nun freut. Er ist an ein Ufer gelangt, er hat Boden unter den Füßen, und nun fällt er nieder, um ihn zu küssen! Es ist doch nicht bloß Eitelkeit, nicht nur niedere eitle Gefühle, die die Russen zum Atheismus und in den Jesuitenorden treiben, sondern geistiger Schmerz, geistiger Durst, Sehnsucht nach einer höheren Aufgabe, nach einem festen, sicheren Ufer, nach der Heimat, an die man nicht mehr glaubt, weil man sie niemals gekannt hat! Dem russischen Menschen fällt es leicht, Atheist zu werden, leichter als allen anderen Menschen auf der ganzen Welt! Wir werden nicht einfach Atheisten, sondern wir beginnen, an den Atheismus zu *glauben*, er wird zu einer neuen Religion, und wir merken nicht, daß wir nun an eine Null glauben. So stark ist unser Durst! ›Wer keinen Grund unter den Füßen hat, der hat auch keinen Gott.‹ Dieser Ausspruch ist nicht von mir. Dieser Ausspruch ist von einem Kaufmann, einem Altgläubigen, dem ich auf einer meiner Reisen begegnet bin. Er drückte sich allerdings nicht ganz so aus, er sagte: ›Wer sich von seiner Heimaterde lossagt, der sagt sich auch von seinem Gott los.‹ Wenn man

sich nur vorstellt, daß bei uns die gebildetsten Menschen sich den Chlysty zugewandt haben! ... Übrigens, warum sollen die Chlysty schlechter sein als Nihilisten, Jesuiten oder Atheisten? Sie wurzeln vielleicht sogar noch tiefer! So heftig war eben die Sehnsucht! ... Weist den dürstenden und fiebernden Gefährten des Columbus das Gestade der ›Neuen Welt‹, weist den russischen Menschen die russische ›Welt‹, laßt ihn dieses Gold heben, diesen Schatz, der verborgen in der Erde ruht! Weist ihm die künftige Erneuerung und Auferstehung der ganzen Menschheit, vielleicht allein dank der russischen Idee, des russischen Gottes und Christus, und Ihr werdet sehen, welcher Riese, kraftvoll und wahrhaftig, weise und sanft, sich vor der staunenden Welt aufrichten wird, einer staunenden und erschrockenen Welt, weil man von uns nur das Schwert erwartete, das Schwert und die Gewalt, weil man sich uns nach dem eigenen Bilde nicht anders vorstellen kann, denn als Barbaren. Und so blieb es bis heute, und je länger es so bleibt, desto schlimmer wird es! Und ...«

Aber da ereignete sich plötzlich ein Zwischenfall, und der Redner wurde auf eine gänzlich unvorhergesehene Weise unterbrochen.

Diese ganze fiebrige Tirade, diese ganze Flut leidenschaftlicher, erregter Worte und begeisterter Gedanken, die sich in großer Eile zu drängen und gleichsam übereinander hinwegzuspringen schienen, all dies kündigte etwas Gefährliches an, etwas Außergewöhnliches in der Stimmung des so plötzlich aufbrausenden, ohne ersichtlichen Grund aufbrausenden jungen Mannes. Jene Anwesenden, die den Fürsten kannten, wunderten sich verängstigt (manche auch betreten) über seinen Auftritt, der zu seiner gewohnten, sogar schüchternen Zurückhaltung so wenig paßte, zu seinem seltenen und ausgeprägten Taktgefühl in manchen Situationen und zu seinem angeborenen Instinkt für das wahrhaft Schickliche. Keiner wußte, wie es dazu gekommen war: Die Nachricht über Pawlistschew konnte unmöglich die Ursache sein. In der

Damenecke glaubte man, er sei übergeschnappt, und die Belokonskaja gestand später, daß sie »nach einer weiteren Minute um Hilfe gerufen hätte«. Die »alten Herren« konnten sich nach dem ersten Staunen nur schwer fassen; der hohe Vorgesetzte, der General, sah von seinem Platz mit einer mißmutigen und strengen Miene zu. Der Oberst, der Techniker, verharrete in völliger Unbeweglichkeit. Der deutsche Dichterling war sogar erblaßt, lächelte aber immer noch sein falsches Lächeln und schielte nach den anderen: Wie mochten sie wohl reagieren? All dies und auch der »ganze Skandal« hätten sich übrigens auf die selbstverständlichsste und natürlichste Weise lösen können, vielleicht schon in der nächsten Minute; Iwan Fjodorowitsch, außerordentlich erstaunt, aber geistesgegenwärtiger als die anderen, hatte bereits mehrfach versucht, den Fürsten irgendwie zu unterbrechen; da ihm kein Erfolg beschieden war, bahnte er sich jetzt einen Weg zu ihm, mit einer festen und entschiedenen Absicht. Eine Minute später, und er hätte sich vielleicht, wenn es unbedingt erforderlich gewesen wäre, dazu entschlossen, den Fürsten freundschaftlichst aus dem Zimmer zu geleiten, vorgeblich um seiner Gesundheit willen, was vielleicht sogar der Wahrheit entsprochen hätte und wovon Iwan Fjodorowitsch selbst in seinem Herzen überzeugt war ... Aber die Sache nahm eine andere Wendung. Anfangs, gleich, als der Fürst den Salon betrat, hatte er sich einen Platz möglichst weit von der chinesischen Vase entfernt gesucht, vor der Aglaja ihm eine solche Angst eingeredet hatte. Man möchte es kaum glauben, aber nach Aglajas gestrigen Worten hatte sich seiner die unerschütterliche Überzeugung bemächtigt, die absonderliche und widersinnige Ahnung, daß er unabdingt, und zwar morgen schon, diese Vase zerschlagen werde, sosehr er dem Unheil auch aus dem Wege gehen möchte! Aber so war es. Im Verlaufe des Abends fluteten andere, starke, aber lichte Eindrücke in seine Seele; wir haben bereits davon berichtet. Er vergaß seine Ahnung. Als er den Namen

Pawlistschew gehört hatte, als Iwan Fjodorowitsch ihn zu Iwan Petrowitsch geführt und ihn zum zweiten Mal vorgestellt hatte, wechselte er seinen Platz und setzte sich näher zum Tisch, ausgerechnet in den Fauteuil neben der riesigen, wunderschönen chinesischen Vase auf einem Ständer, der beinahe in Reichweite seines Ellbogens unmittelbar hinter ihm stand.

Bei seinen letzten Worten erhob er sich plötzlich, holte ungeschickt mit dem Arm aus, hob irgendwie die Schulter und ... ein Schrei wie aus einem Munde! Die Vase schwankte, wie unschlüssig, ob sie nicht einem der alten Herren auf den Kopf fallen sollte, neigte sich aber plötzlich nach der entgegengesetzten Seite, nach der Seite des deutschen Dichterlings, der gerade noch Zeit hatte, entsetzt zurückzuspringen, und stürzte zu Boden. Ein Krachen, ein Schreien, kostbare Scherben auf dem Teppich, Schrecken, Bestürzung – oh, und wie dem Fürsten zumute war, das ist schwer, ja, es ist überflüssig zu beschreiben! Aber wir können nicht umhin, eine seltsame Empfindung zu erwähnen, die im nämlichen Augenblick sich seiner bemächtigte und plötzlich aus dem Gedränge aller anderen unklaren und eigentümlichen Empfindungen hervortrat: Es waren nicht die Scham, nicht der Schrecken, nicht die Plötzlichkeit, die ihn am meisten bestürzten, sondern die eingetretene Prophezeiung! Was eigentlich an diesem Gedanken so bestürzend war, konnte er sich nicht erklären; er fühlte nur, daß er bis ins tiefste Herz getroffen war, und stand reglos da, in einem mystischen Schrecken. Noch ein Augenblick, und alles schien sich vor ihm zu weiten, statt des Entsetzens war Licht und Freude und Entzücken; sein Atem stockte und ... aber schon war der Augenblick vorüber. Gott sei Dank, das war es nicht! Er holte Luft und sah sich im Kreise um.

Er schien lange die Aufregung, die um ihn siedete, nicht zu begreifen, das heißt, er begriff sie durchaus und nahm auch alles wahr, aber er stand gleichsam außerhalb, wie ein

Unbeteiligter, der wie im Märchen unter der Tarnkappe ins Zimmer gelangt ist und fremde, aber interessante Menschen beobachtet. Er nahm wahr, wie die Scherben weggeräumt wurden, er hörte das hastige Reden, er sah Aglaja, kreidebleich, die ihn sonderbar ansah, ganz sonderbar: In ihren Augen war überhaupt kein Haß, überhaupt kein Zorn; sie sah ihn mit einem erschrockenen Blick, aber mit so viel Sympathie und die anderen mit solch funkeln den Augen an, daß ... daß sich sein Herz plötzlich in süßem Schmerz zusammenzog! Endlich nahm er wahr, befremdet und erstaunt, daß alle ihre Plätze eingenommen hatten und sogar lachten, als wäre überhaupt nichts geschehen! Noch eine Minute, und das Lachen wurde lauter: Nun lachte man über ihn, der offenbar die Sprache verloren hatte und zur Säule erstarrt schien, aber man lachte freundschaftlich und vergnügt; viele sprachen ihn an, und zwar voller Zuneigung, als erste Lisaweta Prokofjewna: Lachend sagte sie zu ihm etwas sehr, sehr Gütiges. Plötzlich spürte er, wie Iwan Fjodorowitsch ihm freundschaftlich auf die Schulter klopfte; auch Iwan Petrowitsch lachte; aber noch gewinnender, noch anziehender und sympathischer zeigte sich der betagte Würdenträger; er faßte den Fürsten bei der Hand, drückte sie leicht und tätschelte sie ebenso leicht mit der anderen, wobei er ihm gut zuredete, wie einem kleinen, erschrockenen Jungen, was dem Fürsten außerordentlich gefiel, und forderte ihn schließlich auf, an seiner Seite Platz zu nehmen. Der Fürst betrachtete mit Entzücken sein Gesicht, immer noch nicht imstande, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen, sein Atem hatte ausgesetzt; das Gesicht des alten Herrn gefiel ihm über die Maßen.

»Wie?« stammelte er schließlich. »Sie vergeben mir wirklich? Auch ... auch Sie, Lisaweta Prokofjewna?«

Das Lachen wurde lauter; dem Fürsten traten Tränen in die Augen; er traute seinen Ohren nicht und war wie verzauert.

»Natürlich, das war eine wunderbare Vase. Ich habe sie

hier schon fünfzehn Jahre gesehen, ja ... fünfzehn Jahre ...«, begann Iwan Petrowitsch.

»Schön, und was macht das schon?! Auch der Mensch lebt nicht ewig, und das hier ist nur ein irdener Topf!« sagte Li-saweta Prokofjewna laut. »Hast du wirklich einen solchen Schrecken bekommen, Lew Nikolajewitsch?« fragte sie ihn geradezu furchtsam. »Laß es gut sein, mein Lieber, laß es gut sein; wirklich, du jagst mir Angst ein.«

»Sie vergeben mir *alles*? *Alles*, nicht nur die Vase?« Der Fürst wollte sich plötzlich erheben, aber der alte Herr nahm ihn sofort bei der Hand und zog ihn wieder zu sich herunter. Er wollte ihn in der Nähe behalten.

»C'est très curieux et c'est très sérieux«, flüsterte er über den Tisch Iwan Petrowitsch zu, übrigens ziemlich laut; der Fürst hatte es vielleicht gehört.

»Dann habe ich also keinen von Ihnen beleidigt? Sie werden es mir nicht glauben, wie glücklich ich bei diesem Gedanken bin; aber so muß es sein! Könnte ich denn hier überhaupt jemanden beleidigen? Vielmehr würde ich Sie beleidigen, wenn ich das dächte.«

»Beruhigen Sie sich, mein Freund, Sie übertreiben. Und Sie haben keinen Grund, sich dermaßen zu bedanken; das ist ein sehr schönes Gefühl, aber durchaus übertrieben.«

»Ich möchte mich ja bei Ihnen keineswegs bedanken, sondern ... ich ... bewundere Sie, und Ihr Anblick macht mich glücklich; vielleicht ist es dumm, was ich sage, aber – ich muß es sagen, ich muß es erklären ... und sei es auch nur aus Achtung vor mir selbst.«

Alles, an ihm war stürmisch, unklar und fiebrig; es war sehr gut möglich, daß die Worte, die er aussprach, häufig andere waren als die, die er hatte sagen wollen. Sein Blick schien zu fragen: Darf er sprechen? Sein Blick fiel auf die Belokonskaja.

»Schon gut, mein Lieber, rede nur, rede nur weiter. Gerate nur nicht außer Atem«, sagte sie, »du hast ja vorhin schon

atemlos angefangen, und du siehst, wohin das geführt hat ... Aber sprechen darfst du, ohne Bange; diese Herrschaften haben schon schlimmere Sonderlinge erlebt, die bringst du nicht in Verlegenheit. Und so wunderlich bist du ja gar nicht, nur weil du die Vase zerschlagen und uns alle erschreckt hast.«

Der Fürst hörte ihr lächelnd zu.

»Sie waren es doch«, sprach er plötzlich den betagten Würdenträger an, »der vor drei Monaten den Studenten Podkumow und den Beamten Schwabrin vor der Verban-nung gerettet hat?«

Der alte Herr errötete sogar leicht und murmelte, man möge sich doch mäßigen.

»Sie waren es doch, von dem ich hörte«, wandte er sich unmittelbar darauf an Iwan Petrowitsch, »im Gouvernement ..., daß Sie Ihren bereits freigelassenen Bauern, die Ihnen große Schwierigkeiten machten, nach einer Feuersbrunst das Bauholz kostenlos zur Verfügung gestellt hätten?«

»Nun ja, das ist eine Ü-ber-tre-bung«, ließ Iwan Petro-witsch vernehmen, jedoch angenehm geschmeichelt; diesmal durfte er mit völligem Recht von einer »Übertreibung« spre-chen: Dem Fürsten war nur ein unzutreffendes Gerücht zu Ohren gekommen.

»Und Sie, Fürstin«, wandte er sich plötzlich mit strahlendem Lächeln an die Belokonskaja, »haben Sie mich nicht vor einem halben Jahr in Moskau wie einen eigenen Sohn aufge-nommen, auf einen Brief von Lisaweta Prokofjewna hin? Und haben Sie mir nicht wirklich wie einem Sohn einen Rat erteilt, den ich nie vergessen werde? Sie erinnern sich daran?«

»Warum willst du immer glatte Wände hinaufklettern?« sagte die Belokonskaja verstimmt. »Du bist ein guter Mensch, aber komisch: Man steckt dir zwei Kopeken zu, und du dankst, als hätte man dir das Leben gerettet. Du meinst es gut, aber es ist einfach widerwärtig.«

Sie war in der Tat verstimmt, brach aber plötzlich in La-

chen aus, und diesmal war es ein gütiges Lachen. Auch Lisaweta Prokofjewnas Mienen hellten sich auf, und auch Iwan Fjodorowitsch strahlte.

»Ich habe gesagt, Lew Nikolajewitsch ist ein Mensch ... ein Mensch ... mit einem Wort, er sollte nur nicht außer Atem geraten, wie die Fürstin bemerkte«, wiederholte außer sich vor Freude der General murmelnd die Worte der Belokonskaja.

Nur Aglaja war irgendwie traurig; aber ihr Gesicht glühte immer noch, vielleicht auch vor Entrüstung.

»Er war wirklich sehr nett«, flüsterte wieder der alte Herr Iwan Petrowitsch zu.

»Als ich hier eintrat, war in meinem Herzen nichts als Qual«, fuhr der Fürst fort, in immer steigender Erregung, immer schneller und schneller, immer sonderbarer und begeisterter, »ich ... ich fürchtete mich vor Ihnen und fürchte mich vor mir selbst. Am meisten vor mir selbst. Bei meiner Rückkehr hierher, nach Petersburg, habe ich mir geschworen, unbedingt unsere ersten Männer kennenzulernen, unsere Ältesten, den Uradel, zu dem ich selbst zähle, in dessen erste Reihe ich meiner Geburt nach gehöre. Sitze ich jetzt nicht unter Fürsten, unter meinesgleichen? Ist es nicht so? Ich wollte Sie kennenlernen, das war nötig, sehr, sehr nötig! ... Ich hatte schon immer viel zuviel Negatives von Ihnen gehört, mehr als Positives, über die Kleinlichkeit und Beschränktheit Ihrer Interessen, über Ihre Rückständigkeit, Ihre geringe Bildung, Ihre lächerlichen Gewohnheiten – oh, es wird so viel über Sie geschrieben und gesprochen! Neugierig machte ich mich heute auf den Weg hierher, und verlegen: Ich mußte mich mit eigenen Augen, persönlich, überzeugen: Stimmt es, daß diese obere Schicht der Russen nichts mehr taugt, sich überlebt hat, daß ihre wahren Lebensquellen versiegts sind und daß ihr nichts bleibt, als unterzugehen? Daß sie aber immer noch in kleinlichem, neidischem Streit mit den Menschen ... der Zukunft liegt, sie hindert und nicht

bemerkt, daß sie selbst dem Untergang entgegengeht? Ich hatte auch schon früher dieser Meinung keinen ungeteilten Glauben geschenkt, denn bei uns gab es eigentlich nie einen höchsten Stand, es sei denn bei Hofe, nach Uniform oder ... nach Zufall, und jetzt ist er gänzlich dahin, ist es nicht so? Ist es nicht so?«

»Nun, das ist ganz und gar nicht so«, lachte Iwan Petrowitsch höhnisch.

»Jetzt klappert die Mühle wieder!« warf die Belokonskaja ungehalten ein.

»Laissez le dire! Er zittert ja am ganzen Leib!« warnte abermals der alte Herr halblaut.

Der Fürst war entschieden außer sich.

»Und was geschah? Ich sah Menschen, gewandte, aufrichtige, kluge Menschen; ich sah einen Greis, der freundlich und aufmerksam einem Jungen zuhörte, wie ich einer bin; ich sehe Menschen, fähig, zu verstehen und zu verzeihen, Russen, die gut sind, beinahe ebenso gut und herzlich wie die, denen ich dort begegnet bin, beinahe nicht weniger. Urteilen Sie nun selbst, wie freudig meine Überraschung war! Oh, gestatten Sie mir, dies auszusprechen! Ich habe es oft gehört und war auch selbst fest davon überzeugt, daß in der großen Welt alles Manier, alles überlebte Form ist, das Wesen aber zerronnen; aber jetzt sehe ich ja selbst, daß dies bei uns nicht so ist; irgendwo mag es so sein, aber nicht bei uns. Ist es denn möglich, daß Sie alle hier Jesuiten und Betrüger sind? Ich habe gehört, wie Fürst N. eben erzählt hat: Kann das etwas anderes sein als echter, inspirierter Humor, kann das etwas anderes sein als wahre Herzensgüte? Können solche Worte aus dem Munde eines Menschen ... eines Toten mit verdorrtem Herzen und Talent kommen? Könnten Gestorbene mich so behandeln, wie Sie mich behandeln? Kann das nicht Material sein ... für eine Zukunft, für Hoffnungen? ... Können denn solche Menschen ahnungslos und rückständig sein?«

»Beruhigen Sie sich, mein Lieber, ich bitte Sie nochmals, wir wollen uns ein andermal darüber ... und ich werde mit Vergnügen ...«, sagte der »Würdenträger« lächelnd.

Iwan Petrowitsch räusperte sich und wandte sich in seinem Sessel ab; Iwan Fjodorowitsch wurde unruhig; der Vorgesetzte, der General, unterhielt sich mit der Gattin des »Würdenträgers«, ohne von nun an den Fürsten auch nur im mindesten zu beachten; aber die Gattin des »Würdenträgers« horchte wiederholt auf und spähte nach dem Fürsten.

»Nein, wissen Sie, ich sollte doch lieber sprechen!« fuhr der Fürst in neuer, fieberhafter Aufwallung fort, wobei er sich besonders vertrauensvoll, sogar konfidentiell an den alten Herrn wandte. »Gestern hat mir Aglaja Iwanowna verboten zu sprechen und sogar die Themen genannt, über die ich nicht reden dürfte; sie weiß, daß ich dabei lächerlich bin. Ich bin siebenundzwanzig, aber ich weiß, daß ich wie ein Kind bin. Mir steht es nicht zu, meine Ideen auszusprechen, das sage ich schon seit langem; nur in Moskau, mit Rogoschin, habe ich offen geredet ... Wir lasen zusammen Puschkin ... wir haben alles von ihm gelesen; er kannte nichts davon, nicht einmal den Namen Puschkin ... Ich fürchte immer, durch mein lächerliches Auftreten meine Gedanken und die *Hauptidee* zu kompromittieren. Ich habe die Geste nicht. Ich habe stets die verkehrte Geste, und das ist zum Lachen und erniedrigt die Idee. Mir fehlt auch das Gefühl für Maß, und das ist doch die Hauptsache; sogar die allerwichtigste Hauptsache ... Ich weiß, ich sollte lieber dasitzen und schweigen. Wenn ich hartnäckig schweige, mache ich sogar einen sehr vernünftigen Eindruck, und außerdem kann ich dann nachdenken. Aber jetzt sollte ich lieber sprechen. Ich fing an zu sprechen, weil Sie mich so wunderbar ansehen; ihr Gesicht ist wunderbar! Gestern habe ich Aglaja Iwanowna mein Wort gegeben, daß ich den ganzen Abend schweigen werde.«

»Vraiment?« Der alte Herr lächelte.

»Aber in manchen Augenblicken denke ich, daß ich viel-

leicht Unrecht habe, wenn ich so denke: Aufrichtigkeit ist doch ebensoviel Wert wie die Geste, ist das nicht so? Ist das nicht so?«

»Zuweilen.«

»Ich möchte alles erklären, alles, alles, alles! O ja! Sie glauben, ich sei ein Utopist? Ein Ideologe? O nein, ich habe, bei Gott, nur ganz einfache Gedanken, ganz schlichte Gedanken ... Sie glauben mir nicht? Sie lächeln? Wissen Sie, ich bin zuweilen niederträchtig, weil ich den Glauben verliere; vorhin, auf dem Weg hierher, dachte ich: "Also, wie soll ich das Gespräch mit ihnen beginnen? Welches Wort soll ich an den Anfang setzen, damit sie wenigstens etwas verstehen?" Wie sehr ich auch für mich fürchtete – für Sie fürchtete ich noch mehr, entsetzlich, entsetzlich, entsetzlich! Indessen – durfte ich fürchten, war es nicht schändlich zu fürchten? Was macht es schon aus, wenn auf einen einzigen Progressiven eine Unmasse rückschrittlicher und unguter Menschen kommt? Das ist ja meine Freude, daß ich jetzt davon überzeugt bin, daß es sich keineswegs um eine Unmasse handelt, sondern um durch und durch lebendiges Material! Wir dürfen uns nicht beirren lassen: Wir sind lächerlich, leichtsinnig, frönen schlechten Gewohnheiten, langweilen uns, können schlecht sehen, schlecht verstehen, wir sind ja alle so, alle, Sie und ich und auch die anderen! Sie sind doch nicht beleidigt, daß ich Ihnen ins Gesicht sage, Sie seien lächerlich? Aber wenn das so ist, dann sind Sie doch Material? Wissen Sie, es ist meiner Meinung nach sogar gut, zuweilen lächerlich zu sein, sogar besser: Man kann einander viel leichter vergeben, und man kann sich viel leichter bescheiden; man versteht ja nicht alles auf einmal, man fängt ja nicht mit der Vollkommenheit an! Um die Vollkommenheit zu erreichen, muß man vorher vieles nicht verstanden haben! Und wenn wir zu schnell verstehen, dann verstehen wir, unter Umständen, nicht besonders gut. Dies sage ich Ihnen, die Sie schon so viel verstanden ... und ... nicht verstanden haben. Jetzt fürch-

te ich nicht mehr für Sie; Sie ärgern sich doch nicht, daß ein solcher Junge solche Worte zu Ihnen spricht? Sie lachen, Iwan Petrowitsch? Sie denken: Ich fürchtete für die *anderen*, ich wäre *deren* Fürsprecher, ein Demokrat und Verfechter der Gleichheit?« fragte er mit hysterischem Lachen (alle Augenblicke lachte er kurz und verzückt auf). »Ich fürchte für Sie, für Sie alle und für uns alle zusammen. Ich bin ja selbst ein Fürst von Uradel und sitze unter Fürsten. Ich rede, um uns alle zu retten, um unseren Stand vor dem Untergang zu bewahren, vor dem nutzlosen, sinnlosen Untergang, bevor er im Dunkel verschwindet, ahnungslos, voller Zorn, nachdem er alles verspielt hat. Warum soll man verschwinden und seinen Platz für andere räumen, wenn man ihn als Vorderster und Ältester behaupten könnte? Wir wollen die Vordersten sein, dann werden wir auch die Ältesten bleiben. Wir wollen Diener sein, um die ersten sein zu können.«

Er machte wiederholt Anstalten, sich von seinem Sessel zu erheben, aber der alte Herr hielt ihn jedesmal zurück, beobachtete ihn allerdings mit wachsender Sorge.

»Hören Sie! Ich weiß, daß reden müßig ist; besser ist das einfache Beispiel, besser ist es, einen Anfang zu machen ... Und ich habe den Anfang schon gemacht ... und ist es denn überhaupt möglich, unglücklich zu sein? Oh, was zählen mein Leid und mein Mißgeschick, wenn es doch mir freisteht, glücklich zu sein? Wissen Sie, ich verstehe nicht, wie man an einem Baum vorübergehen kann, ohne glücklich zu sein, daß man ihn sieht. Wie man mit einem Menschen sprechen kann, ohne glücklich zu sein, daß man ihn liebt! Oh, ich kann es nur nicht richtig ausdrücken ... aber begegnen wir nicht auf Schritt und Tritt unzähligen herrlich schönen Dingen, die sogar der verlorenste Mensch herrlich schön finden muß? Sehen Sie ein Kind an, sehen Sie die Morgenröte Gottes an, sehen Sie das Gras an, wie es wächst, sehen Sie in die Augen, die Sie ansehen und Sie lieben ...«

Er redete im Stehen, schon seit einer Weile. Der alte Herr

sah schon erschrocken zu ihm auf. Lisaweta Prokofjewna, die als erste begriff, rief: »Oh, mein Gott!« und schlug die Hände zusammen. Aglaja stürzte sofort auf ihn zu, um ihn rechtzeitig in ihren Armen aufzufangen, und hörte entsetzt, mit schmerzverzerrtem Gesicht, den furchtbaren Schrei des »Geistes, der ihn überfällt und herumreißt«. Der Kranke lag auf dem Teppich, jemand hatte ihm eilig ein Kissen unter den Kopf geschoben.

Niemand hatte damit gerechnet. Eine Viertelstunde später versuchten Jewgenij Pawlowitsch, Fürst N. und der alte Herr die Gesellschaft wieder zu beleben, aber nach einer weiteren halben Stunde verabschiedeten sich die Gäste. Man äußerte wortreiche Teilnahme, wortreiches Bedauern und einige Vermutungen. Iwan Petrowitsch drückte sich, unter anderem, dahingehend aus, der junge Mann sei »ein Sla-wo-phi-le oder etwas ähnliches, aber weiter nicht gefährlich«. Der alte Herr äußerte sich nicht. Allerdings zeigten sich alle später, am nächsten oder übernächsten Tag, doch ein wenig verärgert; Iwan Petrowitsch fühlte sich sogar gekränkt, wenn auch in Maßen. Der Vorgesetzte, der General, behandelte Iwan Fjodorowitsch eine Zeitlang ein wenig kühl. Der »Gönner« der Familie, der betagte Würdenträger, nuschelte ebenfalls dem Familievater einige Worte der Belehrung zu, wobei er sehr schmeichelhaft zu erkennen gab, daß ihn Aglajas Schicksal durchaus, ja, durchaus interessiere. Er hatte in der Tat seine guten Seiten; aber zu den Ursachen seiner Teilnahme, die er an diesem Abend dem Fürsten entgegenbrachte, gehörte auch die bewußte Geschichte des Fürsten mit Nastassja Filippowna; er hatte einiges darüber gehört, sich sehr, sogar lebhaft dafür interessiert und hätte beinahe den Fürsten ausgefragt.

Die Belokonskaja sagte beim Abschied zu Lisaweta Prokofjewna: »Er ist so recht wie schlecht; und wenn du meine Meinung hören willst: eher schlecht. Du siehst doch selbst, was für ein Mensch er ist – ein kranker Mensch!«

Lisaweta Prokofjewna hatte im stillen endgültig entschieden, der Bräutigam sei »unmöglich«, und hatte sich über Nacht geschworen, daß der Fürst, solange sie lebt, niemals der Gatte ihrer Aglaja werden wird. Damit stand sie am nächsten Morgen auf. Aber schon am Vormittag, kurz nach zwölf, beim Frühstück, geriet sie in einen bemerkenswerten Widerspruch mit sich selbst.

Auf eine, übrigens außerordentlich behutsame Frage ihrer Schwestern hatte Aglaja plötzlich ungerührt, aber hochmütig und knapp geantwortet:

»Ich habe ihm nie mein Jawort gegeben und ihn nie im Leben als meinen Bräutigam betrachtet. Er ist für mich ein ebenso fremder Mensch wie jeder andere.«

Lisaweta Prokofjewna brauste plötzlich auf.

»Das habe ich von dir nicht erwartet«, sagte sie betroffen, »als Bräutigam ist er unmöglich, das weiß ich, und ich danke Gott, daß es so gekommen ist; aber ausgerechnet von dir habe ich diese Worte nicht erwartet! Ich dachte, ich würde etwas anderes von dir hören. Ich hätte lieber alle Gestrigen hinausgeworfen und ihn behalten, so ein Mensch ist er!«

Plötzlich hielt sie inne, erschrocken über ihre eigenen Worte. Wußte sie nicht, wie ungerecht sie in diesem Augenblick gegen ihre Tochter war? In Aglajas Kopf war bereits alles entschieden; auch sie wartete auf ihre Stunde, in der die Entscheidung fallen sollte, und jede Andeutung, jede unbedachte Berührung riß eine tiefe Wunde in ihr Herz.

VIII

AUCH für den Fürsten begann dieser Morgen im Zeichen bedrückender Ahnungen; sie hätten sich durch seinen kranken Zustand erklären lassen, aber seine Traurigkeit war viel zu unbestimmt, und dies empfand er als besonders qualvoll.

Freilich, die Tatsachen, die er vor sich sah, waren kraß, bedrückend und bitter, aber seine Traurigkeit reichte weiter als alles, woran er sich erinnern und was er sich vergegenwärtigen konnte. Er sah ein, daß er die Ruhe nicht von selbst wiederfinden würde. Nach und nach wuchs in ihm die Erwartung, daß ihm heute noch etwas ganz Besonderes und Endgültiges zustoßen müsse. Der gestrige Anfall war nicht schwer gewesen; außer einer hypochondrischen Stimmung, einem schweren Kopf und Gliederschmerzen spürte er keinerlei Beschwerden. Sein Kopf war ziemlich klar, wenn auch seine Seele leidend war. Er stand ziemlich spät auf und erinnerte sich sofort genau an den gestrigen Abend; er erinnerte sich, wenn auch nicht ganz deutlich, wie man ihn eine halbe Stunde nach dem Anfall nach Hause begleitet hatte. Er erfuhr, daß die Jepantschins bereits einen Boten geschickt hatten, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Um halb zwölf erschien ein zweiter, und das tat ihm wohl. Wera Lebedjewa kam als eine der ersten, um ihn zu begrüßen und ihm behilflich zu sein. Im ersten Augenblick, da sie ihm gegenübertrat, brach sie plötzlich in Tränen aus, aber als der Fürst ihr sofort beschwichtigend zuredete, begann sie zu lachen. Das tiefe Mitgefühl dieses jungen Mädchens verblüffte ihn plötzlich, er ergriff ihre Hand und küßte sie. Wera wurde feuerrot.

»Oh, was tun Sie! Was tun Sie!« rief sie erschrocken und zog rasch ihre Hand zurück.

Sie verließ ihn bald in einer eigentümlichen Verlegenheit. Unter anderem hatte sie eben noch Zeit gefunden, ihm zu erzählen, daß ihr Vater heute früh, bei Tagesanbruch, zum »Entschlafenen«, wie er den General nannte, gelaufen sei, um zu erfahren, ob er nicht nachts gestorben wäre, und daß es mit diesem, wie man höre, ganz sicher bald zu Ende sei. Gegen zwölf Uhr kam Lebedjew nach Hause und schaute auch beim Fürsten herein, aber »eigentlich nur für einen Augenblick, um sich nach dero kostbarer Gesundheit« und

so weiter zu erkundigen und nebenbei auch dem »Schränkchen« einen Besuch abzustatten. Er kam nicht über Ahs und Ohs hinaus, so daß der Fürst ihn bald verabschiedete, obwohl Lebedjew versuchte, ihn über den gestrigen Anfall auszufragen, wobei ihm anzumerken war, daß er darüber schon in allen Einzelheiten Bescheid wußte. Gleich nach ihm erschien Kolja, ebenfalls für einen Augenblick; Kolja war wirklich in Eile und voll heftiger und düsterer Unruhe. Er begann damit, daß er den Fürsten unumwunden und dringend um Aufklärung bat, über alles, was man ihm verheimlicht hätte, wobei er sagte, daß er fast alles bereits gestern erfahren habe. Er war tief und heftig erschüttert.

Mit allem Mitgefühl, dessen er fähig war, erzählte ihm der Fürst die ganze Geschichte, wobei er die Tatsachen erschöpfend und genau wiedergab, und der arme Junge stand da wie vom Donner gerührt. Er brachte kein Wort über die Lippen und begann still zu weinen. Der Fürst fühlte, daß es für Kolja einer von jenen Eindrücken war, die unauslöschlich sind und als Wendepunkt im Leben eines jungen Menschen ewig gegenwärtig bleiben. Er beeilte sich, Kolja seine eigene Ansicht über die Sache mitzuteilen, und fügte hinzu, daß seiner Meinung nach der Tod des alten Mannes vielleicht darauf zurückzuführen sei, daß sich nach seinem Fehltritt in seinem Herzen ein Entsetzen ausgebreitet hätte, dessen nicht jeder fähig sei. Koljas Augen blitzten, nachdem er dem Fürsten zugehört hatte.

»Diese widerlichen Ganja, Warja und Ptizyn! Ich werde mich mit Ihnen nicht streiten, aber von dieser Minute an trennen sich unsere Wege! Ach, Fürst, ich habe seit dem gestrigen Tag manches Neue empfunden; eine Lehre für mich! Ich bin jetzt auch gänzlich für meine Mutter verantwortlich; sie ist zwar bei Warja gut versorgt, aber das ist es nicht ...«

Er sprang auf, weil ihm einfiel, daß er erwartet wurde, fragte den Fürsten hastig nach seinem Befinden und fügte

plötzlich, nachdem er die Antwort angehört hatte, eilig hinzu: »Lieg da nicht auch noch etwas anderes vor? Ich hörte, daß gestern ... (freilich, ich habe kein Recht), aber wenn Sie irgendwann, bei irgendeinem Anlaß, einen treuen Diener brauchen, sehen Sie ihn vor sich. Es sieht so aus, als hätten wir beide nicht besonders viel Glück, nicht wahr? Aber ... ich stelle keine Fragen, keine Fragen!«

Er ging, und der Fürst wurde noch nachdenklicher: Alle prophezeien Unglück, alle haben ihre Schlüsse gezogen, alle machen Miene, als wüßten sie etwas, und zwar etwas, was er nicht weiß; Lebedjew horcht ihn aus, Kolja macht unverblümmt Andeutungen, und Wera weint. Schließlich zuckte er ärgerlich die Achseln; »verfluchtes krankhaftes Mißtrauen!“ dachte er. Sein Gesicht hellte sich auf, als er nach ein Uhr mittags die eintretenden Jepantschins sah, die ihn für »einen Augenblick« besuchen wollten. Sie blieben tatsächlich nur einen Augenblick. Als Lisaweta Prokofjewna vom Frühstückstisch aufgestanden war, hatte sie verkündet, daß alle, und zwar alle gemeinsam, einen Spaziergang machen würden. Diese Mitteilung erfolgte in Form eines Befehls, abgehackt, trocken, ohne Kommentar. Alle, das heißt, die jungen Damen und Fürst Sch., brachen auf. Lisaweta Prokofjewna schlug sogleich eine entgegengesetzte Richtung ein zu der bei den alltäglichen Spaziergängen üblichen. Alle verstanden, was das bedeutete, und alle schwiegen, um maman nicht zu reizen, sie aber marschierte allen voraus, als wollte sie Vorwürfen und Einwänden entgehen, ohne sich umzublicken. Endlich bemerkte Adelaida, daß man bei einem Spaziergang nicht zu rennen brauche und daß man unmöglich mit maman Schritt halten könne.

»Und folgendes«, Lisaweta Prokofjewna wandte sich plötzlich nach den Töchtern um, »wir sind jetzt an seinem Haus. Wie Aglaja darüber auch denken mag, was auch später geschehen wird, er ist für uns kein Fremder, und jetzt ist er noch dazu unglücklich und krank; ich jedenfalls werde ihn

besuchen. Wer mir folgen will, der kann mitkommen, wer nicht – kann einfach weitergehen; der Weg ist frei.«

Alle gingen mit, selbstverständlich. Der Fürst beeilte sich, wegen der gestrigen Vase und ... des Skandals noch einmal um Entschuldigung zu bitten.

»Ach, das ist nicht schlimm!« antwortete Lisaweta Prokofjewna. »Um die Vase ist es nicht schade, um dich ist es schade. Du merkst also selbst, daß es einen Skandal gab: Es stimmt also, wie es erzählt wird: ›Und am nächsten Morgen, als ...‹, aber auch das ist nicht schlimm, denn jetzt sieht jeder, daß man von dir nichts verlangen darf. So, und jetzt auf Wiedersehen; wenn du dich kräftig genug fühlst, mach einen kleinen Spaziergang, und leg dich wieder schlafen, das ist mein Rat. Und wenn du Lust hast, dann besuch uns, wie früher: Du kannst sicher sein, ein für allemal, was auch geschehen mag, was auch immer kommen mag, du bleibst trotz allem ein Freund unseres Hauses: wenigstens meiner. Für mich jedenfalls kann ich garantieren ...«

Die Herausforderung wurde zur Kenntnis genommen, und man bestätigte mamans Gefühle. Sie verabschiedeten sich, aber in dieser naiven Eile, ihm etwas Freundliches und Ermutigendes zu sagen, lag eine Menge Grausamkeit, was Lisaweta Prokofjewna nicht einmal zum Bewußtsein kam. Auch in der Aufforderung, sie »wie früher« zu besuchen, und in den Worten »wenigstens meiner« schwang etwas Prophetisches mit. Der Fürst versuchte, sich Aglaja zu vergegenwärtigen; freilich, sie hatte ihm wunderbar zugelächelt, beim Eintragen und beim Abschied, aber sie hatte ihm kein einziges Wort gesagt, selbst dann nicht, als alle anderen ihn ihrer Freundschaft versicherten, obschon sie ihn zwei- oder dreimal aufmerksam angesehen hatte. Ihr Gesicht war blasser als sonst, als hätte sie diese Nacht schlecht geschlafen. Der Fürst beschloß, gleich am Abend die Jepantschins »wie früher« zu besuchen und sah in fiebiger Ungeduld nach der Uhr. Genau drei Minuten später, nachdem die Jepantschins

gegangen waren, trat Wera ein.

»Lew Nikolajewitsch, gerade hat Aglaja Iwanowna mir heimlich aufgetragen, Ihnen etwas auszurichten.«

Der Fürst fuhr förmlich zusammen.

»Ein Brief?«

»Nein, mündlich; auch dafür war kaum Zeit. Sie bittet Sie sehr, heute den ganzen Tag das Haus nicht für eine Minute zu verlassen, bis sieben Uhr abends, oder sogar bis neun, das hab' ich nicht genau verstanden ...«

»Aber ... warum denn? Was hat das zu bedeuten?«

»Das weiß ich nicht; sie hat mir nur ganz dringend befohlen, es auszurichten.«

»Hat sie so gesagt: ›Dringend‹?«

»Nein, nicht wörtlich: Sie hatte kaum Zeit, mit abgewandtem Gesicht das zu sagen, und es war ein Glück, daß ich von selbst mit einem Satz neben ihr war. Aber ihrem Gesicht war anzumerken, wie sie es meinte: ob dringend oder nicht. Sie sah mich so an, daß mir das Herz stockte ...«

Einige weitere Fragen, und der Fürst hatte zwar nicht mehr erfahren, war aber um so unruhiger geworden. Allein geblieben, legte er sich auf das Sofa und gab sich wieder seinen Gedanken hin. „Vielleicht haben sie Besuch, bis neun Uhr abends, und sie fürchtet wieder, ich könnte mich vor den Gästen wie ein Tölpel benehmen“, damit schloß er und begann wieder, ungeduldig auf den Abend zu warten und nach der Uhr zu sehen. Aber des Rätsels Lösung erfolgte lange, bevor der Abend anbrach, und zwar in Form eines neuen, quälenden Besuchs: Genau eine halbe Stunde, nachdem die Jepantschins sich verabschiedet hatten, erschien Ippolit, so müde und abgezehrt, daß er, ohne ein Wort zu sagen, wie bewußtlos, sich buchstäblich in einen Sessel fallen ließ und sogleich von einem unerträglichen Hustenanfall geschüttelt wurde. Er hustete Blut. Seine Augen glänzten, die roten Flecken glühten auf seinen Wangen. Der Fürst redete ihm leise zu, aber Ippolit antwortete nicht, sondern wehrte

noch lange, statt einer Antwort, nur mit der Hand ab, man möge ihn in Ruhe lassen. Endlich faßte er sich wieder.

»Ich gehe fort!« brachte er mühsam mit heiserer Stimme hervor.

»Wenn Sie es wünschen, bringe ich Sie nach Hause«, sagte der Fürst und erhob sich, stockte aber, als ihm das soeben verhängte Verbot, das Haus zu verlassen, einfiel.

Ippolit lachte.

»Ich gehe nicht von Ihnen fort«, erklärte er, immer wieder nach Luft ringend und sich räuspernd, »ganz im Gegenteil, ich hielt es für nötig, Sie aufzusuchen, und zwar in einer wichtigen Angelegenheit ... Sonst hätte ich Sie nicht inkommodierte. Ich bin dabei, nach *driiben* zu gehen, und diesmal scheint es ernst zu werden. Kaputt! Aus und vorbei! Ich brauche kein Mitleid, glauben Sie mir ... ich habe mich heute schon hingelegt, um zehn Uhr, um überhaupt nicht mehr aufzustehen, bis *jene* Stunde schlägt. Aber dann habe ich es mir anders überlegt und bin noch einmal aufgestanden, um hierher zu kommen ... also ist es nötig.«

»Es tut mir weh, Sie anzusehen; Sie hätten mich lieber ruhen sollen, statt sich so anzustrengen.«

»So, das reicht. Sie haben Ihr Beileid ausgedrückt und damit der Konvention Genüge getan ... Ich habe übrigens ganz vergessen: Wie steht's mit Ihrer Gesundheit?«

»Ich bin gesund. Ich war gestern ... nicht ganz ...«

»Schon gehört, schon gehört. Die chinesische Vase mußte dran glauben; Pech, daß ich das nicht erlebt habe! Ich komme in einer gewissen Angelegenheit. Erstens wurde mir heute das Vergnügen zuteil, Gawrila Ardalionowitsch bei einem Rendezvous mit Aglaja Iwanowna an der grünen Bank anzutreffen. Und mich zu wundern, welch ein dummes Gesicht ein Mensch mitunter machen kann! Letzteres habe ich auch zu Aglaja Iwanowna geäußert, nachdem Gawrila Ardalionowitsch sich entfernt hatte. Sie scheinen sich darüber nicht zu wundern, Fürst«, fügte er hinzu, mit einem mißtrauischen

Blick auf das ruhige Gesicht des Fürsten, »sich über nichts zu wundern, soll ein Zeichen großer Klugheit sein; ich meine dagegen, daß es ebenso als Zeichen großer Dummheit gelten könnte ... Das soll übrigens keine Anspielung sein, ‘tschuldigung ... Ich bin heute in meinen Formulierungen nicht eben glücklich.«

»Ich wußte schon gestern, daß Gawrila Ardalionowitsch ...«, der Fürst brach ab, sichtlich verlegen, obwohl Ippolit sich soeben über seine Gelassenheit geärgert hatte.

»Sie wußten es? Das ist eine Neuigkeit! Übrigens, Sie brauchen mir nichts zu erzählen ... Aber Zeuge des Rendezvous waren Sie nicht?«

»Sie müssen gesehen haben, daß ich nicht dabei war, falls Sie dort gewesen sind.«

»Na ja, vielleicht saßen Sie dort irgendwo hinter dem Busch. Ansonsten freue ich mich für Sie, wie dem auch sei, das versteht sich von selbst, denn ich dachte schon, daß Gawrila Ardalionowitsch bevorzugt wäre.«

»Ich bitte Sie, Ippolit, darüber nicht mit mir zu sprechen, und schon gar nicht in solchen Ausdrücken.«

»Zumal da Sie ja schon alles wissen.«

»Sie irren. Ich weiß fast nichts, und Aglaja Iwanowna weiß genau, daß ich nichts weiß. Sogar über dieses Rendezvous wußte ich gar nichts ... Sie sagen, es war ein Rendezvous? Meinetwegen, aber lassen wir das.«

»Was soll das, Sie wußten es und wußten es doch nicht? Sie sagen: ›Meinetwegen, aber lassen wir das? O nein, seien Sie nicht so vertrauensselig. Und ganz besonders nicht, wenn Sie nichts wissen! Sie sind so vertrauensselig, weil Sie nichts wissen. Wissen Sie denn, was für Pläne diese Personen, Brüderchen und Schwestern, schmieden? Es könnte doch sein, daß Sie wenigstens das ahnen? ... Schon gut, schon gut, ich lasse das ...« fügte er hinzu, als der Fürst eine ungeduldige Bewegung machte. »Aber ich bin in einer persönlichen Angelegenheit hier und möchte mich darüber ... erklären. Hol's

der Teufel, man kann nicht einmal sterben, ohne sich zu erklären; es ist ja fürchterlich, wie oft ich mich erkläre. Wünschen Sie, mich anzuhören?«

»Sprechen Sie, ich höre.«

»Allerdings werde ich meine Meinung wieder einmal ändern: Ich fange trotzdem mit Ganetschka an. Können Sie sich vorstellen, daß auch ich heute zur grünen Bank bestellt wurde? Allerdings, um bei der Wahrheit zu bleiben, habe ich selbst auf diesem Rendezvous bestanden, habe mich aufgedrängt und versprochen, ein Geheimnis zu verraten. Ich weiß nicht genau, ob ich zu früh gekommen bin (ich glaube, ich war wirklich zu früh), aber kaum hatte ich Platz genommen, an der Seite Aglaja Iwanownas, da sehe ich, wie Gawrla Ardalionowitsch und Warwara Ardalionowna auf uns zukommen, Arm in Arm, als gingen sie spazieren. Beide schienen verblüfft, als sie mich plötzlich dasitzen sahen; das hatten sie nicht erwartet; sie wurden sogar verlegen. Aglaja Iwanowna wurde feuerrot und sogar, ob Sie's mir glauben oder nicht, ein bißchen unsicher, ob nun meinewegen oder einfach beim Anblick von Gawrla Ardalionowitsch, weil der nun einmal gar zu gut aussieht, aber sie wurde eben feuerrot und erledigte die Angelegenheit in einer Sekunde, höchst komisch: Sie erhob sich, erwiderte die Verbeugung Gawrla Ardalionowitschs und das einschmeichelnde Lächeln Warwara Ardalionownas und sagte plötzlich kurz und bündig: ›Ich wollte Ihnen lediglich meine persönliche Erkenntlichkeit für Ihre aufrichtigen und freundschaftlichen Gefühle ausdrücken und versichern, daß ich, falls ich deren bedürfen sollte, gewiß ...‹ Darauf verneigte sie sich, und beide zogen ab – ich weiß nicht, ob als Genarrte oder im Triumph; Ganetschka jedenfalls als der Genarrte; er hatte nichts begriffen und lief krebsrot an (er macht gelegentlich ein ziemlich wunderliches Gesicht!), aber Warwara Ardalionowna hatte wohl verstanden, daß man schnellstens das Feld räumen sollte, daß Aglaja Iwanowna schon mehr als deutlich geworden war, und zog

den Bruder mit sich fort. Sie ist klüger als er und triumphiert jetzt, dessen bin ich sicher. Ich für mein Teil war gekommen, um mit Aglaja Iwanowna das Treffen mit Nastassja Filippowna zu vereinbaren.«

»Mit Nastassja Filippowna!« rief der Fürst aus.

»Aha, Sie scheinen Ihre Kaltblütigkeit zu verlieren und das Staunen zu lernen? Freut mich, daß Sie sich vorgenommen haben, einem Menschen zu ähneln. Ich möchte Sie hierfür belohnen. So geht es einem, der sich einer jungen, hochgesinnten Dame dienstbar erweist: Ich habe heute von ihr eine Ohrfeige eingesteckt!«

»Eine ... moralische?« entschlüpfte es dem Fürsten.

»Ja, keine physische. Ich glaube, daß niemand mehr die Hand gegen einen Menschen wie mich erheben könnte, nicht einmal eine Frau würde mich jetzt schlagen, nicht einmal Ganetschka. Gestern habe ich allerdings doch zeitweilig geglaubt, er würde sich auf mich stürzen ... Wetten, daß ich jetzt weiß, was Sie gerade denken? Sie denken: ›Zugegeben, man darf ihn jetzt nicht prügeln, aber man könnte ihn mit einem Kissen oder mit einem nassen Lappen im Schlaf erstickern – man sollte sogar...‹ Es steht auf Ihrem Gesicht geschrieben, daß Sie das denken, in eben dieser Sekunde.«

»Nie und nimmer habe ich das gedacht!« sagte der Fürst mit Abscheu.

»Weiß ich nicht, heute Nacht träumte mir, jemand hätte mich mit einem nassen Lappen erstickt ... ein Mann ... Gut, ich werde Ihnen sagen, wer es war: Stellen Sie sich vor – Rogoschin! Was glauben Sie, kann man einen Menschen mit einem nassen Lappen ersticken?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich habe gehört, daß man es kann. Gut, lassen wir das. Wieso bin ich ein Zwischenträger? Warum hat sie mich heute einen Zwischenträger genannt? Wohlgemerkt, das tat sie erst, nachdem sie sich alles bis zur letzten Silbe angehört und sogar Fragen gestellt hatte ... Aber so sind die Frauen! Ihret-

wegen habe ich auch Verbindung mit Rogoschin aufgenommen, einem hochinteressanten Menschen; in ihrem Interesse habe ich das Treffen mit Nastassja Filippowna arrangiert. Vielleicht, weil ich sie in ihrer Eigenliebe getroffen habe, als ich andeutete, sie freue sich über die ›Überreste‹ von Nastassja Filippownas Tafel? Aber ich handelte doch in ihrem eigenen Interesse, wenn ich ihr das die ganze Zeit klarzumachen versuchte, zugegeben, zwei Briefe dieses Inhalts habe ich ihr geschrieben, heute einen dritten, und dann das Rendezvous ... Ich habe auch vorhin damit angefangen, daß es für sie erniedrigend sei ... Außerdem stammt der Ausdruck ›Überreste‹ eigentlich nicht von mir, sondern von jemand anderem; jedenfalls wurde er von Ganetschkas Leuten allgemein gebraucht; sie hat ihn ja auch selbst bestätigt. Also, warum bin ich für die ein Zwischenträger? Ich sehe, ich sehe: Sie finden mich jetzt furchtbar komisch; und ich möchte wetten, daß Ihnen bei meinem Anblick die albernen Zeilen einfallen:

Vielleicht erhellt den düstren Sonnenuntergang
Der Liebe wehmutsvolles Lächeln.

Ha-ha-ha!« Er brach plötzlich in ein hysterisches Lachen aus, das in einem Hustenanfall endete. »Dieser Ganetschka spricht«, röchelte er, »von ›Überresten‹ wahlgemerkt, und worauf hat er es selbst abgesehen?«

Der Fürst schwieg lange; er war entsetzt.

»Sie sprachen von einem Treffen mit Nastassja Filippowna?« murmelte er schließlich.

»Na, so was, dann wissen Sie also wirklich nicht, daß Aglaja Iwanowna und Nastassja Filippowna sich heute treffen und daß Nastassja Filippowna eigens zu diesem Zweck aus Petersburg herbeizitiert worden ist, durch Vermittlung Rogoschins, auf Einladung Aglaja Iwanownas und dank meiner bescheidenen Bemühungen; im Augenblick hält sie

sich in Ihrer unmittelbaren Nähe auf, in demselben Haus wie früher, bei derselben Dame, Darja Alexejewna ... einer höchst zweideutigen Dame, ihrer Freundin, und daß Aglaja Iwanowna heute dorthin, in dieses zweideutige Haus, ihre Schritte zu lenken gedenkt, zu einem freundschaftlichen Gespräch mit Nastassja Filippowna und zur Lösung verschiedener Rechenaufgaben. Sie wollen Arithmetik treiben. Das wußten Sie nicht? Ehrenwort?«

»Das ist ausgeschlossen!«

»Nun, um so besser, wenn es ausgeschlossen ist; übrigens, woher sollten Sie es auch erfahren haben? Obwohl hier nur eine Fliege vorbeizufliegen braucht – und schon weiß es die ganze Welt: So ist das hier! Jedenfalls habe ich Sie gewarnt; Sie haben allen Grund, mir dankbar zu sein. Also, auf Wiedersehen, wahrscheinlich im Jenseits. Eines noch: Ich war Ihnen gegenüber zwar gemein, aber nur weil ... Aber warum sollte ich auch auf irgend etwas verzichten, bitte schön? Zu Ihren Gunsten etwa? Ich habe ihr doch meine ›Beichte‹ gewidmet (wußten Sie das nicht?). Und ob sie sich das gefallen ließ! He-he! Aber ihr gegenüber war ich nie gemein, vor ihr stehe ich frei von jeder Schuld da; sie war es, die mich blamiert und mich unmöglich gemacht hat ... Übrigens stehe ich auch vor Ihnen frei von aller Schuld da; obwohl ich von ›Überresten‹ und ähnlichem geredet habe, tue ich Ihnen nunmehr Tag, Stunde und Ort dieses Treffens kund und decke das ganze Spiel auf ... aus Ärger, natürlich, und keineswegs aus Großmut. Leben Sie wohl. Ich bin geschwäztig wie ein Stotterer oder ein Schwindsüchtiger; also passen Sie auf und ergreifen Sie entsprechende Maßnahmen, und zwar so schnell wie möglich, wenn Sie es verdienen wollen, überhaupt noch ›Mensch‹ genannt zu werden. Das Treffen findet heute abend statt, das ist sicher.«

Ippolit ging zur Tür; der Fürst aber rief ihm nach, und er blieb in der Tür stehen.

»Dann wird Aglaja Iwanowna Ihrer Meinung nach in ei-

gener Person Nastassja Filippowna aufsuchen?« fragte der Fürst. Rote Flecken traten ihm auf Stirn und Wangen.

»So genau weiß ich das nicht, aber es ist wahrscheinlich«, antwortete ihm Ippolit über die Schulter. »Es kann ja gar nicht anders sein, Nastassja Filippowna wird doch niemals zu ihr kommen können, und bei Ganetschka ist es ebenso unmöglich; dort liegt beinahe schon eine Leiche im Haus. Wie finden Sie denn unseren General?«

»Schon allein deshalb ist es unmöglich«, rief der Fürst lebhaft. »Wie kann sie ausgehen, selbst wenn sie es wünschte? Sie kennen nicht ... die Sitten in diesem Haus! Sie wird niemals allein Nastassja Filippowna besuchen können; das ist der reinste Unsinn!«

»Sehen Sie, Fürst: Kein Mensch springt für gewöhnlich aus dem Fenster, aber wenn das Haus brennt, dann können auch der vollendete Gentleman und die vollendete Dame sich zum Sprung aus dem Fenster entschließen. Wenn einem das Wasser bis zum Hals steht, dann hat man keine Wahl, und unsere junge Dame wird sich auf den Weg zu Nastassja Filippowna machen. Dürfen denn Ihre jungen Damen überhaupt nicht aus dem Haus gehen?«

»Nein, ich meine etwas anderes ...«

»Und wenn Sie etwas anderes meinen, dann braucht sie nur aus der Tür treten und immer geradeaus gehen und, wenn es ihr Spaß macht, überhaupt nicht mehr nach Hause kommen. Es gibt Gelegenheiten, bei denen man die Schiffe verbrennt und sogar nie mehr nach Hause zurückkehrt: Das Leben besteht nicht nur aus dejuners, diners und Fürst Sch. Ich habe den Eindruck, Sie halten Aglaja Iwanowna für eine höhere Tochter oder ein Pensionatsfräulein; das habe ich ihr schon einmal gesagt: Sie war, glaube ich, meiner Meinung. Rechnen Sie mit sieben oder acht Uhr abends. An Ihrer Stelle würde ich dort jemand postieren, um auf die Minute genau zu wissen, wann sie das Haus verläßt. Sie können zum Beispiel Kolja damit beauftragen: Der wird sogar mit Ver-

gnügen spionieren, seien Sie sicher, das heißt, Ihnen zuliebe ... denn alles ist ja nur relativ ... ha-ha-ha!«

Ippolit ging hinaus. Der Fürst war nicht darauf angewiesen, jemanden mit Spionieren zu beauftragen, selbst wenn er dessen fähig gewesen wäre. Aglajas Befehl, das Haus nicht zu verlassen, hatte jetzt fast eine Erklärung gefunden: Vielleicht wünschte sie, ihn abzuholen. Vielleicht aber hatte sie gerade nicht gewünscht, daß er sich dort einfände, und ihm deshalb befohlen, zu Hause zu bleiben ... Auch das war durchaus möglich. Ihn schwindelte; das Zimmer schien sich um ihn zu drehen. Er legte sich auf das Sofa und schloß die Augen.

So oder so, die Entscheidung stand bevor, endgültig. Nein, der Fürst hatte Aglaja nie für eine höhere Tochter oder ein Pensionatsfräulein gehalten; jetzt fühlte er, daß er schon lange irgend etwas befürchtet hatte, gerade etwas dieser Art; aber wozu möchte sie die andere sehen? Er fröstelte; wieder schüttelte ihn das Fieber.

Nein, er hatte sie nie für ein Kind gehalten! Manche ihrer Ansichten, manche ihrer Worte hatten ihn in letzter Zeit einfach entsetzt. Manchmal hatte er geglaubt, sie nähme sich gleichsam zu sehr zusammen, hielte sich zu hart in der Hand, und nun fiel ihm ein, daß er sich jedesmal erschrocken hatte. Gewiß, alle diese Tage hatte er sich bemüht, nicht daran zu denken und diese schweren Gedanken zu verjagen, aber was verbarg sich in dieser Seele? Diese Frage quälte ihn schon lange, auch wenn er an diese Seele glaubte. Und nun sollte sich alles entscheiden und ans Licht treten, heute noch. Ein furchtbarer Gedanke! Und wieder – „diese Frau“! Warum hatte er schon immer geglaubt, daß diese Frau gerade im allerletzten Moment auftauchen und sein ganzes Schicksal wie einen morschen Faden zerreißen würde? Daß er dies schon immer geglaubt hatte, war er in diesem Augenblick, obgleich er beinahe phantasierte, zu beeiden bereit. Wenn er sich in der letzten Zeit bemüht hatte, *sie* zu vergessen, dann einzige und allein aus Furcht. Wie also war es: Liebte er diese

Frau, oder haßte er sie? Diese Frage hatte er sich heute kein einziges Mal gestellt; hier war sein Herz rein: Er wußte, wen er liebte ... Er fürchtete nicht so sehr die Begegnung der beiden, nicht das Unerhörte, nicht den Anlaß dieser Begegnung, den er nicht kannte, nicht den Ausgang, den sie, wie auch immer, nehmen mochte – er fürchtete Nastassja Filippowna persönlich. Später, nach einigen Tagen, sollte er sich an diese fiebrigen Stunden erinnern, in denen er fast die ganze Zeit ihre Augen, ihren Blick vor sich gesehen und ihre Worte, irgendwelche seltsamen Worte, gehört hatte, wenn auch nur sehr wenig aus diesen fiebrigen und öden Stunden in seinem Gedächtnis geblieben war. Er wußte zum Beispiel kaum noch, wie Wera ihm das Mittagessen gebracht und wie er gegessen hatte, er wußte nicht mehr, ob er nach dem Essen eingeschlafen war oder nicht. Er wußte nur, daß er erst von dem Augenblick an, als Aglaja plötzlich vor ihm auf der Veranda erschienen und er von dem Sofa aufgesprungen und ihr bis in die Mitte des Raumes entgegengegangen war, wieder deutlich alles um ihn herum wahrzunehmen vermochte: Es war viertel nach sieben. Aglaja kam mutterseelenallein, ganz schlicht und gleichsam eilig gekleidet, in einem leichten Kapuzenmantel. Sie war immer noch blaß wie am Vormittag, die Augen funkelten hell und trocken; einen solchen Ausdruck in den Augen hatte er bei ihr noch nie gesehen. Sie musterte ihn aufmerksam.

»Sie sind ja zum Ausgehen bereit«, sagte sie leise und scheinbar ruhig, »schon angekleidet, mit dem Hut in der Hand; man hat Sie also unterrichtet, und ich weiß auch, wer es war: Ippolit?«

»Ja, er hat mir gesagt ...« murmelte der Fürst, fast halbtot.

»Wir wollen gehen: Sie wissen, daß Sie mich unbedingt begleiten sollen. Sie fühlen sich doch stark genug, um auszugehen, hoffe ich?«

»Ich fühle mich stark genug, aber ... kann denn das sein?«

Im selben Augenblick versagte ihm die Sprache, und er

brachte keine Silbe mehr über die Lippen. Das war sein einziger Versuch, die Rasende zurückzuhalten, dann folgte er ihr gehorsam, wie ein Gefangener. Wie unklar seine Gedanken auch waren, er wußte doch, daß sie auch ohne ihn *dorthin* gehen würde, also blieb ihm nichts anderes übrig, als ihr zu folgen. Er ahnte, wie übermächtig ihre Entschlossenheit war; nicht ihm war es beschieden, diesem wilden Ausbruch Einhalt zu gebieten. Sie gingen schweigend und wechselten unterwegs kaum ein Wort. Ihm fiel nur auf, daß sie den Weg gut kannte, und als er einen Umweg durch eine Gasse einschlagen wollte, weil es dort einsamer war, und ihr dies vorschlug, schien sie ihn nur mühsam zu verstehen, erwiderte aber sofort: »Es ist ganz gleich!« Als sie bereits fast unmittelbar vor das Haus Darja Alexejewnas (ein großes und altes Holzhaus) gelangt waren, trat aus der Tür eine prächtige Dame in Begleitung eines jungen Mädchens; beide stiegen unter lautem Gelächter und Geplauder in eine hochherrschaftliche, vor dem Haus wartende Equipage, ohne die Passanten eines Blickes zu würdigen, so, als hätten sie sie überhaupt nicht bemerkt. Sobald die Equipage sich in Bewegung gesetzt hatte, öffnete sich die Tür zum zweiten Mal, und Rogoschin, der sie erwartet hatte, ließ den Fürsten und Aglaja ein und schloß hinter ihnen die Tür.

»Im ganzen Haus is' kein Mensch, nur wir vier«, sagte er laut und sah den Fürsten sonderbar an.

Gleich im ersten Zimmer erwartete sie Nastassja Filippowna, die ebenfalls schlicht in tiefes Schwarz gekleidet war; sie erhob sich, als die beiden eintraten, lächelte aber nicht und reichte nicht einmal dem Fürsten die Hand.

Ihr aufmerksamer und unruhiger Blick richtete sich ungeduldig auf Aglaja. Beide nahmen in einiger Entfernung von einander Platz, Aglaja auf dem Sofa in einer Ecke des Zimmers, Nastassja Filippowna am Fenster. Der Fürst und Rogoschin blieben stehen, aber man hatte ihnen auch keinen Platz angeboten. Der Fürst warf Rogoschin wieder einen

fassungslosen und gleichsam schmerzerfüllten Blick zu, dieser aber lächelte immer noch sein gewohntes Lächeln. Das Schweigen dauerte noch einige Augenblicke.

Ein unheil verkündendes Gefühl drückte sich schließlich in Nastassja Filippownas Zügen aus; ihr Blick wurde starr, hart, beinahe haßerfüllt, ohne auch nur für einen Augenblick von der Besucherin abzulassen. Aglaja war offensichtlich verlegen, aber keinesfalls ängstlich. Beim Eintreten hatte sie die Rivalin nur kurz mit einem Blick gestreift und saß nun die ganze Zeit mit gesenkten Augen da, wie in Gedanken versunken. Zwei- oder dreimal, eher versehentlich, sah sie sich im Zimmer um; Ekel lag unübersehbar auf ihrem Gesicht, so, als fürchtete sie, sich hier zu beschmutzen. Mechanisch ordnete sie ihre Röcke und wechselte sogar einmal unruhig ihren Platz, indem sie sich in die Sofaecke drückte. Sie war sich ihrer Bewegungen wohl kaum bewußt; aber gerade deshalb waren sie um so kränkender. Schließlich sah sie Nastassja Filippowna offen und fest in die Augen und las sofort deutlich alles, was in dem erbitterten Blick ihrer Rivalin funkelte. Die Frau verstand die Frau; Aglaja erschauerte.

»Sie wissen natürlich, warum ich Sie hierhergebeten habe«, brachte sie endlich heraus, aber sehr leise und sogar ein paarmal stockend, obwohl dieser Satz so kurz war.

»Nein, ich weiß gar nichts«, antwortete Nastassja Filippowna trocken und abgehackt.

Aglaja errötete. Vielleicht kam es ihr plötzlich furchtbar seltsam und unwahrscheinlich vor, daß sie jetzt mit »dieser Frau« im Hause »dieser Frau« saß und auf ihre Antwort angewiesen war. Beim ersten Ton von Nastassja Filippownas Stimme lief es wie ein Beben durch ihren Körper. All das merkte sich »diese Frau« natürlich sehr gut.

»Sie verstehen alles ... Aber Sie tun mit Absicht so, als verstünden Sie nichts«, sagte Aglaja beinahe flüsternd und blickte finster zu Boden.

»Warum sollte ich so tun?« wunderte sich Nastassja Filipp-

powna mit einem kaum merklichen Lächeln.

»Sie wollen meine Lage ausnutzen ... daß ich in Ihrem Hause bin«, fuhr Aglaja mit peinlichem Ungeschick fort.

»Die Schuld an Ihrer Lage trifft Sie und nicht mich!« Nastassja Filippowna brauste plötzlich auf. »Sie haben mich hierher gebeten und nicht ich Sie, ich weiß immer noch nicht, weshalb!«

Aglaja warf hochmütig den Kopf zurück.

»Zähmen Sie Ihre Zunge; ich bin nicht gekommen, um mit dieser Ihrer Waffe gegen Sie zu kämpfen ...«

»Aha! Dann sind Sie also doch gekommen, um ›zu kämpfend Stellen Sie sich vor, ich hatte allerdings geglaubt, Sie seien ... geistreicher ...«

Beide fixierten einander, ohne ihren Haß länger zu verbergen. Eine dieser Frauen war dieselbe, die erst vor kurzem solche Briefe an die andere geschrieben hatte. Und nun war all das bei der ersten Begegnung und bei den ersten Worten verflogen. Aber – in diesem Augenblick fand keiner der vier in diesem Zimmer daran etwas Besonderes. Der Fürst, der es noch gestern für ausgeschlossen gehalten hatte, dergleichen auch nur im Traum zu erleben, stand jetzt da, sah und hörte es, als hätte er es schon längst geahnt. Der allerphantastischste Traum war plötzlich in grelle und scharf umrissene Wirklichkeit umgeschlagen. Die Verachtung, welche die eine dieser beiden Frauen in diesem Augenblick für die andere empfand, wie auch der Wunsch, ihr diese Verachtung entgegenzuschleudern (möglicherweise war sie nur deshalb gekommen, wie Rogoschin am nächsten Tag bemerken sollte), waren derart, daß die andere, wie fern sie in ihrem gestörten Geist und ihrer kranken Seele der Wirklichkeit auch war, mit einer noch so unerschütterlich vorgefaßten Idee nie der giftigen, rein weiblichen Verachtung ihrer Rivalin hätte standhalten können. Der Fürst war überzeugt, daß Nastassja Filippowna nicht von sich aus auf ihre Briefe zu sprechen kommen würde; an ihren funkelnden Blicken aber erkannte

er, welchen Preis sie für diese Briefe zahlen mochte; und er hätte sein halbes Leben dafür gegeben, daß auch Aglaja sie jetzt nicht erwähnen würde.

Aglaja jedoch schien sich plötzlich zu fassen und wirkte mit einem Mal beherrscht.

»Sie haben mich mißverstanden«, sagte sie. »Ich bin nicht gekommen, um ... mit Ihnen zu streiten, obwohl ich Sie nicht liebe. Ich bin ... ich bin zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen ... menschlich zu sprechen. Als ich Sie aufforderte, hierher zu kommen, wußte ich bereits, was ich Ihnen zu sagen habe, und jetzt würde ich zu meinem Vorsatz stehen, selbst wenn Sie mich ganz und gar mißverstehen würden. Schlimm für Sie, aber nicht für mich. Ich wollte Ihnen auf alles antworten, was Sie mir geschrieben haben, und zwar persönlich antworten, weil ich das für passender hielt. Hören Sie also meine Antwort auf Ihre sämtlichen Briefe: Fürst Lew Nikolajewitsch dauerte mich zum ersten Mal am selben Tag, an dem ich ihn kennenlernte, und später, als ich all das hörte, was sich bei Ihrer Geburtstagsgesellschaft abgespielt hatte. Er dauerte mich, weil er so gutherzig ist und in seiner Naivität glaubte, er könnte glücklich werden ... an der Seite einer Frau ... mit einem solchen ... Charakter. Was ich für ihn befürchtete, traf ein: Sie konnten ihn nicht lieben, Sie haben ihn gequält und ihn verlassen. Sie konnten ihn nicht lieben, weil Sie zu stolz sind ... nein, nicht zu stolz, ich habe mich falsch ausgedrückt, sondern weil Sie ehrgeizig sind ... auch das ist nicht richtig; Sie sind selbstsüchtig bis ... bis zum Wahnsinn! Der Beweis dafür sind Ihre Briefe an mich. Ihn, der so naiv ist, konnten Sie nicht lieben, vielleicht haben Sie ihn sogar im stillen verachtet und Ihren Spott mit ihm getrieben, Sie konnten nur Ihre eigene Schmach lieben und den ständigen Gedanken an Ihre Schmach und Ihre Demütigung. Wäre Ihre Schmach kleiner oder gäbe es sie gar nicht, dann wären Sie erst recht unglücklich ...«, (Aglaja sprach mit Genuß diese allzu hastig über ihre Lippen sprudelnden, aber

längst zurechtgelegten und bedachten Worte, schon damals bedacht, als sie von der Möglichkeit der heutigen Begegnung nicht einmal träumte; mit giftigem Blick beobachtete sie ihre Wirkung in dem vor Erregung entstellten Gesicht Nastassja Filippownas.) »Sie erinnern sich«, fuhr sie fort, »daß er mir damals geschrieben hat? Er sagt, Sie hätten von diesem Brief gewußt und hätten ihn sogar gelesen. Aus diesem Brief habe ich alles verstanden und habe es richtig verstanden; er hat es mir unlängst selbst bestätigt, das heißt, alles, was ich Ihnen jetzt sage, sogar wortwörtlich. Nach diesem Brief begann ich zu warten. Es war mir klar, daß Sie hierher kommen mußten, weil Sie doch ohne Petersburg nicht leben können: Sie sind noch viel zu jung und viel zu schön für die Provinz ... Auch das sind übrigens nicht meine eigenen Worte«, fügte sie heftig errötend hinzu, und von diesem Augenblick an wich die Röte nicht mehr von ihrem Gesicht, bis sie mit ihrer Rede zu Ende war. »Als ich den Fürsten wiedersah, fühlte ich mich um seinetwillen tief betroffen und beleidigt. Lachen Sie nicht; wenn Sie darüber lachen, sind Sie nicht würdig, all das zu verstehen ...«

»Sie sehen, daß ich nicht lache«, sagte Nastassja Filippowna traurig und streng.

»Sie dürfen übrigens lachen, soviel Sie wollen, mir ist es gleich. Später, als ich ihn ausfragte, sagte er mir, daß er Sie schon längst nicht mehr liebe, daß sogar die bloße Erinnerung an Sie für ihn peinvoll ist, daß er Sie aber bemitleide, daß sein Herz, wenn er an Sie zurückdenke, »für immer durchbohrt« sei. Ich muß Ihnen außerdem sagen, daß ich keinen einzigen Menschen in meinem Leben getroffen habe, der ihm an edler Treuherzigkeit und grenzenlosem Vertrauen gleichkommt. Ich erkannte an seinen Worten, daß jeder, dem daran liegt, ihn ohne weiteres hintergehen kann, und daß er später jedem, der ihn hintergangen hat, vergeben wird, und von da an liebte ich ihn ...«

Aglaja verstummte für einen Augenblick wie betroffen, als

glaubte sie selbst nicht, daß ihr ein solches Wort über die Lippen kommen konnte; aber zugleich funkelte ein fast grenzenloser Stolz in ihren Augen; inzwischen schien ihr alles gleichgültig geworden zu sein, mochte doch »diese Frau« sich über das entschlüpfte Bekenntnis sogar lustigmachen. »Ich habe Ihnen alles gesagt, und Sie verstehen doch jetzt, was ich von Ihnen will?«

»Vielleicht verstehe ich es; aber sagen Sie es selbst«, antwortete Nastassja Filippowna leise.

Zorn flammte in Aglajas Gesicht auf.

»Ich will von Ihnen wissen«, begann sie fest und mit Nachdruck, »mit welchem Recht Sie sich in seine Gefühle für mich einmischen? Mit welchem Recht wagten Sie es, Briefe an mich zu richten? Mit welchem Recht beteuern Sie jeden Augenblick, ihm und mir, daß Sie ihn lieben, nachdem Sie ihn selbst verlassen haben und ihm schmählich und ... schändlich davongelaufen sind?«

»Ich habe weder ihm noch Ihnen beteuert, daß ich ihn liebe«, sagte Nastassja Filippowna mit Überwindung, »und ... Sie haben recht, ich bin ihm davongelaufen«, fügte sie kaum hörbar hinzu.

»Sie haben es ›weder ihm noch mir beteuert?« rief Aglaja. »Und Ihre Briefe? Wer hat Sie gebeten, als Vermittlerin zwischen uns aufzutreten und mir zuzureden, ihn zu heiraten? Heißt das nicht ›beteuern? Warum drängen Sie sich uns auf? Anfangs glaubte ich, Sie wollten ihn mir ganz im Gegenteil einfach verekeln, indem Sie sich einmischten und so erreichten, daß ich ihn verlasse, erst später bin ich dahintergekommen, worum es Ihnen geht: Sie bildeten sich einfach ein, daß Sie mit all diesen Überspanntheiten eine hohe Mission erfüllen ... Aber ich bitte Sie, wie wollen Sie geliebt haben, wenn Sie in Ihre Eitelkeit vernarrt sind? Warum sind Sie nicht einfach weggefahren, statt mir komische Briefe zu schreiben? Warum heiraten Sie jetzt nicht diesen rechtschaffenen Mann, der Sie so liebt und der Ihnen die Ehre erwiesen hat, Ihnen

seine Hand anzutragen? Das ist sonnenklar: Wenn Sie Rogoschin heiraten, ist es mit der angetanen Kränkung aus und vorbei! Sie würden sogar über Gebühr zu Ehren kommen. Jewgenij Pawlowitsch sagte von Ihnen, Sie hätten zu viele Gedichte gelesen, wären ›viel zu gebildet für Ihre ... Lage‹; Sie leben wie die Helden eines Romans und machen sich nicht die Hände schmutzig; nehmen Sie Ihre Eitelkeit dazu, und die Gründe sind komplett ...«

»Machen Sie sich die Hände schmutzig?«

Viel zu schnell, viel zu unverhüllt war überraschend dieser Punkt erreicht, überraschend, weil Nastassja Filippowna auf dem Weg nach Pawlowsk immer noch einem Traum nachgehangen hatte, obwohl sie natürlich eher mit Schlimmem als mit Gutem rechnete; Aglaja aber wurde von ihrem heftigen Gefühl augenblicklich mitgerissen, als stürzte sie von einem Berg herab und konnte dem furchterlichen Genuss der Rache nicht widerstehen. Nastassja Filippowna wunderte sich sogar, Aglaja in dieser Verfassung zu sehen; sie beobachtete sie, als traute sie ihren Augen nicht, und verhielt sich im ersten Augenblick keineswegs geistesgegenwärtig. War sie nun eine Frau, die viele Gedichte gelesen hatte, wie Jewgenij Pawlowitsch meinte, oder ganz einfach eine Geisteskranke, wovon der Fürst überzeugt war, jedenfalls war diese Frau, die sich mitunter so zynisch und herausfordernd gab, in Wirklichkeit wesentlich scheuer, zärtlicher und vertrauensvoller, als man annehmen konnte. Freilich, sie trug viel Angeleenes, Träumerisches, Verschlossenes in sich, auch Phantastisches, zugleich aber Starkes und Tiefes ... Der Fürst wußte es: Sein Gesicht verriet, daß er litt. Aglaja bemerkte es und bebte vor Haß.

»Wie wagen Sie es, so mit mir zu sprechen?« fragte sie mit unbeschreiblichem Hochmut als Antwort auf die Bemerkung Nastassja Filippownas.

»Sie haben sich wohl verhört«, Nastassja Filippowna wunderte sich. »Wie habe ich denn mit Ihnen gesprochen?«

»Wenn Sie eine ehrbare Frau sein wollten, warum haben Sie dann Ihren Verführer, diesen Tozkij, nicht einfach verlassen ... ohne großes Theater?« fragte Aglaja plötzlich gänzlich unvermittelt.

»Was wissen Sie schon von meiner Lage, daß Sie sich herausnehmen, über mich zu urteilen?« Nastassja Filippowna, inzwischen kreidebleich, fuhr zusammen.

»Ich weiß zum Beispiel, daß Sie sich keine Arbeit gesucht haben, sondern mit dem reichen Rogoschin fortgegangen sind, um den gefallenen Engel zu spielen. Man braucht sich nicht zu wundern, daß Tozkij bereit war, sich wegen des gefallenen Engels zu erschießen!«

»Hören Sie auf!« sagte Nastassja Filippowna angewidert und mühsam, als überwinde sie einen Schmerz. »Sie verstehen mich ebenso gut wie ... das Dienstmädchen Darja Alexejewnas, das ihren Bräutigam kürzlich vor Gericht verklagte. Die hätte mich vielleicht besser verstanden als Sie ...«

»Sie ist wahrscheinlich ein ehrbares Mädchen und lebt von ihrer Hände Arbeit. Warum verachten Sie ein Dienstmädchen? Ausgerechnet Sie?«

»Ich verachte nicht die Arbeit, sondern Sie, wenn Sie von Arbeit reden.«

»Will man ehrbar sein, wird man Waschfrau.«

Beide hatten sich erhoben und starrten einander mit bleichen Gesichtern an.

»Aglaja, hören Sie auf! Das ist ungerecht!« rief der Fürst fassungslos.

Rogoschin lächelte nicht mehr; er hörte zu, die Arme auf der Brust verschränkt und die Lippen fest aufeinander gepreßt.

»Hier, man sehe sie sich an!« Nastassja Filippowna bebte vor Wut. »Diese junge Dame! Und ich hielt sie für einen Engel! Sind Sie in Begleitung einer Gouvernante zu mir gekommen, Aglaja Iwanowna? ... Und wünschen Sie ... wünschen Sie, daß ich Ihnen ins Gesicht sage, ohne Beschöni-

gung, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft? Sie haben es mit der Angst bekommen – das hat mir die Ehre verschafft.«

»Vor Ihnen? Angst?« fragte Aglaja, außer sich vor naivem und unverfrorenem Staunen, daß die andere sich erdreistete, in diesem Ton mit ihr zu sprechen.

»Natürlich vor mir! Sie haben Angst vor mir, wenn Sie schon gewagt haben, mich aufzusuchen. Wen man fürchtet, den verachtet man nicht. Und wenn ich mir nun vorstelle, daß ich Sie verehrt habe, sogar noch bis zu diesem Augenblick! Und wissen Sie, warum Sie vor mir Angst haben und was jetzt Ihr eigentliches Ziel ist? Sie wollen sich persönlich überzeugen: Liebt er mich mehr als Sie – oder nicht, denn Sie vergehen vor Eifersucht ...«

»Er hat mir schon gesagt, daß er Sie haßt ...«, brachte Aglaja kaum hörbar hervor.

»Kann sein; kann sein, ich bin seiner ja nicht würdig, nur ... Sie lügen, glaube ich! Er kann mich nicht hassen, und er konnte so etwas nicht sagen! Ich bin übrigens bereit, Ihnen zu verzeihen ... mit Rücksicht auf Ihre Lage ... aber ich hatte besser von Ihnen gedacht; ich dachte, Sie wären klüger und sogar auch schöner, bei Gott! ... Meinetwegen, nehmen Sie Ihren Schatz ... da ist er, starrt Sie an, weiß nicht, wie ihm geschieht, nehmen Sie ihn, aber unter einer Bedingung: Verschwinden Sie auf der Stelle! Sofort! ...«

Sie ließ sich in einen Sessel fallen und brach in Tränen aus. Aber plötzlich glomm etwas Neues in ihren Augen, sie starrte Aglaja forschend an und erhob sich.

»Und willst du, daß ich ihm jetzt gleich ... be-feh-le, hörst du? Ich brauche ihm nur zu be-feh-len, und er wird dich stehenlassen und für immer bei mir bleiben und mich heiraten, und du wirst mutterseelenallein nach Hause rennen.

Willst du das?« schrie sie heraus wie eine Wahnsinnige, vielleicht ohne selbst zu glauben, daß sie diese Worte aussprechen konnte.

Aglaja stürzte erschrocken zur Tür. Aber in der Tür blieb sie wie angewurzelt stehen und hörte weiter zu.

»Willst du, daß ich Rogoschin davonjage? Du glaubst wohl, daß ich schon mit Rogoschin verheiratet bin, nur zu deinem Vergnügen? Ich werde sofort, vor deinen Augen, befehlen: ›Hinaus, Rogoschin!‹ und zu dem Fürsten sagen: ›Weißt du noch, was du versprochen hast?‹ Mein Gott! Warum habe ich mich vor ihnen so erniedrigt? Hast du mir nicht aus freien Stücken beteuert, Fürst, daß du mir folgen wirst, was auch immer mit mir geschieht, und mich nie verlassen; daß du mich liebst und mir alles vergibst und mich ... a... acht... Ja, auch das hast du gesagt! Und ich, ich bin dir nur davongelaufen, um dich von deinem Versprechen zu entbinden, und jetzt will ich das nicht mehr! Warum hat sie mich wie eine Liederliche behandelt? Frag doch Rogoschin, ob ich liederlich bin, der wird's dir sagen! Jetzt, da sie mich verunehrt hat und noch dazu vor deinen Augen, willst auch du dich von mir abwenden und mit ihr Arm in Arm davongehen? ... So sei verflucht, weil ich einzig und allein an dich geglaubt habe! Geh, Rogoschin, ich brauche dich nicht mehr.« Sie schrie, beinahe außer sich, mit verzerrtem Gesicht und trockenen Lippen, die Worte entrangen sich nur mühsam ihrer Brust, und es war deutlich zu bemerken, daß sie selbst nicht im mindesten an ihre Fanfaronade glaubte, zugleich aber diesen Moment wenigstens um eine Sekunde verlängern und sich selbst hintergehen wollte. Der Ausbruch war so heftig, daß sie vielleicht daran hätte sterben können; dem Fürsten wenigstens schien es so. »Hier ist er, hier!« schrie sie schließlich Aglaja an und deutete mit der Hand auf den Fürsten. »Wenn er nicht jetzt, sofort, zu mir kommt, wenn er mich nicht nimmt und dich nicht verläßt, so ist er dein, ich trete ihn dir ab, dann brauch' ich ihn nicht! ...«

Beide, sie und Aglaja, standen wie wartend da, und beide starrten wie wahnsinnig den Fürsten an. Er aber war wahrscheinlich außerstande, die ganze Gewalt dieser Herausforde-

rung zu ermessen, man könnte sogar sagen: bestimmt außerstande. Er sah nur das verzweifelte, wahnsinnige Gesicht vor sich, das, wie er sich einmal vor Aglaja verraten hatte, sein »Herz für immer durchbohrte!« Er konnte es nicht länger ertragen und wandte sich flehend und vorwurfsvoll an Aglaja, indem er auf Nastassja Filippowna deutete:

»Ist denn das möglich! Sie ist doch ... so unglücklich!«

Aber er hatte kaum zu Ende gesprochen, als er schon unter dem furchtbaren Blick Aglajas verstummte. Dieser Blick drückte so viel Leid und zugleich einen so unendlichen Haß aus, daß er die Hände zusammenschlug, aufschrie und zu ihr stürzte, aber es war zu spät. Sie hatte seine Unschlüssigkeit nicht einen einzigen Augenblick lang ertragen, schlug die Hände vors Gesicht und schrie: »Oh, mein Gott!« und stürzte aus dem Zimmer, Rogoschin hinter ihr her, um den Riegel an der Haustür aufzuschieben.

Auch der Fürst lief hinterher, aber auf der Schwelle wurde er von zwei Armen umschlungen. Das erloschene, verzerrte Gesicht Nastassja Filippownas starrte ihn aus unmittelbarer Nähe an, und die bläulichen Lippen bewegten sich mit der Frage:

»Mit ihr? Mit ihr?«

Sie fiel bewußtlos in seine Arme. Er hob sie auf, trug sie ins Zimmer, legte sie in einen Sessel und blieb in dumpfem Warten bei ihr stehen. Auf einem Tischchen stand ein Glas Wasser; Rogoschin kam zurück, nahm das Glas und sprengte ihr einige Tropfen ins Gesicht; sie schlug die Augen auf und blickte etwa eine Minute lang abwesend vor sich hin; plötzlich aber sah sie sich um, fuhr zusammen, schrie und stürzte zum Fürsten.

»Er gehört mir! Mir!« schrie sie. »Ist das stolze Fräulein fort? Ha-ha-ha!« lachte sie hysterisch. »Ich wollte ihn diesem Fräulein abtreten! Wieso denn? Warum denn? Ich bin verrückt, verrückt! ... Pack dich, Rogoschin! Ha-ha-ha!«

Rogoschin sah sie aufmerksam an, sagte kein Wort, nahm

seinen Hut und ging. Zehn Minuten später saß der Fürst neben Nastassja Filippowna, sah sie unverwandt an und streichelte ihr über das Köpfchen und das Gesicht, mit beiden Händen, wie einem kleinen Kind. Er lachte, wenn sie lachte, und war den Tränen nahe, wenn sie weinte. Er sprach nicht, hörte aber innig ihrem sprunghaften, begeisterten und zusammenhanglosen Geplauder zu, verstand wohl kaum etwas, lächelte aber sanft und begann jedesmal, sobald sie wieder unruhig wurde oder weinte, sobald sie wieder Vorwürfe machen oder in Klagen ausbrechen wollte, ihr sogleich über das Köpfchen und ganz zart über die Wangen zu streichen, tröstend und ihr zuredend wie einem Kind.

IX

ZWEI Wochen waren seit dem im letzten Kapitel geschilderten Ereignis vergangen, und die Lage der handelnden Personen unserer Erzählung hatte sich in einer Weise verändert, daß es uns außerordentlich schwerfallen dürfte, ohne spezielle Erklärungen mit der Fortsetzung zu beginnen. Ungeachtet dessen haben wir das Gefühl, wir sollten uns mit der schlichtesten Darstellung der Tatsachen, möglichst ohne spezielle Erklärungen, begnügen, und zwar aus einem ganz einfachen Grunde: Weil wir uns nämlich selbst, jedenfalls in vielen Fällen, vor Schwierigkeiten sehen, das Vorgefallene hinlänglich zu erklären. Eine solche Ankündigung unsererseits muß den Leser befremden und ihn stutzen lassen: Wie will man etwas erzählen, von dem man weder eine deutliche Vorstellung noch eine persönliche Meinung hat? Um nicht in ein noch falscheres Licht zu geraten, ziehen wir es vor, uns durch ein Beispiel zu erklären, und der geneigte Leser wird vielleicht einsehen, worin unsere Schwierigkeit besteht, zumal dieses Beispiel gar keine Abschweifung, sondern ganz im

Gegenteil eine direkte und unmittelbare Fortsetzung unserer Erzählung darstellen wird.

Zwei Wochen später, das heißt Anfang Juli, und auch schon während dieser zwei Wochen, hatte die Geschichte unseres Helden, insbesondere das letzte Abenteuer dieser Geschichte, sich in eine eigenartige, höchst unterhaltsame, geradezu unwahrscheinliche, aber zugleich fast augenfällige Anekdote verwandelt, die sich nach und nach durch sämtliche den Datschas Lebedjews, Ptizyns, Darja Alexejewnas, der Jepantschins benachbarten Straßen ausbreitete, kurz, beinahe im ganzen Ort und sogar in seiner Umgebung. Die Gesellschaft, fast ohne Ausnahme – Einheimische, Sommergäste, Konzertbesucher –, alle waren dabei, in tausend Variationen dieselbe Geschichte zu erzählen, nämlich wie ein Fürst, nachdem er in einem angesehenen und stadtbekannten Haus ein öffentliches Ärgernis erregt und eine Tochter dieses Hauses, seine erklärte Verlobte, sitzengelassen habe, zu einer Kotte in Liebe entbrannt sei, alle früheren Beziehungen abgebrochen und Hals über Kopf, ungeachtet der Drohungen, ungeachtet der Entrüstung des Publikums es sich in den Kopf gesetzt habe, in den nächsten Tagen mit dem verrufenen Frauenzimmer vor den Altar zu treten, und zwar hier in Pawlowsk, ohne alle Diskretion, öffentlich, mit stolz erhobenem Kopf und ohne die Augen niederzuschlagen. Die Anekdote wurde so sehr mit weiteren Skandalgeschichten ausgeschmückt, so sehr mit bekannten einflußreichen Personen verbrämt, so oft mit allerlei phantastischen und geheimnisvollen Nuancen versehen, andererseits aber durch so unwiderrlegbare und überzeugende Tatsachen bestätigt, daß natürlich die allgemeine Neugier und das Gerede durchaus entschuldbar waren. Die feinste, komplizierte und zugleich glaubwürdigste Deutung blieb einigen ernsthaften Klatschmäulern aus jener Kategorie kluger Köpfe vorbehalten, die es bei jeder Gelegenheit und in jeder Gesellschaft eilig haben, andere über ein stattgefundenes Ereignis aufzu-

klären, darin ihre Berufung sehen und gelegentlich auch ihre Genugtuung finden. Nach ihrer Deutung hätte ein junger Mann, aus guter Familie, Fürst, beinahe reich, ein Narr, aber ein Demokrat, und einer jener übergeschnappten modernen Nihilisten, wie sie von Herrn Turgenjew entdeckt wurden, der russischen Sprache kaum mächtig, sich in eine Tochter des Generals Jepantschin verliebt und es dahin gebracht, als Bräutigam in die Familie aufgenommen zu werden. Aber gleich jenem französischen Seminaristen, von dem kürzlich die Zeitung berichtete, er habe sich mit voller Absicht zum Priester weihen lassen, habe sich mit voller Absicht darum bemüht, habe sämtliche Riten, sämtliche Kniefälle, Küsse, Gelöbnisse und so weiter vollzogen, um am folgenden Tag in einem offenen Brief an seinen Bischof zu erklären, daß er, weil er nicht an Gott glaube, es für ehrlos halte, das Volk zu belügen und sich von ihm aushalten zu lassen, daß er deshalb die gestern erlangte Würde ablege und diesen Brief in der liberalen Presse drucken lasse – gleich diesem Atheisten hätte auch der Fürst ein falsches Spiel getrieben. Es wurde erklärt, er habe mit voller Absicht eine festliche Abendgesellschaft bei den Eltern seiner Braut, in deren Verlauf er zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten vorgestellt wurde, abgewartet, um laut und vernehmlich vor aller Ohren seine Denkart bekanntzumachen, angesehene Würdenträger zu beschimpfen, auf die beleidigendste Weise sich öffentlich von seiner Braut loszusagen und bei dem darauffolgenden Handgemenge mit dem Personal, das ihn vor die Türe setzen sollte, eine wundervolle chinesische Vase zu zerschlagen. Es wurde hinzugefügt, als moderne Sittenschilderung, daß der unverständige junge Mensch seine Braut, die Generalstochter, wirklich geliebt und sich von ihr einzlig und allein aus Nihilismus und wegen des vorauszusehenden Skandals losgesagt habe, um ja nicht auf das Vergnügen zu verzichten, vor aller Welt eine Verlorene zu heiraten und damit zu beweisen, daß es nach seiner Überzeugung weder verlorene, noch ehrbare Frauen

gäbe, sondern nur die freie Frau; daß er von der allgemeinen althergebrachten Unterscheidung nichts halte, sondern nur an die »Frauenfrage« glaube. Und daß schließlich, in seinen Augen, eine verlorene Frau sogar um einiges höher stehe als eine nicht verlorene. Diese Erklärung erschien durchaus glaubhaft und wurde von der Mehrzahl der Sommertäger akzeptiert, zumal sie täglich durch Tatsachen bestätigt wurde. Freilich, eine Vielzahl von Punkten blieb unaufgeklärt: Man erzählte, das arme junge Mädchen habe ihren Bräutigam – manche sprachen von ihrem »Verführer« – so sehr geliebt, daß sie am nächsten Tag, nachdem er sie verlassen hatte, ihm nachgelaufen wäre, ausgerechnet während er sich bei seiner Mätresse aufhielt; andere behaupteten dagegen, er habe sie absichtlich zu seiner Mätresse gelockt, einzige und allein aus Nihilismus, das heißt, um Schmach und Schande über sie zu bringen. Wie dem auch sei, das Interesse an dem Ereignis wuchs von Tag zu Tag, zumal nicht der geringste Zweifel daran bestand, daß die skandalöse Hochzeit tatsächlich stattfinden würde.

Und nun, wollte man uns nach einer Erklärung fragen – nicht nach den nihilistischen Aspekten dieses Ereignisses, o nein! –, sondern ganz einfach danach, in welchem Grade die beabsichtigte Hochzeit den tatsächlichen Wünschen des Fürsten entsprach, welcher Art diese Wünsche gegenwärtig waren und wie man die Seelenverfassung unseres Helden im Augenblick nennen sollte, und so weiter und so fort, dann würde uns, wir gestehen es, eine Antwort sehr schwerfallen. Wir wissen lediglich, daß der Hochzeitstag tatsächlich festgesetzt war und daß der Fürst persönlich Lebedjew, Keller und einen Bekannten Lebedjews, den jener dem Fürsten zu diesem Zweck vorgestellt hatte, beauftragte, alle Vorbereitungen zu übernehmen, sowohl für die Kirche als auch im Hause; daß man ihnen bedeutete, mit Geld nicht zu sparen, daß Nastassja Filippowna zur Eile drängte und auf einer großen Hochzeit bestand; daß zum Hochzeitsschaffner des Fürsten

Keller, auf dessen eigenen glühenden Wunsch, und zum Hochzeitsschaffner Nastassja Filippownas – Burdowskij bestimmt war, welch letzterer seine Bestallung mit Begeisterung aufnahm, und daß die Hochzeit Anfang Juli stattfinden sollte. Aber außer diesen durchaus unbezweifelbaren Tatsachen sind uns noch andere bekannt, die uns notwendig unsicher machen, weil sie den vorgenannten widersprechen. Wir haben zum Beispiel den starken Verdacht, daß der Fürst, nachdem er Lebedjew und Konsorten sämtliche Hochzeitsvorbereitungen überlassen hatte, fast am selben Tag Zeremonienmeister, Hochzeitsschaffner und Hochzeit vergaß und daß er mit Bestallung und Bevollmächtigung sich eben deshalb so sehr beeilt hatte, um nicht daran denken zu müssen und es vielleicht sogar möglichst bald zu vergessen. Woran dachte er dann, wenn dies zutraf, woran erinnerte er sich und wonach trachtete er? Es gab keinen Zweifel daran, daß zum Beispiel von Seiten Nastassja Filippownas keinerlei Zwang auf ihn ausgeübt wurde, ebensowenig, daß Nastassja Filippowna es mit der Hochzeit eilig hatte und daß die Hochzeit ihren Wünschen (und nicht denjenigen des Fürsten) entsprechen sollte; aber der Fürst hatte aus freien Stücken eingewilligt, sogar ein wenig zerstreut und fast so, als wäre er um etwas ziemlich Alltägliches gebeten worden. Sonderbare Tatsachen dieser Art liegen uns in großer Zahl vor, aber sie tragen nicht nur nichts zu einer Erklärung bei, unserer Meinung nach erschweren sie sogar, so viele man auch anführen mag, die wahre Deutung dieser Angelegenheit; aber trotzdem möchten wir auf ein weiteres Beispiel nicht verzichten.

So ist uns zuverlässig bekannt, daß im Verlauf dieser zwei Wochen der Fürst ganze Tage und Abende mit Nastassja Filippowna verbrachte; daß sie ihn auf ihre Promenaden, in die Konzerte mitnahm; daß er mit ihr täglich in der Equipage ausfuhr; daß er unruhig wurde, wenn er sie auch nur eine Stunde nicht sah (folglich wird er sie wohl, allen Anzeichen nach, aufrichtig geliebt haben); daß er ihr mit stillem und

sanftem Lächeln zuhörte, gleichgültig, was sie auch erzählte, ganze Stunden lang, wobei er selbst kaum ein Wort sprach. Aber wir wissen ebenfalls, daß er in diesen Tagen mehrere Male, sogar viele Male, sich plötzlich auf den Weg zu den Jepantschins machte, ohne es vor Nastassja Filippowna zu verheimlichen, was diese an den Rand der Verzweiflung brachte. Wir wissen, daß er bei den Jepantschins, solange sie in Pawlowsk weilten, nicht empfangen und eine Begegnung mit Aglaja ihm jedesmal verweigert wurde; daß er darauf wortlos wegging, um am nächsten Tag, als hätte er die gestrige Abweisung gänzlich vergessen, wiederum vorzusprechen und von neuem abgewiesen zu werden. Es ist uns ebenfalls bekannt, daß der Fürst eine Stunde später, nachdem Aglaja Iwanowna von Nastassja Filippowna geflohen war, sogar noch eher, bei den Jepantschins erschien, in der selbstverständlichen Annahme, Aglaja anzutreffen, und daß sein Erscheinen dort die größte Verwirrung und Angst verursachte, denn Aglaja war noch nicht zurückgekehrt, und man erfuhr erst durch ihn, daß sie zusammen mit ihm bei Nastassja Filippowna gewesen war. Man erzählte, daß Lisaweta Prokofjewna, ihre Töchter und sogar Fürst Sch. den Fürsten außerdentlich hart und feindselig behandelt und ihm schon damals in den lebhaftesten Ausdrücken sowohl Bekanntschaft als auch Freundschaft aufgekündigt hätten, insbesondere nach dem plötzlichen Auftauchen Warwara Ardalionownas, die Lisaweta Prokofjewna eröffnete, Aglaja befindet sich schon seit einer Stunde in ihrem Hause, in schrecklicher Verfassung, und habe anscheinend nicht vor, nach Hause zu gehen. Diese neueste Nachricht, die Lisaweta Prokofjewna am tiefsten verletzte, war übrigens völlig zutreffend: Nachdem Aglaja das Haus Nastassja Filippownas verlassen hatte, wäre sie eher bereit gewesen zu sterben, als ihren Angehörigen vor die Augen zu treten, und hatte deshalb bei Nina Alexandrowna Zuflucht gesucht. Warwara Ardalionowna ihrerseits befand sogleich, Lisaweta Prokofjewna müsse un-

verzüglich über die eingetretene Lage unterrichtet werden. Mutter und Töchter eilten sogleich zu Nina Alexandrowna, der Familievater, Iwan Fjodorowitsch, der gerade nach Hause zurückkehrte, folgte ihnen in höchst eigener Person; Lew Nikolajewitsch, ungeachtet des auferlegten Banns und aller harten Reden, schloß sich an; aber auch dort wurde er auf Befehl Warwara Ardalionownas nicht vorgelassen. Die Sache endete übrigens damit, daß Aglaja beim Anblick von Mutter und Schwestern, die, ohne ihr den leisesten Vorwurf zu machen, ihretwegen weinten, ihnen um den Hals fiel und ohne weiteres mit ihnen nach Hause zurückkehrte. Man erzählte, freilich ohne Genaueres zu wissen, daß Gawrila Ardalionowitsch auch diesmal großes Pech gehabt hätte; er hätte die Zeit, während Warwara Ardalionowna zu Lisaweta Prokofjewna eilte und er mit Aglaja allein geblieben war, ausnützen wollen und angefangen, von seiner Liebe zu reden; Aglaja hätte, ungeachtet ihres Kummers und ihrer Tränen, beim Zuhören plötzlich laut gelacht und ihm ebenso plötzlich die sonderbare Frage gestellt: Ob er bereit sei, zum Beweis seiner Liebe auf der Stelle den Finger in eine Kerzenflamme zu halten? Gawrila Ardalionowitsch soll, hieß es, von diesem Ansinnen so verblüfft, so wenig geistesgegenwärtig gewesen sein und eine so unendlich ratlose Miene gemacht haben, daß Aglaja bei seinem Anblick einen nahezu hysterischen Lachanfall bekommen hätte und von ihm zu Nina Alexandrowna in den oberen Stock gelaufen wäre, woselbst ihre Eltern sie angetroffen hätten. Diese Anekdote erreichte den Fürsten durch Ippolit gleich am folgenden Tag. Ippolit, der sein Bett nicht mehr verließ, hatte eigens nach dem Fürsten geschickt, um ihm diese Neuigkeit mitzuteilen. Woher Ippolit sie erfahren hat, ist uns unbekannt, aber als der Fürst von der Kerze und dem Finger hörte, mußte er so herzlich lachen, daß Ippolit sich sogar wunderte; aber plötzlich zuckte der Fürst zusammen und brach in Tränen aus ... Überhaupt befand er sich in diesen Tagen im Zustand größter Unruhe

und außerordentlicher, ungewöhnlicher Verstörtheit, unbestimmt und qualvoll. Ippolit behauptete klipp und klar, der Fürst sei nicht ganz bei Verstand; aber eine solche definitive Behauptung war noch keineswegs begründet.

Indem wir all diese Tatsachen zusammentragen, jedoch darauf verzichten, sie zu erklären, beabsichtigen wir keineswegs, unseren Helden in den Augen unserer Leser zu rechtfertigen. Mehr noch, wir sehen uns durchaus bereit, die Entrüstung zu teilen, die er sogar bei seinen Freunden erregte. Sogar Wera Lebedjewa war eine Zeitlang entrüstet; sogar Kolja war entrüstet. Entrüstet war Keller, jedoch nur so lange, bis er zum Hochzeitsschaffner bestallt wurde; ganz zu schweigen von Lebedjew, der gegen den Fürsten sogar zu intrigieren begann, ebenfalls aus Entrüstung, die sogar ganz echt war. Aber davon später. Alles in allem stimmen wir uneingeschränkt und im höchsten Maße einigen recht starken und psychologisch tiefesinnigen Worten Jewgenij Pawlowitschs bei, die dieser direkt und unverblümt in einem freundschaftlichen Gespräch mit dem Fürsten äußerte, am sechsten oder siebenten Tag nach den Ereignissen bei Nastassja Filippowna. An dieser Stelle sei bemerkt, daß nicht nur die Jepantschins selbst, sondern alle, die mit dem Hause Jepantschin unmittelbar oder mittelbar in Verbindung standen, es für geraten hielten, sämtliche Beziehungen zu dem Fürsten abzubrechen. Fürst Sch. zum Beispiel wandte dem Fürsten bei einer Begegnung sogar den Rücken zu und ließ seinen Gruß unbeantwortet. Jewgenij Pawlowitsch hingegen scheute nicht davor zurück, sich durch einen Besuch beim Fürsten zu kompromittieren, ungeachtet dessen, daß er die Jepantschins nun wieder täglich besuchte und von ihnen sogar mit sichtlichem Wohlwollen empfangen wurde. Er suchte den Fürsten gleich am nächsten Tag auf, nachdem alle Jepantschins Pawlowsk verlassen hatten. Als er eintrat, war er bereits über alle im Publikum umlaufenden Gerüchte unterrichtet, zu denen er vielleicht sogar selbst sein Teil beigetra-

gen hatte. Der Fürst begrüßte ihn mit größter Freude und kam sogleich auf die Jepantschins zu sprechen; ein solch offenherziger und ungekünstelter Auftakt nahm Jewgenij Pawlowitsch alle Befangenheit, so daß auch er ohne Umschweife auf die Sache zu sprechen kam.

Der Fürst wußte noch nicht einmal, daß die Jepantschins abgereist waren; er war betroffen, er erbleichte; aber eine Minute später schüttelte er verlegen und nachdenklich den Kopf und gab zu, daß »es so kommen mußte«; dann erkundigte er sich schnell: »Wohin sind sie denn gereist?«

Jewgenij Pawlowitsch beobachtete ihn indessen aufmerksam, und alles, das heißt die Schnelligkeit, mit der die Fragen einander folgten, ihre Naivität, die Verlegenheit und zugleich eine eigentümliche Offenheit, Unruhe und Erregung –, alles das ließ ihn nicht wenig staunen. Übrigens unterrichtete er den Fürsten liebenswürdig und eingehend: Dieser wußte vieles noch nicht, Jewgenij Pawlowitsch war der erste Mensch, der aus dem Hause Jepantschin zu ihm kam. Er bestätigte, daß Aglaja wirklich erkrankt wäre und drei Tage und Nächte lang kein Auge zugetan und gefiebert hätte; daß sie sich aber in einem äußerst nervösen, hysterischen Zustand befinde ... »Es ist noch ein Glück, daß im Hause völliger Friede herrscht! Man gibt sich Mühe, das Vergangene sogar untereinander nicht zu erwähnen, nicht nur in Aglajas Gegenwart. Die Eltern hatten bereits insgeheim eine Auslandsreise beschlossen, im Herbst, gleich nach Adelaidas Hochzeit; Aglaja hat die ersten Andeutungen einer Reise schweigend aufgenommen.« Auch er, Jewgenij Pawlowitsch, werde möglicherweise ins Ausland reisen. Sogar Fürst Sch. habe vor, ebendort vielleicht zwei Monate zu verbringen, zusammen mit Adelaida, wenn seine Geschäfte es gestatteten. Der General werde zu Hause bleiben. Die ganze Familie sei nach Kolmino umgezogen, auf ihr Gut, etwa zwanzig Werst von Petersburg entfernt, mit einem geräumigen Herrenhaus. Die Belokonskaja sei noch nicht nach Moskau abgereist und

sogar, wie es den Anschein habe, absichtlich hiergeblieben. Lisaweta Prokofjewna habe entschieden darauf beharrt, daß alles Vorgefallene ein Verbleiben in Pawlowsk unmöglich mache; er, Jewgenij Pawlowitsch, habe ihr täglich über die in der Stadt umlaufenden Gerüchte Bericht erstatten müssen. Auch die Datscha auf der Jelagin-Insel sei für sie nicht in Frage gekommen.

»In der Tat«, fügte Jewgenij Pawlowitsch hinzu, »Sie werden das doch selbst zugeben, kann man es aushalten, wenn ... besonders, wenn man weiß, was sich hier bei Ihnen ständig abspielt, in Ihrem Haus, Fürst, und dann Ihr tägliches Erscheinen *dort*, trotz aller Weigerungen, Sie zu empfangen ...«

»Ja, ja, ja, Sie haben recht, ich wollte Aglaja Iwanowna sehen ...« Und wieder schüttelte der Fürst den Kopf.

»Mein lieber Freund!« rief plötzlich Jewgenij Pawlowitsch teilnahmsvoll und traurig aus. »Wie konnten Sie es damals geschehen lassen ... alles, was geschehen ist? Freilich, freilich, alles kam für Sie so unerwartet ... Ich sehe ein, Sie mußten die Geistesgegenwart verlieren, und es war Ihnen ... unmöglich, das rasende junge Mädchen aufzuhalten, das ging über Ihre Kräfte! Aber Sie hätten begreifen müssen, wie stark und wie ernst die Beziehung dieses Mädchens zu Ihnen war! Sie wollte Sie nicht mit der anderen teilen, und Sie ... Sie konnten einen solchen Schatz verlassen und zerschlagen!«

»Ja, ja, Sie haben recht: ja, es ist meine Schuld«, begann der Fürst von neuem in schrecklicher Pein, »und wissen Sie: Sie war die einzige, nur sie, nur Aglaja sah Nastassja Filippowna mit solchen Augen ... niemand sonst hat sie so gesehen.«

»Das ist ja das Empörende, daß überhaupt nichts Ernsthaftes vorlag!« rief Jewgenij Pawlowitsch, der in Feuer geriet. »Verzeihen Sie, Fürst, aber ... ich ... ich habe darüber nachgedacht, Fürst; ich habe viel darüber nachgedacht, und ich weiß alles, was vorher geschehen ist, ich weiß alles, was vor einem halben Jahr geschehen ist, alles und – alles war nichts

Ernsthaftes! Es war nichts anderes als ein Hirngespinst, ein lebendes Bild, Phantasie, Luftgebilde, und nur die aufgescheuchte Eifersucht eines absolut unerfahrenen jungen Mädchens konnte es für etwas Ernsthaftes halten! ...«

Und Jewgenij Pawlowitsch ließ, nunmehr ohne jede Rücksicht, seiner Empörung freien Lauf. Verständig und klar und sogar, wir wiederholen es, psychologisch außerordentlich tiefsinzig entrollte er vor dem Fürsten ein Bild von dessen früheren Beziehungen zu Nastassja Filippowna. Jewgenij Pawlowitsch hatte schon immer über eine ausgesprochene Redegabe verfügt, jetzt aber entfaltete er sogar eine veritable Rhetorik. »Von Anfang an«, begann er, »ist es Lüge gewesen; und was mit einer Lüge anfängt, muß auch mit einer Lüge enden, das ist ein Naturgesetz. Ich billige es nicht und bin sogar entrüstet, wenn Sie, von wem auch immer, ein Idiot genannt werden; Sie sind viel zu klug, um so bezeichnet zu werden; aber Sie sind gleichzeitig ein solcher Sonderling, daß Sie sich von allen anderen Menschen unterscheiden, das werden Sie doch selbst zugeben. Ich kam zu dem Schluß, daß das Fundament alles Geschehenen erstens aus Ihrer, sozusagen, angeborenen Unerfahrenheit besteht (merken Sie sich, Fürst, dieses Wort ›angeborenen‹), zweitens aus Ihrer ganz und gar außergewöhnlichen Treuherzigkeit; ferner aus dem phänomenalen Mangel jeglichen Gefühls für Maß (was Sie selbst mehrmals zugegeben haben) und schließlich aus der riesigen, angeschwemmten Masse abstrakter Überzeugungen, die Sie in Ihrer außergewöhnlichen Ehrlichkeit immer noch für wahre Überzeugungen halten, naturgegebene und unmittelbare. Geben Sie zu, Fürst, daß Ihren Beziehungen zu Nastassja Filippowna von Anfang an etwas (um es kurz zu sagen) *Konventionell-Demokratisches* zugrunde lag, sozusagen der Charme der ›Frauenfrage‹ (um es noch kürzer zu sagen). Ich bin genauestens über jene absurde, skandalöse Szene unterrichtet, die sich bei Nastassja Filippowna abspielte, als Rogoschin ihr sein Geld brachte. Wenn Sie wünschen,

werde ich Sie analysieren, Punkt für Punkt, und Ihnen Sie selbst zeigen, wie in einem Spiegel, so genau weiß ich, wie die Sache sich verhielt und warum sie eine solche Wendung nahm! Sie, ein Jüngling, lebten in der Schweiz nach Ihrer Heimat, es drängte Sie nach Rußland wie in das unbekannte, aber verheißene Land; Sie haben viele Bücher über Rußland gelesen, Bücher, die an und für sich vielleicht ausgezeichnet, für Sie jedoch unbekömmlich waren; und so kamen Sie hier an, voll Tatendrang und Tatendurst, sozusagen, und stürzten sich kopfüber in das tätige Leben! Und da, am selben Tag, kommt Ihnen die traurige und herzzerreißende Geschichte einer gekränkten Frau zu Ohren, Ihnen, das heißt einem Ritter, einem Reinen – einer gekränkten Frau! Und am selben Tag stehen Sie dieser Frau gegenüber; Sie sind verzaubert von ihrer Schönheit, ihrer phantastischen, dämonischen Schönheit (ich gebe zu, daß sie eine Schönheit ist). Rechnen Sie Ihre Nerven, rechnen Sie Ihre Fallsucht, rechnen Sie unser nervenzerrüttendes Petersburger Tauwetter dazu; rechnen Sie einen vollen Tag in einer unbekannten und für Sie beinahe phantastischen Stadt dazu, einen Tag der Begegnungen und Szenen, einen Tag überraschender Bekanntschaften, einen Tag der gänzlich überraschenden Wirklichkeit, den Tag der drei schönen Western Jepantschin, darunter Aglaja; rechnen Sie dazu die Müdigkeit, den Schwindel; rechnen Sie dazu Nastassja Filippownas Salon und den Ton in diesem Salon, und ... was konnten Sie in diesem Augenblick von sich erwarten? Was glauben Sie?«

»Ja, ja; ja, ja, ja«, der Fürst schüttelte leicht errötend den Kopf. »Ja, das ist beinahe richtig; wissen Sie, ich hatte wirklich die ganze Nacht kaum geschlafen, im Waggon, und in der Nacht vorher auch nicht, und ich war sehr bedrückt ...«

»Ja, freilich, das meine ich ja«, fuhr Jewgenij Pawlowitsch fort, immer noch bewegt. »Es ist ja ganz klar, daß Sie im Rausch der Begeisterung sogleich die Möglichkeit ergriffen, öffentlich den großherzigen Gedanken auszusprechen, daß

Sie, Fürst von Geblüt und ein reiner Mensch, eine Frau nicht für ehrlos halten, die nicht aus eigener Schuld, sondern durch die Schuld eines widerlichen Wüstlings aus der großen Gesellschaft in Verruf gekommen war. Mein Gott, das ist doch begreiflich! Aber es geht hier nicht darum, mein lieber Fürst, sondern um die Frage, ob es Wahrheit war, ob Ihr Gefühl echt, ob es Natur und nicht nur intellektuelle Verzückung war. Bedenken Sie: Im Tempel ward einem Weib vergeben, einem ebensolchen Weib, aber es ward ihr doch nicht gesagt, daß sie recht tat und alle Ehre und Achtung verdiente. Hat denn Ihr gesunder Menschenverstand Ihnen nicht nach drei Monaten eingeflüstert, wie die Dinge liegen? Mag sie jetzt ohne Schuld sein – ich möchte auf nichts beharren, weil ich es nicht will –, aber können ihre sämtlichen Abenteuer diesen unerträglichen, satanischen Stolz rechtfertigen, diesen so schamlosen, unersättlichen Egoismus? Verzeihung, Fürst, ich lasse mich hinreißen, aber ...«

»Ja, das kann alles so sein ... Vielleicht haben Sie nicht unrecht«, murmelte wieder der Fürst. »Sie ist wirklich sehr geizt, Sie haben recht, gewiß, aber ...«

»... sie verdient Mitleid? Wollen Sie das sagen, mein guter Fürst? Darf man aber um des Mitleids und um ihrer Genugtuung willen eine andere, ein junges Mädchen, das hochgesinnt und rein ist, der Schande preisgeben, sie vor den *anderen*, den hochmütigen und verhaßten Augen, erniedrigen? Wie weit darf demnach das Mitleid gehen? Das ist doch eine unglaubliche Exaltation! Darf man denn ein junges Mädchen, das man liebt, vor den Augen der Nebenbuhlerin so erniedrigen und es um dieser anderen willen verlassen, nachdem man ihm in allen Ehren seine Hand angetragen hatte ... Sie haben ihr doch Ihre Hand angetragen, und zwar in Gegenwart ihrer Eltern und ihrer Schwestern! Sind Sie daraufhin überhaupt noch ein Ehrenmann, Fürst, wenn ich fragen darf? Und ... und haben Sie das göttliche, junge Mädchen nicht hintergangen, wenn Sie es glauben machten, Sie liebten es?«

»Ja, ja, Sie haben recht, ach, ich fühle, daß ich schuldig bin«, sagte der Fürst in unsäglicher Pein.

»Aber genügt denn das?« rief Jewgenij Pawlowitsch entrüstet. »Genügt es denn, nur auszurufen: ›Ach, ich bin schuldig? Sie sind schuldig, aber Sie geben nicht nach! Wo war denn damals Ihr Herz, Ihr ›christliches‹ Herz! Sie haben doch in jenem Augenblick ihr Gesicht gesehen: Hat sie etwa weniger gelitten als *jene*, als *Ihre andere* ... die Rivalin? Sie haben es gesehen und es geduldet? Wie war das möglich?«

»Ja ... aber ... ich habe es doch gar nicht geduldet«, murmelte der unglückliche Fürst.

»Nicht geduldet?«

»Ich habe, bei Gott, nichts geduldet. Ich begreife heute noch nicht, wie das alles geschah ... ich ... elte damals Aglaja Iwanowna nach, und Nastassja Filippowna fiel in Ohnmacht; und seitdem darf ich Aglaja Iwanowna nicht besuchen.«

»Wie auch immer! Sie hätten Aglaja auf dem Fuße folgen müssen, auch wenn die andere in Ohnmacht lag!«

»Ja ... ja, ich mußte ... aber sie wäre doch gestorben! Sie hätte sich umgebracht, Sie kennen sie nicht, und ... ganz gleich, ich hätte Aglaja Iwanowna später alles erzählt, und ... verstehen Sie, Jewgenij Pawlowitsch, ich sehe, daß Sie, wie es scheint, nicht alles wissen: Sagen Sie, warum darf ich Aglaja Iwanowna nicht besuchen? Ich würde ihr doch alles erklären! Wissen Sie: Beide sprachen damals nicht über das Eigentliche, überhaupt nicht über das Eigentliche, deshalb ist es auch so gekommen ... ich kann es Ihnen nicht richtig erklären; aber vielleicht könnte ich es Aglaja erklären ... Ach, mein Gott, mein Gott! Sie sprechen von ihrem Gesicht in dem Augenblick, da sie hinausstürzte ... Oh, mein Gott! Ich sehe es noch vor mir! Lassen Sie uns gehen, lassen Sie uns gehen!« Plötzlich sprang er auf und zerrte Jewgenij Pawlowitsch am Ärmel.

»Wohin?«

»Lassen Sie uns zu Aglaja Iwanowna gehen, sofort, lassen Sie uns gehen! ...«

»Aber sie ist doch gar nicht in Pawlowsk, ich habe es doch vorhin gesagt, und wozu?«

»Sie wird es verstehen! Sie wird es verstehen!« murmelte der Fürst und faltete flehend die Hände. »Sie wird es verstehen, daß alles nicht *das* ist, sondern etwas ganz, ganz anderes!«

»Wieso etwas ganz anderes? Sie wollen doch heiraten? Sie geben also nicht nach ... Heiraten Sie, oder heiraten Sie nicht?«

»Nun ja ... ich heirate; ja, ich heirate!«

»Wieso ist dann alles nicht *das*?«

»O nein, es ist nicht *das*, es ist nicht *das*! Es ist ... ist ganz gleich, daß ich heirate, das hat gar nichts zu bedeuten!«

»Wieso hat das nichts zu bedeuten? Wieso ist das ganz gleich? Das ist doch keine Bagatelle? Sie heiraten eine Frau, die Sie lieben, um sie glücklich zu machen, und Aglaja sieht es und weiß es, wieso hat das nichts zu bedeuten?«

»Glücklich? O nein! Ich will nur einfach so heiraten. Ich heirate nur einfach so; sie will es; und was hat das schon zu sagen, daß ich heirate? Ich ... Ach, das ist doch ganz gleich! Sie aber wäre bestimmt gestorben. Ich sehe jetzt, daß eine Ehe mit Rogoschin Wahnsinn gewesen wäre. Ich verstehe jetzt, was ich früher nicht verstehen konnte, und sehen Sie: Als sie neulich einander gegenüberstanden, da konnte ich Nastassja Filippownas Gesicht nicht ertragen ... Sie wissen es nicht, Jewgenij Pawlowitsch«, (er senkte geheimnisvoll die Stimme), »ich habe noch nie mit jemandem darüber gesprochen, nicht einmal mit Aglaja, aber ich kann Nastassja Filippownas Gesicht nicht ertragen ... Es war richtig, was Sie vorhin über den damaligen Abend bei Nastassja Filippowna sagten; aber da war noch etwas, was Sie nicht berücksichtigt haben, weil Sie es nicht wissen: Ich sah *ihr Gesicht!* Ich konnte es schon am Vormittag als Portrait nicht ertragen ... Wera,

zum Beispiel, Wera Lebedjewa, hat ganz andere Augen; ich ... ich fürchte mich vor ihrem Gesicht«, fügte er ausgesprochen ängstlich hinzu.

»Sie fürchten sich?«

»Ja; sie ist – geisteskrank!« flüsterte er und erbleichte.

»Wissen Sie das genau?« fragte Jewgenij Pawlowitsch mit lebhaftem Interesse.

»Ja, genau; inzwischen ganz genau; in diesen Tagen habe ich mich vollends davon überzeugt!«

»Was tun Sie sich an!« rief Jewgenij Pawlowitsch erschrocken aus. »Sie heiraten also aus Angst? Das ist einfach nicht zu verstehen ... Vielleicht sogar ohne zu lieben?«

»O nein, ich liebe sie von ganzem Herzen! Sie ist doch ein ... ein Kind; jetzt ist sie ein Kind, das reinste Kind! Oh, Sie wissen gar nichts!«

»Und zur gleichen Zeit versicherten Sie Aglaja Iwanowna Ihrer Liebe?«

»O ja, ja.«

»Und weiter? Dann möchten Sie wohl beide lieben?«

»O ja, ja.«

»Aber ich bitte Sie, Fürst, was reden Sie da, kommen Sie zu sich!«

»Ohne Aglaja werde ich ... ich muß sie unbedingt sehen! Ich ... ich werde bald im Traum sterben, ich dachte schon, daß ich in dieser Nacht im Schlaf sterben müßte. Oh, wenn Aglaja wüßte, wenn Sie alles wüßte ... das heißt, wirklich alles! Denn hier muß man alles wissen, das ist die Hauptsache! Warum ist es unmöglich, *alles* über den anderen zu wissen, wenn es nötig ist, wenn dieser andere schuld ist! ... Ich weiß übrigens nicht, was ich sage, ich habe den Faden verloren; Sie haben mich furchtbar überrascht ... Kann es denn sein, daß sie heute immer noch das Gesicht von damals hat, als sie aus dem Zimmer stürzte? O ja, ich bin schuld! Wahrscheinlich bin ich an allem schuld! Ich kenne meine Schuld noch nicht, aber ich bin schuld ... Hier ist irgend etwas, das

ich Ihnen nicht erklären kann, Jewgenij Pawlowitsch, ich finde dafür auch nicht die Worte, aber ... Aglaja Iwanowna wird es verstehen! Oh, ich habe immer geglaubt, daß sie es verstehen wird.«

»Nein, Fürst, sie wird es nicht verstehen. Aglaja Iwanowna liebte wie eine Frau, wie ein Mensch und nicht wie ... ein abstrakter Geist. Wissen Sie was, mein armer Fürst: Es wird wohl so sein, daß Sie weder die eine noch die andere je geliebt haben!«

»Ich weiß nicht ... vielleicht, vielleicht; Sie haben in manchem recht, Jewgenij Pawlowitsch. Sie sind ausgesprochen klug, Jewgenij Pawlowitsch; ach, ich bekomme wieder Kopfschmerzen, lassen Sie uns doch zu ihr gehen! Um Gottes willen, um Gottes willen!«

»Aber ich sage Ihnen doch, daß sie nicht in Pawlowsk ist, sie ist in Kolmino.«

»Dann fahren wir eben nach Kolmino, lassen Sie uns sofort fahren!«

»Das ist un-mög-lich!« entgegnete Jewgenij Pawlowitsch mit Nachdruck und erhob sich.

»Hören Sie, ich schreibe einen Brief; bringen Sie ihn hin!«

»Nein, Fürst, nein! Verschonen Sie mich mit solchen Aufträgen, das ist mir unmöglich!«

Jewgenij Pawlowitsch verabschiedete sich. Er nahm eine sonderbare Überzeugung mit: Er hatte den Eindruck gewonnen, der Fürst sei nicht ganz bei Verstand. Und was bedeutete dieses *Gesicht*, vor dem er sich fürchtete und das er so liebte? Dabei wird er ohne Aglaja vielleicht wirklich sterben, so daß Aglaja vielleicht niemals erfahren wird, wie sehr er sie geliebt hatte! Ha-Ha! Aber kann man zwei Frauen lieben? Mit zwei irgendwie verschiedenen Lieben? Interessant ... Armer Idiot! Was soll nun aus ihm werden?

DER Fürst starb jedoch vor seiner Hochzeit nicht, weder im Wachen, noch im »Traum«, wie er es im Gespräch mit Jewgenij Pawlowitsch prophezeit hatte. Vielleicht hatte er tatsächlich schlecht geschlafen und böse Träume gehabt; aber tagsüber, unter Menschen, wirkte er wohlwollend und sogar zufrieden, manchmal sehr nachdenklich, aber nur, wenn er allein war. Mit der Hochzeit hatte man es eilig; sie sollte ungefähr eine Woche nach dem Besuch Jewgenij Pawlowitschs stattfinden. Angesichts dieser Eile hätten selbst die besten Freunde des Fürsten, falls er welche gehabt hätte, mit ihren Versuchen, den unglücklichen Narren zu »retten«, Schiffbruch erlitten. Einem Gerücht zufolge steckten hinter dem Besuch Jewgenij Pawlowitschs General Iwan Fjodorowitsch und seine Gattin Lisaweta Prokofjewna. Aber wenn auch diese beiden in der unermeßlichen Güte ihres Herzens gewünscht hätten, den bedauernswerten Rasenden vor dem Abgrund zu retten, dann hätten sie sich selbstverständlich mit diesem einzigen schwachen Versuch begnügen müssen, da weder ihre gesellschaftliche Stellung noch vielleicht sogar ihre Neigung (was natürlich gewesen wäre) ernsthafte Bemühungen erlaubten. Wir haben bereits erwähnt, daß sogar die nächste Umgebung des Fürsten sich gegen ihn auflehnte. Wera Lebedjewa übrigens begnügte sich mit Tränen, wenn sie allein war, blieb außerdem häufiger zu Hause und schaute seltener nach dem Fürsten als früher. Kolja hatte in dieser Zeit mit der Beerdigung seines Vaters zu tun; der alte Mann war nach dem zweiten Schlaganfall gestorben, acht Tage nach dem ersten. Der Fürst nahm an dem Verlust der Familie großen Anteil und verbrachte in den ersten Tagen jeweils mehrere Stunden bei Nina Alexandrowna; er kam zum Begräbnis und in die Kirche. Manchen fiel auf, daß das Publikum in der Kirche den Fürsten mit unwillkürlichen Raunen empfing und verabschiedete; ähnliches geschah auf der Stra-

ße oder im Park: Sobald er erschien, zu Fuß oder in der Equipage, hörte man flüstern, man deutete auf ihn, nannte seinen Namen und den Namen Nastassja Filippownas. Beim Begräbnis hatte man nach ihr Ausschau gehalten, aber sie war auch zum Begräbnis nicht erschienen. Auch die Frau Hauptmann, die Lebedjew hatte rechtzeitig abfangen und in die Schranken weisen können, war nicht anwesend. Das Totenamt hinterließ bei dem Fürsten einen tiefen und schmerzlichen Eindruck; er flüsterte Lebedjew, der ihn irgend etwas fragte, noch in der Kirche zu, daß er zum ersten Mal einem orthodoxen Totenamt beiwohne und sich nur an ein anderes Totenamt in einer Dorfkirche seiner Kindheit erinnere.

»Jawohl, es ist, als ob dort gar nicht derselbe Mann liegt, dort im Sarg, den wir eben erst zu unserem Präsidenten gewählt haben, wissen Sie noch?« flüsterte Lebedjew. »Wen suchen Sie?«

»Nur so, es ist nichts, ich glaubte ...«

»Rogoschin?«

»Ist er etwa hier?«

»Jawohl, in der Kirche.«

»Ach ja, ich glaubte, irgendwo seine Augen zu sehen«, murmelte der Fürst verlegen, »aber ... wieso ist er hier? Hat man ihn eingeladen?«

»Kein Gedanke. Er ist mit der Familie nicht einmal bekannt. Hier sind doch alle möglichen Menschen, Publikum sozusagen. Und was finden Sie daran so verwunderlich? Ich begegne ihm jetzt sehr oft; allein in der letzten Woche bin ich ihm hier, in Pawlowsk, bestimmt viermal begegnet.«

»Ich habe ihn noch kein einziges Mal gesehen ... seit damals«, murmelte der Fürst.

Da auch Nastassja Filippowna noch kein einziges Mal erwähnt hatte, daß sie »seit damals« Rogoschin begegnet wäre, folgerte der Fürst, das Rogoschin ihm aus irgendeinem Grunde absichtlich aus dem Wege gehe. Diesen ganzen Tag

verbrachte er in tiefstem Nachdenken; Nastassja Filippowna dagegen zeigte sich auffallend gut gelaunt an diesem ganzen Tag und an diesem Abend.

Kolja, der sich mit dem Fürsten noch vor dem Tod seines Vaters wieder ausgesöhnt hatte, hatte ihm vorgeschlagen (die Zeit drängte und die Angelegenheit duldeten keinen Aufschub), Keller und Burdowskij als Hochzeitsschaffner zu bitten. Er verbürgte sich dafür, daß Keller sich *comme il faut* betragen, sich vielleicht auch als »nützlich« erweisen werde, und über Burdowskij war kein Wort zu verlieren, er war ein ruhiger und bescheidener Mensch. Nina Alexandrowna und Lebedjew gaben dem Fürsten zu bedenken, daß man, wenn man schon zu einer Hochzeit entschlossen sei, diese doch wenigstens nicht in Pawlowsk, noch dazu während der beliebten Sommersaison, und wenigstens nicht so öffentlich feiern sollte. Wäre nicht Petersburg angemessener? Und vielleicht sogar eine Haustrauung? Der Fürst verstand nur zu gut, was diese Bedenklichkeiten zu bedeuten hatten, aber er antwortete kurz und einfach, es sei der ausdrückliche Wunsch Nastassja Filippownas.

Am nächsten Tag meldete sich beim Fürsten auch Keller, den man benachrichtigt hatte, daß er Hochzeitsschaffner sein sollte. Bevor er eintrat, blieb er in der Tür stehen, hob beim Anblick des Fürsten die rechte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger, wie zum Schwur, und rief:

»Keinen Tropfen!«

Darauf näherte er sich dem Fürsten, drückte fest dessen beide Hände, schüttelte sie und erklärte, daß er selbstverständlich anfangs, als er davon erfuhr, dagegen gewesen sei, was er beim Billard auch nicht verheimlicht habe, und zwar aus keinem anderen Grund als deshalb, weil er dem Fürsten keine andere als die Prinzessin de Rohan zugesetzt und täglich mit der brennenden Ungeduld des Freundes auf die Vermählung gewartet habe, aber nun einsähe, daß der Fürst mindestens um zwölfmal vornehmer denke als sie »alle zu-

sammen! Denn er, der Fürst, strebe weder nach Glanz noch Reichtum, sogar nicht einmal nach Ehren, sondern einzig und allein nach der reinen Wahrheit. Das Streben hoher Persönlichkeiten sei wohl bekannt, und den Fürsten erhebe seine Bildung viel zu hoch, als daß er keine hohe Persönlichkeit sei, ganz allgemein gesprochen! »Aber das Gesindel und allerlei Pöbel urteilen anders; in der ganzen Stadt, in Privathäusern, bei Gesellschaften, unter den Sommergästen, bei den Konzerten, in den Kneipen, beim Billard hört man nichts anderes, schwätzt man nichts anderes als von dem bevorstehenden Ereignis. Habe gehört, daß man beabsichtigt, sogar ein Charivari unter Ihrem Fenster zu veranstalten, und dies sogar in der Brautnacht! Wenn Sie, Fürst, die Pistole einer ehrlichen Haut benötigen, so bin ich bereit, ein halbes Dutzend ehrenhafter Schüsse zu wechseln, bevor Sie sich am nächsten Morgen aus Ihrem Honigbett erheben.« Außerdem habe er, den Andrang der Schaulustigen befürchtend, vorgeschlagen, nach der Trauung eine Feuerspritze im Hof bereitzuhalten; Lebedjew aber habe sich widersetzt: »Im Fall einer Feuerspritze demolieren sie mir das ganze Haus.«

»Dieser Lebedjew intrigiert gegen Sie, Fürst, ich schwör's! Die haben vor, Sie unter Kuratel zu stellen, können Sie sich so etwas denken? Samt allem, was man hat, samt dem freien Willen und dem Geld, das heißt samt den zwei Dingen, die jeden von uns von den Vierfüßlern unterscheiden. Habe es gehört, aus sicherer Quelle! Die reinsten Wahrheit!«

Dem Fürsten fiel ein, daß ihm selbst schon etwas Derartiges zu Ohren gekommen war, dem er selbstverständlich keinerlei Beachtung geschenkt hatte. Auch jetzt lachte er nur und vergaß es abermals im selben Augenblick. Lebedjew hatte tatsächlich eine Zeitlang einiges unternommen. Die Pläne dieses Mannes entstanden stets aus einer Eingebung und wurden durch übermäßigen Eifer immer komplizierter, verästelten sich und breiteten sich vom Ausgangspunkt nach allen Seiten aus; dies war der Grund, weshalb ihm nur weni-

ges im Leben gelang. Als er später, fast schon am Hochzeitstag, den Fürsten aufsuchte, um seine Sünden zu bekennen (er hatte die feste Gewohnheit, seine Sünden vor jedem zu bekennen, gegen den er intrigiert hatte, ganz besonders, wenn ihm kein Erfolg beschieden war), eröffnete er ihm, daß er zum Talleyrand geboren und aus unerforschlichen Gründen nur ein Lebedjew geblieben sei. Darauf legte er vor ihm die Karten auf den Tisch, wobei es ihm gelang, das lebhafteste Interesse des Fürsten zu wecken. Nach seinen Worten hatte er damit begonnen, sich Protektion hochgestellter Persönlichkeiten, auf die er sich im Bedarfsfalle stützen könnte, zu suchen, und hatte bei General Iwan Fjodorowitsch vorgesprochen. Der General Iwan Fjodorowitsch wäre sehr erstaunt, ja, verblüfft gewesen, habe dem »jungen Mann« das Beste gewünscht, jedoch erklärt, daß »trotz des aufrichtigsten Wunsches, zu helfen, ein diesbezügliches Handeln seinerseits unschicklich wäre«. Lisaweta Prokofjewna habe sich geweigert, ihn zu empfangen und anzuhören; Jewgenij Pawlowitsch und Fürst Sch. hätten nur abgewinkt. Er aber, Lebedjew, habe den Kopf nicht hängenlassen und den Rat eines beschlagenen Juristen eingeholt, eines ehrwürdigen alten Herrn, seines großen Freundes und geradezu Wohltäters; dieser habe befunden, die Sache sei keineswegs aussichtslos, man benötige lediglich kompetente Zeugen für die geistige Zerrüttung und vollständige Unzurechnungsfähigkeit, vor allem aber Protektion von einflußreicher Seite. Auch diesmal habe er, Lebedjew, den Mut nicht verloren und sei eines Tages beim Fürsten sogar mit einem Arzt erschienen, einem gleichfalls ehrwürdigen alten Herrn mit der Anna am Halse, einem Sommergast, einzlig und allein, damit dieser sozusagen das Gelände rekognosziieren, den Fürsten kennenlernen und ihm, Lebedjew, einstweilen inoffiziell und vertraulich seinen Eindruck von dem Fürsten mitteilen könne. Der Fürst erinnerte sich an den Besuch dieses Arztes, er erinnerte sich daran, daß Lebedjew ihm noch am Tage vorher eingeredet hat-

te, er sei nicht ganz gesund, und, als der Fürst sich energisch alle medizinischen Maßnahmen verbat, plötzlich mit einem Arzt erschienen war, unter dem Vorwand, sie kämen beide unmittelbar von Herrn Terentjew, dem es sehr schlecht gehe, und der Arzt habe dem Fürsten einiges über den Kranken mitzuteilen. Der Fürst bedankte sich bei Lebedjew und hieß den Arzt herzlich willkommen. Man sprach sofort über den kranken Ippolit; der Arzt bat um einen ausführlichen Bericht über den damaligen Selbstmordversuch, und der Fürst fesselte ihn durch seine Erzählung und seine Deutung der Begebenheit. Darauf kam man auf das Petersburger Klima zu sprechen, auf die Krankheit des Fürsten, auf die Schweiz und auf Schneider. Die Schilderung von Schneiders Behandlungsmethoden und die Erzählungen des Fürsten interessierten den Arzt so sehr, daß dieser zwei Stunden bei ihm blieb und die vorzüglichen Zigarren des Fürsten rauchte; als Lebedjew durch Wera einen köstlichen Likör anbieten ließ, überschlug sich der Doktor, verheiratet und Familienvater, in solchen Komplimenten, daß Wera zutiefst entrüstet war. Man trennte sich als Freunde. Nachdem sie den Fürsten verlassen hatten, fragte der Arzt Lebedjew, wen man denn zum Vormund bestellen könne, wenn man so jemanden unter Kuratel stellen wolle. Zu Lebedjews tragischer Deutung des bevorstehenden Ereignisses schüttelte der Doktor verschmitzt und vieldeutig den Kopf und bemerkte schließlich: Abgesehen von dem »Wer hat nicht schon wen geheiratet« verfüge die verführerische Person, wenigstens soweit man wisse, außer über ihre überwältigende Schönheit, die allein einen Mann mit Vermögen betören könne, über einiges Kapital, sowohl von Seiten Tozkijs als auch Rogoschins, über Perlen und Brillanten, Kaschmirshawls und Möbel, und deshalb zeuge die Wahl des teuren Fürsten nicht nur nicht von einer besonders augenfälligen Torheit, sondern von einem raffinierten, weltkundigen Verstand und Kalkül, und lege also einen entgegengesetzten und für den Fürsten durch-

aus schmeichelhaften Schluß nahe ... Dieser Gedanke hatte Lebedjew verblüfft; dabei war es geblieben, »und jetzt«, fügte er vor dem Fürsten hinzu, »jetzt haben Sie außer Ergebenheit und Blutvergießen nichts mehr von mir zu gewärtigen; deshalb stehe ich hier.«

Auch Ippolit hatte in den letzten Tagen für Abwechslung gesorgt; er schickte allzu häufig nach dem Fürsten. Sie wohnten in der Nähe in einem kleinen Haus; die Kinder, Ippolits Bruder und Schwester, freuten sich schon deshalb über den Aufenthalt in Pawlowsk, weil sie sich vor dem Kranken in den Garten flüchten konnten; die arme Frau Hauptmann war ihm als einziges Opfer gänzlich ausgeliefert; der Fürst mußte täglich schlichten und Frieden stiften, und der Kranke nannte ihn weiterhin seine »Kinderfrau«, wobei er sich gleichzeitig nicht erlaubte, ihn wegen seiner Schlichterrolle zu verachten. Er nahm Kolja sehr übel, daß dieser ihn so selten besuchte, weil er erst den sterbenden Vater gepflegt hatte und später bei der verwitweten Mutter blieb. Schließlich machte er die baldige Heirat des Fürsten zur Zielscheibe seines Spottes und endete damit, daß er den Fürsten beleidigte und ihn schließlich aus der Fassung brachte: Der Fürst stellte seine Besuche ein. Aber zwei Tage darauf erschien frühmorgens die Frau Hauptmann und flehte den Fürsten unter Tränen an, er möge doch kommen, weil *der* sie sonst unter die Erde bringen würde. Sie fügte hinzu, Ippolit wünsche, ihm ein großes Geheimnis zu eröffnen. Der Fürst kam. Ippolit wünschte, sich mit ihm zu versöhnen, begann zu weinen und war nach den Tränen, wie zu erwarten, noch bösartiger, wenn er sich nun auch hütete, seine Bosheit offen zu zeigen. Sein Zustand war schlecht, und an allem war zu erkennen, daß er wohl wirklich bald sterben würde. Ein Geheimnis gab es nicht, nur leidenschaftliche, sozusagen vor (vielleicht gespielter) Aufregung atemlose Bitten, »sich vor Rogoschin in acht zu nehmen«. »Das ist ein Mann, der auf das Seine nicht verzichtet; das ist jemand, Fürst, der anders

ist als wir, als Sie und ich; wenn der etwas will, schreckt er nicht davor zurück ...«, und so weiter, und so fort. Der Fürst versuchte, ihn genauer auszufragen, nach irgendwelchen Tatsachen, aber Tatsachen gab es nicht, nur die persönlichen Empfindungen und Eindrücke Ippolits. Zu seiner großen Genugtuung gelang es Ippolit endlich, dem Fürsten Angst einzujagen. Anfangs hatte der Fürst auf einige seiner besonders eindringlichen Fragen geschwiegen und über seine Ratschläge gelächelt: »Fliehen Sie, und sei es ins Ausland; russische Geistliche gibt es überall, Sie können sich auch dort trauen lassen.« Aber dann schloß Ippolit mit folgendem Gedanken: »Ich fürchte ja nur für Aglaja Iwanowna; Rogoschin weiß, wie Sie sie lieben; Liebe um Liebe; Sie haben ihm Nastassja Filippowna genommen, und er wird Aglaja Iwanowna umbringen; obwohl sie jetzt nicht mehr die Ihre ist, das würde Sie doch treffen, nicht wahr?« Er erreichte sein Ziel; als der Fürst ihn verließ, war er außer sich vor Sorge.

Diese Warnungen vor Rogoschin hörte er am Vorabend der Hochzeit. Am selben Abend, zum letzten Mal vor der Trauung, war der Fürst auch bei Nastassja Filippowna. Aber Nastassja Filippowna vermochte nicht, ihn zu beruhigen, sogar im Gegenteil, in der letzten Zeit hatte sie zu seiner Verwirrung immer mehr beigetragen. Früher, das heißt noch vor wenigen Tagen, hatte sie sich alle Mühe gegeben, um ihn bei ihren Zusammenkünften zu erheitern, und war furchtbar besorgt gewesen, wenn er traurig aussah; sie hatte sogar versucht, ihm vorzusingen; am häufigsten jedoch erzählte sie ihm allerlei Komisches, das ihr in den Sinn kam. Der Fürst gab sich fast immer den Anschein, er amüsiere sich, und mitunter amüsierte er sich auch wirklich über den glänzenden Verstand und das heitere Gemüt, mit dem sie gelegentlich erzählte, wenn sie enthusiastisch war, und sie war oft enthusiastisch. Sah sie, daß der Fürst lachte, sah sie den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, war sie hingerissen und stolz auf sich selbst. Jetzt aber nahmen ihre Traurigkeit

und Nachdenklichkeit beinahe stündlich zu. Seine Ansichten über Nastassja Filippowna standen ein für allemal fest, andernfalls wäre ihm jetzt natürlich alles an ihr rätselhaft und unverständlich vorgekommen. Aber er glaubte aufrichtig daran, daß sie noch auferstehen würde. Er hatte Jewgenij Pawlowitsch völlig zutreffend gesagt, daß er sie von Herzen und aufrichtig liebe, und in seiner Liebe zu ihr lag wirklich die Zuneigung zu einem erbarmenswürdigen und kranken Kind beschlossen, das man kaum oder sogar unmöglich sich selbst überlassen darf. Er hatte sich vor niemandem über seine Gefühle zu ihr ausgesprochen und redete sogar ungern darüber, wenn es sich einmal nicht vermeiden ließ; mit Nastassja Filippowna selbst redete er, wenn sie zusammen waren, nie von »Gefühlen«, als hätten sie es sich geschworen, jeder für sich. An ihrer alltäglichen, fröhlichen und lebhaften Unterhaltung hätte jeder teilnehmen können. Später erzählte Darja Alexejewna, sie hätte sich während dieser ganzen Zeit gefreut und sich an den beiden nicht sattsehen können.

Aber gerade seine Ansicht über die geistige und seelische Verfassung Nastassja Filippownas befreite ihn zum Teil von manch anderen Zweifeln. Jetzt war sie eine völlig andere Frau als jene, die er vor ungefähr drei Monaten gekannt hatte. Jetzt grübelte er zum Beispiel nicht mehr darüber, weshalb sie damals vor einer Ehe mit ihm geflohen war, unter Tränen, Verwünschungen und Vorwürfen, jetzt aber selbst auf einer schleunigen Hochzeit bestand. „Folglich fürchtet sie nicht mehr wie damals, daß eine Ehe mit ihr ein Verhängnis für mich sein würde“, dachte der Fürst. Ein so rasch sich regenerierendes Selbstvertrauen konnte seiner Ansicht nach bei ihr nicht natürlich sein. Auch der Haß gegen Aglaja konnte doch unmöglich der einzige Grund dieser Sicherheit sein: Nastassja Filippowna empfand um einiges tiefer. Die Angst vor dem Schicksal an der Seite Rogoschins war es nicht. Mit einem Wort, diese Gründe konnten neben allen möglichen anderen dabei mitspielen; am meisten aber

leuchtete ihm ein, daß hier etwas schon längst Befürchtetes vorlag und daß die arme kranke Seele es nicht länger ertrug. All dies befreite ihn zwar in bestimmter Hinsicht von manchen Zweifeln, ließ ihm jedoch während dieser ganzen Zeit weder Rast noch Ruhe. Manchmal bemühte er sich, gleichsam an gar nichts zu denken; das Heiraten betrachtete er, wie es schien, wirklich als unbedeutende Formalität; sein eigenes Schicksal schätzte er viel zu gering. Auf Einwände in Gesprächen, wie zum Beispiel im Gespräch mit Jewgenij Pawlowitsch, hätte er nichts zu erwidern gewußt und fühlte sich in keiner Weise kompetent, deshalb ging er jedem Gespräch dieser Art aus dem Wege.

Er hatte übrigens bemerkt, daß Nastassja Filippowna nur zu gut wußte und verstand, was Aglaja ihm bedeutete. Sie sagte nichts, aber er sah ihr »Gesicht«, wenn sie ihn manchmal am Anfang noch bei seinen Vorbereitungen für einen Besuch bei den Jepantschins antraf. Als die Jepantschins Pawlowsk verließen, strahlte sie förmlich auf. So mangelhaft auch seine Beobachtungs- und Kombinationsgabe war, hatte ihn doch der Gedanke beunruhigt, Nastassja Filippowna könnte sich zu einem Skandal entschließen, um Aglaja aus Pawlowsk zu vertreiben. Das Gerede und Getöse in sämtlichen Sommerhäusern war natürlich von Nastassja Filippowna geschürt worden, um die Rivalin zu reizen. Da sie den Jepantschins schwerlich begegnen konnte, hatte Nastassja Filippowna bei einer Ausfahrt mit dem Fürsten befohlen, den dicht vor den Fenstern ihrer Datscha vorbeiführenden Weg einzuschlagen. Für den Fürsten war es eine schreckliche Überraschung; er erkannte den Weg, aber seiner Gewohnheit nach erst, nachdem es zu spät war und die Equipage sich bereits unmittelbar unter den Fenstern befand. Er hatte nichts gesagt, war aber danach zwei Tage lang krank gewesen; Nastassja Filippowna hatte das Experiment nicht mehr wiederholt. In den letzten Tagen vor der Hochzeit wurde sie sehr nachdenklich; es endete damit, daß sie ihre Trauer

überwand und sich wieder erheiterte, aber irgendwie stiller war, nicht so lebhaft, nicht so glücklich und heiter wie vorher, wie noch vor kurzem. Der Fürst verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Es fiel ihm auf, daß sie ihm gegenüber nie Rogoschin erwähnte. Nur ein einziges Mal, etwa fünf Tage vor der Hochzeit, erschien ein Bote von Darja Alexejewna, er müsse unverzüglich kommen, Nastassja Filippowna befindet sich sehr schlecht. Er traf sie in einem Zustand an, der einem regelrechten Wahnsinn gleichkam: Sie schrie immer wieder auf, zitterte, jammerte, Rogoschin habe sich im Garten versteckt, im Haus, sie habe ihn gerade gesehen, er wolle sie nachts umbringen ... ihr die Kehle durchschneiden! Den ganzen Tag wollte sie sich nicht beruhigen. Aber am selben Abend, als der Fürst für einen Augenblick bei Ippolit herein-schaute, war die Frau Hauptmann soeben aus der Stadt, wo sie irgendwelche Besorgungen gemacht hatte, zurückgekehrt und erzählte, daß Rogoschin sie heute in ihrer Petersburger Wohnung besucht und nach Pawlowsk ausgefragt hätte. Auf die Frage des Fürsten, wann denn Rogoschin bei ihr gewesen wäre, nannte die Frau Hauptmann fast auf die Minute dieselbe Stunde, zu der Nastassja Filippowna ihn heute in ihrem Garten gesehen haben wollte. Das Ganze erwies sich einfach als Sinnestäuschung. Nastassja Filippowna hatte persönlich die Frau Hauptmann aufgesucht, um sich genau zu vergewissern, und war außerordentlich erleichtert gewesen.

Am Vorabend der Hochzeit, als der Fürst Nastassja Filippowna verließ, war sie in Hochstimmung: Aus Petersburg war von der Schneiderin der Brautstaat eingetroffen, Kleid, Kopfputz und so weiter, und so weiter. Der Fürst hätte nie gedacht, daß sie darüber in eine solche Aufregung geraten könnte. Er lobte alles, und sein Lob machte sie noch glücklicher. Aber sie verriet sich: Sie hatte schon gehört, daß man in der Stadt empört sei, daß irgendwelche Tagediebe wirklich ein Charivari vorbereitetten, mit Musik und angeblich sogar mit eigens zu diesem Zweck verfaßten Versen, und daß die

übrige Gesellschaft dieses Treiben so gut wie billige. Darauf überkam sie der Wunsch, jetzt erst recht erhobenen Hauptes vor sie zu treten und alle durch Geschmack und Pracht ihrer Toilette zu übertreffen – »sollen sie doch pfeifen, sollen sie schreien, wenn sie sich trauen!« Beim bloßen Gedanken daran funkelten ihre Augen. Sie hegte noch einen weiteren geheimen Wunsch, den sie jedoch nicht aussprach: Sie träumte davon, daß Aglaja oder zumindest eine von ihr beauftragte Person sich inkognito unter die Menge mischen, in der Kirche beobachten und alles sehen würde, und sie bereitete sich im stillen darauf vor. Sie entließ den Fürsten etwa gegen elf Uhr abends, ganz von diesen Gedanken eingezogen; aber es hatte noch nicht Mitternacht geschlagen, als ein Bote von Darja Alexejewna zum Fürsten gelaufen kam, er müsse »ganz schnell kommen, es steht sehr schlecht«. Als der Fürst kam, fand er seine Braut im Schlafzimmer eingeschlossen, schluchzend, verzweifelt, in einem hysterischen Anfall; sie hatte lange nicht darauf gehört, wie man ihr durch die verschlossene Tür zuredete, dann endlich öffnete sie, ließ nur den Fürsten ein, schloß hinter ihm die Tür wieder ab und fiel vor ihm auf die Knie. (So jedenfalls lautete später der Bericht Darja Alexejewnas, der es gelungen war, einiges zu erspähen.)

»Was tue ich! Was tue ich! Was tue ich dir an!« rief sie immer wieder, indem sie seine Knie umklammerte.

Der Fürst blieb eine ganze Stunde bei ihr; wir wissen nicht, worüber sie sprachen. Darja Alexejewna erzählte, daß sie sich nach einer Stunde versöhnt und glücklich getrennt hätten. Der Fürst schickte im Laufe der Nacht jemanden hinüber, um sich noch einmal nach ihrem Befinden zu erkundigen, aber Nastassja Filippowna war schon eingeschlafen. Am nächsten Morgen, noch ehe sie erwacht war, sprachen weitere Boten des Fürsten bei Darja Alexejewna vor, und einem dritten wurde beschieden, »daß Nastassja Filippowna im Augenblick von einem Schwarm von Putzmache-

rinnen und Friseuren aus Petersburg umgeben ist, daß von dem Gestriegen keine Spur geblieben, daß sie so beschäftigt ist, wie nur eine solche Schönheit vor der Trauung mit ihrer Toilette beschäftigt sein kann, und daß jetzt, eben in dieser Minute, eine außerordentlich wichtige Beratung stattfindet, welche Brillanten und wie sie angelegt werden sollen.« Der Fürst war vollends beruhigt.

Die weitere Chronik dieser Hochzeit wird von wohlunterrichteten Personen folgendermaßen und, wie es scheint, wahrheitsgetreu überliefert:

Die Trauung war auf acht Uhr abends angesetzt; Nastassja Filippowna war schon um sieben bereit. Schon kurz nach sechs begannen sich nach und nach Scharen von Neugierigen vor dem Haus Lebedjews zu sammeln, vor allem aber vor dem Haus Darja Alexejewnas. Und von sieben Uhr an füllte sich langsam auch die Kirche. Wera Lebedjewa und Kolja zitterten um den Fürsten. Allerdings hatten sie zu Hause alle Hände voll zu tun: Sie sollten in den Räumen des Fürsten für den Empfang und für kleine Erfrischungen sorgen. Übrigens war nach der Trauung keine große Gesellschaft vorgesehen; außer den bei einer Trauung unverzichtbaren Personen zählten zu den von Lebedjew Eingeladenen das Ehepaar Ptizyn, Ganja, der Arzt mit der Anna am Hals und Darja Alexejewna. Als der Fürst von Lebedjew wissen wollte, wie er auf die Idee gekommen war, den Arzt, einen »beinahe Unbekannten«, einzuladen, beschied ihn Lebedjew selbstzufrieden: »Er trägt einen Orden am Hals, ist eine ehrwürdige Erscheinung und hebt das Ganze«, und brachte ihn damit zum Lachen. Keller und Burdowskij, beide in Frack und Handschuhen, sahen hochanständig aus; allerdings machte Keller den Fürsten und seine eigenen Bürgen durch unverhohlene Kampfbereitschaft ein wenig verlegen und musterte die um das Haus versammelten Schaulustigen höchst feindselig. Endlich, um halb acht, fuhr der Fürst zur Kirche, in einer Equipage. Hier sei bemerkt, daß er bewußt keine der bestehenden Bräuche

und Regeln mißachten wollte. Alles ging ordnungsgemäß, ohne Versteckspiel, offen und so »wie es sich gehört« vonstatten. In der Kirche drängte er sich durch die Menge, begleitet von unaufhörlichem Raunen und Ausrufen, unter der Führung von Keller, der nach links und rechts drohende Blicke schleuderte, und verschwand zunächst im Altarraum, während Keller sich auf den Weg machte, um die Braut abzuholen, und vor Darja Alexejewnas Haus eine Menge vorfand, die nicht nur zwei- oder dreimal zahlreicher war als die beim Fürsten, sondern sogar auch dreimal so dreist. Während er die Stufen zur Haustür hinaufstieg, hörte er solche Ausrufe, daß er nicht länger an sich halten konnte und sich schon nach dem Publikum umdrehte, mit der Absicht, eine gebührende Ansprache zu halten, wurde aber von Burdowskij und auch von Darja Alexejewna, die aus dem Haus gestürzt war, glücklicherweise daran gehindert; beide faßten ihn unter und brachten ihn mit Gewalt ins Haus. Keller war gereizt und in Eile. Nastassja Filippowna erhob sich, warf noch einen Blick in den Spiegel, bemerkte, mit einem »schießen« Lächeln, wie Keller später berichtete, sie sei »totenblaß«, verneigte sich andächtig vor der Ikone und trat vor die Haustür. Ein Raunen begrüßte ihr Erscheinen. Freilich, im ersten Augenblick hörte man Lachen, Händeklatschen, vielleicht sogar Pfeifen; aber im nächsten Augenblick wurden auch andere Stimmen laut.

»Was für ‘ne Schönheit!« schrie man in der Menge.

»Sie ist nicht die erste und nicht die letzte!«

»Die Brautkrone deckt alles zu, ihr Esel!«

»Nee, such doch mal ‘ne zweite, die so schön ist! Hurra!« rief man in den vorderen Reihen.

»Fürstin! Für solch eine Fürstin würde ich mein Seelenheil verkaufen!« brüllte ein Schreiber. »Für eine Nacht gebe ich mein Leben!«

Als Nastassja Filippowna aus der Tür trat, war sie tatsächlich bleich wie ein Leintuch; aber ihre großen schwarzen

Augen funkelten über der Menge wie glühende Kohlen; und eben diesem Blick hielt die Menge nicht stand; die Empörung schlug um in Begeisterung. Schon war der Wagenschlag geöffnet, schon bot Keller der Braut den Arm, als sie plötzlich aufschrie und die Stufen herab mitten in die Menge hineinrannte. Ihr ganzes Gefolge erstarrte vor Staunen, die Menge wich vor ihr zurück, und plötzlich stand Rogoschin da, fünf oder sechs Schritt von den Stufen entfernt. Es war sein Blick, den Nastassja Filippowna in der Menge aufgefangen hatte. Sie stürzte wie eine Wahnsinnige auf ihn zu und umklammerte seine beiden Hände.

»Rette mich! Bring mich weg! Wohin du willst, sofort!«

Rogoschin fing sie geradezu auf und trug sie beinahe in seinen Armen zur Kutsche. Dann, im selben Augenblick, riß er aus dem Portemonnaie einen Hundertrubelschein und hielt ihn dem Kutscher hin.

»Zur Eisenbahn, und wenn du den Zug noch kriegst, dann noch ‘nen Hunderter!«

Darauf sprang er zu Nastassja Filippowna in die Kutsche und warf den Schlag zu. Der Kutscher zögerte keinen Augenblick und hieb auf die Pferde ein. Keller schob später alles auf die Überrumpelung: »Noch eine Sekunde, und ich wäre zu mir gekommen und hätte das verhindert!« erklärte er jedesmal, wenn er das Abenteuer schilderte. Er war mit Burdowskij in eine andere zufällig vorbeifahrende Droschke gesprungen, um die Verfolgung aufzunehmen, besann sich aber, schon unterwegs, weil »es in jedem Fall zu spät ist! Mit Gewalt ist da nichts auszurichten!«

»Und der Fürst wird es auch nicht wollen!« entschied der erschütterte Burdowskij.

Rogoschin und Nastassja Filippowna aber erreichten noch rechtzeitig den Bahnhof. Als Rogoschin die Kutsche verlassen hatte und schon im Begriff war einzusteigen, hielt er noch ein gerade vorbeigehendes junges Mädchen an, das eine alte, aber anständige Mamille und ein Foulardtüchlein

auf dem Kopf trug.

»Hier, reicht der Fuffziger für Ihre Mamille?« Mit diesen Worten hielt er dem Mädchen plötzlich einen Schein hin. Ehe sie sich auch nur wundern konnte, ehe sie überhaupt begriff, hatte er ihr schon die fünfzig Rubel in die Hand gedrückt, Mamille und Kopftuch heruntergerissen und sie Nastassja Filippowna über Schultern und Kopf geworfen. Ihre prächtige Toilette war viel zu auffallend und hätte im Waggon allgemeines Aufsehen erregt, das Mädchen aber begriff erst später, warum man ihr, mit solchem Vorteil für sie, die abgetragenen, wertlosen Fetzen abgekauft hatte.

Das Echo dieses Vorfalls hatte die Kirche überraschend schnell erreicht. Als Keller durch die Kirche zum Fürsten eilte, bestürmte ihn eine Menge ihm völlig unbekannter Menschen mit Fragen. Laute Stimmen, sogar Lachen, Kopfschütteln; kein Mensch verließ die Kirche, alle warteten gespannt, wie der Bräutigam die Nachricht aufnehmen würde. Er erbleichte, nahm die Nachricht jedoch gefaßt auf, sagte kaum hörbar: »Ich habe es befürchtet; aber ich dachte nicht, daß es so geschehen würde«, und fügte nach einigem Schweigen hinzu: »Allerdings ... in ihrem Zustand ... liegt das ganz in der Ordnung der Dinge.« Diese Reaktion nannte später selbst Keller eine »beispiellose Philosophie«. Der Fürst verließ die Kirche allem Anschein nach ruhig und gelassen; wenigstens haben es viele so gesehen und später so erzählt. Es schien, als habe er es eilig, nach Hause zu kommen und möglichst bald allein zu sein; aber dies war ihm nicht vergönnt. Einige der geladenen Gäste, Ptizyn, Gawrila Ardalionowitsch und mit ihnen der Arzt, der ebenfalls nicht daran dachte, sich zu verabschieden, folgten ihm auf dem Fuß. Außerdem war das ganze Haus von Gaffern buchstäblich belagert. Noch auf der Veranda hörte der Fürst, wie Keller und Lebedjew mit einigen völlig unbekannten, wenn auch dem Aussehen nach anständigen Menschen, offenbar Beamten, die sich um jeden Preis Zugang zur Veranda verschaffen wollten, heftig

stritten. Der Fürst trat an die Streitenden heran, erkundigte sich, worum es sich handelte, bat Lebedjew und Keller höflich, beiseite zu treten, wandte sich zuvorkommend an einen bereits ergrauten, korpulenten Herrn, der, schon auf den Verandastufen, einige der Neugierigen anführte, und bat ihn um die Ehre seines Besuches. Der Herr wurde verlegen, folgte jedoch der Aufforderung; mit ihm ein zweiter, ein dritter. Aus der ganzen Mengen fanden sich etwa sieben oder acht Besucher, die heraufkamen, wobei sie sich möglichst ungestrungen gaben; aber weitere Interessenten blieben aus, und es dauerte nicht lange, bis die Menge, dieselbe Menge, die Zudringlichen tadelte. Den Eingetretenen wurde Platz angeboten, eine Unterhaltung kam in Gang, Tee wurde gereicht – alles höchst anständig und bescheiden, zum nicht geringen Erstaunen der Besucher. Natürlich fehlte es nicht an Versuchen, das Gespräch aufzuheitern und auf das »passende« Thema zu leiten; man stellte einige indiskrete Fragen, und es fielen einige »lockere« Bemerkungen. Der Fürst antwortete jedesmal so schlicht und entgegenkommend, aber gleichzeitig mit solcher Würde und solchem Vertrauen auf den Anstand seiner Gäste, daß die indiskreten Fragen von selbst aufhörten. Nach und nach nahm das Gespräch eine beinahe ernsthafte Wendung. Ein Herr schwor plötzlich, in einer Anwandlung von außerordentlichem Zorn, der sich an irgendeiner Bemerkung entzündet hatte, daß er niemals, unter keinen Umständen, sein Gut veräußern werde: daß er abwarten und ausharren wolle und daß »ein Unternehmen mehr wert sei als Geld«; »bitteschön, mein Herr, darauf beruht mein ökonomisches System, nehmen Sie das zur Kenntnis«. Da er sich mit seinen Worten an den Fürsten wandte, stimmte dieser ihm lebhaft zu, obwohl Lebedjew ihm zuflüsterte, daß dieser Herr weder Haus noch Hof und schon gar kein Gut besäße. Auf diese Weise verstrich beinahe eine Stunde, der Tee war getrunken, und nach dem Tee genierten sich endlich die Besucher, noch länger zu bleiben.

Der Arzt und der ergraute Herr verabschiedeten sich von dem Fürsten mit großer Wärme; aber auch alle anderen verabschiedeten sich mit großer Wärme und mit viel Lärm. Es wurden gute Wünsche und tröstliche Ansichten geäußert; wie etwa: »kein Grund zur Trauer, vielleicht ist es besser so« und ähnliches mehr. Es gab allerdings einige Versuche, Champagner zu verlangen, aber die älteren Besucher hielten die jüngeren zurück. Als alle gegangen waren, beugte sich Keller zu Lebedjew und sagte: »Wir beiden hätten gebrüllt, uns geprügelt, uns blamiert, und schließlich wäre die Polizei gekommen, und der, siehst du, hat neue Freunde gewonnen, und was für Freunde; ich kenne sie!« Lebedjew, der inzwischen ziemlich »hinüber« war, seufzte und sprach: »Er hat solches den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbart, das habe ich schon früher gesagt, jetzt aber füge ich hinzu, daß der Allmächtige den Unmündigen auch bewahrt und vor dem Abgrund rettet, Er und alle Seine Heiligen!«

Endlich, gegen halb elf, ließ man den Fürsten allein, er hatte Kopfschmerzen; als letzter verließ ihn Kolja, der ihm geholfen hatte, seinen Hochzeitsanzug mit dem Hausrock zu vertauschen. Sie verabschiedeten sich sehr herzlich. Kolja erwähnte das Vorgefallene nicht, versprach aber, am nächsten Morgen so früh wie möglich wiederzukommen. Er sagte später aus, daß der Fürst ihm beim letzten Abschied nicht die leiseste Andeutung gemacht, also auch vor ihm seine Absicht verheimlicht habe. Bald war das Haus fast menschenleer: Burdowskij war zu Ippolit gegangen, Keller und Lebedjew hatten sich davongemacht. Nur Wera Lebedjewa blieb noch eine Zeitlang in der Wohnung des Fürsten, um ihr möglichst rasch nach dem festlichen das gewohnte Aussehen wiedergeben. Bevor sie sich zurückzog, sah sie nach dem Fürsten. Er saß am Tisch, beide Ellbogen aufgestützt, den Kopf in die Hände gelegt. Sie trat leise zu ihm und berührte seine Schulter; der Fürst sah sie erstaunt an und schien sich fast eine

Minute lang zu besinnen; aber als er sich besonnen hatte und zu sich gekommen war, geriet er plötzlich in außerordentliche Erregung. Alles entlud sich allerdings nur in der dringenden und inständigen Bitte an Wera, morgen früh, vor dem ersten Zug, um sieben Uhr, an seiner Tür zu klopfen. Wera versprach es; darauf bat sie der Fürst inständig, niemandem etwas davon zu sagen; sie versprach ihm auch dies, und schließlich, als sie schon die Tür geöffnet hatte, um hinauszugehen, hielt der Fürst sie noch einmal zurück, zum dritten Mal, faßte ihre Hand, küßte ihre Hände, küßte sie dann auf die Stirn und sagte mit »ungewöhnlichem« Ausdruck: »Bis morgen!« So jedenfalls erzählte später Wera. Sie ging in großer Sorge um ihn fort. Am nächsten Morgen, als sie kurz nach sieben, wie verabredet, an seiner Tür klopfte und sagte, der Zug nach Petersburg ginge in einer Viertelstunde, hatte sie wieder etwas Mut gefaßt; sie glaubte, er wäre völlig frisch und hätte ihr sogar lächelnd geöffnet. Er hatte sich nachts fast gar nicht ausgekleidet, aber trotzdem geschlafen. Nach seinen eigenen Worten hatte er vor, noch heute zurückzukommen. Sie war allem Anschein nach die einzige, die er in dieser Minute darüber unterrichten konnte und wollte, daß er die Absicht hatte, in die Stadt zu fahren.

XI

EINE Stunde später schon war er in Petersburg, und es war noch nicht zehn, als er bei Rogoschin läutete. Er war durch den Haupteingang heraufgekommen, und es wurde ihm lange nicht geöffnet. Endlich ging die Tür zur Wohnung von Rogoschins Mutter auf, und es erschien die wohlansehnliche alte Dienerin.

»Parfjon Semjonowitsch sind nicht zu Hause«, beschied sie ihn. »Wen wünschen Sie?«

»Parfjon Semjonowitsch.«

»Sie sind nicht zu Hause.«

Die Dienerin musterte den Fürsten mit scheuer Neugier.

»Können Sie mir wenigstens sagen, ob er die Nacht zu Hause verbracht hat? Und ob er ... gestern allein zurückgekommen ist?«

Die Dienerin sah ihn unverwandt an, ohne zu antworten.

»War mit ihm vielleicht gestern, hier ... abends ... Nastassja Filippowna?«

»Und wer sind Sie, wenn die Frage erlaubt ist?«

»Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin, wir sind sehr gut bekannt.«

»Sie sind nicht zu Hause.«

Die Dienerin schlug die Augen nieder.

»Und Nastassja Filippowna?«

»Da weiß ich rein gar nichts.«

»Warten Sie! Warten Sie! Wann kommt er denn zurück?«

»Auch da wissen wir rein gar nichts.«

Die Tür fiel ins Schloß.

Der Fürst nahm sich vor, eine Stunde später wiederzukommen. Als er einen Blick in den Hof warf, bemerkte er den Hausknecht.

»Ist Parfjon Semjonowitsch zu Hause?«

»Zu Hause.«

»Wieso hat man mir dann eben gesagt, er sei nicht zu Hause?«

»Bei ihm?«

»Nein, die Dienerin seiner Frau Mutter, bei Parfjon Semjonowitsch habe ich geläutet, aber es hat niemand geöffnet.«

»Vielleicht ist er ausgegangen«, überlegte der Hausknecht, »der meldet sich doch nicht ab. Ist schon vorgekommen, daß er auch den Schlüssel mitnimmt, dann bleiben seine Zimmer drei Tage lang zu.«

»Weißt du genau, daß er gestern zu Hause war?«

»War er. Manchmal kommt er durch den Haupteingang

rein, dann kriegt man ihn überhaupt nicht zu sehen.“

»War nicht Nastassja Filippowna gestern abend bei ihm?«

»Ist uns nicht bekannt. Die kommt nur selten zu Besuch; ich glaube, wir würden's merken, wenn sie uns besuchen tädt.«

Der Fürst trat wieder auf die Straße hinaus und schritt eine Zeitlang auf dem Trottoir auf und ab. Die Fenster der von Rogoschin bewohnten Räume waren alle geschlossen; die Fenster der anderen Haushälfte, in der seine Mutter lebte, standen fast alle offen; der Tag war klar und heiß; der Fürst überquerte die Straße und blieb auf dem gegenüberliegenden Trottoir stehen, um noch einmal zu den Fenstern hinaufzusehen: Sie waren nicht nur alle geschlossen, sondern fast überall waren auch die weißen Rouleaus heruntergelassen.

Er stand beinahe eine Minute lang da und glaubte – seltsam! – plötzlich zu sehen, daß der Rand eines Rouleaus sich hob und darunter Rogoschins Gesicht auftauchte; auftauchte und im selben Augenblick verschwand. Er wartete noch ein wenig und war schon entschlossen, hinüberzugehen und abermals zu läuten, überlegte es sich jedoch anders und verschob es um eine Stunde: “Wer weiß, vielleicht habe ich mich nur getäuscht ...”

Eigentlich aber ging es ihm darum, so schnell wie möglich nach Ismailowskij Polk zu kommen, wo Nastassja Filippowna vor kurzem logiert hatte. Er wußte, daß sie vor drei Wochen, nachdem sie auf seine Bitte hin Pawlowsk verlassen hatte, zu einer alten Bekannten gezogen war, einer Lehrerswitwe, einer achtbaren Familienmutter, die eine gut möblierte Wohnung in Ismailowskij Polk untervermietete und ihren Unterhalt fast allein damit bestritt. Das Wahrscheinlichste war, daß Nastassja Filippowna, als sie wieder nach Pawlowsk zurückkehrte, diese Wohnung beibehalten hatte; wahrscheinlich war jedenfalls, daß sie in dieser Wohnung, in die Rogoschin sie gestern sicherlich gebracht hatte, übernachtete. Der

Fürst nahm eine Droschke. Unterwegs ging es ihm durch den Kopf, daß er damit hätte anfangen sollen, denn es war unwahrscheinlich, daß sie sich nachts sofort zu Rogoschin begeben hatte. Nun fielen ihm auch die Worte des Hausknechts ein, Nastassja Filippowna wäre nur selten zu Besuch gekommen. Wenn das schon früher selten gewesen war, warum sollte sie heute nacht bei Rogoschin abgestiegen sein? Mit derlei tröstlichen Überlegungen machte sich der Fürst Mut und kam endlich mehr tot als lebendig in Ismailowskij Polk an.

Zu seiner größten Bestürzung hatte man bei der Lehrerswitwe weder gestern noch heute von Nastassja Filippowna irgend etwas gehört, und alle kamen gelaufen und starrten ihn wie eine Erscheinung an. Die vielköpfige Familie der Lehrerswitwe, lauter Mädchen zwischen fünfzehn und sieben Jahren, folgte der Mutter auf dem Fuß und scharte sich mit staunend aufgerissenen Mündern um ihn. Dann erschien eine hagere, gelbhäutige Tante mit einem schwarzen Tuch um die Schultern, und zum Schluß die Großmutter, eine sehr alte Dame mit Brille. Die Lehrerswitwe bat ihn inständig, einzutreten und Platz zu nehmen, und der Fürst erfüllte ihre Bitte. Er merkte sofort, daß sie genau wußten, wer er war, und ebenso genau von seiner Hochzeit, die gestern hätte stattfinden sollen, unterrichtet waren, und daß sie ihn jetzt für ihr Leben gern nach der Hochzeit ausgefragt hätten und nach dem Mirakel, daß er nach jemand fragte, der sich doch nirgendwo anders als an seiner Seite in Pawlowsk aufhalten müßte, aber daß sie nicht zu fragen wagten, um nicht taktlos zu erscheinen. In großen Zügen befriedigte er ihre Neugier bezüglich der Hochzeit. Darauf folgte ein allgemeines Stauen, laute Achs und Ohs, so daß er sich gezwungen sah, auch fast den ganzen *Rest* zu erzählen, wenn auch selbstverständlich nur in den Hauptzügen. Endlich beschloß der Konvent der wohlweisen und aufgeregten Damen, man müsse unbedingt und vor allem anderen Rogoschin erreichen und aus

seinem Munde alles Geschehene definitiv in Erfahrung bringen. Wenn dieser außer Haus sei (das müßte man ganz genau feststellen) oder eine Auskunft verweigern sollte, dann müsse der Fürst nach Semjonowskij Polk fahren, zu einer Dame, einer Deutschen, einer Bekannten Nastassja Filippownas, die bei ihrer Mutter wohne: Vielleicht sei Nastassja Filippowna in ihrer Erregung, beseelt von dem Wunsch, irgendwo unterzutauchen, über Nacht dort geblieben. Als der Fürst sich von seinem Platz erhob, war er zutiefst bedrückt; später wurde erzählt, er sei »bleich wie der Tod« gewesen; in der Tat, er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Endlich hörte er aus dem höllischen Stimmengewirr heraus, daß man ihn überredete, gemeinsam zu handeln, und ihn nach seiner Adresse fragte. Eine Adresse in Petersburg hatte er nicht; man riet ihm, im ersten besten Hotel abzusteigen. Der Fürst überlegte und gab die Adresse seines alten Gasthauses an, jenes Gasthauses, in dem er vor fünf Wochen den Anfall gehabt hatte. Darauf begab er sich wieder zu Rogoschin. Diesmal wurde ihm nicht nur bei Rogoschin nicht geöffnet, sondern auch die Tür zur Wohnung der alten Dame blieb verschlossen. Der Fürst ging zum Hausknecht hinunter, den er nach langem Suchen irgendwo auf dem Hof fand; der Hausknecht war beschäftigt und kaum zum Antworten, ja, nicht einmal zum Aufblicken bereit, behauptete jedoch mit großer Bestimmtheit, Parfjon Semjonowitsch sei »in aller Herrgottsfrühe ausgegangen, ist nach Pawlowsk gefahren und bleibt heute fort«.

»Ich werde warten; vielleicht kommt er gegen abend zurück?«

»Aber vielleicht bleibt er ‘ne ganze Woche fort, wer weiß!«

»Dann hat er also diese Nacht doch zu Hause geschlafen?«

»Geschlafen, das schon ...«

Das alles klang verdächtig und unwahr. Der Hausknecht konnte, was sehr gut möglich war, inzwischen neue Instruktionen erhalten haben: Beim ersten Mal war er sogar redselig

gewesen, jetzt aber wandte er ihm beim Reden den Rücken zu. Dennoch beschloß der Fürst, ein paar Stunden später wiederzukommen und sogar, falls nötig, vor dem Haus zu warten, jetzt aber war seine einzige Hoffnung die Deutsche, und so nahm er eine Droschke und ließ sich eilig nach Semjonowskij Polk fahren.

Aber bei der Deutschen verstand man ihn überhaupt nicht. Aus einigen beiläufigen Bemerkungen konnte er entnehmen, daß die schöne Deutsche sich vor zwei Wochen mit Nastassja Filippowna zerstritten und an allen darauffolgenden Tagen nichts von ihr gehört hätte, und jetzt betonte sie mit über großem Eifer, daß sie keinerlei Wert darauf legte, überhaupt etwas von ihr zu hören, »selbst wenn sie sämtliche Fürsten auf dieser Welt heiraten würde!« Der Fürst empfahl sich rasch. Unter anderem kam ihm der Gedanke, daß sie vielleicht, wie schon damals, nach Moskau abgereist und Rogoschin ihr selbstverständlich gefolgt wäre oder sie gar begleitet hätte. „Wenn sich doch eine einzige Spur fände!“ Immerhin fiel ihm ein, daß er ein Zimmer im Gasthaus nehmen müßte, und eilte nach der Litejnaja; dort wies man ihm sofort ein Zimmer an. Der Diener fragte, ob er nicht gleich etwas zu sich zu nehmen wünsche; er antwortete, ganz in Gedanken, daß er es wünsche, und ärgerte sich fürchterlich, als ihm klar wurde, daß das Essen ihn eine halbe Stunde aufhalten würde, kam aber erst im nachhinein darauf, daß ihn nichts hinderte, das servierte Essen stehenzulassen und nicht anzurühren. Ein sonderbares Gefühl bemächtigte sich seiner in diesem lichtlosen und dumpfen Korridor, ein Gefühl, das quälend danach drängte, in einem Gedanken Gestalt anzunehmen; aber er konnte und konnte nicht darauf kommen, worin dieser neue, bedrängende Gedanke bestand. Er wußte kaum, wie er das Gasthaus verlassen hatte; ihn schwindelte, aber – wohin bloß, wohin jetzt? Er hastete wieder zu Rogoschin.

Rogoschin war noch nicht zurück; auf sein Läuten wurde

ihm nicht geöffnet; er läutete bei Rogoschins Mutter; es wurde geöffnet und gleichfalls mitgeteilt, Parfjon Semjono-witsch sei nicht da und werde vielleicht drei Tage fortbleiben. Der Fürst stutzte, weil man ihn immer noch mit derselben Neugier betrachtete. Der Hausknecht war diesmal nicht zu finden. Er trat, wie schon einmal, auf das gegenüberliegende Trottoir, sah zu den Fenstern hinauf und lief in der quälenden Hitze eine Weile auf und ab, eine halbe Stunde, vielleicht sogar länger; aber diesmal regte sich nichts; die Fenster blieben geschlossen, die weißen Rouleaus unbewegt. Darauf entschied er endgültig, daß es sich auch beim ersten Mal um eine Sinnestäuschung gehandelt haben müsse, da auch die Scheiben, wie deutlich zu erkennen war, so trübe und wohl schon so lange nicht mehr geputzt worden waren, daß man kaum hätte sehen können, wenn jemand sich wirklich hinter den Scheiben gezeigt hätte. Von diesem Gedanken erleichtert, fuhr er wieder nach Ismailowskij Polk zu der Lehrerswitwe. Dort wurde er bereits erwartet. Die Lehrerswitwe hatte inzwischen an drei oder vier Adressen nachgeforscht, sie war sogar bei Rogoschin gewesen: nirgends eine Spur. Der Fürst hörte sie schweigend an, kam herein, setzte sich auf ein Sofa und ließ seinen Blick auf den Anwesenden ruhen, als verstünde er nicht, was sie ihm sagten. Sonderbar: Bald schien er überwach, bald plötzlich unvorstellbar zerstreut. Später behauptete die ganze Familie, er habe sich an diesem Tag so »unglaublich« sonderbar benommen, daß »alles sich vielleicht schon damals angekündigt hat«. Schließlich erhob er sich und bat, ihm die Räume Nastassja Filipownas zu zeigen. Es waren zwei große, helle, hohe Zimmer, höchst anständig möbliert und keineswegs billig. Sämtliche Damen schilderten später, wie der Fürst in diesen Räumen jeden Gegenstand betrachtet hätte, wie er auf einem kleinen Tisch ein aufgeschlagenes Buch aus der Leihbibliothek, den französischen Roman »Madame Bovary«, gesehen, die aufgeschlagene Seite eingeknickt, um Erlaubnis gebeten habe, es

mitnehmen zu dürfen, und ungeachtet des Einwands, es sei aus der Bibliothek, in die Rocktasche gesteckt hätte. Er setzte sich an das offene Fenster und fragte beim Anblick eines mit Kreide beschriebenen L'ombre-Tisches: »Wer hat hier gespielt?« Sie erzählten, Nastassja Filippowna hätte jeden Abend mit Rogoschin Schafskopf gespielt, Preference, Müller, Whist, Trumpf, sämtliche Spiele, und daß die Karten erst in allerjüngster Zeit, nach der Übersiedlung von Pawlowsk nach Petersburg, in Mode gekommen waren, weil Nastassja Filippowna immerfort geklagt hätte, es sei ihr langweilig, Rogoschin sitze den ganzen Abend stumm da und wisse nichts zu sagen, und dabei hätte sie oft geweint, und am nächsten Abend hätte Rogoschin die Karten aus der Tasche gezogen; da hätte Nastassja Filippowna gelacht, und dann hätten sie gespielt. Der Fürst fragte: »Wo sind denn die Karten, mit denen sie gespielt haben?« Aber es gab keine Karten: Die Karten hatte Rogoschin jedesmal mitgebracht, in der Rocktasche, täglich ein neues Spiel, und nachher wieder eingesteckt.

Die Damen gaben ihm den Rat, noch einmal zu Rogoschin zu fahren und noch einmal, diesmal laut, zu klopfen, aber nicht gleich, sondern erst gegen Abend: Vielleicht ist er dann doch da. Die Lehrerswitwe machte sich erbötzig, noch vor Anbruch des Abends zu Darja Alexejewna nach Pawlowsk zu fahren: Vielleicht wisse man dort mehr? Der Fürst wurde gebeten, gegen zehn Uhr abends wiederzukommen, damit man in jedem Fall die nötige Absprache für den morgigen Tag treffen könne. Trotz aller Tröstungen und guten Zuredens bemächtigte sich der Seele des Fürsten tiefste Verzweiflung. In unbeschreiblicher Pein erreichte er zu Fuß sein Gasthaus. Das sommerliche, staubige und stickige Petersburg preßte ihn wie in einem Schraubstock zusammen; er drängte sich durch das rohe und betrunkene Volk, starrte gedankenlos in die Gesichter und hatte vielleicht eine weit längere Strecke als nötig zurückgelegt; es war fast schon Abend, als er

sein Zimmer betrat. Er beschloß, ein wenig zu ruhen und sich dann abermals, wie man ihm geraten hatte, auf den Weg zu Rogoschin zu machen, ließ sich auf das Sofa nieder, stützte beide Ellbogen auf den Tisch und versank in Gedanken.

Gott weiß, wie lange, und Gott weiß, was ihm durch den Kopf ging. Er fürchtete vieles und fühlte in Schmerz und Qual, daß er es sehr fürchtete. Wera Lebedjewa fiel ihm ein; darauf tauchte der Gedanke auf, daß Lebedjew vielleicht etwas von dieser Sache wisse; und selbst wenn er nichts wisse, würde er leichter und schneller etwas in Erfahrung bringen können als er. Dann erinnerte er sich an Ippolit und an den Besuch Rogoschins bei Ippolit. Dann erinnerte er sich an Rogoschin: Kürzlich, bei der Totenmesse, dann im Park, dann – plötzlich hier, im Treppenhaus, als er sich in der Nische versteckt und ihm mit dem gezückten Messer aufgelauert hatte. Jetzt erinnerte er sich an seine Augen, die Augen, die damals aus dem Dunkel auf ihn gerichtet waren. Er fuhr zusammen: Der Gedanke von vorhin, der ihn bedrängt hatte, trat plötzlich in sein Bewußtsein.

Er bestand zu einem Teil darin, daß Rogoschin, falls er sich in Petersburg befand, auch wenn er vorläufig untergetaucht sein sollte, am Ende unbedingt ihn, den Fürsten, aufsuchen würde, sei es in guter, sei es in schlimmer Absicht, vielleicht sogar in derselben wie damals. Jedenfalls gab es für Rogoschin, wenn er, aus welchem Grund auch immer, kommen sollte, keinen anderen Weg als hierher, wieder in dasselbe Treppenhaus. Eine Adresse kennt er nicht; also kann er ohne weiteres auf den Gedanken kommen, daß der Fürst im selben Gasthaus abgestiegen ist wie damals; zumindest wird er versuchen, ihn hier zu treffen ... wenn es ihm wirklich darum geht. Und wie kann man wissen, ob es ihm nicht vielleicht wirklich darum geht?

So dachte er, und dieser Gedanke kam ihm aus irgendeinem Grunde durchaus einleuchtend vor. Er hätte sich, wenn er seinem Gedanken nachgegangen wäre, um keinen Preis

Rechenschaft gegeben: "Warum sollte es zum Beispiel Rogoschin plötzlich so dringend darum gehen, und warum sollte es ausgeschlossen sein, daß sie einander nicht trafen?" Aber es war ein bedrückender Gedanke: "Geht es ihm gut, dann wird er nicht kommen", dachte der Fürst weiter. "Er wird eher kommen, wenn es ihm nicht gut geht, und es geht ihm gewiß nicht gut ..."

Natürlich hätte er, da er nun einmal davon überzeugt war, Rogoschin bei sich, im Zimmer, erwarten sollen; aber er sprang auf, griff nach seinem Hut und rannte hinaus, wie außerstande, seinen neuen Gedanken zu ertragen. Im Korridor war es schon fast stockfinster: "Und wie, wenn er plötzlich aus jener Nische hervortritt und mich auf der Treppe festhält?" ging es ihm durch den Kopf, als er sich der bekannten Stelle näherte. Aber niemand trat aus der Nische hervor. Er stieg die Treppe hinab in den Torweg, trat auf das Trottoir hinaus, staunte über die dichte Menge, die nach Sonnenuntergang ins Freie geströmt war (wie immer in Petersburg während der Ferienzeit), und schlug die Richtung zur Gorochowaja ein. Als er fünfzig Schritt vom Gasthaus entfernt war, an der ersten Kreuzung, mitten im Gedränge, faßte ihn jemand am Ellbogen und sagte ihm halblaut direkt ins Ohr:

»Komm, Lew Nikolajewitsch, immer hinter mir her, es is' nötig.«

Es war Rogoschin.

Sonderbar: Der Fürst begann, ihm plötzlich vor lauter Freude zu erzählen, stammelnd und überstürzt, wie er eben noch im Treppenhaus, im Gasthaus, auf ihn gewartet hätte

...

»Ich war dort«, antwortete Rogoschin überraschend, »geh'n wir.«

Der Fürst wunderte sich über die Antwort, aber er wunderte sich erst mindestens zwei Minuten später, als er sie begriffen hatte. Als er sie begriffen hatte, schrak er zusammen

und begann, Rogoschin aufmerksam zu beobachten. Dieser ging bereits einen halben Schritt vor ihm her, den Blick starr nach vorne gerichtet, ohne einem Passanten ins Gesicht zu sehen, und machte jedem mit mechanischer Vorsicht Platz.

»Warum bist du nicht zu mir ins Zimmer gekommen ... wenn du schon im Gasthaus warst?« fragte plötzlich der Fürst.

Rogoschin blieb stehen, sah ihn an, überlegte und sagte, als hätte er die Frage überhaupt nicht verstanden:

»Paß auf, Lew Nikolajewitsch, du gehst hier einfach weiter, bis vors Haus, weißt du? Un' ich geh' auf der anderen Seite weiter. Un' gib acht, daß wir zusammen ...«

Kaum hatte er das gesagt, als er schon die Straße überquerte, das gegenüberliegende Trottoir betrat, sich nach dem Fürsten umsah, ihm, als er merkte, daß dieser immer noch reglos dastand und ihm aus weitaufgerissenen Augen nachstarrte, ein Zeichen mit der Hand machte und in der Richtung der Gorochowaja weiterging, wobei er sich jeden Augenblick nach dem Fürsten umdrehte und ihm auffordernd zuwinkte. Er war sichtlich beruhigt, als er merkte, daß der Fürst ihn verstand und seine Straßenseite nicht verließ. Dem Fürsten kam der Gedanke, Rogoschin halte nach jemandem Ausschau, fürchte, ihn zu verfehlen, und habe deshalb die Straßenseite gewechselt. „Aber warum hat er mir nicht gesagt, nach wem ich Ausschau halten soll?“ Auf diese Weise legten sie etwa fünfhundert Schritt zurück, und plötzlich begann der Fürst aus irgendeinem Grund am ganzen Leib zu zittern; Rogoschin sah sich immer noch, wenn auch nicht mehr ganz so oft, nach ihm um; der Fürst ertrug es nicht länger und winkte ihn herbei. Rogoschin kam sofort zu ihm herüber.

»Nastassja Filippowna ... ist sie bei dir?«

»Bei mir.«

»Warst du es, der mich vorhin unter dem Rouleau hervor beobachtet hat?«

»Ich ...«

»Warum hast du ...«

Aber der Fürst wußte nicht mehr, was er fragen und wie er die Frage beenden sollte; zudem pochte sein Herz so heftig, daß ihm sogar das Sprechen schwerfiel. Rogoschin schwieg ebenfalls und sah ihn mit demselben Ausdruck an, das heißt, wie in Gedanken verloren.

»Dann geh' ich also«, sagte er plötzlich und schickte sich an, wieder auf die andere Straßenseite hinüberzugehen. »Un' du gehst allein weiter. Wir wollen auf der Straße jeder für sich sein ... is' besser so ... verschiedene Straßenseiten ... Wirst schon sehen.«

Als sie endlich auf zwei verschiedenen Trottoirs in die Gorochowaja einbogen und sich Rogoschins Haus näherten, knickten dem Fürsten wieder die Beine ein, daß er kaum weitergehen konnte. Inzwischen war es gegen zehn Uhr abends geworden. Die Fenster der Wohnung von Rogoschins Mutter standen immer noch offen, die von Rogoschin waren geschlossen, und in der Dämmerung fielen die heruntergelassenen weißen Rouleaus irgendwie stärker auf. Der Fürst näherte sich dem Haus auf dem gegenüberliegenden Trottoir; Rogoschin trat von seiner Straßenseite aus auf die Stufen vor der Haustür und winkte ihm mit der Hand zu. Der Fürst überquerte die Straße und trat zu ihm.

»Keiner weiß von mir, auch nich' der Knecht, daß ich wieder zu Haus bin. Vorhin hab' ich gesagt, ich will nach Pawlowsk, und auch beim Mütterchen hab' ich das gesagt«, flüsterte er mit listigem und beinahe zufriedenem Lächeln. »Wir gehn rein, und keiner hört's.«

Den Schlüssel hielt er schon in der Hand. Während sie die Treppe hinaufstiegen, drehte er sich um, drohte dem Fürsten mit dem Finger, er möge leiser auftreten, schloß dann leise seine Wohnungstür auf, ließ den Fürsten vorgehen, folgte ihm vorsichtig, schloß die Tür hinter sich ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

»Gehn wir«, flüsterte er.

Er hatte schon auf dem Trottoir in der Litejnaja geflüstert. Obwohl er äußerlich völlig ruhig wirkte, befand er sich in tiefer innerer Erregung. Als sie in den Saal kamen, unmittelbar vor seinem Kabinett, ging er auf ein Fenster zu und bedeutete dem Fürsten, ihm zu folgen.

»Als du vorhin bei mir geklingelt hast, hab' ich gleich gewußt, daß du's bist; ich schlich mich auf Zehenspitzen zur Tür un' hörte, wie du mit der Pafnutjewna redetest, der aber hatt' ich in aller Herrgottsfrühe befohlen: Wenn du oder ein Bote von dir oder sonst wer bei mir klopft, dann darf sie um nix auf der Welt was sagen; vor allem nich', wenn du selber kämst und nach mir fragst. Hab' ihr auch deinen Namen genannt. Und dann, als du gegangen bist, da kam's mir: Wie, wenn der jetzt da unten steht und 'raufguckt oder auf der Straße Wache hält? Da ging ich zu diesem selbigen Fenster, hob das Rouleau hoch; und richtig, da stehst du und guckst mich grad' an ... So war das.«

»Wo ist denn ... Nastassja Filippowna?« Das Sprechen machte dem Fürsten Mühe, und er rang nach Luft.

»Sie ist ... hier«, sagte Rogoschin langsam, nachdem er einen Augenblick gezögert hatte.

»Wo denn?«

Rogoschin hob die Augen und sah den Fürsten aufmerksam an.

»Gehn wir ...«

Er flüsterte immer noch, ohne Hast, langsam und nach wie vor eigentlich versonnen. Sogar als er von dem Rouleau erzählte, hatte es so geklungen, als wollte er mit seinem Bericht, so ausführlich er auch war, etwas ganz anderes sagen.

Sie betraten das Kabinett. Dieser Raum hatte sich, seit der Fürst ihn zuletzt gesehen hatte, leicht verändert: Durch das ganze Zimmer zog sich ein Vorhang aus grünem Seidendamast, der von dem Kabinett einen Alkoven mit Rogoschins Bett abtrennte und an beiden Seiten einen Durchgang frei

ließ. Jetzt war der schwere Vorhang vor den Durchgängen zugezogen. Aber im Zimmer war es sehr dunkel. Die »weißen« Petersburger Sommernächte wurden nach und nach dunkler, und wäre nicht Vollmond gewesen, so hätte man in Rogoschins dunklen Zimmern, hinter den heruntergelassenen Rouleaus, schwer etwas erkannt. Die Gesichter konnte man freilich immer noch unterscheiden, aber nicht mehr ganz deutlich. Rogoschins Gesicht war bleich, wie man es an ihm gewohnt war; die Augen sahen den Fürsten aufmerksam, aber irgendwie starr an und glänzten auffallend.

»Möchtest du nicht eine Kerze anzünden?« fragte der Fürst.

»Nee, nich' nötig«, antwortete Rogoschin, packte den Fürsten am Arm und drückte ihn auf einen Stuhl nieder. Dann setzte er sich ihm gegenüber und rückte seinen Stuhl so zurecht, daß ihre Knie sich fast berührten. Zwischen ihnen, etwas seitwärts, stand ein rundes Tischchen. »Setz dich erstmal«, sagte er, als wollte er ihn zum Sitzen überreden. Sie schwiegen fast eine Minute lang. »Hab's ja gewußt, daß du im selben Gasthaus absteigst«, fing er an, so wie man zuweilen vor dem eigentlichen Thema mit etwas Fernliegendem beginnt, das in keiner unmittelbaren Beziehung zur Sache steht, »und als ich ins Treppenhaus kam, da dacht' ich: ob der wohl jetzt drinsitzt un' auf mich wartet, so wie ich auf ihn, in dieser Minute? Warst du bei der Lehrerswitwe?«

»Ja«, brachte der Fürst hervor, mühsam vor lauter Herzklöpfen.

»Hab' ich mir gedacht. Un' dacht' auch: Jetzt geht das Gerede los ... un' dann dacht' ich noch: Ich hol' ihn her zum Übernachten, damit wir diese Nacht zusammen ...«

»Rogoschin! Wo ist Nastassja Filippowna?« flüsterte plötzlich der Fürst und erhob sich, am ganzen Körper zitternd. Rogoschin erhob sich ebenfalls.

»Da«, flüsterte er und nickte in Richtung des Vorhangs.

»Schläft sie?« flüsterte der Fürst.

Wieder sah ihn Rogoschin aufmerksam an, wie vorhin.

»Also gehn wir! ... Du darfst nur nich' ... schon gut, gehn wir!«

Er hob die Portiere, blieb stehen und drehte sich wieder nach dem Fürsten um.

»Geh rein!« Er deutete mit dem Kopf hinter die Portiere, um dem Fürsten den Vortritt zu lassen. Der Fürst trat ein.

»Hier ist es dunkel«, sagte er.

»Hell genug!« murmelte Rogoschin.

»Ich kann kaum etwas erkennen ... ein Bett.«

»Geh doch näher ran«, forderte ihn Rogoschin leise auf.

Der Fürst machte einen Schritt, einen zweiten, noch einen, und blieb stehen. Er stand da und starrte eine Minute oder zwei in das Dunkel: Beide sprachen während der ganzen Zeit, an dem Bett, kein einziges Wort; das Herz des Fürsten hämmerte so, daß er glaubte, man müsse es in der herrschenden Totenstille im ganzen Zimmer hören. Inzwischen hatten sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt, und er konnte das Bett deutlich sehen; jemand schlief darauf in einem völlig reglosen Schlaf; man hörte nicht das leiseste Geräusch, nicht den leisensten Atemzug. Der Schlafende war bis über den Kopf mit einem weißen Laken zugedeckt, die Glieder jedoch hoben sich irgendwie undeutlich ab; man konnte nur an den Erhebungen erkennen, daß dort ein Mensch ausgestreckt lag. Ringsum in großer Unordnung, auf dem Bett, am Fußende, auf einem Sessel unmittelbar vor dem Bett, sogar auf dem Fußboden lagen hastig abgestreifte Kleidungsstücke, ein prachtvolles weißes Seidenkleid, Blumen, Bänder. Auf dem Tischchen am Kopfende funkeln abgelegte, achtlos hingeworfene Juwelen. Am Fußende bauschten sich zusammengeknüllte Spitzen, und inmitten des weißen Bausches sah unter dem Laken eine nackte Fußspitze hervor; sie schien wie aus Marmor gemeißelt und war furchtbar unbeweglich. Der Fürst schaute und fühlte, daß es im Zimmer, je länger er schaute, immer toter und stiller

wurde. Plötzlich summte eine erwachte Fliege, flog über das Bett und verstummte am Kopfende. Der Fürst schauderte.

»Laß uns rausgeh'n.« Rogoschin berührte ihn am Arm.

Sie gingen hinaus und setzten sich wieder auf dieselben Stühle, wieder einander gegenüber. Der Fürst zitterte immer heftiger und wandte seinen fragenden Blick nicht von Rogoschins Gesicht ab.

»Du zitterst ja, Lew Nikolajewitsch, seh' ich«, sagte endlich Rogoschin, »beinahe, wie wenn du deine Zustände kriegst, weißt du noch, damals in Moskau? Oder wie ganz kurz vorm Anfall. Keine Ahnung, was ich jetzt mit dir machen soll ...«

Der Fürst hörte ihm angestrengt zu, er nahm alle seine Kräfte zusammen, ihn zu verstehen, und sein Blick fragte immer noch.

»Warst du es?« sprach er endlich und deutete mit dem Kopf auf die Portiere.

»Ich ... war's«, flüsterte Rogoschin und schlug die Augen nieder.

Sie schwiegen etwa fünf Minuten.

»Weil«, fuhr Rogoschin plötzlich fort, als wäre er nicht unterbrochen worden, »weil man jetzt auf der Straße oder im Hof hört, wenn's mit deiner Krankheit un' dem Anfall und dem Schrei losgeht, un' dahinterkommt, daß hier in der Wohnung Leute übernachten; dann werden sie klopfen, un' reinwollen, weil alle glauben, ich bin nich' da. Hab' ja auch keine Kerzen angemacht, damit keiner im Hof oder auf der Straße dahinterkommt, weil, wenn ich fortgeh', ich die Schlüssel mitnehm', un' niemand, drei oder vier Tage nich', rein darf, nich' mal zum Saubermachen, hab' ich so eingeführt. Die sollen's also nich' wissen, daß wir hier übernachten, um ...«

»Halt!« sagte der Fürst. »Ich habe gestern den Hausmeister und die alte Frau gefragt, ob Nastassja Filippowna hier übernachtet hat. Dann wissen sie es doch?«

»Ich weiß, daß du gefragt hast. Hab' der Pafnutjewna gesagt, daß Nastassja Filippowna gestern hier reingeschaut hat und gleich gestern nach Pawlowsk zurück is', un' bei mir nur zehn Minuten war. Aber daß sie bei mir übernachtet hat, das wissen sie nich' – kein Mensch weiß das. Gestern sind wir genauso reingekommen, ganz leise, genauso wie heute wir. Hab' noch unterwegs gedacht, wird ihr nich' passen, heimlich hierher zu kommen – von wegen! Sie flüstert, geht auf Zehenspitzen, rafft ihr Kleid, damit's nich' raschelt, hängt's übern Arm, droht mir auf der Treppe mit dem Finger – alles aus Angst vor dir! Auf der Eisenbahn war sie wie 'ne Wahnsinnige, alles aus Angst, und wünschte von selbst, hier, bei mir, zu übernachten; ich hatte zuerst vor, sie zur Lehrerswitwe zu bringen – von wegen! ›Dort wird er mich‹, sagt sie, ›in aller Herrgottsfrühe aufstöbern. Bei dir aber kann ich mich verstecken, und morgen, in aller Herrgottsfrühe, ab nach Moskau!‹, und dann wollte sie irgendwo anders hin, nach Orjol. Und auch beim Zubettgehen redete sie immer, daß wir nach Orjol fahren wollen ...«

»Halt; wie geht es weiter, Parfjon, was hast du vor?«

»Bin deinetwegen nich' ganz sicher, weil du immerzu schlötterst. Heut übernachten wir hier, zusammen. Ein anderes Bett, außer dem da, gibt's hier nich', da hab' ich mir gedacht, ich nehm' die Kissen von die beiden Sofas und leg' sie hier, vorm Vorhang, nebeneinander, für dich un' mich, damit wir zusammen sind. Weil, wenn die kommen, zum Nachsehen und Suchen, werden sie sie gleich sehen un' raustragen. Sie werden mich verhören, un' ich werd' sagen, daß ich's war, un' sie werden mich sofort abführen. Dann soll sie doch jetzt hier liegen, neben uns, neben mir un' neben dir ...«

»Ja, ja!« bestätigte der Fürst eifrig.

»Also, stillhalten un' sie nich' raustragen lassen.«

»Nie und nimmer!« bekraftigte der Fürst. »Nie und nimmer!«

»Hab' ich auch beschlossen, genau so, nie und nimmer, niemand auf der Welt wollen wir sie hergeben. Die Nacht werden wir hier ganz leise verbringen. Heut hab' ich das Haus nur für 'ne einzige Stunde verlassen, in der Frühe, sonst war ich immer bei ihr. Und dann bin ich gegen Abend weggegangen, um dich zu holen. Außerdem hab' ich Angst, daß es schwül is' und daß es riecht. Merkst du schon, daß es riecht?«

»Vielleicht merke ich es, ich weiß es nicht. Gegen Morgen fängt es bestimmt an.«

»Hab' sie mit Wachstuch zugedeckt, 'nem guten, amerikanischen Wachstuch, und erst übers Wachstuch das Laken. Und vier offene Flaschen mit Schdanowscher Lösung hinge stellt, die stehen jetzt immer noch da.«

»Genauso wie dort ... in Moskau?«

»Weil's riecht. Und wie sie daliegt ... Gegen Morgen, wenn's hell wird, mußt du sie dir ansehen. Was is' denn los mit dir, kannst du nich' mal aufstehen?« fragte Rogoschin ängstlich und erstaunt, als er merkte, daß der Fürst so stark zitterte, daß er sich nicht mehr erheben konnte.

»Die Beine wollen nicht«, murmelte der Fürst. »Das kommt von der Angst, ich kenne das ... wenn die Angst vorbei ist, werde ich aufstehen.«

»Wart nur, ich mach' uns das Lager, dann kannst du dich legen ... und ich leg' mich zu dir ... und wir horchen ... weil ich noch nich' weiß ... weil ich nämlich jetzt noch nich' alles weiß, Junge, und dir das im voraus sage, damit du alles im voraus weißt ...«

Während Rogoschin diese unverständlichen Sätze vor sich hin murmelte, begann er das Nachtlager herzurichten. Alles wies darauf hin, daß er sich diese Nachtlager vielleicht schon am Vormittag ausgedacht hatte. Die vergangene Nacht hatte er auf dem Sofa verbracht, das für zwei Menschen viel zu schmal war, aber weil er unbedingt wollte, daß sie nebeneinander lägen, schlepppte er mit großer Anstrengung, quer

durch das ganze Zimmer, von den beiden Sofas Kissen verschiedenen Formats vor den Vorhang. Irgendwie wurde das Nachtlager fertig; er trat zu dem Fürsten, faßte ihn zärtlich und verzückt bei der Hand, zog ihn behutsam in die Höhe und führte ihn zu dem Lager; aber nun stellte es sich heraus, daß der Fürst auch allein gehen konnte; also »war die Angst vorbei«; allerdings schlotterte er immer noch.

»Weil's, Bruder ...«, begann Rogoschin plötzlich, nachdem er den Fürsten auf das beste Kissen links gebettet und sich selber, in Kleidern, beide Arme unter dem Kopf verschränkt, zu seiner Rechten ausgestreckt hatte – »heut heiß is' un', man weiß es ja, stinken wird ... Die Fenster aufzumachen trau' ich mich nich'; meine Mutter hat ja Topfpflanzen, viel Blumen, und die riechen sehr gut; ich dachte schon dran, welche rüberzuholen, aber die Pafnutjewna kommt dahinter, weil sie neugierig is'.«

»Weil sie neugierig ist«, wiederholte der Fürst.

»Soll ich vielleicht welche kaufen, Sträuße vielleicht, un' sie ganz mit Blumen zudecken? Aber ich glaube, das sieht zu traurig aus, wenn sie unter Blumen liegt!«

»Höre«, begann der Fürst zaghaft, als hätte er den Faden verloren, als taste er danach, was er fragen wollte, und vergäße es im selben Augenblick, »hörē, sag mir doch: Womit? Mit dem Messer? Demselben Messer?«

»Demselben ...«

»Halt! Noch etwas! Ich möchte dich noch etwas fragen, Parfjon ... Ich werde dich noch vieles fragen ... alles ... Aber sag mir als erstes, lieber zu Anfang, damit ich es weiß: Wolltest du sie vor meiner Hochzeit töten, vor der Trauung, auf den Kirchenstufen, mit dem Messer? Wolltest du das oder nicht?«

»Weiß ich nich', ob ich's wollte oder nich'«, antwortete Rogoschin trocken, als wundere er sich sogar über die Frage, ohne sie eigentlich zu verstehen.

»Hast du niemals das Messer nach Pawlowsk mitgenommen?«

»Hab's niemals mitgenommen. Ich kann dir, Lew Nikolajewitsch, zu diesem Messer nur eins sagen«, fügte er nach einigem Schweigen hinzu, »ich hab's heut morgen aus 'ner abgeschlossenen Schublade genommen, weil alles heut' in der Frühe geschah, vor vier Uhr. Es lag immer noch als Lesezeichen in dem Buch ... Und ... und da is' noch was, wo ich mich wundern tu': Das Messer is' vielleicht anderthalb ... oder sogar zwei Werschok tief reingegangen ... genau unter der linken Brust ... Blut aber kam nur wenig, kaum ein halber Suppenlöffel, auf das Hemd; mehr war's nich' ...«

»Das ... das ... das«, der Fürst richtete sich in furchtbarer Erregung auf, »das, das weiß ich, das habe ich gelesen ... das nennt man innere Verblutung ... Es kommt vor, daß nicht einmal ein einziger Tropfen ... Das ist so, wenn das Herz getroffen ist ...«

»Paß auf, hörst du?« unterbrach ihn plötzlich Rogoschin und setzte sich erschrocken auf seinen Kissen auf. »Hörst du?«

»Nein!« sagte der Fürst ebenso hastig und erschrocken und sah Rogoschin an.

»Schritte! Hörst du? Im Saal ...«

Beide horchten.

»Ich höre etwas«, flüsterte der Fürst überzeugt.

»Schritte?«

»Schritte.«

»Sollen wir die Tür zumachen oder nich'?«

»Zumachen ...«

Die Tür wurde verschlossen, und beide legten sich wieder hin. Eine geraume Weile schwiegen sie.

»Ach ja«, flüsterte plötzlich der Fürst, genauso erregt und hastig wie vorher, als nähme er einen Gedanken wieder auf und habe Angst, ihn wieder zu verlieren; er fuhr sogar auf seinem Lager hoch: »Ach ja, ich wollte doch ... diese Karten! Die Karten ... Sie sagen, du hättest mit ihr Karten gespielt?«

»Hab' gespielt«, sagte Rogoschin nach einigem Schweigen.

»Wo sind sie ... diese Karten?«

»Die Karten sind hier«, sagte Rogoschin nach längerem Schweigen, »hier ...«

Er zog aus der Tasche ein schon benutztes, in Papier eingeschlagenes Kartenspiel und hielt es dem Fürsten hin. Dieser nahm es, aber irgendwie zögernd. Ein neues, trauriges und hoffnungsloses Gefühl legte sich schwer um sein Herz; er erkannte plötzlich, daß er in diesem Augenblick, aber auch schon lange vorher, etwas anderes sagte als das, was er sagen sollte, und daß er immerfort etwas anderes tat als das, was er eigentlich tun sollte, und daß diese Karten, die er in der Hand hielt und über die er sich so gefreut hatte, jetzt nichts, gar nichts helfen konnten. Er stand auf und rang die Hände. Rogoschin lag reglos da und schien sein Aufstehen weder gehört noch gesehen zu haben; seine Augen glänzten hell im Dunkeln, sie waren weit offen und auf einen Punkt gerichtet. Der Fürst setzte sich auf einen Stuhl und begann, ihn ängstlich zu beobachten. So verstrich eine halbe Stunde; plötzlich lachte Rogoschin aus vollem Halse und schrie laut und abgehackt, als habe er vergessen, daß er flüstern mußte:

»Dieser Offizier, dieser Offizier ... weiß' du noch, wie sie diesen Offizier bei der Musik mit der Peitsche traktiert hat? Weißt du noch? Ha-ha-ha! Un' der Kadett ... der Kadett ... der Kadett sprang dazwischen ...«

Der Fürst fuhr von neuem erschrocken von seinem Stuhl hoch. Als Rogoschin verstummte (und er verstummte plötzlich), beugte sich der Fürst still über ihn, setzte sich dann zu ihm und begann, ihn mit heftig klopfendem Herzen und schwer atmend zu betrachten. Rogoschin wandte ihm den Kopf nicht zu und schien ihn sogar vergessen zu haben. Der Fürst sah ihn an und wartete; die Zeit verstrich, es wurde hell. Hin und wieder begann Rogoschin undeutlich zu reden; gänzlich unvermittelt, laut, abgehackt und zusammenhanglos; er begann zu lachen und zu rufen; dann streckte der Fürst seine zitternde Hand nach ihm aus und berührte leicht

seinen Kopf, sein Haar, strich darüber und streichelte seine Wangen ... mehr konnte er nicht tun! Er begann wieder am ganzen Körper zu schlittern, und seine Beine versagten ihm wieder den Dienst. Eine ganz neue Empfindung erfüllte sein Herz mit unendlicher Pein. Inzwischen war es Tag geworden; endlich lehnte er sich in die Kissen zurück, nun völlig entkräftet und verzweifelt, und drückte sein Gesicht an das bleiche und starre Gesicht Rogoschins; die Tränen aus seinen Augen rannen Rogoschin über die Wangen, aber vielleicht fühlte er schon damals seine eigenen Tränen nicht mehr und wußte nichts mehr von ihnen ...

Später jedenfalls, nach mehreren Stunden, als die Tür aufging und Menschen hereinkamen, fanden sie den Mörder in tiefer Bewußtlosigkeit und hohem Fieber vor. Der Fürst saß unbeweglich neben ihm auf dem Kissen und strich dem Kranken jedesmal, sobald er aufschrie oder redete, behutsam mit zitternder Hand über Haar und Wangen, als wollte er ihn liebkosen und beschwichtigen. Aber er verstand nichts mehr von dem, was man ihn fragte, und erkannte die eingetretenen und ihn umgebenden Menschen nicht mehr. Und wäre Schneider jetzt persönlich aus der Schweiz erschienen, um nach seinem ehemaligen Schüler und Patienten zu sehen, dann hätte auch er, in Gedanken an den zeitweiligen Zustand des Fürsten im ersten Jahr seiner Kur in der Schweiz, mit den Schultern gezuckt und wie damals gesagt: »Ein Idiot!«

Epilog

DIE Lehrerswitwe war nach Pawlowsk geeilt, hatte sich schnurstracks zu Darja Alexejewna begeben, die seit gestern sehr bedrückter Stimmung war, ihr alles erzählt, was sie wußte, und sie in größten Schrecken versetzt. Beide Damen beschlossen, sich augenblicklich mit Lebedjew in Verbindung zu setzen, der sowohl als Freund wie auch als Vermieter ebenfalls in höchster Aufregung schwebte. Wera Lebedjewa berichtete alles, was sie wußte. Auf Lebedjews Vorschlag beschloß man, zu dritt nach Petersburg zu fahren, um so schnell wie möglich zu verhindern, was »ohne weiteres passieren könnte«. So kam es, daß am folgenden Vormittag, gegen elf, die Wohnung Rogoschins geöffnet wurde, in Gegenwart der Polizei, Lebedjews, der Damen und von Rogoschins Bruder, Semjon Semjonowitsch, der im Nebengebäude wohnte. Die Aussage des Hausknechts, er habe gestern abend Parfjon Semjonowitsch mit einem Gast durch den Haupteingang, und zwar irgendwie heimlich, das Haus betreten sehen, trug entscheidend zum Erfolg der Nachforschungen bei. Aufgrund dieser Aussage zögerte man nicht länger, die Tür, die auf das Läuten hin nicht geöffnet wurde, aufzubrechen. Rogoschin überstand in zwei Monaten eine Hirnentzündung und nach seiner Wiederherstellung die Untersuchungshaft und den Prozeß. Seine Aussagen waren in allen Punkten sachlich, exakt und völlig zufriedenstellend und hatten zur Folge, daß der Fürst von Anfang an als Mittäter ausschied. Während seines Prozesses war Rogoschin schweigsam. Er widersprach nicht seinem geschickten und redigewandten Anwalt, der den klaren und logischen Beweis führte, das stattgefundene Verbrechen müsse als Folge der Hirnentzündung, die bereits lange vor der Straftat aufgrund der seelischen Belastungen des Angeklagten ihren Anfang

genommen hätte, betrachtet werden. Aber er fügte von sich aus auch nichts hinzu, um diese Auffassung zu bestätigen, sondern erinnerte sich an die geringfügigsten Umstände des Vorgefallenen, die er klar und exakt bestätigte. Er wurde, unter Zubilligung mildernder Umstände, zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt, in Sibirien, und hörte sein Urteil ungekürt, stumm und »nachdenklich« an. Sein ganzes riesiges Vermögen, lediglich durch eine gewisse, verhältnismäßig geringe, zu Anfang vergeudete Summe gemindert, fiel an seinen Bruder Semjon Semjonowitsch, zur allergrößten Zufriedenheit des letzteren. Die alte Rogoschina lebt immer noch und scheint manchmal an ihren Lieblingssohn Parfjon zu denken, aber man weiß es nicht sicher: Der Herr hat ihrem Geist und ihrem Herzen das volle Bewußtsein des Grauens erspart, das ihr trauriges Haus heimgesucht hatte.

Lebedjew, Keller, Ganja und Ptizyn sowie viele andere Personen unserer Erzählung leben weiter wie bisher, sie haben sich wenig verändert, und wir haben fast nichts von ihnen zu berichten. Ippolit starb in einem furchtbaren Aufruhr der Gefühle und ein wenig früher, als er erwartet hatte, etwa zwei Wochen nach dem Tod Nastassja Filippownas. Kolja war durch die Ereignisse tief betroffen; er schloß sich endgültig seiner Mutter an. Nina Alexandrowna bangt um ihn, weil er für sein Alter zu ernst ist; vielleicht wird aus ihm ein guter Mensch. Seinen Bemühungen war es unter anderem zu verdanken, daß auch das weitere Schicksal des Fürsten sich günstig gestaltete: Ihm war schon lange unter den Personen, die er in der letzten Zeit kennengelernt hatte, Jewgenij Pawlowitsch Radomskij aufgefallen; er war der erste, der Jewgenij Pawlowitsch aufsuchte, ihn von allen Einzelheiten des eingetretenen Ereignisses unterrichtete und die gegenwärtige Lage des Fürsten schilderte. Er sollte sich nicht täuschen: Jewgenij Pawlowitsch nahm wärmstens Anteil an dem Schicksal des unglücklichen »Idioten«, und dank seiner Bemühungen und seiner Fürsorge wurde der Fürst wieder im

Ausland, in der Schweiz, in Schneiders Anstalt, untergebracht. Jewgenij Pawlowitsch, der die Absicht hatte, länger in Europa zu bleiben, und der sich unverblümt einen »in Russland gänzlich überflüssigen Menschen« nannte, besucht seinen armen Freund ziemlich oft, wenigstens alle paar Monate; aber Schneider macht ein immer ernsteres Gesicht und schüttelt den Kopf; er läßt durchblicken, die geistigen Organe seien tiefgreifend betroffen; er konstatiert noch nicht definitive Unheilbarkeit, erlaubt sich aber die betrüblichsten Andeutungen. Jewgenij Pawlowitsch nimmt sich all das sehr zu Herzen, und er hat Herz, was schon allein dadurch bewiesen wird, daß er Briefe von Kolja erhält und diese Briefe sogar zuweilen beantwortet. Aber außerdem ist ein weiterer eigenartiger Zug seines Charakters bekanntgeworden, und da es sich um einen positiven Zug handelt, beeilen wir uns, ihn anzuführen: Nach jedem Besuch der Schneiderschen Anstalt schickt Jewgenij Pawlowitsch, außer an Kolja, einen weiteren Brief an eine gewisse Person in Petersburg, mit einer denkbar ausführlichen und sympathischen Schilderung des Befindens des Fürsten im gegenwärtigen Augenblick. Außer der hochachtungsvollen Versicherung seiner Ergebenheit tauchen in diesen Briefen mitunter (und zwar immer häufiger) bestimmte offenherzige Äußerungen und Anschauungen, Vorstellungen, Gefühle auf – mit einem Wort, es zeichnet sich etwas ab, das freundschaftlichen Gefühlen und Zuneigung nicht unähnlich ist. Diese Person, die in (wenn auch nicht besonders reger) Korrespondenz mit Jewgenij Pawlowitsch steht und sich solcher Aufmerksamkeit und Achtung seinerseits erfreuen darf, ist Wera Lebedjewa. Es wollte uns nicht gelingen, genau in Erfahrung zu bringen, auf welche Weise eine derartige Beziehung sich anknüpfen konnte; aber natürlich knüpfte sie sich anlässlich der Geschichte mit dem Fürsten an, als Wera Lebedjewa so betroffen und traurig war, daß sie sogar erkrankte; aber unter welchen Umständen man sich kennenlernte und Freundschaft schloß – das entzieht sich

unserer Kenntnis. Erwähnt haben wir diese Briefe vor allem deshalb, weil einige von ihnen Nachrichten von der Familie Jepantschin und, was die Hauptsache ist, von Aglaja Iwanowna Jepantschina enthielten. Von ihr berichtete Jewgenij Pawlowitsch in einem ziemlich zusammenhanglosen Brief aus Paris, daß sie, augenblicklich und heftig für einen Emigranten entflammt, einen polnischen Grafen, diesen plötzlich geheiratet habe, gegen den Willen ihrer Eltern, die zwar schließlich ihre Zustimmung gegeben hätten, aber nur deshalb, weil die Angelegenheit mit einem ungewöhnlichen Eklat zu enden drohte. Dann, nach einem beinahe halbjährigen Schweigen, unterrichtete Jewgenij Pawlowitsch seine Korrespondentin in einem wieder langen und ausführlichen Brief darüber, daß er, während seines letzten Besuches bei Professor Schneider in der Schweiz, mit allen Jepantschins (natürlich ohne Iwan Fjodorowitsch, den seine Geschäfte in Petersburg zurückhielten) und dem Fürsten Sch. zusammengetroffen sei. Das Wiedersehen sei höchst seltsam verlaufen; alle begrüßten Jewgenij Pawlowitsch geradezu begeistert; Adelaida und Alexandra glaubten, ihm für seine »engelgleiche Fürsorge für den unglücklichen Fürsten« sogar danken zu müssen. Lisaweta Prokofjewna war, als sie den Fürsten in seinem kranken und erniedrigten Zustand sah, in bittere Tränen ausgebrochen. Offenbar war ihm schon alles verziehen. Der Fürst Sch. brachte bei dieser Gelegenheit einige geglückte und gescheite Wahrheiten zu Gehör. Jewgenij Pawlowitsch hatte den Eindruck gewonnen, als herrschte zwischen ihm und Adelaida noch keine vollkommene Harmonie; aber die Zukunft würde wohl eine gänzlich freiwillige und aufrichtige Unterordnung der temperamentvollen Adelaida unter den Verstand und die Lebenserfahrung des Fürsten Sch. mit sich bringen. Zudem hatten die Lektionen, die die Familie empfangen hatte, ihre Wirkung auf sie nicht verfehlt, vor allem die jüngsten Begebenheiten mit Aglaja und dem emigrierten Grafen. Alles, was die Familie an

Schlimmem befürchtet hatte, als sie Aglaja diesem Grafen anvertraute, war im Laufe eines halben Jahres bereits Wirklichkeit geworden, sogar mit solchen zusätzlichen Überraschungen, wie man sie sich nicht einmal hatte träumen lassen. Es stellte sich unter anderem heraus, daß dieser Graf gar kein Graf war und wenn überhaupt Emigrant, so doch einer mit dunkler und zweideutiger Vorgeschichte. Er hatte Aglaja durch den ungemeinen Edelmut seiner von Heimweh gemarterten Seele bezaubert, und zwar dermaßen bezaubert, daß sie noch vor ihrer Heirat Mitglied eines ausländischen Komitees, das sich die Wiederherstellung Polens zum Ziel gesetzt hatte, und darüber hinaus noch Beichtkind eines berühmten katholischen Paters wurde, der sie in völlige, an Fanatismus grenzende geistige Abhängigkeit brachte. Das riesige Vermögen des Grafen, von dem er Lisaweta Prokofjewna und den Fürsten Sch. durch fast unbezweifbare Belege überzeugt hatte, erwies sich als nicht vorhanden. Damit nicht genug, ein halbes Jahr nach der Hochzeit war es dem Grafen und seinem Freund, dem berühmten Beichtiger, bereits gelungen, Aglaja mit der Familie völlig zu entzweien, so daß ihre Angehörigen sie seit Monaten nicht mehr zu Gesicht bekommen hatten ... Kurz, es gab noch manches zu erzählen, aber Lisaweta Prokofjewna, ihre Töchter und sogar Fürst Sch. waren von diesem ganzen »Terror« so betroffen, daß sie sich sogar scheuten, manches im Gespräch mit Jewgenij Pawlowitsch auch nur zu erwähnen, obschon sie wußten, daß ihm die Geschichte der letzten Passionen Aglaja Iwanownas bereits bekannt war. Die arme Lisaweta Prokofjewna wünschte sich nach Rußland zurück, und sie kritisierte gegenüber Jewgenij Pawlowitsch, wie er berichtete, gallig und voreingenommen alles Ausländische: »Nirgendwo können sie gutes Brot backen, im Winter frieren sie wie die Mäuse im Keller«, sagte sie, »nur hier wenigstens, über diesem Armen, konnte ich mich russisch ausweinen«, fügte sie hinzu und wies bewegt auf den Fürsten, der sie nicht erkannte. »Genug

geschwärmt, es wird Zeit, auf die Vernunft zu hören. Und dies alles, und dies ganze Ausland, und Euer ganzes Europa ist eine einzige Einbildung, und wir alle, im Ausland, sind eine einzige Einbildung ... denkt an meine Worte, Ihr werdet es sehen!« schloß sie fast zornig, als sie sich von Jewgenij Pawlowitsch verabschiedete.

ANHANG

Anmerkungen

Die Ziffern beziehen sich auf die Seitenzahlen

- 7 *Eydkuhnen*: Bahnstation an der damaligen Grenze zwischen Preußen und Rußland.
- 9 *Armut ist keine Schande*: auch russ. Sprichwort.
- 12 *Karamsins Geschichte*: die »Geschichte des russischen Staates« (1804–1826) des Historikers N. M. Karamsin (1766–1826). – *Freisassen*: Bauern, die während der Leibeigenschaft vom Staat das Recht auf Landbesitz und eigene Leibeigene erhielten.
- 13 *Ehrenbürger*: Die Ehrenbürgerschaft wurde verdienten Kaufleuten und anderen Nicht-Adligen zuerkannt und war erblich.
- 14 *Heiligen-Leben*: altrussische Erbauungsbücher, die nach Monaten und Tagen geordnete Heiligenlegenden enthielten. Dostojewskij schätzte diese Bücher sehr.
- 17 *Stschi*: russ. Kohl- oder Sauerkrautuppe mit Fleisch, in der Fastenzeit (oder aus Not und aus Sparsamkeit) auch ohne Fleisch. – *Penoi-re*: falsch ausgesprochen, franz. »baignoire« (Parkettloge).
- 22 *Branntweinpacht*: Bis 1863 konnte das Staatsmonopol auf Branntweinverkauf gepachtet werden. Das Branntweinmonopol brachte den Pächtern ungeheure finanzielle Vorteile. – *ehrliche Haut*: Anspielung auf den Wappenspruch »ehrlich ergeben« von General A. A. Araktschejew (1769–1834), eine der abstoßendsten Figuren der russischen Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts.
- 27 *Im fremden Kloster*: »Die eigene Regel gilt im fremden Kloster nicht«, russ. Sprichwort.
- 30 *die Öfen und die Fenster*: In einem Brief aus Genf von 1867 beklagt sich Dostojewskij über schlechte Öfen und fehlende Doppelfenster, vgl. auch das Zitat in der Anmerkung zu S. 889.
- 31 *Gerichten*: Vorbereitung und Durchführung der Gerichtsreform von 1864 verfolgte Dostojewskij mit lebhaftem Interesse. Die wesentliche Neuerung bestand in der Einschränkung der Befugnisse der Polizei. Die Voruntersuchung war von da an den Untersuchungsrichtern vorbehalten. Seit 1864 waren die Gerichtsverhandlungen öffentlich und durften nur in Anwesenheit von Schöffen und Anwälten stattfinden. – *Todesstrafe*: Die Todesstrafe wurde in Rußland durch den Ukas der Zarin Jelisaweta (1753/54) abgeschafft, aber bereits von Ka-

tharina II. als Höchststrafe für Staatsverbrechen und einige andere Straftaten wieder eingeführt. Erst seit 1863 waren Körperstrafen, die zum Tode führen konnten, gesetzlich verboten. Kurz vor Dostojewskis Abreise ins Ausland, im Herbst 1860, fand in Petersburg eine Hinrichtung durch Erhängen statt. In Frankreich wurden politische Verbrechen seit 1848 nicht mehr mit dem Tode bestraft. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren die Hinrichtungen öffentlich.

32 *körperliche Pein ... seelischen Qual*: Von großer Bedeutung für Dostojewski war die Erzählung von Victor Hugo »Le dernier jour d'un condamné« (1829), die er französisch und in der russischen Übersetzung seines Bruders Michail gelesen hatte. Überlegungen über das Verhältnis des physischen und des seelischen Schmerzes tauchen seit »Verbrechen und Strafe« in allen Romanen Dostojewskijs auf. – *Dieser Mensch*: Dostojewskij meint in erster Linie sich selbst und seine Mitverurteilten im Pehaschewskij-Prozeß, die von ihrer Begnadigung erst nach der Verlesung des Todesurteils und den Vorbereitungen zur Hinrichtung erfuhren. – *hat auch Christus gesprochen*: Matthäus 26; Lukas 22.

34 *Bärtchen à la Napoleon*: Der kleine Bart Napoleons III., 1808–1873, seit 1852 Kaiser von Frankreich.

48 *Pafnutij*: Der Heilige Pafnutij von Borowsk (1394–1477), Begründer des nach ihm benannten großen Klosters bei Kaluga, dessen Prior er bis 1431 war. Nach einer schweren Erkrankung legte er sein Amt nieder, verließ das Kloster und lebte als Einsiedler am Ufer der Trotwa. – *M. G. Pogodin* veröffentlichte 1840–1841 den Band »Beispiele slawischer und russischer alter Schriften« mit 44 Proben von Handschriften. – *Der Fleiß*: Ausspruch von Nikolaj I. auf einer 1838 anlässlich des Umbaus des Winterpalais geprägten Medaille.

54 *um halb eins ... an einem üppigen Frühstück*: Die Zeit vor dem Mittagessen, das von den höheren Schichten gegen sechs Uhr abends eingenommen wurde, zählt in Dostojewskijs Roman als »Vormittag«.

60 *Otradnoje*: Otrada, russ. Herzenslust, Herzensfreude, etwa »Mon plaisir«.

72 *die Schlange unter den Blumen*: Zitat aus »Romeo und Julia« von Shakespeare, III. Akt, 8. Szene.

78 *Orda*: umherstreifender wilder Haufen, aus dem tartarischen »Horde«. »Goldene Horde« war der Name für das Heerlager von Dschingis Khan.

82 *sich in einen Esel zu verlieben*: Anspielung auf ein Motiv aus »Der

goldene Esel« von Apuleius oder Shakespeares »Ein Sommernachtstraum«.

85 *Ost und Süd sind längst beschrieben ...:* Anlehnung an M. Lermontows Gedicht »Der Journalist, der Leser und der Schriftsteller« (1840):

»Worüber schreiben? Der Osten und der Süden
Sind längst beschrieben und besungen ...«

93 *in Basel ein solches Bild:* »Die Enthauptung des Johannes« von Hans Fries (1450–1520) im Kunstmuseum Basel.



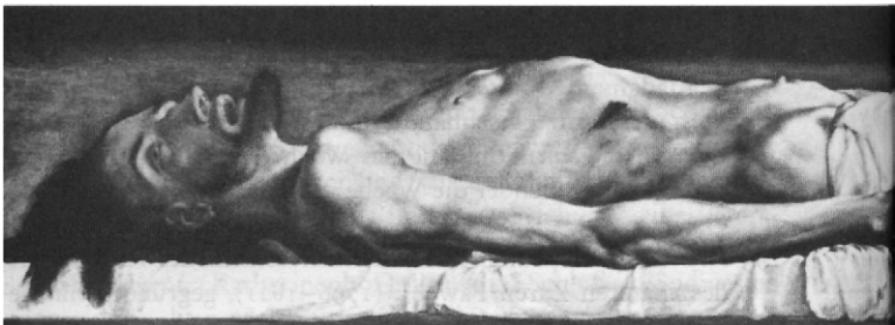
112 *Dresdner Madonna von Holbein:* Dostojewski) meint die Kopie eines Bildes von Hans Holbein d. J., »Maria mit der Familie des Bürgermeisters Jakob Meyer zum Hasen« (um 1528), die er in Dresden 1867 gesehen hatte. Bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts galt sie als Original. Das Original befindet sich heute in Darmstadt.



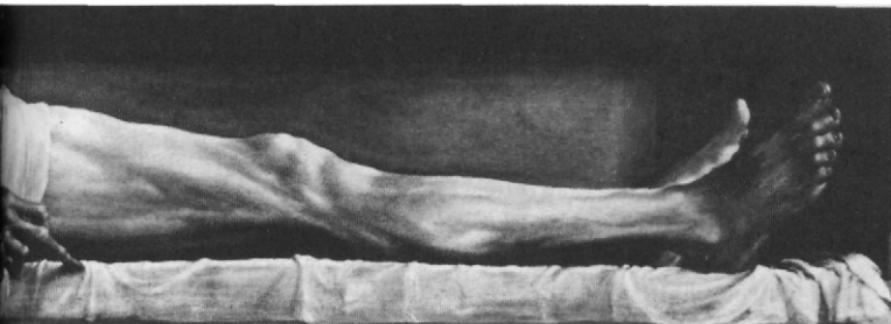
- 133 *Bart*: Auf Befehl des Zaren Nikolaj I. vom April 1837 durften Beamte keine Bärte tragen.
- 139 *Belomirskij Regiment*: Den Namen des Regiments, in dem General Iwolgin gedient haben will, entlehnt er der berühmten Komödie »Verstand schafft Leiden« von A. Gribojedow.
- 153 *Se non e vero*: »Se non è vero, è ben trovato«, ital. Sprichwort: »Wenn's auch nicht wahr ist, so ist es gut erfunden«.
- 162 *Indépendance belge*: eine von Dostojewskij regelmäßig gelesene Brüsseler Zeitung (1830–1937).

- 164 *ein Riese von gut zwölf Werschok*: Bis 1881, d. h. bis zur Einführung des metrischen Systems, wurde die Körpergröße von Erwachsenen mit der Anzahl der »Werschki« über 2 Arschin angegeben. Ein Arschin entspricht 71,12 cm, ein Werschok 4,45 cm. Die betreffende Person war also beinahe 2 m groß.
- 173 *Der Maskenball*: (1835), ein Drama von Michail Lermontow.
- 178 *Karo-Bube*: die Entsprechung zum französischen »Valet de Caro«, Gauner, Schuft.
- 180 *Kars*: Stadt im Nordosten der Türkei. Während des Krim-Krieges (1853–56) wurde sie monatelang von russischen Truppen belagert.
- 181 *der König der Juden*: vgl. Matthäus 27,29 und 27,37: »Dies ist Jesus, der Juden König«. Der König der Juden ist für Ganja der Börsenkönig Rothschild.
- 186 *Pirogow*: berühmter russischer Chirurg (1810–1881), leitete während des Krim-Krieges die Versorgung der Verwundeten. – *Nelaton*: (1807–1873), bekannter französischer Chirurg.
- 202 *Dem mächt'gen Leu ...*: ungenaues Zitat aus der Fabel von Krylow »Der alte Löwe«, in der ein alter Löwe sogar von einem Esel getreten wird.
- 213 *gestohlen, ohne zu wissen, warum*: Ferdystschenkos Erzählung erinnert an die Geschichte von dem gestohlenen rosa und silberfarbenen Bändchen aus den »Confessions« (1782) von Jean-Jacques Rousseau (Teil 1, Buch 2). Ein Dienstmädchen wird ungerechterweise des Diebstahls beschuldigt; Rousseau, der das Bändchen entwendet hatte, genießt die Situation. Der Abschnitt endet mit der Sentenz: »Das Gewissen des Schuldigen wird den Unschuldigen zur Genüge rächen.«
- 221 *weiße oder rosa Kameliensträuße*: Anspielung auf die Vorliebe der Helden des Romans von Dumas fils »La Dame aux Camélias« (1848), deren Geliebter sogar ihr Grab abwechselnd mit weißen und roten Kamelien schmückt.
- 230 *Marlinskij*: A. A. Bestuschew Marlinskij (1797–1837), russischer Schriftsteller der romantischen Schule, der sich durch einen besonders schwülstigen und gespreizten Stil auszeichnete und sich gerade deshalb einer gewissen Popularität erfreute.
- 233 *Birschewyje wedomosti*: die »Börsennachrichten«, eine Petersburger Zeitung (1861 bis Anfang der siebziger Jahre).
- 247 *Jekateringof*: (Katherinenhof); Park und Schloß im Südwesten von Petersburg. Seit 1820 gilt der Park von Jekateringof als eine der schönsten Petersburger Gartenanlagen, die dortige Festhalle mit Re-

- staurant und Varieté zählte zu den beliebtesten Ausflugsorten vermögender Petersburger.
- 270 *Semstwo*: kommunale Selbstverwaltung in den zentralen Gouvernements Rußlands nach der Verwaltungsreform von 1864.
- 272 *Ismailowskij Polk*: Stadtteil von Petersburg, in dem ursprünglich das gleichnamige Regiment der Leibgarde kaserniert war. – *Haus Tarassow*: der Schulturm.
- 275 *Don Quijote von La Mancha*: Dostojewskij besaß die ungekürzte französische Übersetzung von Cervantes' »Don Quijote«. 1866 war die russische Übersetzung von Kareljin erschienen.
- 280 *Ich habe davon gelesen*: Am 10. März 1868 las Dostojewskij einen Zeitungsbericht über die Ermordung von sechs Personen im Hause des Kaufmanns Schemarin in Tambow. Der Mörder war der 18-jährige Gymnasiast Gorskij, der dem Sohn Schemarins Nachhilfeunterricht erteilte. Das Mordwerkzeug hatte er nach eigenem Entwurf anfertigen lassen. Katholisch von Hause aus, bekannte sich Gorskij vor dem Gericht zum Atheismus. Für Dostojewskij war er ein typischer Repräsentant der »nihilistischen« Jugend der sechziger Jahre.
- 282 *In den Gerichten möge Milde herrschen*: ungenaues Zitat aus dem Manifest Alexanders II. vom März 1856 anlässlich der Beendigung des russisch-türkischen Krieges.
- 284 *Kwas*: moussierendes Getränk, das mit getrocknetem Schwarzbrot angesetzt wird.
- 286 *Gräfin Dubarry*: (1743–1793), Geliebte Ludwigs XV. Nach dessen Tod wurde sie verhaftet, durfte sich aber bald wieder auf ihr Schloß zurückziehen. Robespierre ließ sie vor Gericht stellen und am 8. Dezember 1793 guillotinieren. Mit dem Bericht von ihrer Hinrichtung und ihren letzten Worten schließt das Vorwort des Herausgebers ihrer Aufzeichnungen »Mémoires de Madame la Comtesse du Barri« (Paris 1829). – *Poissarde*: franz., Fischhändlerin.
- 293 *Quasimodogeniti*: die Thomas-Woche, nach dem griechischorthodoxen Kalender die Woche nach der Heiligen Woche, der Osterwoche.
- 294 *Pawlowsk*: ursprünglich als Sommerresidenz des Thronfolgers, des späteren Zaren Pawel I. (1796–1821), gegründet, mit berühmtem, von Cameron erbautem Schloß und 623 ha großem Park. Nach dem Bau von Rußlands erster Eisenbahnstrecke von Petersburg über Zarskoje Selo nach Pawlowsk als Endstation breitete sich die kleine Ortschaft schnell aus und wurde zu einer beliebten Sommerfrische vermögender Petersburger Familien.



- 297 *Skopez*: Skopzen (Verschnittene, Kastraten), eine religiöse Sekte, gegründet in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von dem Bauer Kondratij Seliwanow, die durch Abtötung des Geschlechtstriebes das Seelenheil zu erlangen trachtete und vom Staat verboten wurde.
- 301 *Solowjow*: »Geschichte Russlands seit den Urangängen« von Sergej Solowjow (1820–1879) in 17 Bänden, von Dostojewskij hoch geschätzt.
- 305 *Schal*: kostbare Umschlagtücher aus feinster Kaschmirwolle mit eingewebten vielfarbigem Mustern.
- 307 *Hauptsache, die Ehre ist erwiesen*: »Wenn nur die Ehr' ist erwiesen, vorm Verlust hat uns der Herr errettet«, russ. Sprichwort.
- 308 *ein Gedicht*: Die russische Übersetzung des Gedichts »Heinrich« (1822) von Heinrich Heine erschien 1859 und wurde 1862 in derselben Übersetzung in die Anthologie »Poesie der Zeiten und Völker« von J. Lebedjew aufgenommen.
- 310 *alte Bücher*: Russische Altgläubige weigerten sich, die Rückkorrektur der Bibel anzuerkennen, die im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts von der Kirche durchgeführt wurde. Sie lehnten es ebenfalls ab, sich mit zwei Fingern zu bekreuzen, und bestanden auf dem »Dreifingerkreuz«.
- 317 *Kopie nach Hans Holbein d. J.*: »Der tote Christus im Grabe«, 1521–22, das Original misst 31 × 200 cm.
- 319 *eine Taschenuhr, Silber*: im Hintergrund steht ein realer Mordfall; 1867 hatte ein Bauer einen Angestellten wegen einer silbernen Uhr umgebracht. Die Zeitung berichtet am 30. Oktober 1867 vor allem vom Gebet des Mörders während der Tat.
- 321 *Freude*: hier eine Anspielung auf das Lukas-Evangelium 15,7.
- 329 *dass hinfort keine Zeit mehr sein soll*: Offenbarung 10,6.



335 *Kollegiensekretärswitwe*: Ein Kollegiensekretär bekleidete in der »Rangtabelle« den 10. Rang, also einen niedrigeren.

347 *Tausendjahrfeier des russischen Reiches*: 8. September 1862.

350 *man soll nicht in den Fluß steigen ...*: russ. Sprichwort.

354 *Intrusus*: »Eindringling« (franz. »intrus« von lat. »intrudere«), ursprünglich ein Geistlicher, der eigenmächtig von einem Kirchenamt Besitz ergreift.

362 *reine Schönheit*: ein ungenaues Zitat aus dem Gedicht von Puschkin an A. Kern (»An K***«, 1825):

»Des wunderbaren Augenblicks bin ich gewahr,
Du warst vor mir erschienen,
Als flüchtige Erscheinung,
Als Genius der reinen Schönheit ...«

365 *Lebte einst ein armer Ritter ...*: »Der arme Ritter«, eine Ballade von Puschkin (1829, deutsch von Ulrich Busch), die von der Zensur zum Druck nicht zugelassen wurde. Die gekürzte (hier vorliegende) Fassung nahm Puschkin als Lied eines Knappen in die »Szenen aus der Ritterzeit« (1835) auf. Dostojewskij kannte wahrscheinlich nur die gekürzte Fassung, hatte aber 1866 eine Strophe aus der ersten kennengelernt, empfand das Puschkin-Gedicht als Fragment. Die Ballade kann als ein spielerisch ironisierendes Bekenntnis zu der allversöhnenden idealen Liebe gelten. – Aglaja ersetzt das »A.M.D.« des Gedichts (»Ave Mater Dei«) durch »A.N.B.« (»Ave Nastassja Baraschkowa«) und beim Rezitieren durch »N.F.B.« (»Nastassja Filipowna Baraschkowa«).

369 *keine Stühle zerschlagen*: »Alexander von Mazedonien ist ein Held, indes, wozu Stühle zerschlagen?«, geflügeltes Wort aus der Komödie »Der Revisor« (1836) von Nikolaj Gogol.

374 die Nutzlosigkeit irgendeines Puschkin: Alexander Puschkin (1799–1837) wurde zur Symbolfigur in der Diskussion um Wesen und Bedeutung der Kunst, die in der zweiten Jahrhunderthälfte zwischen sozialistisch-nihilistischen und gemäßigten Lagern ausgefochten wurde. Auch in den »Bösen Geistern«, in den »Brüdern Karamasow« und in seiner Publizistik setzt sich Dostojewskij mit den utilitaristischen Urteilen über Puschkin auseinander und bekennt sich zu ihm als dem größten Dichter und Propheten des wahren Rußlands. – *die Gorskijs und die Danilows*: Die Prozesse des 18-jährigen W. Gorskij und des 19-jährigen A. Danilow beschäftigten die russische Öffentlichkeit Ende der 60er Jahre. Die Zeitungsberichte über die Mordtat des Studenten Danilow, der eine Wucherin und eine Köchin ermordet hatte, erschienen Anfang 1866, also gleichzeitig mit der Veröffentlichung der ersten Kapitel von »Verbrechen und Strafe«. Zu *Gorskij* vgl. zu S. 279.

381 *Die Mär ist frisch, doch überzeugt sie kaum: geflügeltes Wort aus der Komödie »Verstand schafft Leiden« (II, 2) von A. Gribojedow.*

382 *nach Rußland*: im Original deutsch.

383 *Krylows Wolke*: In der Fabel von J. Krylow »Die Wolke« schwebt diese über einen verhornten Acker hinweg und ergießt sich über dem Ozean.

387 *Mit dem Mantel Doktor Schneiders*: W. Dorowatowskaja-Ljubimowa hat nachgewiesen, daß dieses gegen Myschkin gerichtete Spottgedicht die »Kindergeschichte in Versen vom eingebildeten Fedja« (Fedja: vertrauliche Abkürzung von Fjodor) parodiert. Sie stammt von Dostojewskijs Schriftsteller-Kollegen Saltykow-Stschedrin und wurde 1863 veröffentlicht.

418 *B.*: vermutlich eine Anspielung auf den bekannten russischen Arzt Botkin (1832–1889), der Dostojewskij behandelte und von ihm sehr geschätzt wurde.

428 *Proudhon*: Pierre Joseph (1809–1865), einer der ersten Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus und Begründer der Theorie des Anarchismus. Seine Kritik des Eigentumsrechts gipfelt in der bekannten Formel »Eigentum ist Diebstahl«. Er sieht die Geschichte als Geschichte der Eigentumsverhältnisse und der damit verbundenen Unterdrückungen. Die ersten Übersetzungen der Werke Proudhons ins Russische erschienen in den sechziger Jahren.

431 *dass Fürstin Marja Alexejewna es nicht tadeln wird*: geflügeltes Wort aus der Komödie »Verstand schafft Leiden« (IV, 15) von A. Gribojedow.



451 *Bourdaloue*: Louis (1632–1704), französischer Kanzelredner, Professor für Rhetorik, Philosophie und Moraltheologie am Jesuiten-Kolleg in Bourges. Seit 1669 Prediger am Hofe Ludwigs XIV. Deutsche Übersetzung seiner Werke 1760–68 und 1847–69; russische Übersetzung in 4 Bänden 1821–25. Keller gelingt ein unfreiwilliges Wortspiel: Bourdaloue – Bordeaux und (russ.) burdi – Spüllicht, Gesöff, Fraß.

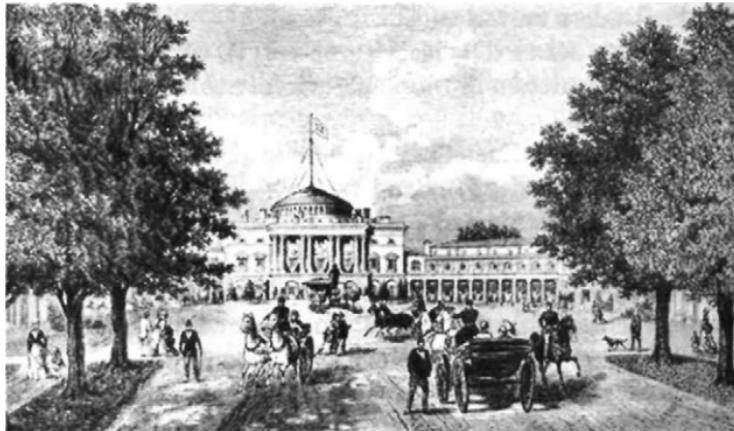
451 *Fenesärf*: das verbalhornte französische »Fines herbes«.

483 *Chalet im Schweizer Stil*: Für die Sommerhäuser in Pawlowsk bevorzugte man den Stil der Schweizer Chalets. S. N. Anziferow russische Studie: »Die Vororte von Petersburg« (1923?).

485 *russische Literatur*: s. Puschkins Fragment »Von der Non-Existenz einer russischen Literatur«.

502 *Vor dem Bahnhof in Pawlowsk*: Bahnhof, russ. »woksal«, ist ein Lehnwort aus dem Englischen des 18. Jahrhunderts. Das englische »Vauxhall« entstand aus dem Familiennamen »Vaux« der Besitzerin eines Vergnügungs- und Biergartens in der Nähe von London, und »hall« – Halle oder Saal. Ursprünglich wurde im Deutschen und Französischen unter »Vauxhall« eine gesellschaftliche Veranstaltung mit Musik verstanden. In Schillers »Kabale und Liebe« fragt Wurm: »Serenissimus schicken mich, Mylady zu fragen, ob diesen Abend Vauxhall sein werde oder teutsche Komödie?« Während im Französischen »Le Vauxhall« ein »jardin public« war, verstand man im Russischen darunter einen Raum für Tanzveranstaltungen oder Kartenspiele. – Nachdem die Eisenbahnstrecke Petersburg–Pawlowsk erbaut worden war, ließ die Eisenbahndirektion in Pawlowsk ein prachtvolles Bahnhofsgebäude errichten, das unmittelbar an den Park grenzte – mit

zwei Restaurants, einem Ballsaal und einer Konzerthalle. Von Mai bis Mitte September fanden hier unentgeltliche Konzerte statt, mit bekanntem Orchester und namhaften in- und ausländischen Dirigenten und Solisten. – Vgl. die Studie »Musykalnyj Pawlowsk« (»Musikalischs Pawlowsk«) von A. C. Rosanow (Leningrad 1978), der wir diese zeitgenössischen Abbildungen entnahmen.



522 *Selten habe ich so schlecht in meinem Teller gesessen:* ungeschickte Übersetzung des franz. »ne pas etre dans son assiette«, Metapher für einen peinlichen, unangemessenen Zustand.

524 *Flasche:* russische Version des französischen »payer la bouteille«, die Rechnung für alle begleichen. – *rote Mütze:* In Russland war das Duellieren verboten und wurde streng bestraft. Leutnant a. D. Keller mußte mit einer Degradierung rechnen und hätte dann die »rote Mütze« des Gemeinen tragen müssen.

541 *Sonne, Quelle des Lebens:* Offenbarung 21,6 und 22,1 und 17. – *Stern Wermuth:* Offenbarung 8,11.

545 *Das Gesetz der Selbstzerstörung:* Vgl. Dostojewskijs »Aufzeichnungen aus dem Kellerloch«.

546 *ein Denker, von der Welt zurückgezogen ... ein anderer, ständig herumreisender Denker:* Anspielung auf den Disput zwischen dem Geistlichen und Dichter V. Petscherin (1807–1885) und dem Schriftsteller A. I. Herzen (1812–1870), über den Herzen in seiner Memoiren »Erlebtes und Erdachtes« (1854–1870) berichtet (VII, 6).

546 *Malthus:* Thomas Robert (1766–1834), engl. Nationalökonom, Begründer der Bevölkerungstheorie und der Politökonomie.

572 *Imperiale:* russische Goldmünzen im Wert von zehn Rubel. – *Butterwoche:* die Woche vor dem Großen Fasten vor Ostern.

- 584 *Wirklicher Staatsrat*: in der »Rangtabelle« Peter des Großen, die sämtliche Staatsdienste umfaßte, der vierte Rang.
- 586 *Napoleon*: 1815, nach Waterloo, beabsichtigte Napoleon sich über den Atlantik nach Amerika abzusetzen, wurde aber von englischen Schiffen daran gehindert und gezwungen, mit den Engländern zu verhandeln.
- 587 *ein alter Mann*: Dr. Haas (1780–1853), Oberarzt an den Gefängnislazaretten in Moskau. – *Golubtschik*: russ. Kosenamen, »Täubchen«.
- 592 *les extrémités*: Zuerst bei Anquetil in »Louis XIV, sa Cour et le Régent« (Paris 1789), Band 1.
- 594 *Talitha kumi*: Markus 5, 41. – *Lazarus*: Johannes 11,43.
- 601 *Millevoye*: Charles Hubert (1782–1816), französischer Lyriker, dessen Gedichte, vor allem »La chute des feuilles«, sich gewisser Beliebtheit erfreuten. B. Tomaschewskij hatte festgestellt, daß die von Ippolit zitierte Strophe einem anderen »petit poète du XVIIIe siècle«, N. Gilbert (1751–1780), gebührt. Ippolit zitiert die letzte Strophe der »Ode IX, imitée de plusieurs psaumes«. In einer Fußnote bemerkt der Herausgeber, daß diese Ode acht Tage vor dem Verscheiden des Autors geschrieben wurde. Um der Verständlichkeit willen sei hier auch die vorletzte Strophe angeführt:

Salut, champs que j'aimois, et vous, douce verdure,
 Et vous, riant exil des bois!
 Ciel, pavillon de l'homme, admirable nature,
 Salut pour la dernière fois!

O, puissent voir longtemps votre beauté sacrée
 Tant d'amis sourds à mes adieux!
 Qu'ils meurent pleins de jour! que leur mort soit pleurée!
 Qu'un ami leur ferme les yeux!

Ich grüße euch, Felder, die ich liebe, und euch, sanfte Wiesen,
 und euch, lächelnde Waldeinsamkeit! O Himmel, Gewölbe
 des Menschen, o wunderbare Natur, seid zum letzten Mal begrüßt!

O mögen eure heilige Schönheit lange schauen
 so viele Freunde, die taub sind für mein Lebewohl!
 Mögen sie sterben in der Fülle ihrer Tage! Möge ihr Tod beweint
 werden!
 Und möge ein Freund ihnen die Augen schließen!

- 614 *Lacenaire*: Pierre François (1800–1836), berüchtigter Mörder von verblüffender Eitelkeit und besonderer Grausamkeit. Bald nach seiner Hinrichtung wurden Auszüge aus seinen Aufzeichnungen »Mémoires, révélations et poésies de Lacenaire, écrites par lui-même à la Conciergerie« veröffentlicht. Dostojewskij versah die Prozeßberichte mit Kommentaren und ließ sie 1861 in der von ihm redigierten Zeitschrift »Wremja« erscheinen.
- 625 *Kock*: Charles Paul de Kock (1793–1871); französischer Romancier, Verfasser von nach damaligen Vorstellungen frivolen Liebesromanen.
- 662 *Schdanowsches Lösung*: Desinfektionsmittel.
- 668 *Podkoljossin*: der sprichwörtlich unentschlossene Held in der Komödie »Die Heirat« (1842) von Gogol.
- 669 *Tu l'as voulu, Georges Dandin*: geflügeltes Wort aus der Komödie »Georges Dandin« (1668) von Molière.
- 671 *Leutnant Pirogow*: Figur aus Gogols Erzählung »Newskij-Prospekt« (1835).
- 686 *Nosdrjow*: aus Gogols »Toten Seelen«, wie Pirogow eine Verkörperung beschränkter Selbstzufriedenheit.
- 718 *Falkonett*: ein altes kleinkalibriges Geschütz.
- 719 *Tschernoswitow*: Rafail, Verfasser der »Anleitung zur Herstellung eines künstlichen Beines« (Petersburg 1855).
- 720 einer unserer Autobiographen: A. I. Herzen, vgl. zu S. 544.
- 722 *Baron de Bazancourt*: Jean-Baptiste, französischer General unter Napoleon. Bei der Besetzung Moskaus war er 45 Jahre alt.
- 724 *Charras*: Jean Baptiste Adolphe, französischer Militärschriftsteller (1810–1865), »Histoire de la Campagne de 1815. Waterloo«.
- 726 *Davout*: Louis Nicolas (1770–1823); Marschall, nach Napoleons Rückkehr von Elba dessen Kriegsminister, berüchtigt wegen seiner Rücksichtslosigkeit und zahllosen Erpressungen.
- 727 *Roustan*: (1780–1845), Leibwächter Napoleons.
- 728 *Constant*: Kammerdiener Napoleons. – *Glühende Eiland der Verbannung*: Puschkin-Zitat aus dem Gedicht »Napoleon« (1821).
- 731 *Wo ist meine Jugend ...*: ungenaues Zitat aus Gogols »Tote Seelen« (I, 4).
- 732 *Anna*: Orden der hl. Anna.
- 733 *Wo liegt dein Grab?*: Zitat aus dem Poem »Humor« von N. Ogarjew (1840–1877).
- 740 *Schlossers Weltgeschichte*: Die 19-bändige »Weltgeschichte« des deutschen Historikers Friedrich Christoph Schlosser (1776–1861) erschien 1844–1856, die russische Übersetzung 1861–1869.

- 745 *Glascha*: zärtliche Abkürzung für Aglaja.
- 746 *Kammerjunker*: ein durch Verleihung eines goldenen Schlüssels ausgezeichneter Adliger, der zum Betreten landesherrlicher Gemächer berechtigt ist. Besondere Uniform und Rang eines Obersten. Altergrenze: 36 Jahre.
- 756 *Glebow*: Stepan (1672–1718), Major, Geliebter der ersten Frau Peters des Großen. Einer Verschwörung gegen den Zaren und des Ehebruchs angeklagt, dann gefoltert und schließlich gefährt, worauf er nach fünfzehn Stunden klaglos starb. – *Osterman*: Heinrich Johann Friedrich (russ. Andrej Iwanowitsch), 1686 als Sohn eines Pastors geboren, gestorben 1747. Seit 1704 in russischen Diensten, erfolgreicher Diplomat. 1722 stellte er die »Rangtabelle« auf und gründete das Außenministerium. 1721 wurde er zum Erzieher Peters II. ernannt, auf den er großen Einfluß ausübte. Ihm sind mehrere Gesetze zu verdanken, die die Lage der Ausländer in Rußland verbessern sollten. Er gründete die Staatsbank und Textilfabriken; als Kanzler unterzeichnete er Freundschafts- und Handelsabkommen mit England, Holland, Schweden und Persien. Nach der Thronbesteigung Jelisaweta I. wurde Osterman der Fälschung und Unterschlagung angeklagt und zum Tode verurteilt, jedoch begnadigt, aber verbannt. Osterman starb 1747.
- 781 *Desjatinen*: russ. Feldmaß, 1,093 ha.
- 785 *Gouraud*: Henri (1807–1874), Jesuit, sozial engagierter Christdemokrat, Arzt; zahlreiche Publikationen in liberalen und medizinischen Zeitschriften.
- 802 *Wir wollen Diener sein*: Markus 9, 35.
- 803 *Geistes, der ihn überfällt*: Markus 9, 17–27; Lukas 9, 42
- 808 *Und am nächsten Morgen, als ...*: Anspielung auf eine Formel aus dem russischen Märchen.
- 811 *sich über nichts zu wundern*: geflügeltes Wort, das auf »nihil admirari« des Horaz zurückgeht.
- 814 *Sonnenuntergang*: Schlußzeilen aus Puschkins »Elegie« (1830).
- 832 *moderne Nihilisten*: »Väter und Söhne« (1862), Roman von Iwan Turgenjew, prägte Typus und Begriff des »Nihilisten«, eines Menschen, der sämtliche traditionellen Bindungen und Grundsätze verneint und durch den Glauben an die Materie ersetzt.
- 860 *Für eine Nacht gebe ich mein Leben*: Puschkin-Zitat aus dem Poem »Ägyptische Nächte« (1835).
- 864 *Er hat solches den Weisen und Klugen verborgen*: Matthäus 11, 25; Lukas 10, 21.

882 *wie dort ... in Moskau*: Im Juli 1866 hatte W. F. Masurin, ein Kaufmann, einen Juwelier, I. I. Kalmykow, ermordet und genau so versteckt.

891 *im Winter frieren sie wie die Mäuse im Keller*: Die Worte Lisaweta Prokofjewnas sind eine beinahe wörtliche Analogie zu den Worten Myschkins in seinem Gespräch mit dem Kammerdiener im 1. Kapitel und zu der Bemerkung Dostojewskis in dem Brief an seine Nichte S. Iwanowa vom 25. Januar 1869: »Wir hatten zwei Wochen Kälte, nicht besonders streng, aber wir haben wegen der niederrächtigen Bauweise der hiesigen Wohnung diese zwei Wochen gefroren wie die Mäuse im Keller.«

Die Übersetzung des 1868 erschienenen Romans »Der Idiot« folgt der Akademieausgabe: F. M. Dostojewskij, Werke in 30 Bdn., Bd. VIII, Leningrad 1974.

Namenverzeichnis der wichtigsten Personen

Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin
Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew, Pflegevater
Antip Burdowskij, angeblich ein unehelicher Sohn Pawlistschews
Schneider, Arzt des Fürsten in der Schweiz

Parfjon Semjonowitsch Rogoschin
Semjon Semjonowitsch Rogoschin, Bruder
Semjon Parfjonowitsch, Vater
Pafnutjewna, Magd der Mutter Rogoschins

Nastassja Filippowna Baraschkowa
Afanassij Iwanowitsch Tozkij
Darja Alexejewna, Nastassjas Freundin
Katja, Pascha, Nastja, ihre Dienstmädchen
Marfa, die Köchin

Iwan Fjodorowitsch Jepantschin, General
Lisaweta (Jelisaweta) Prokofjewna Jepantschina, seine Frau,
geborene Myschkina
Alexandra Iwanowna
Adelaida Iwanowna
Aglaja Iwanowna, ihre Töchter
Fürst Sch., Verlobter Adelaidas
Jewgenij Pawlowitsch Radomskij, Verwandter von Fürst Sch.
Fürst N.
Fürstin Belokonskaja

Ardalion Alexandrowitsch Iwolgin, General a. D.
Nina Alexandrowna Iwolgina, seine Frau
Gawrilja (Ganja, Ganjka, Ganjetschka) Ardalionowitsch
Warwara (Warja) Ardalionowna
Nikolaj (Kolja) Ardalionowitsch, ihre Kinder
Iwan Petrowitsch Ptizyn, Verlobter, dann Ehemann Warwaras
Ferdystschenko, logiert bei den Iwolgins
Matrjona, Dienstmädchen bei den Iwolgins

Marfa Borissowna Terentjewa, Hauptmannswitwe
Ippolit Terentjew, Sohn
Lenotschka, Tochter
Surikow, wohnt im gleichen Haus

Lukjan Timofejewitsch Lebedjew, Beamter
Wera Lukjanowa
Kostja
Tanja
Ljubow (Ljubotschka), seine Kinder
Wladimir Doktorenko, sein Neffe
Keller, Leutnant a. D.

Biskup
Kinder, Geldverleiher

INHALT

Erster Teil	5
Zweiter Teil	259
Dritter Teil	471
Vierter Teil	667
Anhang	893
Anmerkungen	894
Namenverzeichnis	909

»Dostojewskij ist eine hervorragende Lektüre, wenn nicht jetzt, dann in einer nicht allzu fernen Zukunft, wenn man ... ihn rein literarisch auffassen und damit zum ersten Mal überhaupt richtig lesen und verstehen wird.«

Ossip Mandelstam, 1922

Fischer



ISBN 3-596-13510-9



9 783596 135103

DM 29.90



öS 218.-

Umschlaggestaltung: Buchholz/Hinsch/Hensinger